This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Parerga und Paralipomena.

Von

Arthur Schopenhauer.

Zweiter Band.

Parerga und Paralipomena.

Kleine philoſophiſche Schriften

von

Arthur Schopenhauer.

Vitam impendere vero.
(Juvenalis, Sat. IV. 91.)

Vierte Auflage.

Herausgegeben

von

Julius Frauenſtädt.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1878.

B3115
1878
v.2

BURDACH

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Inhaltsverzeichniss des zweiten Bandes.

Vereinzelte, jedoch systematisch geordnete Gedanken über vielerlei Gegenstände.

Seite

Kapitel I. Ueber Philosophie und ihre Methode 3
Kapitel II. Zur Logik und Dialektik 22
Kapitel III. Den Intellekt überhaupt und in jeder Beziehung betreffende Gedanken 35
Kapitel IV. Einige Betrachtungen über den Gegensatz des Dinges an sich und der Erscheinung 96
Kapitel V. Einige Worte über den Pantheismus 104
Kapitel VI. Zur Philosophie und Wissenschaft der Natur 108
Kapitel VII. Zur Farbenlehre 190
Kapitel VIII. Zur Ethik 215
Kapitel IX. Zur Rechtslehre und Politik 256
Kapitel X. Zur Lehre von der Unzerstörbarkeit unseres wahren Wesens durch den Tod 284
Kapitel XI. Nachträge zur Lehre von der Nichtigkeit des Daseyns 303
Kapitel XII. Nachträge zur Lehre vom Leiden der Welt 312
Kapitel XIII. Ueber den Selbstmord 328
Kapitel XIV. Nachträge zur Lehre von der Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben 334
Kapitel XV. Ueber Religion 347
Kapitel XVI. Einiges zur Sanskritlitteratur 425
Kapitel XVII. Einige archäologische Betrachtungen 435
Kapitel XVIII. Einige mythologische Betrachtungen 439

M 90703

Seite

Kapitel XIX. Zur Metaphyſik des Schönen und Aeſthetik 447
Kapitel XX. Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm 486
Kapitel XXI. Ueber Gelehrſamkeit und Gelehrte 513
Kapitel XXII. Selbſtdenken 526
Kapitel XXIII. Ueber Schriftſtellerei und Stil 536
Kapitel XXIV. Ueber Leſen und Bücher 587
Kapitel XXV. Ueber Sprache und Worte 599
Kapitel XXVI. Pſychologiſche Bemerkungen 616
Kapitel XXVII. Ueber die Weiber 649
Kapitel XXVIII. Ueber Erziehung 663
Kapitel XXIX. Zur Phyſiognomik 670
Kapitel XXX. Ueber Lerm und Geräuſch 678
Kapitel XXXI. Gleichniſſe, Parabeln und Fabeln 683
Einige Verſe 690

Vereinzelte,

jedoch

ſyſtematiſch geordnete Gedanken

über

vielerlei Gegenſtände.

Eleusis servat quod ostendat
revisentibus.
Sen. (nat. quaest. VII, 31.)

Kapitel I.

Ueber Philoſophie und ihre Methode.

---

§. 1.

Der Grund und Boden, auf dem alle unſere Erkenntniſſe und Wiſſenſchaften ruhen, iſt das Unerklärliche. Auf dieſes führt daher jede Erklärung, mittelſt mehr oder weniger Mittelglieder, zurück; wie auf dem Meere das Senkblei den Grund bald in größerer, bald in geringerer Tiefe findet, ihn jedoch überall zuletzt erreichen muß. Dieſes Unerklärliche fällt der Metaphyſik anheim.

§. 2.

Faſt alle Menſchen bedenken unabläſſig, daß ſie der und der Menſch (τις ανθρωπος) ſind, nebſt den Korollarien, die ſich daraus ergeben: hingegen, daß ſie überhaupt ein Menſch (ὁ ανθρωπος) ſind und welche Korollarien hieraus folgen, das fällt ihnen kaum ein und iſt doch die Hauptſache. Die Wenigen, welche mehr dem letztern, als dem erſtern Satze nachhängen, ſind Philoſophen. Die Richtung der Andern aber iſt darauf zurückzuführen, daß ſie überhaupt in den Dingen ſtets nur das Einzelne und Individuelle ſehn, nicht das Allgemeine derſelben. Bloß die höher Begabten ſehn, mehr und mehr, je nach dem Grad ihrer Eminenz, in den einzelnen Dingen das Allgemeine derſelben. Dieſer wichtige Unterſchied durchdringt das ganze Erkenntnißvermögen dermaaßen, daß er ſich auf die Anſchauung der alltäglichſten Gegenſtände herab erſtreckt; daher ſchon dieſe im eminenten Kopfe eine andere iſt, als im gewöhnlichen. Dieſes Auffaſſen des Allgemeinen in dem ſich jedesmal darſtellenden Einzelnen

fällt auch zuſammen mit Dem, was ich das reine, willensloſe Subjekt des Erkennens genannt und als das ſubjektive Korrelat der Platoniſchen Idee aufgeſtellt habe; weil nur, wenn auf das Allgemeine gerichtet, die Erkenntniß willenlos bleiben kann, in den einzelnen Dingen hingegen die Objekte des Wollens liegen; daher denn auch die Erkenntniß der Thiere ſtreng auf dies Einzelne beſchränkt iſt und demgemäß ihr Intellekt ausſchließlich im Dienſte ihres Willens bleibt. Hingegen iſt jene Richtung des Geiſtes auf das Allgemeine die unumgängliche Bedingung zu ächten Leiſtungen in der Philoſophie, Poeſie, überhaupt in den Künſten und Wiſſenſchaften.

Für den Intellekt im Dienſte des Willens, alſo im praktiſchen Gebrauch giebt es nur einzelne Dinge; für den Intellekt, der Kunſt und Wiſſenſchaft treibt, alſo für ſich ſelbſt thätig iſt, giebt es nur Allgemeinheiten, ganze Arten, Species, Klaſſen, Ideen von Dingen; da ſelbſt der bildende Künſtler im Individuo die Idee, alſo die Gattung darſtellen will. Dieſes beruht darauf, daß der Wille direkt bloß auf einzelne Dinge gerichtet iſt: dieſe ſind ſeine eigentlichen Objekte: denn nur ſie haben empiriſche Realität. Begriffe, Klaſſen, Arten hingegen können nur ſehr mittelbar ſeine Objekte werden. Daher hat der rohe Menſch für allgemeine Wahrheiten keinen Sinn; das Genie hingegen überſieht und verſäumt das Individuelle: die erzwungene Beſchäftigung mit dem Einzelnen als ſolchem, wie ſie den Stoff des praktiſchen Lebens ausmacht, iſt ihm ein läſtiger Frohndienſt.

§. 3.

Zum Philoſophiren ſind die zwei erſten Erforderniſſe dieſe: erſtlich, daß man den Muth habe, keine Frage auf dem Herzen zu behalten; und zweitens, daß man alles Das, was ſich von ſelbſt verſteht, ſich zum deutlichen Bewußtſeyn bringe, um es als Problem aufzufaſſen. Endlich auch muß, um eigentlich zu philoſophiren, der Geiſt wahrhaft müſſig ſeyn: er muß keine Zwecke verfolgen und alſo nicht vom Willen gelenkt werden, ſondern ſich ungetheilt der Belehrung hingeben, welche die anſchauliche Welt und das eigene Bewußtſeyn ihm ertheilt. — Philoſophieprofeſſoren hingegen ſind auf ihren perſönlichen Nutzen

und Vortheil und was dahin führt, bedacht: da liegt ihr Ernſt. Darum ſehn ſie ſo viele deutliche Dinge gar nicht, ja, kommen nicht ein einziges Mal, auch nur über die Probleme der Philoſophie, zur Beſinnung.

§. 4.

Der Dichter bringt Bilder des Lebens, menſchliche Charaktere und Situationen vor die Phantaſie, ſetzt das Alles in Bewegung, und überläßt nun Jedem, bei dieſen Bildern ſo weit zu denken, wie ſeine Geiſteskraft reicht. Dieſerhalb kann er Menſchen von den verſchiedenſten Fähigkeiten, ja, Thoren und Weiſen zugleich genügen. Der Philoſoph hingegen bringt nicht, in jener Weiſe, das Leben ſelbſt, ſondern die fertigen, von ihm daraus abſtrahirten Gedanken, und fordert nun, daß ſein Leſer eben ſo und eben ſo weit denke, wie er ſelbſt. Dadurch wird ſein Publikum ſehr klein. Der Dichter iſt danach Dem zu vergleichen, der die Blumen, der Philoſoph Dem, der die Quinteſſenz derſelben bringt.

Ein andrer großer Vortheil, den poetiſche Leiſtungen vor philoſophiſchen haben, iſt dieſer, daß alle Dichterwerke, ohne ſich zu hindern, neben einander beſtehn, ja, ſogar die heterogenſten unter ihnen von einem und demſelben Geiſte genoſſen und geſchätzt werden können; während jedes philoſophiſche Syſtem, kaum zur Welt gekommen, ſchon auf den Untergang aller ſeiner Brüder bedacht iſt, gleich einem Aſiatiſchen Sultan bei ſeinem Regierungsantritt. Denn, wie im Bienenſtocke nur eine Königin ſeyn kann, ſo nur eine Philoſophie an der Tagesordnung. Die Syſteme ſind nämlich ſo ungeſelliger Natur, wie die Spinnen, deren jede allein in ihrem Netze ſitzt und nun zuſieht, wie viele Fliegen ſich darin werden fangen laſſen, aber einer andern Spinne nur um mit ihr zu kämpfen, ſich nähert. Alſo während die Dichterwerke friedlich neben einander weiden, wie Lämmer, ſind die philoſophiſchen geborene reißende Thiere, und ſogar in ihrer Zerſtörungsſucht, gleich den Skorpionen, Spinnen und einigen Inſektenlarven, vorzüglich gegen die eigene Species gerichtet. Sie treten in der Welt auf, gleich den geharniſchten Männern aus der Saat der Drachenzähne des Jaſon, und haben bis jetzt, gleich dieſen, ſich alle wechſelſeitig aufgerieben. Schon dauert dieſer Kampf über

zwei Tauſend Jahre: wird je aus ihm ein letzter Sieg und bleibender Frieden hervorgehn?

In Folge dieſer weſentlich polemiſchen Natur, dieſes bellum omnium contra omnes der philoſophiſchen Syſteme iſt es unendlich ſchwerer als Philoſoph Geltung zu erlangen, denn als Dichter. Verlangt doch des Dichters Werk vom Leſer nichts weiter, als einzutreten in die Reihe der ihn unterhaltenden, oder erhebenden Schriften, und eine Hingebung auf wenige Stunden. Das Werk des Philoſophen hingegen will ſeine ganze Denkungsart umwälzen, verlangt von ihm, daß er Alles, was er bisher, in dieſer Gattung, gelernt und geglaubt hat, für Irrthum, die Zeit und die Mühe für verloren erkläre und von vorn anfange: höchſtens läßt es einige Rudera eines Vorgängers ſtehn, um ſeine Grundlage daraus zu machen. Dazu kommt, daß es in jedem Lehrer eines ſchon beſtehenden Syſtems einen Gegner von Amts wegen hat, ja, daß bisweilen ſogar der Staat ein ihm beliebiges philoſophiſches Syſtem in Schutz nimmt und, mittelſt ſeiner mächtigen, materiellen Mittel, das Aufkommen jedes andern verhütet. Jetzt nehme man noch hinzu, daß die Größe des philoſophiſchen Publikums zu der des dichteriſchen ſich verhält wie die Zahl der Leute, die belehrt, zu der, die unterhalten ſeyn wollen, und man wird ermeſſen können, quibus auspiciis ein Philoſoph auftritt. — Dagegen nun freilich iſt es der Beifall der Denker, der Auserwählten aus langen Zeiträumen und allen Ländern, ohne Nationalunterſchied, der dem Philoſophen lohnt: die Menge lernt allmälig ſeinen Namen auf Auktorität verehren. Dem gemäß und wegen der langſamen, aber tiefen Einwirkung des Ganges der Philoſophie auf den des ganzen Menſchengeſchlechts geht, ſeit Jahrtauſenden, die Geſchichte der Philoſophen neben der der Könige her und zählt hundert Mal weniger Namen, als dieſe: daher es ein Großes iſt, dem ſeinigen eine bleibende Stelle darin zu verſchaffen.

§. 5.

Der philoſophiſche Schriftſteller iſt der Führer und ſein Leſer der Wanderer. Sollen ſie zuſammen ankommen, ſo müſſen ſie, vor allen Dingen, zuſammen ausgehn: d. h. der Autor muß ſeinen Leſer aufnehmen auf einem Standpunkt, den ſie ſicherlich

gemein haben: dies aber kann kein anderer ſeyn, als der des uns Allen gemeinſamen, empiriſchen Bewußtſeyns. Hier alſo faſſe er ihn feſt an der Hand und ſehe nun, wie hoch über die Wolken hinaus er, auf dem Bergespfade, Schritt vor Schritt, mit ihm gelangen könne. So hat es auch noch Kant gemacht: er geht vom ganz gemeinen Bewußtſeyn, ſowohl des eigenen Selbſt, als auch der anderen Dinge, aus. — Wie verkehrt iſt es hingegen, den Ausgang nehmen zu wollen vom Standpunkte einer angeblichen intellektualen Anſchauung hyperphyſiſcher Verhältniſſe, oder gar Vorgänge, oder auch einer das Ueberſinnliche vernehmenden Vernunft, oder einer abſoluten, ſich ſelbſt denkenden Vernunft: denn das Alles heißt vom Standpunkte nicht unmittelbar mittheilbarer Erkenntniſſe ausgehn, wo daher, ſchon beim Ausgange ſelbſt, der Leſer nie weiß, ob er bei ſeinem Autor ſtehe, oder meilenweit von ihm.

§. 6.

Zu unſerer eigenen, ernſtlichen Meditation und innigen Betrachtung der Dinge verhält ſich das Geſpräch mit einem Andern über dieſelben wie eine Maſchine zu einem lebendigen Organismus. Denn nur bei erſterer iſt Alles wie aus Einem Stück geſchnitten, oder wie aus Einer Tonart geſpielt; daher es volle Klarheit, Deutlichkeit und wahren Zuſammenhang, ja Einheit erlangen kann: beim anderen hingegen werden heterogene Stücke, ſehr verſchiedenen Urſprungs, an einander gefügt und wird eine gewiſſe Einheit der Bewegung erzwungen, die oft unerwartet ſtockt. Nur ſich ſelbſt nämlich verſteht man ganz; Andere nur halb: denn man kann es höchſtens zur Gemeinſchaft der Begriffe bringen, nicht aber zu der der dieſen zum Grunde liegenden anſchaulichen Auffaſſung. Daher werden tiefe, philoſophiſche Wahrheiten wohl nie auf dem Wege des gemeinſchaftlichen Denkens, im Dialog, zu Tage gefördert werden. Wohl aber iſt ein ſolches ſehr dienlich zur Vorübung, zum Aufjagen der Probleme, zur Ventilation derſelben, und nachher zur Prüfung, Kontrole und Kritik der aufgeſtellten Löſung. In dieſem Sinne ſind auch Platons Geſpräche abgefaßt, und demgemäß ging aus ſeiner Schule die zweite und dritte Akademie in zunehmend ſkeptiſcher Richtung hervor. Als Form der Mittheilung

philoſophiſcher Gedanken iſt der geſchriebene Dialog nur da zweckmäßig, wo der Gegenſtand zwei, oder mehrere, ganz verſchiedene, wohl gar entgegengeſetzte Anſichten zuläßt, über welche entweder das Urtheil dem Leſer anheimgeſtellt bleiben ſoll, oder welche zuſammengenommen ſich zum vollſtändigen und richtigen Verſtändniß der Sache ergänzen: zum erſtern Fall gehört auch die Widerlegung erhobener Einwürfe. Die in ſolcher Abſicht gewählte dialogiſche Form muß aber alsdann dadurch, daß die Verſchiedenheit der Anſichten von Grund aus hervorgehoben und herausgearbeitet iſt, ächt dramatiſch werden: es müſſen wirklich Zwei ſprechen. Ohne dergleichen Abſicht iſt ſie eine müſſige Spielerei; wie meiſtens.

§. 7.

Weder unſere Kenntniſſe, noch unſere Einſichten werden jemals durch Vergleichen und Diskutiren des von Andern Geſagten ſonderlich vermehrt werden: denn das iſt immer nur, wie wenn man Waſſer aus einem Gefäß in ein anderes gießt. Nur durch eigene Betrachtung der Dinge ſelbſt kann Einſicht und Kenntniß wirklich bereichert werden: denn ſie allein iſt die ſtets bereite und ſtets nahe liegende lebendige Quelle. Demnach iſt es ſeltſam anzuſehn, wie ſeynwollende Philoſophen ſtets auf dem erſteren Wege beſchäftigt ſind und den andern gar nicht zu kennen ſcheinen, wie ſie immer es vorhaben mit Dem, was Dieſer geſagt hat, und was wohl Jener gemeint haben mag; ſo daß ſie gleichſam, ſtets von Neuem, alte Gefäße umſtülpen, um zu ſehn, ob nicht irgend ein Tröpfchen darin zurückgeblieben ſei; während die lebendige Quelle vernachläſſigt zu ihren Füßen liegt. Nichts verräth ſo ſehr, wie Dieſes, ihre Unfähigkeit und zeiht ihre angenommene Miene von Wichtigkeit, Tiefſinn und Originalität der Lüge.

§. 8.

Die, welche durch das Studium der Geſchichte der Philoſophie Philoſophen zu werden hoffen, ſollten aus derſelben vielmehr entnehmen, daß Philoſophen, eben ſo ſehr wie Dichter, nur **geboren** werden, und zwar viel ſeltener.

§. 9.

Eine seltsame und unwürdige Definition der Philosophie, die aber sogar noch Kant giebt, ist diese, daß sie eine Wissenschaft aus bloßen Begriffen wäre. Ist doch das ganze Eigenthum der Begriffe nichts Anderes, als was darin niedergelegt worden, nachdem man es der anschaulichen Erkenntniß abgeborgt und abgebettelt hatte, dieser wirklichen und unerschöpflichen Quelle aller Einsicht. Daher läßt eine wahre Philosophie sich nicht herausspinnen aus bloßen, abstrakten Begriffen; sondern muß gegründet seyn auf Beobachtung und Erfahrung, sowohl innere, als äußere. Auch nicht durch Kombinationsversuche mit Begriffen, wie sie so oft, zumal aber von den Sophisten unserer Zeit, also von Fichte und Schelling, jedoch in größter Widerwärtigkeit von Hegel, daneben auch, in der Moral, von Schleiermacher ausgeführt worden sind, wird je etwas Rechtes in der Philosophie geleistet werden. Sie muß, so gut wie Kunst und Poesie, ihre Quelle in der anschaulichen Auffassung der Welt haben: auch darf es dabei, so sehr auch der Kopf oben zu bleiben hat, doch nicht so kaltblütig hergehn, daß nicht am Ende der ganze Mensch, mit Herz und Kopf, zur Aktion käme und durch und durch erschüttert würde. Philosophie ist kein Algebra-Exempel. Vielmehr hat Vauvenargue Recht, indem er sagt: les grandes pensées viennent du cœur.

§. 10.

Man kann, im Großen und Ganzen betrachtet, die Philosophie aller Zeiten auch so auffassen, daß sie, wie ein Pendel, hin und her schwingt zwischen Rationalismus und Illuminismus, d. h. zwischen dem Gebrauch der objektiven und dem der subjektiven Erkenntnißquelle.

Der Rationalismus, welcher den ursprünglich zum Dienste des Willens allein bestimmten und deshalb nach außen gerichteten Intellekt zum Organ hat, tritt zuerst als Dogmatismus auf, als welcher er sich durchaus objektiv verhält. Dann wechselt er ab mit dem Skepticismus und wird in Folge hievon zuletzt Kriticismus, welcher den Streit durch Berücksichtigung des Subjekts zu schlichten unternimmt: d. h. er wird zur Transscendentalphilosophie. Hierunter verstehe ich jede

Philoſophie, welche davon ausgeht, daß ihr nächſter und unmittelbarer Gegenſtand nicht die Dinge ſeien, ſondern allein das menſchliche Bewußtſeyn von den Dingen, welches daher nirgends außer Acht und Rechnung gelaſſen werden dürfe. Die Franzoſen nennen dieſelbe ziemlich ungenau méthode psychologique, im Gegenſatz der méthode purement logique, worunter ſie die, unbefangen, von Objekten, oder objektiv gedachten Begriffen, ausgehende Philoſophie, alſo den Dogmatismus, verſtehen. Auf dieſem Punkte nun angelangt kommt der Rationalismus zu der Erkenntniß, daß ſein Organon nur die Erſcheinung erfaßt, nicht aber das letzte, innere und ſelbſteigene Weſen der Dinge erreicht.

Auf allen ſeinen Stadien, jedoch hier am meiſten, macht ſich, antithetiſch gegen ihn, der Illuminismus geltend, der, weſentlich nach innen gerichtet, innere Erleuchtung, intellektuelle Anſchauung, höheres Bewußtſeyn, unmittelbar erkennende Vernunft, Gottesbewußtſeyn, Unifikation u. dgl. zum Organon hat und den Rationalismus als das „Licht der Natur" geringſchätzt. Legt er nun dabei eine Religion zum Grunde, ſo wird er Myſticismus. Sein Grundgebrechen iſt, daß ſeine Erkenntniß eine nicht mittheilbare iſt; theils weil es für die innere Wahrnehmung kein Kriterium der Identität des Objekts verſchiedener Subjekte giebt; theils weil ſolche Erkenntniß doch mittelſt der Sprache mitgetheilt werden müßte, dieſe aber, zum Behuf der nach außen gerichteten Erkenntniß des Intellekts, mittelſt Abſtraktionen aus derſelben, entſtanden, ganz ungeeignet iſt, die davon grundverſchiedenen innern Zuſtände auszudrücken, welche der Stoff des Illuminismus ſind, der daher ſich eine eigene Sprache zu bilden hätte, welches wiederum, wegen des erſteren Grundes, nicht angeht. Als nicht mittheilbar iſt nun eine dergleichen Erkenntniß auch unerweislich; worauf denn, an der Hand des Skepticismus, der Rationalismus wieder ins Feld tritt. Illuminismus iſt ſtellenweiſe ſchon im Platon zu ſpüren: entſchiedener aber tritt er auf in der Philoſophie der Neuplatoniker, der Gnoſtiker, des Dionyſius Areopagita, wie auch des Skotus Erigena; ferner unter den Mohammedanern, als Lehre der Sufi: in Indien herrſcht er in Vedanta und Mimanſa: am entſchiedenſten gehören Jakob Böhme und alle chriſtlichen Myſtiker ihm an. Er tritt

allemal auf, wann der Rationalismus ein Stadium, ohne das Ziel zu erreichen, durchlaufen hat: ſo kam er, gegen das Ende der ſcholaſtiſchen Philoſophie und im Gegenſatz derſelben, als Myſtik, zumal der Deutſchen, im Tauler und dem Verfaſſer der deutſchen Theologie, nebſt Andern; und ebenfalls in neueſter Zeit, als Gegenſatz zur Kantiſchen Philoſophie, in Jacobi und Schelling, gleichfalls in Fichte's letzter Periode. — Allein die Philoſophie ſoll mittheilbare Erkenntniß, muß daher Rationalismus ſeyn. Demgemäß habe ich, in der meinigen, zwar, am Schluß, auf das Gebiet des Illuminismus, als ein Vorhandenes, hingedeutet, aber mich gehütet, es auch nur mit Einem Schritte zu betreten; dagegen denn auch nicht unternommen, die letzten Aufſchlüſſe über das Daſeyn der Welt zu geben, ſondern bin nur ſo weit gegangen, als es auf dem objektiven, rationaliſtiſchen Wege möglich iſt. Dem Illuminismus habe ich ſeinen Raum freigelaſſen, wo ihm, auf ſeine Weiſe, die Löſung aller Räthſel werden mag, ohne daß er dabei mir den Weg verträte, oder gegen mich zu polemiſiren hätte.

Inzwiſchen mag oft genug dem Rationalismus ein verſteckter Illuminismus zum Grunde liegen, auf welchen dann der Philoſoph, wie auf einen verſteckten Kompaß, hinſieht, während er eingeſtändlich ſeinen Weg nur nach den Sternen, d. h. den äußerlich und klar vorliegenden Objekten, richtet und nur dieſe in Rechnung bringt. Dies iſt zuläſſig, weil er nicht unternimmt, die unmittheilbare Erkenntniß mitzutheilen, ſondern ſeine Mittheilungen rein objektiv und rationell bleiben. Dies mag der Fall geweſen ſeyn mit Platon, Spinoza, Malebranche und manchem Andern: es geht niemanden etwas an: denn es ſind die Geheimniſſe ihrer Bruſt. Hingegen das laute Berufen auf intellektuelle Anſchauung und die dreiſte Erzählung ihres Inhalts, mit dem Anſpruch auf objektive Gültigkeit deſſelben, wie bei Fichte und Schelling, iſt unverſchämt und verwerflich.

An ſich ſelbſt iſt übrigens der Illuminismus ein natürlicher und inſofern zu rechtfertigender Verſuch zur Ergründung der Wahrheit. Denn der nach außen gerichtete Intellekt, als bloßes Organon für die Zwecke des Willens und folglich bloß Sekundäres, iſt doch nur ein Theil unſers geſammten menſchlichen Weſens: er gehört der Erſcheinung an, und ſeine Erkenntniß

entſpricht bloß ihr, da er ja allein zu ihrem Behufe da iſt. Was kann alſo natürlicher ſeyn, als daß man, wenn es mit dem objektiv erkennenden Intellekt mißlungen iſt, nunmehr unſer ganzes übriges Weſen, welches doch auch Ding an ſich ſeyn, d. h. dem wahren Weſen der Welt angehören und folglich irgendwie die Löſung aller Räthſel in ſich tragen muß, mit ins Spiel bringt, um durch ſelbiges Hülfe zu ſuchen; — wie die alten Deutſchen, wenn ſie Alles verſpielt hatten, zuletzt ihre eigene Perſon einſetzten. Aber die allein richtige und objektiv gültige Art ſolches auszuführen, iſt, daß man die empiriſche Thatſache eines in unſerm Innern ſich kund gebenden, ja, deſſen alleiniges Weſen ausmachenden Willens auffaſſe, und ſie zur Erklärung der objektiven, äußern Erkenntniß anwende; wie ich dies demnach gethan habe. Hingegen führt der Weg des Illuminismus, aus den oben dargelegten Gründen, nicht zum Zweck.

§. 11.

Bloße Schlauheit befähigt wohl zum Skeptikus, aber nicht zum Philoſophen. Inzwiſchen iſt die Skepſis in der Philoſophie was die Oppoſition im Parlament, iſt auch eben ſo wohlthätig, ja nothwendig. Sie beruht überall darauf, daß die Philoſophie einer Evidenz ſolcher Art, wie die Mathematik ſie hat, nicht fähig iſt; ſo wenig, wie der Menſch thieriſcher Kunſttriebe, die eben auch a priori ſicher gehn. Daher wird gegen jedes Syſtem die Skepſis ſich immer noch in die andere Waagſchale legen können: aber ihr Gewicht wird zuletzt ſo gering werden, gegen das andere, daß es ihm nicht mehr ſchadet, als der arithmetiſchen Quadratur des Cirkels, daß ſie doch nur approximativ iſt.

Das, was man weiß, hat doppelten Werth, wenn man zugleich Das, was man nicht weiß, nicht zu wiſſen eingeſteht. Denn dadurch wird Erſteres von dem Verdacht frei, dem man es ausſetzt, wenn man, wie z. B. die Schellingianer, auch Das, was man nicht weiß, zu wiſſen vorgiebt.

§. 12.

Ausſprüche der Vernunft nennt Jeder gewiſſe Sätze, die er ohne Unterſuchung für wahr hält und davon er ſich ſo feſt überzeugt glaubt, daß ſogar, wenn er es wollte, er es nicht dahin

bringen könnte, ſie ernſtlich zu prüfen, als wozu er ſie einſtweilen in Zweifel ziehen müßte. In dieſen feſten Kredit ſind ſie bei ihm dadurch gekommen, daß, als er anfing zu reden und zu denken, ſie ihm anhaltend vorgeſagt und dadurch eingeimpft wurden; daher denn ſeine Gewohnheit ſie zu denken eben ſo alt iſt, wie die Gewohnheit überhaupt zu denken; wodurch es kommt, daß er Beides nicht mehr trennen kann; ja, ſie ſind mit ſeinem Gehirn verwachſen. Das hier Geſagte iſt ſo wahr, daß es mit Beiſpielen zu belegen einerſeits überflüſſig und andererſeits bedenklich wäre.

§. 13.

Keine, aus einer objektiven, anſchauenden Auffaſſung der Dinge entſprungene und folgerecht durchgeführte Anſicht der Welt kann durchaus falſch ſeyn; ſondern ſie iſt, im ſchlimmſten Fall, nur einſeitig: ſo z. B. der vollkommene Materialismus, der abſolute Idealismus u. a. m. Sie alle ſind wahr; aber ſie ſind es zugleich: folglich iſt ihre Wahrheit eine nur relative. Jede ſolche Auffaſſung iſt nämlich nur von einem beſtimmten Standpunkt aus wahr; wie ein Bild die Gegend nur von einem Geſichtspunkt aus darſtellt. Erhebt man ſich aber über den Standpunkt eines ſolchen Syſtems hinaus; ſo erkennt man die Relativität ſeiner Wahrheit, d. h. ſeine Einſeitigkeit. Nur der höchſte, Alles überſehende und in Rechnung bringende Standpunkt kann abſolute Wahrheit liefern. — Demzufolge nun iſt es z. B. wahr, wenn ich mich ſelbſt betrachte als ein bloß zeitliches, entſtandenes und dem gänzlichen Untergange beſtimmtes Naturprodukt, — etwan in der Weiſe des Koheleth: aber es iſt zugleich wahr, daß Alles, was je war und je ſeyn wird, Ich bin und außer mir nichts iſt. Eben ſo iſt es wahr, wenn ich, nach Weiſe des Anakreon, das höchſte Glück in den Genuß der Gegenwart ſetze: aber zugleich iſt es wahr, wenn ich die Heilſamkeit des Leidens und das Nichtige, ja, Verderbliche alles Genuſſes erkenne und den Tod als den Zweck meines Daſeyns auffaſſe.

Alles dieſes hat ſeinen Grund darin, daß jede folgerecht durchführbare Anſicht nur eine in Begriffe übertragene und dadurch fixirte, anſchauliche und objektive Auffaſſung der Natur iſt, die Natur aber, d. i. das Anſchauliche, nie lügt, noch ſich widerſpricht, da ihr Weſen dergleichen ausſchließt. Wo daher Widerſpruch und

Lüge iſt; da ſind Gedanken, die nicht aus objektiver Auffaſſung entſprungen ſind, — z. B. im Optimismus. Hingegen unvollſtändig und einſeitig kann eine objektive Auffaſſung ſeyn: dann gebürt ihr eine Ergänzung, nicht eine Widerlegung.

§. 14.

Man wird es nicht müde, der Metaphyſik ihre ſo geringen Fortſchritte, im Angeſicht der ſo großen der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften vorzuwerfen. Schon Voltaire ruft aus: o métaphysique! nous sommes aussi avancés que du tems de premiers Druides. (Mél. d. phil. ch. 9.) Aber, welche andere Wiſſenſchaft hat denn, wie ſie, allezeit einen Antagoniſten ex officio, einen beſtellten fiskaliſchen Ankläger, einen kings champion in vollem Harniſch, der auf die wehr- und waffenloſe eindringt, zum beſtändigen Hemmniß gehabt? Nimmer wird ſie ihre wahren Kräfte zeigen, ihre Rieſenſchritte thun können, ſo lange ihr, unter Drohungen, zugemuthet wird, ſich den, auf die ſo kleine Kapacität des ſo großen Haufens berechneten Dogmen anzupaſſen. Erſt bindet man uns die Arme, und dann verhöhnt man uns, daß wir nichts leiſten können.

Die Religionen haben ſich der metaphyſiſchen Anlage des Menſchen bemächtigt, indem ſie theils ſolche durch frühzeitiges Einprägen ihrer Dogmen lähmen, theils alle freien und unbefangenen Aeußerungen derſelben verbieten und verpönen, ſo daß dem Menſchen über die wichtigſten und intereſſanteſten Angelegenheiten, über ſein Daſeyn ſelbſt, das freie Forſchen theils direkt verboten, theils indirekt gehindert, theils ſubjektiv durch jene Lähmung unmöglich gemacht wird, und dergeſtalt die erhabenſte ſeiner Anlagen in Feſſeln liegt.

§. 15.

Um uns gegen fremde, der unſrigen entgegengeſetzte Anſichten tolerant und beim Widerſpruch geduldig zu machen, iſt vielleicht nichts wirkſamer, als die Erinnerung, wie häufig wir ſelbſt, über den ſelben Gegenſtand, ſucceſſiv ganz entgegengeſetzte Meinungen gehegt und ſolche, bisweilen ſogar in ſehr kurzer Zeit, wiederholt gewechſelt, bald die eine Meinung, bald wieder ihr Gegentheil, verworfen und wieder aufgenommen haben; je

nachdem der Gegenſtand bald in dieſem, bald in jenem Lichte ſich uns darſtellte.

Desgleichen iſt, um unſerm Widerſpruche gegen die Meinung eines Andern bei dieſem Eingang zu verſchaffen, nichts geeigneter, als die Rede: „das Selbe habe ich früher auch gemeint; aber" u. ſ. w.

§. 16.

Eine Irrlehre, ſei ſie aus falſcher Anſicht gefaßt, oder aus ſchlechter Abſicht entſprungen, iſt ſtets nur auf ſpecielle Umſtände, folglich auf eine gewiſſe Zeit berechnet; die Wahrheit allein auf alle Zeit; wenn ſie auch eine Weile verkannt, oder erſtickt werden kann. Denn, ſobald nur ein wenig Licht von innen, oder ein wenig Luft von außen kommt, findet ſich jemand ein, ſie zu verkündigen, oder zu vertheidigen. Weil ſie nämlich nicht aus der Abſicht irgend einer Partei entſprungen iſt; ſo wird, zu jeder Zeit, jeder vorzügliche Kopf ihr Verfechter. Denn ſie gleicht dem Magneten, der ſtets und überall nach einem abſolut beſtimmten Weltpunkte weiſt; die Irrlehre hingegen einer Statue, die mit der Hand auf eine andere Statue hinweiſt, von welcher ein Mal getrennt ſie alle Bedeutung verloren hat.

§. 17.

Was der Auffindung der Wahrheit am meiſten entgegenſteht iſt nicht der aus den Dingen hervorgehende und zum Irrthum verleitende falſche Schein, noch auch unmittelbar die Schwäche des Verſtandes; ſondern es iſt die vorgefaßte Meinung, das Vorurtheil, welches, als ein After-a priori, der Wahrheit ſich entgegenſtellt und dann einem widrigen Winde gleicht, der das Schiff von der Richtung, in der allein das Land liegt, zurücktreibt; ſo daß jetzt Steuer und Segel vergeblich thätig ſind.

§. 18.

Den Goethe'ſchen Vers im Fauſt:

„Was du ererbt von deinen Vätern haſt,
Erwirb es, um es zu beſitzen,"

kommentire ich mir folgendermaaßen. Was Denker vor uns ſchon gefunden haben, unabhängig von ihnen und ehe man es weiß,

aus eigenen Mitteln ſelbſt zu finden, iſt von großem Werth und Nutzen. Denn das Selbſtgedachte verſteht man viel gründlicher, als das Erlernte, und erhält, wenn man es nachmals bei jenen Frühern findet, unverhofft eine ſtark für die Wahrheit deſſelben zeugende Beſtätigung, durch fremde, anerkannte Auktorität, wodurch man ſodann Zuverſicht und Standhaftigkeit gewinnt, es gegen jeden Widerſpruch zu verfechten.

Hingegen wenn man etwas zuerſt in Büchern gefunden hat, dann aber auch durch eigenes Nachdenken das ſelbe Reſultat erlangt; ſo weiß man doch nie gewiß, daß man dieſes ſelbſt gedacht und geurtheilt und nicht bloß jenen Frühern nachgeſprochen, oder nachempfunden habe. Dies nun aber begründet, in Hinſicht auf die Gewißheit der Sache, einen großen Unterſchied. Denn im letztern Falle könnte man am Ende bloß mit jenen Früheren, aus Präokkupation, geirrt haben; wie das Waſſer den Weg des ihm vorhergegangenen leicht einſchlägt. Wenn Zwei, jeder für ſich, rechnen und das ſelbe Reſultat erhalten, ſo iſt dies ein ſicheres; nicht aber, wenn die Rechnung des Einen von einem Andern bloß durchgeſehn worden.

§. 19.

Es iſt eine Folge der Beſchaffenheit unſeres, dem Willen entſproſſenen Intellekts, daß wir nicht umhin können, die Welt entweder als Zweck, oder als Mittel aufzufaſſen. Erſteres nun würde beſagen, daß ihr Daſeyn durch ihr Weſen gerechtfertigt, mithin ihrem Nichtſeyn entſchieden vorzuziehn wäre. Allein die Erkenntniß, daß ſie nur ein Tummelplatz leidender und ſterbender Weſen iſt, läßt dieſen Gedanken nicht beſtehn. Nun aber wiederum, ſie als Mittel aufzufaſſen, läßt die Unendlichkeit der bereits verfloſſenen Zeit nicht zu, vermöge welcher jeder zu erreichende Zweck ſchon längſt hätte erreicht ſeyn müſſen. — Hieraus folgt, daß jene Anwendung der unſerm Intellekt natürlichen Vorausſetzung auf das Ganze der Dinge, oder die Welt eine transſcendente iſt, d. h. eine ſolche, die wohl in der Welt, aber nicht von der Welt gilt; was daraus erklärlich iſt, daß ſie aus der Natur eines Intellekts entſpringt, welcher, wie ich dargethan habe, zum Dienſte eines individuellen Willens,

d. h. zur Erlangung ſeiner Gegenſtände, entſtanden, und daher ausſchließlich auf Zweck und Mittel berechnet iſt, mithin gar nichts Anderes kennt und begreift.

§. 20.

Wenn man nach außen blickt, woſelbſt die Unermeßlichkeit der Welt und die Zahlloſigkeit der Weſen ſich uns darſtellt; ſo ſchrumpft das eigene Selbſt, als bloßes Individuum, zu nichts zuſammen und ſcheint zu verſchwinden. Durch eben dieſes Uebergewicht der Maſſe und Zahl hingeriſſen, denkt man ferner, daß nur die nach außen gerichtete, alſo die objektive Philoſophie auf dem richtigen Wege ſeyn könne: auch war hieran zu zweifeln den älteſten griechiſchen Philoſophen gar nicht eingefallen.

Blickt man hingegen nach innen; ſo findet man zunächſt, daß jedes Individuum einen unmittelbaren Antheil nur an ſich ſelber nimmt, ja, ſich ſelber mehr am Herzen liegt, als alles Andere zuſammengenommen; — was daher kommt, daß es allein ſich ſelbſt unmittelbar, alles Andere aber nur mittelbar erkennt. Wenn man nun noch hinzunimmt, daß bewußte und erkennende Weſen ſchlechterdings nur als Individuen denkbar ſind, die bewußtloſen aber nur ein halbes, ein bloß mittelbares Daſeyn haben; ſo fällt alle eigentliche und wahre Exiſtenz in die Individuen. Wenn man endlich gar noch ſich darauf beſinnt, daß das Objekt durch das Subjekt bedingt iſt, folglich jene unermeßliche Außenwelt ihr Daſeyn nur im Bewußtſeyn erkennender Weſen hat, folglich an das Daſeyn der Individuen, die deren Träger ſind, gebunden iſt, ſo entſchieden, daß ſie in dieſem Sinne ſogar als eine bloße Ausſtattung, ein Accidenz des doch ſtets individuellen Bewußtſeyns angeſehen werden kann; — wenn man, ſage ich, dies Alles ins Auge faßt; ſo geht man zu der Anſicht über, daß nur die nach innen gerichtete, vom Subjekt, als dem unmittelbar Gegebenen, ausgehende Philoſophie, alſo die der Neueren ſeit Karteſius, auf dem richtigen Wege ſei, mithin die Alten die Hauptſache überſehen haben. Aber die vollkommene Ueberzeugung hievon wird man erſt erhalten, wenn man, tief in ſich gehend, das Gefühl der Urſprünglichkeit, welches in jedem

erkennenden Weſen liegt, ſich zum Bewußtſeyn bringt. Ja, mehr als Dies. Findet doch jeder, ſogar der unbedeutendeſte Menſch in ſeinem einfachen Selbſtbewußtſeyn ſich als das allerrealſte Weſen und erkennt nothwendig in ſich den wahren Mittelpunkt der Welt, ja, die Urquelle aller Realität. Und dies Urbewußtſeyn ſollte lügen? Der ſtärkſte Ausdruck deſſelben ſind die Worte des Upaniſchads: hae omnes creaturae in totum ego sum, et praeter me ens aliud non est, et omnia ego creata feci (Oupnekh. I, p. 122), welches dann freilich der Uebergang zum Illuminismus, wohl gar zum Myſticismus iſt. Dies alſo iſt das Reſultat der nach Innen gerichteten Betrachtung; während die nach Außen gerichtete uns als das Ziel unſers Daſeyns ein Häuflein Aſche erblicken läßt*).

§. 21.

Ueber die Eintheilung der Philoſophie, welche beſonders hinſichtlich des Vortrages derſelben von Wichtigkeit iſt, würde, von meinem Geſichtspunkte aus, Folgendes gelten.

Die Philoſophie hat zwar zu ihrem Gegenſtande die Erfahrung, aber nicht, gleich den übrigen Wiſſenſchaften, dieſe oder jene beſtimmte Erfahrung; ſondern eben die Erfahrung ſelbſt, überhaupt und als ſolche, ihrer Möglichkeit, ihrem Gebiete, ihrem weſentlichen Inhalte, ihren innern und äußern Elementen, ihrer Form und Materie nach. Daß demzufolge die Philoſophie allerdings empiriſche Grundlagen haben müſſe und nicht aus reinen, abſtrakten Begriffen herausgeſponnen werden könne, habe ich ausführlich dargethan im zweiten Bande meines Hauptwerkes Kapitel 17, S. 180—185 (3. Aufl. 199 fg.), und auch oben, §. 9, es kurz reſumirt. Aus ihrem angegebenen Vorwurfe folgt ferner, daß das Erſte, was ſie zu betrachten hat, ſeyn muß das Medium,

*) Endlich und Unendlich ſind Begriffe, die bloß in Beziehung auf Raum und Zeit Bedeutung haben; indem dieſe Beiden unendlich, d. h. endlos, wie auch in's Unendliche theilbar ſind. Wendet man jene beiden Begriffe noch auf andere Dinge an; ſo müſſen es ſolche ſeyn, die, Raum und Zeit füllend, durch ſie jener ihrer Eigenſchaften theilhaft werden. Hieraus iſt zu ermeſſen, wie groß der Mißbrauch ſei, welchen Philoſophaſter und Windbeutel in dieſem Jahrhundert mit jenen Begriffen getrieben haben.

in welchem die Erfahrung überhaupt sich darstellt, nebst der Form und Beschaffenheit desselben. Dieses Medium ist die Vorstellung, die Erkenntniß, also der Intellekt. Dieserhalb hat jede Philosophie anzuheben mit Untersuchung des Erkenntnißvermögens, seiner Formen und Gesetze, wie auch der Gültigkeit und der Schranken derselben. Eine solche Untersuchung wird demnach philosophia prima seyn. Sie zerfällt in die Betrachtung der primären, d. i. anschaulichen Vorstellungen, welchen Theil man Dianoiologie, oder Verstandeslehre, nennen kann; und in die Betrachtung der sekundären, d. i. abstrakten Vorstellungen, nebst der Gesetzmäßigkeit ihrer Handhabung, als Logik, oder Vernunftlehre. Dieser allgemeine Theil nun begreift, oder vielmehr vertritt, zugleich Das, was man früher Ontologie nannte und als die Lehre von den allgemeinsten und wesentlichen Eigenschaften der Dinge überhaupt und als solcher aufstellte; indem man für Eigenschaften der Dinge an sich selbst hielt was nur in Folge der Form und Natur unsers Vorstellungsvermögens ihnen zukommt, indem dieser gemäß alle durch dasselbe aufzufassende Wesen sich darstellen müssen, demzufolge sie alsdann gewisse, ihnen allen gemeinsame Eigenschaften an sich tragen. Dies ist dem zu vergleichen, daß man die Farbe eines Glases den dadurch gesehenen Gegenständen beilegt.

Die auf solche Untersuchungen folgende Philosophie im engern Sinne ist sodann Metaphysik; weil sie nicht etwan nur das Vorhandene, die Natur, kennen lehrt, ordnet und in seinem Zusammenhange betrachtet; sondern es auffaßt als eine gegebene, aber irgendwie bedingte Erscheinung, in welcher ein von ihr selbst verschiedenes Wesen, welches demnach das Ding an sich wäre, sich darstellt. Dieses nun sucht sie näher kennen zu lernen: die Mittel hiezu sind theils das Zusammenbringen der äußern mit der innern Erfahrung; theils die Erlangung eines Verständnisses der gesammten Erscheinung, mittelst Auffindung ihres Sinnes und Zusammenhanges, — zu vergleichen der Ablesung bis dahin räthselhafter Charaktere einer unbekannten Schrift. Auf diesem Wege gelangt sie von der Erscheinung zum Erscheinenden, zu dem was hinter jener steckt; daher τα μετα τα φυσικα. In Folge hievon zerfällt sie in drei Theile:

Metaphyſik der Natur,
Metaphyſik des Schönen,
Metaphyſik der Sitten.

Die Ableitung dieſer Eintheilung ſetzt jedoch ſchon die Metaphyſik ſelbſt voraus. Dieſe nämlich weiſt das Ding an ſich, das innere und letzte Weſen der Erſcheinung, in unſerm Willen nach: daher wird, nach Betrachtung deſſelben, wie er in der äußern Natur ſich darſtellt, ſeine ganz anderartige und unmittelbare Manifeſtation in unſerm Innern unterſucht, woraus die Metaphyſik der Sitten hervorgeht: vorher aber wird noch die vollkommenſte und reinſte Auffaſſung ſeiner äußern, oder objektiven Erſcheinung in Betracht genommen, welches die Metaphyſik des Schönen giebt.

Rationale Pſychologie oder Seelenlehre giebt es nicht; weil, wie Kant bewieſen hat, die Seele eine transſcendente, als ſolche aber eine unerwieſene und unberechtigte Hypoſtaſe iſt, demnach auch der Gegenſatz von „Geiſt und Natur" den Philiſtern und Hegelianern überlaſſen bleibt. Das Weſen an ſich des Menſchen kann nur im Verein mit dem Weſen an ſich aller Dinge, alſo der Welt, verſtanden werden. Daher läßt ſchon Platon im Phädrus (p. 270) den Sokrates, im verneinenden Sinn, die Frage thun: Ψυχης οὐν φυσιν ἀξιως λογου κατανοησαι οἰει δυνατον εἰναι ἀνευ της του ὁλου φυσεως; (Animae vero naturam absque totius natura sufficienter cognosci posse existimas?) Mikrokosmos und Makrokosmos erläutern ſich nämlich gegenſeitig, wobei ſie als im Weſentlichen das Selbe ſich ergeben. Dieſe an das Innere des Menſchen geknüpfte Betrachtung durchzieht und erfüllt die ganze Metaphyſik, in allen ihren Theilen, kann alſo nicht wieder geſondert auftreten, als Pſychologie. Hingegen Anthropologie, als Erfahrungswiſſenſchaft, läßt ſich aufſtellen, iſt aber theils Anatomie und Phyſiologie, — theils bloße empiriſche Pſychologie, d. i. aus der Beobachtung geſchöpfte Kenntniß der moraliſchen und intellektuellen Aeußerungen und Eigenthümlichkeiten des Menſchengeſchlechts, wie auch der Verſchiedenheit der Individualitäten in dieſer Hinſicht. Das Wichtigſte daraus wird jedoch nothwendig, als empiriſcher Stoff, von den drei Theilen der Metaphyſik vorweggenommen und bei ihnen verarbeitet. Das dann noch Uebrige verlangt ſeine Beobachtung und geiſtreiche

Auffaſſung, ja, ſogar Betrachtung von einem etwas erhöhten Standpunkte aus, ich meyne von dem einiger Ueberlegenheit, iſt daher nur genießbar in den Schriften bevorzugter Geiſter, wie da waren Theophraſtus, Montaigne, Larochefoucauld, Labruyère, Helvetius, Chamfort, Addiſon, Shaftsbury, Shenſtone, Lichtenberg u. a. m., nicht aber iſt es zu ſuchen, noch zu ertragen, in den Kompendien geiſtloſer und daher geiſtesfeindlicher Philoſophieprofeſſoren.

Kapitel II.

Zur Logik und Dialektik.

---

§. 22.

Jede allgemeine Wahrheit verhält ſich zu den ſpeciellen wie Gold zu Silber; ſofern man ſie in eine beträchtliche Menge ſpecieller Wahrheiten, die aus ihr folgen, umſetzen kann, wie eine Goldmünze in kleines Geld. Z. B. daß das ganze Leben der Pflanze ein Desoxydationsproceß, das des Thieres hingegen ein Oxydationsproceß ſei; — oder auch daß, wo immer ein elektriſcher Strom kreiſt, alsbald ein magnetiſcher entſteht, der ihn rechtwinklicht durchſchneidet; — oder: nulla animalia vocalia, nisi quae pulmonibus respirant; — oder: tout animal fossil est un animal perdu; — oder: Kein eierlegendes Thier hat ein Zwergfell; — dies ſind allgemeine Wahrheiten, aus denen man gar viele einzelne ableiten kann, um ſie zur Erklärung vorkommender Phänomene zu verwenden, oder auch ſolche vor dem Augenſchein zu anticipiren. Eben ſo werthvoll ſind die allgemeinen Wahrheiten im Moraliſchen, im Pſychologiſchen: wie golden iſt doch auch hier jede allgemeine Regel, jede Sentenz der Art, ja, jedes Sprichwort. Denn ſie ſind die Quinteſſenz tauſender von Vorgängen, die ſich jeden Tag wiederholen und durch ſie exemplificirt, illuſtrirt werden.

§. 23.

Ein analytiſches Urtheil iſt bloß ein auseinandergezogener Begriff; ein ſynthetiſches hingegen iſt die Bildung eines neuen Begriffs aus zweien, im Intellekt ſchon anderweitig vorhandenen. Die Verbindung dieſer muß aber alsdann durch irgend eine Anſchauung vermittelt und begründet werden: je nachdem nun dieſe

eine empiriſche, oder aber eine reine a priori iſt, wird auch das dadurch entſtehende Urtheil ein ſynthetiſches a posteriori, oder a priori ſeyn.

Jedes analytiſche Urtheil enthält eine Tautologie, und jedes Urtheil ohne alle Tautologie iſt ſynthetiſch. Hieraus folgt, daß, im Vortrage, analytiſche Urtheile nur unter der Vorausſetzung anzuwenden ſind, daß Der, zu dem geredet wird, den Subjektbegriff nicht ſo vollſtändig kennt, oder gegenwärtig hat, wie Der, welcher redet. — Ferner läßt das Synthetiſche der geometriſchen Lehrſätze ſich daraus nachweiſen, daß ſie keine Tautologie enthalten: bei den arithmetiſchen iſt Dies nicht ſo augenfällig; aber doch der Fall. Denn z. B. daß von 1 bis 4 und von 1 bis 5 gezählt gerade ſo oft die Einheit wiederholt, wie von 1 bis 9 gezählt, iſt keine Tautologie, ſondern durch die reine Anſchauung der Zeit vermittelt und ohne dieſe nicht einzuſehn.

§. 24.

Aus einem Satze kann nicht mehr folgen, als ſchon darin liegt, d. h. als er ſelbſt, für das erſchöpfende Verſtändniß ſeines Sinnes, beſagt: aber aus zwei Sätzen kann, wenn ſie ſyllogiſtiſch zu Prämiſſen verbunden werden, mehr folgen, als in jedem derſelben, einzeln genommen, liegt; — wie ein chemiſch zuſammengeſetzter Körper Eigenſchaften zeigt, die keinem ſeiner Beſtandtheile für ſich zukommen. Hierauf beruht der Werth der Schlüſſe.

§. 25.

Jede Beweisführung iſt eine logiſche Ableitung des behaupteten Satzes aus einem bereits ausgemachten und gewiſſen, — mit Hülfe eines andern, als zweiter Prämiſſe. Jener Satz nun muß entweder ſelbſt unmittelbare, richtiger urſprüngliche, Gewißheit haben, oder aus einem, der ſolche hat, logiſch folgen. Dergleichen Sätze von urſprünglicher, alſo durch keinen Beweis vermittelter Gewißheit, wie ſie die Grundwahrheiten aller Wiſſenſchaften ausmachen, ſind ſtets entſtanden durch Uebertragung des irgendwie anſchaulich Aufgefaßten in das Gedachte, das Abſtrakte. Dieſerwegen heißen ſie evident; welches Prädikat eigentlich nur ihnen zukommt, nicht aber den bloß bewieſenen Sätzen, welche,

als conclusiones ex praemissis, nur folgerichtig zu nennen sind. Dieser ihre Wahrheit ist demnach immer nur eine mittelbare, abgeleitete und entlehnte: nichtsdestoweniger können sie eben so gewiß seyn, wie irgend ein Satz von unmittelbarer Wahrheit; wenn sie nämlich aus einem solchen, wäre es auch durch Zwischensätze, richtig gefolgert sind. Sogar ist, unter dieser Voraussetzung, ihre Wahrheit oft leichter darzuthun und Jedem faßlich zu machen, als die eines Ursatzes von nur unmittelbar und intuitiv zu erkennender Wahrheit; weil zur Rekognition eines solchen bald die objektiven, bald die subjektiven Bedingungen fehlen. Dies Verhältniß ist dem analog, daß der durch Mittheilung erzeugte Stahlmagnet nicht nur eben so starke, sondern oft noch stärkere Ziehkraft hat, als der ursprüngliche Magneteisenstein.

Die subjektiven Bedingungen nämlich zur Erkenntniß der unmittelbar wahren Sätze machen Das aus, was man Urtheilskraft nennt: diese aber gehört zu den Vorzügen der überlegenen Köpfe; während die Fähigkeit, aus gegebenen Prämissen die richtige Konklusion zu ziehen, keinem gesunden Kopfe abgeht. Denn das Feststellen der ursprünglichen, unmittelbar wahren Sätze erfordert die Uebertragung des anschaulich Erkannten in die abstrakte Erkenntniß: die Fähigkeit hiezu aber ist bei gewöhnlichen Köpfen äußerst beschränkt und erstreckt sich nur auf leicht übersehbare Verhältnisse, wie z. B. die Axiome Euklid's, oder auch ganz einfache, unzweideutige, ihnen offen vorliegende Thatsachen. Was darüber hinausgeht kann in ihre Ueberzeugung nur auf dem Wege des Beweises gelangen, der keine andere unmittelbare Erkenntniß heischt, als die, welche in der Logik durch die Sätze vom Widerspruch und der Identität ausgedrückt wird und in den Beweisen sich bei jedem Schritte wiederholt. Auf solchem Wege also muß ihnen Alles auf die höchst einfachen Wahrheiten, welche allein sie unmittelbar zu fassen fähig sind, zurückgeführt werden. Geht man hiebei vom Allgemeinen zum Speciellen, so ist es Deduktion; in umgekehrter Richtung aber Induktion.

Urtheilsfähige Köpfe hingegen, noch mehr aber Erfinder und Entdecker, besitzen die Fähigkeit des Uebergangs vom Angeschauten zum Abstrakten, oder Gedachten, in viel höherem Grade; so daß

ſolche ſich auf die Durchſchauung ſehr komplicirter Verhältniſſe erſtreckt, wodurch das Feld der Sätze von unmittelbarer Wahrheit für ſie ein ungleich ausgedehnteres iſt und Vieles von Dem befaßt, wovon jene Andern nie mehr, als die ſchwächere, bloß mittelbare Ueberzeugung erhalten können. Für dieſe Letzteren eigentlich wird zu einer neu entdeckten Wahrheit hinterher der Beweis, d. i. die Zurückführung auf bereits anerkannte, oder ſonſt unzweifelhafte Wahrheiten geſucht. — Es giebt jedoch Fälle, in denen Dies nicht ausführbar iſt. So z. B. kann ich für die ſechs Zahlenbrüche, durch welche ich die ſechs Hauptfarben ausgedrückt habe, und welche allein die Einſicht in das eigentliche, ſpecifiſche Weſen einer jeden derſelben aufſchließen und dadurch zum erſten Male die Farbe dem Verſtande wirklich erklären, keinen Beweis finden: dennoch iſt die unmittelbare Gewißheit derſelben ſo groß, daß ſchwerlich irgend ein urtheilsfähiger Kopf im Ernſt daran zweifeln wird; weshalb denn auch Herr Prof. Roſas in Wien es auf ſich genommen hat, ſie als Ergebniß ſeiner eigenen Einſicht vorzutragen, — worüber ich auf den „Willen in der Natur“ (2. Aufl. S. 14 und 3. Aufl. S. 14) verweiſe.

§. 26.

Die Kontroverſe, das Disputiren über einen theoretiſchen Gegenſtand, kann, ohne Zweifel, für beide darin implicirte Parteien ſehr fruchtbringend werden, indem es die Gedanken, die ſie haben, berichtigt, oder beſtätigt, und auch neue erweckt. Es iſt eine Reibung, oder Kolliſion zweier Köpfe, die oft Funken ſchlägt, jedoch auch darin der Kolliſion der Körper analog iſt, daß der ſchwächere oft darunter zu leiden hat; während der ſtärkere ſich dabei wohl befindet und nur einen ſiegreichen Klang vernehmen läßt. Aus dieſer Rückſicht iſt ein Erforderniß dazu, daß beide Disputanten wenigſtens einigermaaßen einander gewachſen ſeien, ſowohl an Kenntniſſen, als an Geiſt und Gewandtheit. Fehlt es dem Einen an den erſteren; ſo iſt er nicht au niveau, und dadurch den Argumenten des Andern nicht zugänglich: er ſteht gleichſam beim Kampf außerhalb der Menſur. Fehlt es ihm aber gar am Zweiten; ſo wird die dadurch in ihm bald rege werdende Erbitterung ihn allmälig zu allerlei Unredlichkeiten, Winkelzügen und Schikanen im Disputiren, und, wenn ihm dieſe

nachgewieſen werden, zur Grobheit verleiten. Demnach, wie zu Turniren nur Ebenbürtige zugelaſſen wurden, ſoll zuvörderſt ein Gelehrter nicht mit Ungelehrten disputiren: denn er kann gegen ſie ſeine beſten Argumente nicht gebrauchen; weil es ihnen an Kenntniſſen fehlt, ſie zu verſtehn und zu erwägen. Verſucht er, in dieſer Verlegenheit, ſie ihnen dennoch begreiflich zu machen; ſo wird Dies meiſtens mißlingen; ja, ſie werden bisweilen, durch ein ſchlechtes und plumpes Gegenargument, in den Augen eben ſo unwiſſender Zuhörer Recht zu behalten ſcheinen. Darum ſagt Goethe:

„Laß Dich nur zu keiner Zeit
Zum Widerſpruch verleiten:
Weiſe verfallen in Unwiſſenheit,
Wenn ſie mit Unwiſſenden ſtreiten."

Aber noch ſchlimmer iſt man daran, wenn es dem Gegner an Geiſt und Verſtande gebricht; es wäre denn, daß er dieſen Mangel durch ein aufrichtiges Streben nach Wahrheit und Belehrung erſetzte. Denn außerdem fühlt er ſich bald am empfindlichſten Theile verletzt; wonach wer mit ihm ſtreitet ſofort merken wird, daß er es nicht mehr mit ſeinem Intellekt, ſondern mit dem Radikalen des Menſchen, mit ſeinem Willen zu thun hat, dem nur daran liegt, daß er den Sieg behalte, ſei es per fas oder per nefas; daher ſein Verſtand jetzt auf nichts Anderes mehr gerichtet iſt, als auf Schliche, Kniffe und Unredlichkeiten jeder Art, aus welchen nachher herausgetrieben er endlich zur Grobheit greifen wird, um nur, auf eine oder die andere Weiſe, ſeine gefühlte Inferiorität zu kompenſiren und, je nach Stand und Verhältniſſen der Disputanten, den Kampf der Geiſter in einen Kampf der Leiber zu verwandeln, als wo er beſſere Chancen für ſich zu hoffen hat. Demnach iſt die zweite Regel, daß man nicht mit Menſchen von beſchränktem Verſtande disputiren ſoll. Man ſieht bereits ab, daß nicht Viele übrig bleiben werden, mit denen man ſich allenfalls in eine Kontroverſe einlaſſen darf. Und wahrlich ſollte dies auch nur mit Solchen geſchehn, die ſchon zu den Ausnahmen gehören. Die Leute hingegen, wie ſie in der Regel ſind, nehmen es ſchon übel, wenn man nicht ihrer Meinung iſt: dann ſollten ſie aber auch ihre Meinungen danach einrichten, daß man denſelben beitreten könnte. Nun aber gar an einer

Kontroverse mit ihnen wird man, selbst wenn sie nicht zur oben erwähnten ultima ratio stultorum greifen, meistens nur Verdruß erleben; indem man dabei es nicht allein mit ihrer intellektuellen Unfähigkeit, sondern gar bald auch mit ihrer moralischen Schlechtigkeit zu thun haben wird. Diese nämlich wird sich kund geben in der häufigen Unredlichkeit ihres Verfahrens beim Disputiren. Die Schliche, Kniffe und Schikanen, zu denen sie, um nur Recht zu behalten, greifen, sind so zahlreich und mannigfaltig, und dabei doch so regelmäßig wiederkehrend, daß sie mir, in früheren Jahren, ein eigener Stoff zum Nachdenken wurden, welches sich auf das rein Formale derselben richtete, nachdem ich erkannt hatte, daß so verschieden auch sowohl die Gegenstände der Diskussion, als die Personen seyn mochten, doch die selben und identischen Schliche und Kniffe stets wiederkamen und sehr wohl zu erkennen waren. Dies brachte mich damals auf den Gedanken, das bloß Formale besagter Schliche und Kniffe vom Stoff rein abzusondern und es, gleichsam als ein sauberes anatomisches Präparat, zur Schau zu stellen. Ich sammelte also alle die so oft vorkommenden unredlichen Kunstgriffe beim Disputiren und stellte jeden derselben in seinem eigenthümlichen Wesen, durch Beispiele erläutert und durch einen eigenen Namen bezeichnet, deutlich dar, fügte endlich auch die dagegen anzuwendenden Mittel, gleichsam die Paraden zu diesen Finten, hinzu; woraus denn eine förmliche eristische Dialektik erwuchs. In dieser nahmen nun die so eben belobten Kunstgriffe, oder Stratagemata, als eristisch-dialektische Figuren, die Stelle ein, welche in der Logik die syllogistischen, und in der Rhetorik die rhetorischen Figuren ausfüllen, mit welchen Beiden sie das Gemeinsame haben, daß sie gewissermaaßen angeboren sind, indem ihre Praxis der Theorie vorhergeht, man also, um sie zu üben, nicht erst sie gelernt zu haben braucht. Die rein formale Aufstellung derselben wäre sonach ein Komplement jener Technik der Vernunft, welche als aus Logik, Dialektik und Rhetorik bestehend, im 2. Bande meines Hauptwerks, Kapitel 9, dargestellt ist. Da, so viel mir bekannt, kein früherer Versuch in dieser Art vorhanden ist; so hatte ich dabei keine Vorarbeit zu benutzen: bloß von der Topika des Aristoteles habe ich hin und wieder Gebrauch machen und einige ihrer Regeln zum Aufstellen (κατασκευαζειν) und Um-

ſtoßen (ανασκευαζειν) der Behauptungen zu meinem Zwecke verwenden können. Dieſem aber ganz eigentlich entſprechend muß die von Diogenes Laertius erwähnte Schrift des Theophraſtus Αγωνιστικον της περι τους εριστικους λογους θεωριας geweſen ſeyn, welche, mit allen ſeinen rhetoriſchen Schriften, verloren gegangen iſt. Auch Platon (de rep. V., p. 12. Bip.) berührt eine αντιλογικη τεχνη, welche das εριζειν lehrte, wie die διαλεκτικη das διαλεγεσθαι. Von neueren Büchern kommt meinem Zweck am nächſten des weiland Halle'ſchen Profeſſors Friedemann Schneider tractatus logicus singularis, in quo processus disputandi, seu officia, aeque ac vitia disputantium exhibentur, Halle, 1718; ſofern er nämlich in den Kapiteln über die vitia mancherlei eriſtiſche Unredlichkeiten bloßlegt. Jedoch hat er immer nur die formellen akademiſchen Disputationen im Auge: auch iſt im Ganzen ſeine Behandlung der Sache matt und mager, wie ſolche Fakultätenwaare zu ſeyn pflegt, dabei auch noch in ausgezeichnet ſchlechtem Latein. Die ein Jahr ſpäter erſchienene methodus disputandi von Joachim Lange iſt entſchieden beſſer, enthält aber nichts für meinen Zweck. — Bei jetzt vorgenommener Reviſion jener meiner früheren Arbeit jedoch, finde ich eine ſolche ausführliche und minutiöſe Betrachtung der Schleichwege und Kniffe, deren die gemeine Menſchennatur ſich bedient, um ihre Mängel zu verſtecken, meiner Gemüthsverfaſſung nicht mehr angemeſſen, lege ſie daher zurück. Um indeſſen für Die, welche künftig ſo etwas zu unternehmen aufgelegt ſeyn möchten, meine Behandlungsweiſe der Sache näher zu bezeichnen, will ich hier ein Paar ſolcher Stratagemata als Proben davon herſetzen, zuvor aber noch aus eben jener Ausarbeitung, den Umriß des Weſentlichen jeder Disputation mittheilen; da er das abſtrakte Grundgerüſt, gleichſam das Skelett, der Kontroverſe überhaupt liefert, alſo für eine Oſteologie derſelben gelten kann und wegen ſeiner Ueberſehbarkeit und Klarheit wohl verdient hier zu ſtehn. Er lautet:

In jeder Disputation, ſie werde nun öffentlich, wie in akademiſchen Hörſälen und vor Gerichtshöfen, oder in der bloßen Unterhaltung geführt, iſt der weſentliche Hergang folgender:

Eine Theſe iſt aufgeſtellt und ſoll widerlegt werden: hiezu nun giebt es zwei Modi und zwei Wege.

1) Die Modi sind: ad rem und ad hominem, oder ex concessis. Nur durch den ersteren stoßen wir die absolute, oder objektive Wahrheit der These um, indem wir darthun, daß sie mit der Beschaffenheit der in Rede stehenden Sache nicht übereinstimmt. Durch den andern hingegen stoßen wir bloß ihre relative Wahrheit um, indem wir nachweisen, daß sie andern Behauptungen, oder Zugeständnissen des Vertheidigers der These widerspricht, oder, indem wir die Argumente desselben als unhaltbar nachweisen; wobei denn die objektive Wahrheit der Sache selbst eigentlich unentschieden bleibt. Z. B. wenn, in einer Kontroverse über philosophische oder naturwissenschaftliche Gegenstände, der Gegner (der dazu ein Engländer seyn müßte) sich erlaubt, biblische Argumente vorzubringen; so mögen wir ihn mit eben dergleichen widerlegen; wiewohl es bloße argumenta ad hominem sind, die in der Sache nichts entscheiden. Es ist, wie wenn man Jemanden in eben dem Papiergelde bezahlt, welches man von ihm erhalten hatte. In manchen Fällen kann man diesen modus procedendi sogar damit vergleichen, daß, vor Gericht, der Kläger eine falsche Schuldverschreibung producirte, die der Beklagte seinerseits durch eine falsche Quittung abfertigte: das Darlehn könnte darum doch geschehn seyn. Aber, eben wie dieses letztere Verfahren, so hat auch oft die bloße argumentatio ad hominem den Vorzug der Kürze, indem gar häufig, im einen, wie im andern Fall, die wahre und gründliche Aufklärung der Sache äußerst weitläuftig und schwierig seyn würde.

2) Die zwei Wege nun ferner sind der direkte, und der indirekte. Der erstere greift die These bei ihren Gründen, der andere bei ihren Folgen an. Jener beweist, daß sie nicht wahr sei; dieser, daß sie nicht wahr seyn könne. Wir wollen sie näher betrachten.

a) Auf dem direkten Wege widerlegend, also die Gründe der These angreifend, zeigen wir entweder, daß diese selbst nicht wahr seien, indem wir sagen: nego majorem, oder nego minorem: durch Beides greifen wir die Materie des die These begründenden Schlusses an. Oder aber wir geben diese Gründe zu, zeigen jedoch, daß die These nicht aus ihnen folgt, sagen also: nego consequentiam; wodurch wir die Form des Schlusses angreifen.

b) Auf dem indirekten Wege widerlegend, also die These bei ihren Folgen angreifend, um aus der Unwahrheit dieser, vermöge des Gesetzes a falsitate rationati ad falsitatem rationis valet consequentia, auf ihre eigene Unwahrheit zu schließen, können wir uns nun entweder der bloßen Instanz, oder aber der Apagoge bedienen.

α) Die Instanz, ενστασις, ist ein bloßes exemplum in contrarium: sie widerlegt die These durch Nachweisung von Dingen, oder Verhältnissen, die unter ihrer Aussage begriffen sind, also aus ihr folgen, bei denen sie aber offenbar nicht zutrifft; daher sie nicht wahr seyn kann.

β) Die Apagoge bringen wir dadurch zu Wege, daß wir die These vorläufig als wahr annehmen, nun aber irgend einen andern, als wahr anerkannten und unbestrittenen Satz so mit ihr verbinden, daß Beide die Prämissen eines Schlusses werden, dessen Konklusion offenbar falsch ist, indem sie entweder der Natur der Dinge überhaupt, oder der sicher anerkannten Beschaffenheit der in Rede stehenden Sache, oder aber einer andern Behauptung des Verfechters der These widerspricht: die Apagoge kann also, dem modus nach, sowohl bloß ad hominem, als ad rem seyn. Sind es nun aber ganz unzweifelhafte, wohl gar a priori gewisse Wahrheiten, denen jene Konklusion widerspricht; dann haben wir den Gegner sogar ad absurdum geführt. Jedenfalls muß, da die hinzugekommene andere Prämisse von unbestrittener Wahrheit ist, die Falschheit der Konklusion von seiner These herrühren: diese kann also nicht wahr seyn.

Jedes Angriffs-Verfahren beim Disputiren wird auf die hier formell dargestellten Proceduren zurückzuführen seyn: diese sind also in der Dialektik Das, was in der Fechtkunst die regelmäßigen Stöße, wie Terz, Quart u. s. w. — hingegen würden die von mir zusammengestellten Kunstgriffe, oder Stratagemata, allenfalls den Finten zu vergleichen seyn, und endlich die persönlichen Ausfälle beim Disputiren den von den Universitätsfechtmeistern so genannten Sauhieben. Als Probe und Beispiele jener von mir zusammengebrachten Stratagemata mögen nun folgende hier eine Stelle finden.

Siebentes Stratagem: die Erweiterung. Die Behauptung des Gegners wird über ihre natürliche Gränze hinausgeführt, also

in einem weiteren Sinne genommen, als er beabsichtigt, oder sogar auch ausgedrückt hat, um sie sodann in solchem Sinne bequem zu widerlegen.

Beispiel: A. behauptet, die Engländer überträfen in der dramatischen Kunst alle andern Nationen. B. macht die scheinbare instantia in contrarium, daß in der Musik, folglich auch in der Oper, ihre Leistungen gering wären. — Hieraus folgt, als Parade zu dieser Finte, daß man, bei einem erhobenen Widerspruch, seine ausgesprochene Behauptung sogleich strenge auf die gebrauchten Ausdrücks, oder ihren billigerweise anzunehmenden Sinn, einschränke, überhaupt sie in möglichst enge Gränzen zusammenziehe. Denn je allgemeiner eine Behauptung wird, desto mehreren Angriffen ist sie ausgesetzt.

Achtes Stratagem: die Konsequenzmacherei. Man fügt zum Satze des Gegners, oft sogar nur stillschweigend, einen zweiten hinzu, welcher, durch Subjekt oder Prädikat, jenem verwandt ist: aus diesen zwei Prämissen nun zieht man eine unwahre, meistens gehässige Konklusion, die man dem Gegner zur Last legt.

Beispiel: A. lobt es, daß die Franzosen Karl X. verjagt haben. B. erwidert sogleich: „also wollen Sie, daß wir unsern König verjagen." — Der von ihm stillscheigend als Major hinzugefügte Satz ist: „Alle, die ihren König verjagen, sind zu loben." — Dies kann auch auf die fallacia a dicto secundum quid ad dictum simpliciter zurückgeführt werden.

Neuntes Stratagem: die Diversion. Wenn man, im Fortgange der Disputation, merkt, daß es schief geht, und der Gegner siegen wird; so sucht man bei Zeiten diesem Unfall vorzubeugen durch eine mutatio controversiae, also durch Ablenken der Diskussion auf einen andern Gegenstand, nämlich auf irgend eine Nebensache, nöthigenfalls sogar durch Abspringen auf eine solche. Diese sucht man jetzt dem Gegner unterzuschieben, um sie anzufechten und statt des ursprünglichen Gegenstandes zum Thema der Kontroverse zu machen; so daß der Gegner seinen bevorstehenden Sieg verlassen muß, um sich dahin zu wenden. Sollte man aber unglücklicherweise auch hier bald ein starkes Gegenargument aufmarschiren sehn; nun, so macht man es geschwind wieder eben so, springt also abermals auf etwas Anderes ab: und das kann man zehn Mal in einer Viertelstunde wieder-

holen, wenn nicht etwan der Gegner die Geduld verliert. Dieſe ſtrategiſchen Diverſionen wird man am geſchickteſten dadurch ausführen, daß man die Kontroverſe unvermerkt und allmälig auf einen, dem in Rede ſtehenden Gegenſtand verwandten, wo möglich auf etwas noch wirklich ihn ſelbſt, nur in anderer Hinſicht, Betreffendes, hinüberſpielt. Schon weniger fein iſt es, wenn man bloß das Subjekt der Theſe beibehält, aber andere Beziehungen deſſelben auf's Tapet bringt, die wohl gar mit den in Rede ſtehenden nichts zu thun haben, z. B. vom Buddhaismus der Chineſen redend auf ihren Theehandel übergeht. Iſt nun aber auch nicht ein Mal Dies ausführbar; ſo greift man irgend einen vom Gegner zufällig gebrauchten Ausdruck auf, um an dieſen eine ganz neue Kontroverſe zu knüpfen und ſo von der alten los zu kommen: z. B. der Gegner habe ſich ſo ausgedrückt: „hier eben liegt das Myſterium der Sache"; ſo fällt man geſchwinde ein: „Ja, wenn Sie von Myſterien und Myſtik reden, da bin ich nicht Ihr Mann: denn was das betrifft", u. ſ. w., und nun wird das weite Feld gewonnen. Bietet ſich aber ſelbſt hiezu keine Gelegenheit; ſo muß man noch dreiſter zu Werke gehn und plötzlich auf eine ganz fremde Sache abſpringen, etwan mit: „ja, und ſo behaupteten ſie auch neulich" u. ſ. w. — Die Diverſion überhaupt iſt unter allen Kniffen, deren unredliche Disputanten ſich, meiſtens inſtinktmäßig, bedienen, der beliebteſte und gebräuchlichſte und faſt unausbleiblich, ſobald ſie in Verlegenheit gerathen.

Dergleichen Stratagemata alſo hatte ich ungefähr vierzig zuſammengeſtellt und ausgeführt. Aber die Beleuchtung aller dieſer Schlupfwinkel der, mit Eigenſinn, Eitelkeit und Unredlichkeit verſchwiſterten Beſchränktheit und Unfähigkeit widert mich jetzt an; daher ich es bei dieſer Probe bewenden laſſe und deſto ernſtlicher auf die oben angegebenen Gründe zum Vermeiden des Disputirens mit Leuten, wie die meiſten ſind, verweiſe. Man mag allenfalls der Faſſungskraft eines Andern durch Argumente zu Hülfe zu kommen verſuchen: aber ſobald man in ſeinen Gegenreden Eigenſinn bemerkt, ſoll man auf der Stelle abbrechen. Denn alsbald wird er auch unredlich werden, und im Theoretiſchen iſt ein Sophisma, was im Praktiſchen eine Schikane: die hier zur Sprache gebrachten Stratagemata aber ſind noch viel nichts-

würdiger, als die Sophismen. Denn in ihnen nimmt der Wille die Maske des Verstandes vor, um dessen Rolle zu spielen; was stets abscheulich ausfällt; wie denn auch wenig Dinge solche Indignation hervorrufen, wie wenn man merkt, daß ein Mensch absichtlich mißversteht. Wer gute Gründe seines Gegners nicht gelten läßt, beweist einen entweder direkt schwachen, oder durch die Herrschaft des eigenen Willens unterdrückten, also indirekt schwachen Verstand: daher soll man nur wo etwan Amt und Pflicht es heischen, mit einem Solchen sich herumhetzen. — Bei allen Diesem jedoch muß ich, um auch den erwähnten Winkelzügen ihr Recht widerfahren zu lassen, eingestehn, daß man mit dem Aufgeben seiner Meinung, bei einem treffenden Argument des Gegners, sich ebenfalls übereilen kann. Wir fühlen nämlich, bei einem solchen, die Gewalt desselben: aber die Gegengründe, oder was etwan anderweitig unsere Behauptung selbst dabei noch bestehn lassen und retten könnte, fällt uns nicht eben so schnell ein. Geben wir nun, in solchem Fall, unsere These sogleich verloren; so kann es kommen, daß wir eben dadurch der Wahrheit ungetreu werden; indem sich nachher fände, daß wir dennoch Recht gehabt hätten, jedoch, aus Schwäche und Mangel an Vertrauen zu unserer Sache, dem augenblicklichen Eindruck gewichen wären. — Sogar kann der Beweis, den wir für unsere These aufgestellt hatten, wirklich falsch gewesen seyn, es aber einen andern und richtigen für dieselbe geben. Im Gefühl hievon geschieht es, daß selbst aufrichtige und wahrheitsliebende Leute nicht leicht einem guten Argument auf der Stelle weichen, vielmehr noch eine kurze Gegenwehr versuchen, ja sogar bei ihrem Satze meistens auch dann noch eine Weile beharren, wann die Gegenargumentation ihnen seine Wahrheit zweifelhaft gemacht hat. Sie gleichen dabei dem Heerführer, der eine Position, die er nicht behaupten kann und es weiß, doch noch, in Hoffnung auf Entsatz, eine Weile zu halten sucht. Sie hoffen nämlich, daß, während sie einstweilen mit schlechten Gründen sich wehren, die guten ihnen inzwischen einfallen, oder auch die bloße Scheinbarkeit der Argumente des Gegners ihnen klar werden wird. Diesergestalt also wird man zu einer kleinen Unredlichkeit im Disputiren beinahe genöthigt, indem man momentan nicht sowohl für die Wahrheit, als für seinen Satz zu kämpfen hat. Soweit ist dies eine Folge der

Ungewißheit der Wahrheit und der Unvollkommenheit des menſchlichen Intellekts. Nun aber entſteht ſogleich die Gefahr, daß man darin zu weit gehe, zu lange bei ſchlechter Ueberzeugung kämpfe, ſich endlich verſtocke und, der Schlechtigkeit der menſchlichen Natur Raum gebend, per fas et nefas, alſo wohl auch gar mit Hülfe unredlicher Stratagemata, ſeinen Satz vertheidige, ihn mordicus feſthaltend. Hier möge Jeden ſeine guter Genius beſchirmen; damit er nicht nachher ſich zu ſchämen brauche. Inzwiſchen leitet deutliche Erkenntniß der hier dargelegten Beſchaffenheit der Sache allerdings zur Selbſtbildung auch in dieſer Hinſicht an.

Kapitel III.

Den Intellekt überhaupt und in jeder Beziehung betreffende Gedanken.

---

§. 27.

Jedes angeblich voraussetzungslose Verfahren in der Philosophie ist Windbeutelei: denn immer muß man irgend etwas als gegeben ansehn, um davon auszugehn. Dies nämlich besagt das δος μοι που στω, welches die unumgängliche Bedingung jedes menschlichen Thuns, selbst des Philosophirens, ist; weil wir geistig so wenig, wie körperlich, im freien Aether schweben können. Ein solcher Ausgangspunkt des Philosophirens, ein solches einstweilen als gegeben Genommenes, muß aber nachmals wieder kompensirt und gerechtfertigt werden. Dasselbe wird nämlich entweder ein Subjektives seyn, also etwan das Selbstbewußtseyn, die Vorstellung, das Subjekt, der Wille; oder aber ein Objektives, also das im Bewußtseyn von andern Dingen sich Darstellende, etwan die reale Welt, die Außendinge, die Natur, die Materie, Atome, auch ein Gott, auch ein bloßer beliebig erdachter Begriff, wie die Substanz, das Absolutum, oder was immer es nun seyn soll. Um nun also die hierin begangene Willkürlichkeit wieder auszugleichen und die Voraussetzung zu rektifiziren, muß man nachher den Standpunkt wechseln, und auf den entgegengesetzten treten, von welchem aus man nun das Anfangs als gegeben Genommene in einem ergänzenden Philosophem wieder ableitet: sic res accendunt lumina rebus.

Geht man z. B. vom Subjektiven aus, wie Berkeley, Locke und Kant, in welchem diese Betrachtungsweise ihren Gipfel

erreichte, gethan haben; so wird man, obwohl, wegen der wirklichen Unmittelbarkeit des Subjektiven, dieser Weg die größten Vorzüge hat, dennoch eine theils sehr einseitige, theils nicht ganz gerechtfertigte Philosophie erhalten, wenn man sie nicht dadurch ergänzt, daß man das in ihr Abgeleitete ein ander Mal wieder als das Gegebene zum Ausgangspunkte nimmt und also, vom entgegengesetzten Standpunkt aus, das Subjektive aus dem Objektiven ableitet, wie vorhin das Objektive aus dem Subjektiven. Diese Ergänzung der Kantischen Philosophie glaube ich, der Hauptsache nach, geliefert zu haben im 22. Kapitel des zweiten Bandes meines Hauptwerkes und im „Willen in der Natur" unter der Rubrik Pflanzenphysiologie, als wo ich, von der äußern Natur ausgehend, den Intellekt ableite.

Geht man nun aber umgekehrt vom Objektiven aus und nimmt gleich recht Viel als gegeben, etwan die Materie, nebst den in ihr sich manifestirenden Kräften; so hat man bald die ganze Natur; indem eine solche Betrachtungsart den reinen Naturalismus liefert, den ich genauer die absolute Physik benannt habe. Da besteht denn also das Gegebene, mithin absolut Reale, allgemein gefaßt, in Naturgesetzen und Naturkräften, nebst deren Träger, der Materie; speciell betrachtet aber in einer Unzahl frei im unendlichen Raume schwebender Sonnen und sie umkreisender Planeten. Es giebt demnach, im Resultat, überall nichts, als Kugeln, theils leuchtende, theils beleuchtete. Auf letzteren hat, in Folge eines Fäulungsprocesses, sich auf der Oberfläche das Leben entwickelt, welches, in stufenweiser Steigerung organische Wesen liefert, die sich darstellen als Individuen, welche zeitlich anfangen und enden, durch Zeugung und Tod, gemäß den die Lebenskraft lenkenden Naturgesetzen, welche, wie alle andern, die herrschende und von Ewigkeit zu Ewigkeit bestehende Ordnung der Dinge ausmachen, ohne Anfang und Ende, und ohne von sich Rechenschaft zu geben. Den Gipfel jener Steigerung nimmt der Mensch ein, dessen Daseyn ebenfalls einen Anfang, in seinem Verlauf viele und große Leiden, wenige und karg gemessene Freuden, und sodann, wie jedes andere, ein Ende hat; nach welchem es ist, als wäre es nie gewesen. Unsere, hier die Betrachtung leitende und die Rolle der Philosophie spielende absolute Physik erklärt uns nun, wie, jenen absolut bestehenden

und geltenden Naturgeſetzen zufolge, eine Erſcheinung allezeit die andere herbeiführt, oder auch verdrängt: Alles geht dabei ganz natürlich zu und iſt daher völlig klar und verſtändlich; ſo daß man auf das Ganze der ſo explicirten Welt eine Phraſe anwenden könnte, welche Fichte, wann er ſeine dramatiſchen Talente auf dem Katheder producirte, mit tiefem Ernſt, imponirendem Nachdruck und überaus ſtudentenverblüffender Miene ſo auszuſprechen pflegte: „es iſt, weil es iſt; und iſt wie es iſt, weil es ſo iſt.“ Demgemäß erſcheint es, auf dieſem Standpunkt, als eine bloße Grille, wenn man zu einer ſo klar gemachten Welt noch andere Erklärungen ſuchen wollte, in einer ganz imaginären Metaphyſik, auf die man wieder eine Moral ſetzte, welche, weil durch die Phyſik nicht zu begründen, ihren einzigen Anhalt an jenen Fiktionen der Metaphyſik hätte. Hierauf beruht die merkliche Verachtung, mit welcher die Phyſiker auf die Metaphyſik herabſehn. — Allein, trotz aller Selbſtgenügſamkeit jenes rein objektiven Philoſophirens, wird ſich die Einſeitigkeit des Standpunkts und die Nothwendigkeit ihn zu wechſeln, alſo ein Mal das erkennende Subjekt, nebſt deſſen Erkenntnißvermögen, in welchem allein alle jene Welten denn doch zunächſt vorhanden ſind, zum Gegenſtand der Unterſuchung zu machen, früher oder ſpäter kund-geben, unter mancherlei Formen und bei mancherlei Anläſſen. So liegt z. B. ſchon dem Ausdrucke der chriſtlichen Myſtiker, die den menſchlichen Intellekt das Licht der Natur benennen, welches ſie in höherer Inſtanz für inkompetent erklären, die Einſicht zum Grunde, daß die Gültigkeit aller ſolcher Erkenntniſſe nur eine relative und bedingte ſei, nicht aber eine unbedingte, wofür ſie hingegen unſere heutigen Rationaliſten halten, welche eben deshalb die tiefen Myſterien des Chriſtenthums, wie die Phyſiker die Metaphyſik, verachten, z. B. das Dogma von der Erbſünde für einen Aberglauben halten, weil ihr Pelagianiſcher Hausmannsverſtand glücklich herausgebracht hat, daß Einer nicht für das kann, was ein Anderer, ſechstauſend Jahre vor ihm, geſündigt hat. Denn der Rationaliſt geht getroſt ſeinem Lichte der Natur nach und vermeint daher wirklich und in vollem Ernſt, daß er vor 40 oder 50 Jahren, ehe nämlich ſein Papa in der Schlafmütze ihn gezeugt und ſeine Mama Gans ihn glücklich in dieſe Welt abgeſetzt hatte, rein

und absolut Nichts gewesen und dann geradezu aus nichts entstanden sei. Denn nur so kann er für nichts. Der Sünder und Erbsünder!

Also, wie gesagt, auf mancherlei Wegen, zumeist aber auf dem nicht zu vermeidenden philosophischen, wird die der objektiven Erkenntniß folgende Spekulation, früher oder später, anfangen, Unrath zu merken, nämlich einzusehn, daß alle ihre nach der objektiven Seite hin erlangte Weisheit auf Kredit des menschlichen Intellekts, der doch seine eigenen Formen, Funktionen und Darstellungsweise haben muß, angenommen, folglich durchweg durch diesen bedingt sei; woraus die Nothwendigkeit folgt, auch hier ein Mal den Standpunkt zu wechseln und das objektive Verfahren mit dem subjektiven zu vertauschen, also den Intellekt, der bis hieher, im vollsten Selbstvertrauen, seinen Dogmatismus getrost aufgebaut und ganz dreist über die Welt und alle Dinge in ihr, sogar über ihre Möglichkeit, a priori abgeurtheilt hat, jetzt selbst zum Gegenstand der Untersuchung zu machen und seine Vollmachten der Prüfung zu unterziehn. Dies führt zunächst zum Locke; dann führt es zur Kritik der reinen Vernunft und endlich zu der Erkenntniß, daß das Licht der Natur ein allein nach außen gerichtetes ist, welches, wenn es sich zurückbeugen und sein eigenes Inneres beleuchten möchte, dies nicht vermag, also die Finsterniß, die daselbst herrscht, unmittelbar nicht zerstreuen kann; sondern bloß auf dem Umwege der Reflexion, den jene Philosophen gegangen, und mit großer Schwierigkeit, eine mittelbare Kunde von seinem eigenen Mechanismus und seiner eigenen Natur erhält. Danach aber wird dem Intellekt klar, daß er, zur Auffassung bloßer Relationen, als welche dem Dienst eines individuellen Willens genügt, von Haus aus bestimmt, eben darum wesentlich nach außen gerichtet und selbst da eine bloße Flächenkraft ist, gleich der Elektricität, d. h. bloß die Oberfläche der Dinge erfaßt, nicht aber in ihr Inneres eindringt und eben deshalb wieder von allen jenen, ihm objektiv klaren und realen Wesen doch kein einziges, auch nicht das geringste und einfachste, gänzlich und von Grund aus zu verstehen, oder zu durchschauen vermag, vielmehr ihm, in Allem und Jedem, die Hauptsache ein Geheimniß bleibt. Hiedurch aber wird er dann zu der tiefern Einsicht geführt, welche der Name Idealismus

bezeichnet, daß nämlich jene objektive Welt und ihre Ordnung, wie er sie mit seinen Operationen auffaßt, nicht unbedingt und an sich selbst also vorhanden sei, sondern mittelst der Funktionen des Gehirns entstehe und daher zunächst bloß in diesem existire und folglich in dieser Form nur ein bedingtes und relatives Daseyn habe, also ein bloßes Phänomen, bloße Erscheinung sei. Wenn bis dahin der Mensch nach den Gründen seines eigenen Daseyns geforscht hatte, wobei er voraussetzte, die Gesetze des Erkennens, Denkens und der Erfahrung seien rein objektiv, an und für sich und absolut vorhanden und bloß vermöge ihrer sei er und alles Uebrige; so erkennt er jetzt, daß, umgekehrt, sein Intellekt, folglich auch sein Daseyn, die Bedingung aller jener Gesetze und was aus ihnen folgt ist. Dann endlich sieht er auch ein, daß die ihm jetzt klar gewordene Idealität des Raumes, der Zeit und der Kausalität Platz läßt für eine ganz andere Ordnung der Dinge, als die der Natur ist, welche letztere er jedoch als das Resultat, oder die Hieroglyphe, jener andern anzusehn genöthigt ist.

§. 28.

Wie wenig geeignet zum philosophischen Nachdenken der menschliche Verstand in der Regel sei, zeigt unter Anderm sich darin, daß auch jetzt, nach Allem was seit Karteſius darüber gesagt worden, immer noch dem Idealismus der Realismus getrost entgegentritt, mit der naiven Behauptung, die Körper wären als solche nicht bloß in unserer Vorstellung, sondern auch wirklich und wahrhaft vorhanden. Aber gerade diese Wirklichkeit selbst, diese Art und Weise der Existenz, sammt Allem, was sie enthält, ist es ja, von der wir behaupten, daß sie nur in der Vorstellung vorhanden und außerdem nirgends anzutreffen sei; weil sie nur eine gewisse nothwendige Ordnung der Verknüpfung unsrer Vorstellungen ist. Bei Allem, was frühere Idealisten, zumal Berkeley, gelehrt haben, erhält man die recht gründliche Ueberzeugung davon doch erst durch Kant; weil er die Sache nicht mit Einem Schlage abthut, sondern ins Einzelne geht, das Aprioriſche ausscheidet und dem empiriſchen Element überall Rechnung trägt. Wer nun aber die Idealität der Welt einmal begriffen hat, Dem erscheint die Behauptung, daß solche,

auch wenn Niemand sie vorstellte, doch vorhanden seyn würde, wirklich unsinnig; weil sie einen Widerspruch aussagt: denn ihr Vorhandenseyn bedeutet eben nur ihr Vorgestelltwerden. Ihr Daseyn selbst liegt in der Vorstellung des Subjekts. Dies eben besagt der Ausdruck: sie ist Objekt*). Demgemäß legen auch die edleren, älteren und besseren Religionen, also Brahmanismus und Buddhaismus, ihren Lehren durchaus den Idealismus zum Grunde, dessen Anerkennung sie mithin sogar dem Volke zumuthen. Das Judenthum hingegen ist eine rechte Koncentration und Konsolidation des Realismus. —

Eine von Fichte eingeführte und seitdem habilitirte Erschleichung liegt im Ausdruck das Ich. Hier wird nämlich, durch die substantive Redeform und den vorgesetzten Artikel, das wesentlich und schlechthin Subjektive zum Objekt umgewandelt. Denn in Wahrheit bezeichnet Ich das Subjektive als solches, welches daher gar nie Objekt werden kann, nämlich das Erkennende im Gegensatz und als Bedingung alles Erkannten. Dies hat die Weisheit aller Sprachen dadurch ausgedrückt, daß sie Ich nicht als Substantiv behandelt: daher eben Fichte der Sprache Gewalt anthun mußte, um seine Absicht durchzusetzen. Eine noch dreistere Erschleichung eben dieses Fichte ist der unverschämte Mißbrauch, den er mit dem Worte Setzen getrieben hat, der aber, statt gerügt und explodirt worden zu seyn, noch bis auf den heutigen Tag, bei fast allen Philosophastern, nach seinem Vorgang und auf seine Auktorität, als ein stehendes Hülfsmittel zu Sophismen und Truglehren, in häufigem Gebrauch ist. Setzen, ponere, wovon propositio, ist, von Alters her, ein rein logischer Ausdruck, welcher besagt, daß man, im logischen Zusammenhang einer Disputation, oder sonstigen Erörterung, etwas vor der Hand annehme, voraussetze, bejahe, ihm also logische Gültigkeit und formale Wahrheit einstweilen ertheile, — wobei seine Realität, materielle Wahrheit und Wirklichkeit durchaus

*) Schaue ich irgend einen Gegenstand, etwan eine Aussicht, an, und denke mir, daß in diesem Augenblick mir der Kopf abgeschlagen würde; — so weiß ich, daß der Gegenstand unverrückt und unerschüttert stehen bleiben würde: — Dies implicirt aber im tiefsten Grunde, daß auch ich ebenso noch daseyn würde. Dies wird Wenigen einleuchten, aber für diese Wenigen sei es gesagt.

unberührt und unausgemacht bleibt und dahinſteht. Fichte aber erſchlich ſich allmälig für dies Setzen eine reale, aber natürlich dunkele und neblichte Bedeutung, welche die Pinſel gelten ließen und die Sophiſten fortwährend benutzen: ſeitdem nämlich das Ich erſt ſich ſelbſt und nachher das Nicht-Ich geſetzt hat, heißt Setzen ſo viel wie Schaffen, Hervorbringen, kurz, in die Welt ſetzen, man weiß nicht wie, und Alles, was man ohne Gründe als daſeiend annehmen und Anderen aufbinden möchte, wird eben geſetzt, und nun ſteht's und iſt da, ganz real. Das iſt die noch geltende Methode der ſogenannten Nachkantiſchen Philoſophie und iſt Fichte's Werk.

§. 29.

Die von Kant entdeckte Idealität der Zeit iſt eigentlich ſchon in dem, der Mechanik angehörenden Geſetze der Trägheit enthalten. Denn was dieſes beſagt iſt im Grunde, daß die bloße Zeit keine phyſiſche Wirkung hervorzubringen vermag; daher ſie, für ſich und allein, an der Ruhe oder Bewegung eines Körpers nichts ändert. Schon hieraus ergiebt ſich, daß ſie kein phyſiſch Reales, ſondern ein transſcendental Ideales ſei, d. h. nicht in den Dingen, ſondern im erkennenden Subjekt ihren Urſprung habe. Inhärirte ſie, als Eigenſchaft, oder Accidenz, den Dingen ſelbſt und an ſich; ſo müßte ihr Quantum, alſo ihre Länge oder Kürze, an dieſen etwas verändern können. Allein das vermag ſolches durchaus nicht: vielmehr fließt ſie über die Dinge hin, ohne ihnen die leiſeſte Spur aufzudrücken. Denn wirkſam ſind allein die Urſachen im Verlauf der Zeit; keineswegs er ſelbſt. Daher eben, wenn ein Körper allen chemiſchen Einflüſſen entzogen iſt, — wie z. B. der Mammuth in der Eisſcholle an der Lena, die Mücke im Bernſtein, ein edles Metall in vollkommen trockner Luft, Aegyptiſche Alterthümer (ſogar Perrücken) im trockenen Felſengrabe, — Jahrtauſende nichts an ihm verändern. Dieſelbe abſolute Unwirkſamkeit der Zeit alſo iſt es, die im Mechaniſchen, als Geſetz der Trägheit, auftritt. Hat ein Körper ein Mal eine Bewegung angenommen; ſo vermag keine Zeit ſie ihm zu rauben, oder nur ſie zu vermindern: ſie iſt abſolut endlos, wenn nicht phyſiſche Urſachen ihr entgegenwirken: gerade wie ein ruhender Körper ewig ruht, wenn nicht phyſiſche

Urſachen hinzukommen, ihn in Bewegung zu ſetzen. Schon hieraus alſo folgt, daß die Zeit etwas die Körper nicht Berührendes iſt, ja, daß Beide heterogener Natur ſind, indem diejenige Realität, welche den Körpern zukommt, der Zeit nicht beizulegen iſt, wonach denn dieſe abſolut ideal iſt, d. h. der bloßen Vorſtellung und ihrem Apparat angehört; während hingegen die Körper, durch die mannigfaltige Verſchiedenheit ihrer Qualitäten und deren Wirkungen, an den Tag legen, daß ſie nicht bloß ideal ſind, ſondern zugleich ein objektiv Reales, ein Ding an ſich ſelbſt, in ihnen ſich offenbart; ſo verſchieden ſolches auch von dieſer ſeiner Erſcheinung ſeyn möge.

Die Bewegung iſt zunächſt ein bloß phoronomiſcher Vorgang, d. h. ein ſolcher, deſſen Elemente ganz allein aus Zeit und Raum genommen ſind: die Materie iſt das Bewegliche: ſie iſt ſchon Objektivation des Dinges an ſich. Nun aber ihre abſolute Gleichgültigkeit gegen Ruhe und Bewegung, vermöge welcher ſie, in der einen, wie in der andern, ſobald ſie ſie angenommen hat, immerdar verharrt und eben ſo bereit iſt eine Ewigkeit hindurch zu fliegen, wie eine Ewigkeit hindurch zu ruhen, beweiſt, daß dem Dinge an ſich, welches als Materie ſich darſtellt und ihr alle ihre Kräfte verleiht, Raum und Zeit, und daher eben die rein aus dieſen entſtehenden Gegenſätze von Bewegung und Ruhe, gar nicht anhängen, vielmehr ihm völlig fremd ſind, daß ſie mithin nicht aus dem Erſcheinenden in die Erſcheinung gekommen ſind, ſondern aus dem dieſe auffaſſenden Intellekt, dem ſie, als ſeine Formen, angehören.

Wer, beiläufig geſagt, das hier angezogene Geſetz der Trägheit ſich zu recht lebendiger Anſchauung bringen will, denke ſich, er ſtehe an der Gränze der Welt, vor dem leeren Raume, und ſchieße in dieſen eine Piſtole ab. Seine Kugel wird, in unveränderter Richtung, alle Ewigkeit hindurch fliegen: keine Billionen Jahre des Fluges werden ſie je ermüden, nie wird es ihr an Raum gebrechen, weiter zu fliegen, noch wird jemals ihr die Zeit dazu ausgehn. Hiezu kommt, daß wir dies alles a priori und gerade darum völlig gewiß wiſſen. Ich denke, die transſcendentale Idealität, d. h. cerebrale Phantasmagorie, der ganzen Sache wird hier ungemein fühlbar.

Eine der vorhergehenden Betrachtung über die Zeit analoge und parallele über den Raum würde ſich allenfalls daran knüpfen

laſſen, daß die Materie, durch alle ſie ausdehnende Zertheilung, oder auch wiederum Zuſammenpreſſung im Raume, weder vermehrt noch vermindert werden kann; wie auch daran, daß im abſoluten Raume Ruhe und geradlinige Bewegung phoronomiſch zuſammenfallen und das Selbe ſind.

Eine Vorahndung der Kantiſchen Lehre von der Idealität der Zeit zeigt ſich in gar manchen Ausſprüchen älterer Philoſophen; worüber ich bereits an andern Orten das Nöthige beigebracht habe. Spinoza ſagt geradezu: tempus non est affectio rerum, sed tantum merus modus cogitandi. (Cogitata metaphysica c. 4.) Eigentlich liegt das Bewußtſeyn der Idealität der Zeit ſogar dem von jeher dageweſenen Begriff der Ewigkeit zum Grunde. Dieſe nämlich iſt weſentlich der Gegenſatz der Zeit, und ſo haben die irgend Einſichtigen ihren Begriff auch ſtets gefaßt, was ſie nur konnten in Folge des Gefühls, daß die Zeit bloß in unſerm Intellekt, nicht im Weſen der Dinge an ſich liegt. Bloß der Unverſtand der ganz Unfähigen hat den Begriff der Ewigkeit nicht anders ſich auszulegen gewußt, denn als eine endloſe Zeit. Dies eben nöthigte die Scholaſtiker zu ausdrücklichen Ausſprüchen, wie: aeternitas non est temporis sine fine successio, sed Nunc stans; hatte doch ſchon Platon im Timäus, und Plotinos wiederholt es, αιωνος εικων κινητη ὁ χρονος, geſagt. Man könnte, in dieſer Abſicht, die Zeit eine auseinandergezogene Ewigkeit nennen und darauf die Behauptung ſtützen, daß wenn es keine Ewigkeit gäbe, auch die Zeit nicht ſeyn könnte. — Seit Kant iſt, im ſelben Sinne, der Begriff des außerzeitlichen Seyns in die Philoſophie eingeführt worden: doch ſollte man ſehr behutſam im Gebrauch deſſelben ſeyn; da er zu denen gehört, die ſich wohl noch denken, jedoch durch gar keine Anſchauung belegen und realiſiren laſſen.

Daß die Zeit überall und in allen Köpfen vollkommen gleichmäßig fortläuft, ließe ſich ſehr wohl begreifen, wenn dieſelbe etwas rein Aeußerliches, Objektives, durch die Sinne Wahrnehmbares wäre, wie die Körper. Aber das iſt ſie nicht: wir können ſie nicht ſehn, noch taſten. Auch iſt ſie keineswegs die bloße Bewegung, oder ſonſtige Veränderung, der Körper: dieſe vielmehr iſt in der Zeit, welche alſo von ihr ſchon als Bedingung vorausgeſetzt wird: denn die Uhr geht zu ſchnell, oder zu langſam,

aber nicht mit ihr die Zeit, sondern das Gleichmäßige und Normale, worauf jenes Schnell und Langsam sich bezieht, ist der wirkliche Lauf der Zeit. Die Uhr mißt die Zeit; aber sie macht sie nicht. Wenn alle Uhren stehen blieben, wenn die Sonne selbst stillstände, wenn alle und jede Bewegung, oder Veränderung stockte; so würde dies doch den Lauf der Zeit keinen Augenblick hemmen, sondern sie würde ihren gleichmäßigen Gang fortsetzen und nun, ohne von Veränderungen begleitet zu seyn, verfließen. Dabei ist sie dennoch, wie gesagt, nichts Wahrnehmbares, nichts äußerlich Gegebenes und auf uns Einwirkendes, also kein eigentlich Objektives. Da bleibt eben nichts übrig, als daß sie in uns liege, unser eigener, ungestört fortschreitender, mentaler Proceß, oder, wie Kant es sagt, die Form des innern Sinnes und alles unsers Vorstellens sei; mithin das unterste Grundgerüst der Schaubühne dieser objektiven Welt ausmache. Jene Gleichmäßigkeit ihres Laufes in allen Köpfen beweist mehr, als irgend etwas, daß wir Alle in denselben Traum versenkt sind, ja, daß es Ein Wesen ist, welches ihn träumt. (Wollte man, bei diesem subjektiven Ursprung der Zeit, sich etwan gar verwundern über die völlige Gleichmäßigkeit ihres Laufs in so vielen verschiedenen Köpfen; so würde dabei ein Mißverständniß zum Grunde liegen: denn die Gleichmäßigkeit müßte hier bedeuten, daß in gleich viel Zeit gleich viel Zeit verstreiche, also dabei die absurde Voraussetzung einer zweiten Zeit, in der die erste, schnell oder langsam, verliefe, gemacht seyn.) — Das Gleiche läßt sich auch am Raume nachweisen, sofern ich alle Welten, so viele ihrer seyn mögen, hinter mir lassen, jedoch nimmermehr aus dem Raume hinaus gelangen kann, sondern ich diesen überall mitbringe; weil er meinem Intellekt anhängt und zur Vorstellungsmaschine in meinem Hirnkasten gehört.

Die Zeit nun ist diejenige Einrichtung unsers Intellekts, vermöge welcher das, was wir als das Zukünftige auffassen, jetzt gar nicht zu existiren scheint; welche Täuschung jedoch verschwindet, wann die Zukunft zur Gegenwart geworden ist. In einigen Träumen, im hellsehenden Somnambulismus und im zweiten Gesicht wird jene täuschende Form einstweilen bei Seite geschoben; daher dann das Zukünftige sich als gegenwärtig darstellt. Hieraus erklärt sich, daß die Versuche, welche man bisweilen gemacht hat,

das vom Seher des zweiten Gesichts Verkündigte absichtlich, wäre es auch nur in Nebenumständen, zu vereiteln, fehlschlagen mußten: denn er hat es in der, auch damals schon vorhandenen, Wirklichkeit desselben gesehn; so wie wir nur das Gegenwärtige wahrnehmen: es hat daher dieselbe Unveränderlichkeit, wie das Vergangene. (Beispiele von Versuchen der besagten Art findet man in Kieser's Archiv f. thierisch. Magnetism. Bd. 8, Stck. 3, S. 71, 87, 90.)

Dem entsprechend ist die sich uns vermittelst der Kette der Ursachen und Wirkungen darstellende Nothwendigkeit alles Geschehenden, d. h. in der Zeit successiv Eintretenden, bloß die Art wie wir, unter der Form der Zeit, das einheitlich und unverändert Existirende wahrnehmen; oder auch, sie ist die Unmöglichkeit, daß das Existirende, obgleich es von uns heute als zukünftig, morgen als gegenwärtig, übermorgen als vergangen erkannt wird, nicht dennoch mit sich selbst identisch, Eins und unveränderlich sei. Wie in der Zweckmäßigkeit des Organismus sich die Einheit des in ihm sich objektivirenden Willens darstellt, welche jedoch in unsrer, an den Raum gebundenen Apprehension als eine Vielheit von Theilen und deren Uebereinstimmung zum Zweck aufgefaßt wird (siehe „über den Willen in der Natur" S. 61. — 2. Aufl. S. 53; 3. Aufl. S. 57); ebenso stellt die, durch die Kausalkette herbeigeführte Nothwendigkeit alles Geschehenden die Einheit des darin sich objektivirenden Wesens an sich her, welche jedoch in unsrer an die Zeit gebundenen Apprehension als eine Succession von Zuständen, also als Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges aufgefaßt wird; während das Wesen an sich selbst das Alles nicht kennt, sondern im Nunc stans existirt.

Die Trennungen mittelst des Raumes werden im somnambulen Hellsehn sehr viel öfter, mithin leichter, aufgehoben, als die mittelst der Zeit; indem das bloß Abwesende und Entfernte viel öfter zur Anschauung gebracht wird, als das wirklich noch Zukünftige. In Kant's Sprache wäre Dies daraus erklärlich, daß der Raum bloß die Form des äußern, die Zeit die des innern Sinnes ist. — Daß Zeit und Raum ihrer Form nach a priori angeschaut werden, hat Kant gelehrt; daß es aber auch ihrem Inhalt nach geschehn kann, lehrt der hellsehende Somnambulismus.

§. 30.

Der einleuchtendeſte und zugleich einfachſte Beweis der Idealität des Raumes iſt, daß wir den Raum nicht, wie alles Andere, in Gedanken aufheben können. Bloß ausleeren können wir ihn: Alles, Alles, Alles können wir aus dem Raume wegdenken, es verſchwinden laſſen, können uns auch ſehr wohl vorſtellen, der Raum zwiſchen den Fixſternen ſei abſolut leer, und dgl. m. Nur den Raum ſelbſt können wir auf keine Weiſe los werden: was wir auch thun, wohin wir uns auch ſtellen mögen: er iſt da und hat nirgends ein Ende: denn er liegt allem unſerm Vorſtellen zum Grunde und iſt die erſte Bedingung deſſelben. Dies beweiſt ganz ſicher, daß er unſerm Intellekt ſelbſt angehört, ein integrirender Theil deſſelben iſt und zwar der, welcher den erſten Grundfaden zum Gewebe deſſelben, auf welches danach die bunte Objekten-Welt aufgetragen wird, liefert. Denn er ſtellt ſich dar, ſobald ein Objekt vorgeſtellt werden ſoll, und begleitet nachher alle Bewegungen, Wendungen und Verſuche des anſchauenden Intellekts ſo beharrlich, wie die Brille, welche ich auf der Naſe habe, alle Wendungen und Bewegungen meiner Perſon, oder wie der Schatten ſeinen Körper begleitet. Bemerke ich, daß etwas überall und unter allen Umſtänden bei mir iſt, ſo ſchließe ich, daß es mir anhängt: ſo z. B. wenn ein beſonderer Geruch, dem ich entgehn möchte, ſich vorfindet, wohin ich auch komme. Nicht anders iſt es mit dem Raume: was ich auch denken, welche Welt ich mir auch vorſtellen möge; der Raum iſt ſtets zuerſt da und will nicht weichen. Iſt nun derſelbe, wie hieraus offenbar hervorgeht, eine Funktion, ja eine Grundfunktion meines Intellekts ſelbſt; ſo erſtreckt ſich die hieraus folgende Idealität auch auf alles Räumliche, d. h. alles darin ſich Darſtellende: dieſes mag immerhin auch an ſich ſelbſt ein objektives Daſeyn haben; aber ſofern es räumlich iſt, alſo ſofern es Geſtalt, Größe und Bewegung hat, iſt es ſubjektiv beſtimmt. Auch die ſo genauen und richtig zutreffenden aſtronomiſchen Berechnungen ſind nur dadurch möglich, daß der Raum eigentlich in unſerm Kopf iſt. Folglich erkennen wir die Dinge nicht, wie ſie an ſich ſind, ſondern nur wie ſie erſcheinen. Dies iſt des großen Kant's große Lehre.

Daß der unendliche Raum unabhängig von uns, alſo abſolut objektiv und an ſich ſelbſt vorhanden wäre und ein bloßes Abbild deſſelben, als eines Unendlichen, durch die Augen in unſern Kopf gelangte, iſt der abſurdeſte aller Gedanken, aber in einem gewiſſen Sinne der fruchtbarſte; weil, wer der Abſurdität deſſelben deutlich inne wird, eben damit das bloße Erſcheinungsdaſeyn dieſer Welt unmittelbar erkennt, indem er ſie als ein bloßes Gehirnphänomen auffaßt, welches, als ſolches, mit dem Tode des Gehirns verſchwindet, um eine ganz andere, die Welt der Dinge an ſich, übrig zu laſſen. Daß der Kopf im Raume ſei hält ihn nicht ab, einzuſehn, daß der Raum doch nur im Kopfe iſt*).

§. 31.

Was für die äußere Körperwelt das Licht, das iſt für die innere Welt des Bewußtſeyns der Intellekt. Denn dieſer verhält ſich zum Willen, alſo auch zum Organismus, der ja bloß der objektiv angeſchaute Wille iſt, ungefähr ſo, wie das Licht zum brennbaren Körper und dem Oxygen, bei deren Vereinigung es ausbricht. Und wie dieſes um ſo reiner iſt, je weniger es ſich mit dem Rauche des brennenden Körpers vermiſcht; ſo auch iſt der Intellekt um ſo reiner, je vollkommener er vom Willen, dem er entſproſſen, geſondert iſt. In kühnerer Metapher ließe ſich ſogar ſagen: das Leben iſt bekanntlich ein Verbrennungsproceß: die bei demſelben Statt findende Lichtentwickelung iſt der Intellekt.

§. 32.

Daß unſere Erkenntniß, wie unſer Auge, nur nach außen ſieht und nicht nach innen, ſo daß, wenn das Erkennende verſucht, ſich nach innen zu richten, um ſich ſelbſt zu erkennen, es in ein völlig Dunkeles blickt, in eine gänzliche Leere geräth, — Dies beruht auf folgenden zwei Gründen:

---

*) Wenn ich ſage „in einer andern Welt", ſo iſt es großer Unverſtand, zu fragen: „wo iſt denn die andere Welt?" Denn der Raum, der allem Wo erſt einen Sinn ertheilt, gehört eben mit zu dieſer Welt: außerhalb derſelben giebt es kein Wo. — Friede, Ruhe und Glückſäligkeit wohnt allein da, wo es kein Wo und kein Wann giebt.

1) Das Subjekt des Erkennens ist nichts Selbstständiges, kein Ding an sich, hat kein unabhängiges, ursprüngliches, substanzielles Daseyn; sondern es ist eine bloße Erscheinung, ein Sekundäres, ein Accidenz, zunächst durch den Organismus bedingt, der die Erscheinung des Willens ist: es ist, mit Einem Wort, nichts Anderes, als der Fokus, in welchen sämmtliche Gehirnkräfte zusammenlaufen; wie ich Dieses im zweiten Bande meines Hauptwerks, Kap. 22, S. 277 (3. Aufl. 314) ausgeführt habe. Wie sollte nun dieses Subjekt des Erkennens sich selbst erkennen, da es an sich selbst nichts ist? Richtet es sich nach innen; so erkennt es zwar den Willen, welcher die Basis seines Wesens ist: Dies ist aber für das erkennende Subjekt doch keine eigentliche Selbsterkenntniß, sondern Erkenntniß eines Andern, von ihm selbst noch Verschiedenen, welches nun aber, schon als Erkanntes, sogleich nur Erscheinung ist, jedoch eine solche, die bloß die Zeit zur Form hat, nicht, wie die Dinge der Außenwelt, dazu noch den Raum. Davon aber abgesehn, erkennt das Subjekt den Willen eben auch nur wie die Außendinge, an seinen Aeußerungen, also an den einzelnen Willensakten und sonstigen Affektionen, die man unter dem Namen der Wünsche, Affekte, Leidenschaften und Gefühle begreift, folglich erkennt es ihn immer noch als Erscheinung, wenngleich nicht unter der Beschränkung des Raumes, wie die Außendinge. Sich selbst aber kann das erkennende Subjekt aus obigem Grunde nicht erkennen; weil nämlich an ihm nichts zu erkennen ist, als eben nur, daß es das Erkennende sei, eben darum aber nie das Erkannte. Es ist eine Erscheinung, die keine andere Aeußerung hat, als das Erkennen: folglich kann keine andere an ihm erkannt werden.

2) Der Wille in uns ist allerdings Ding an sich, für sich bestehend, ein Primäres, Selbstständiges, Dasjenige, dessen Erscheinung sich in der räumlich anschauenden Gehirnapprehension als Organismus darstellt. Dennoch ist auch er keiner Selbsterkenntniß fähig; weil er an und für sich ein bloß Wollendes, kein Erkennendes, ist: denn er, als solcher, erkennt gar nichts, folglich auch nicht sich selbst. Das Erkennen ist eine sekundäre und vermittelte Funktion, die ihm, dem Primären, in seiner eigenen Wesenheit, nicht unmittelbar zukommt.

§. 33.

Die einfachſte, unbefangene Selbſtbeobachtung, zuſammengehalten mit dem anatomiſchen Ergebniß, führt zu dem Reſultat, daß der Intellekt, wie ſeine Objektivation, das Gehirn, nebſt dieſem anhängenden Sinnenapparat, nichts Anderes ſei, als eine ſehr geſteigerte Empfänglichkeit für Einwirkungen von außen; nicht aber unſer urſprüngliches und eigentlich inneres Weſen ausmache; alſo, daß in uns der Intellekt nicht Dasjenige ſei, was in der Pflanze die treibende Kraft, oder im Steine die Schwere, nebſt chemiſchen Kräften, iſt: als Dieſes ergiebt ſich allein der Wille. Sondern der Intellekt iſt in uns Das, was in der Pflanze die bloße Empfänglichkeit für äußere Einflüſſe, für phyſikaliſche und chemiſche Einwirkungen und was noch ſonſt ihr Wachsthum und Gedeihen fördern oder hindern mag; nur daß in uns dieſe Empfänglichkeit ſo überaus hoch geſteigert iſt, daß, vermöge ihrer, die ganze objektive Welt, die Welt als Vorſtellung, ſich darſtellt, folglich ſolchermaaßen ihren Urſprung, als Objekt, nimmt. Um ſich dies zu veranſchaulichen, ſtelle man ſich die Welt vor, ohne alle animaliſche Weſen. Da iſt ſie ohne Wahrnehmung, alſo eigentlich gar nicht objektiv vorhanden; indeſſen ſei es ſo angenommen. Jetzt denke man ſich eine Anzahl Pflanzen dicht neben einander aus dem Boden emporgeſchoſſen. Auf dieſe wirkt nun mancherlei ein, wie Luft, Wind, Stoß einer Pflanze gegen die andere, Näſſe, Kälte, Licht, Wärme, elektriſche Spannung u. ſ. w. Jetzt ſteigere man, in Gedanken, mehr und mehr, die Empfänglichkeit dieſer Pflanzen für dergleichen Einwirkungen: da wird ſie endlich zur Empfindung, begleitet von der Fähigkeit dieſe auf ihre Urſachen zu beziehen, und ſo am Ende zur Wahrnehmung; alsbald aber ſteht die Welt da, in Raum, Zeit und Kauſalität ſich darſtellend; bleibt aber dennoch ein bloßes Reſultat der äußern Einflüſſe auf die Empfänglichkeit der Pflanzen. Dieſe bildliche Betrachtung iſt ſehr geeignet, die bloß phänomenale Exiſtenz der Außenwelt faßlich zu machen. Denn, wem wird es danach wohl einfallen, zu behaupten, daß die Verhältniſſe, welche in einer ſolchen, aus bloßen Relationen zwiſchen äußerer Einwirkung und lebendiger Empfänglichkeit entſtehenden Anſchauung ihr Daſeyn haben, die wahrhaft objektive, innere und urſprüngliche Beſchaffenheit aller jener angenommener-

maaßen auf die Pflanze einwirkenden Naturpotenzen, also die Welt der Dinge an sich darstellen. Wir können also an diesem Bilde uns faßlich machen, warum der Bereich des menschlichen Intellekts so enge Schranken hat, wie ihm Kant in der Kritik der reinen Vernunft nachweist.

Das Ding an sich hingegen ist allein der Wille. Demnach ist er der Schöpfer und Träger aller Eigenschaften der Erscheinung. Das Moralische wird ihm unbedenklich zur Last gelegt: aber auch die Erkenntniß und ihre Kraft, also der Intellekt, gehört seiner Erscheinung, also mittelbar ihm an. — Daß beschränkte und dumme Menschen stets einige Verachtung erfahren, mag, wenigstens zum Theil, darauf beruhen, daß in ihnen der Wille sich die Last so leicht gemacht und, zum Behuf seiner Zwecke, nur zwei Quentchen Erkenntnißkraft geladen hat.

§. 34.

Nicht nur ist, wie ich oben, §. 25, und auch schon in meinem Hauptwerke (Bd. I, §. 14) gesagt habe, alle Evidenz anschaulich, sondern auch alles wahre und ächte Verständniß der Dinge ist es. Dies bezeugen schon die unzähligen tropischen Ausdrücke in allen Sprachen, als welche sämmtlich Bestrebungen sind, alles Abstrakte auf ein Anschauliches zurückzuführen. Denn bloße abstrakte Begriffe von einer Sache geben kein wirkliches Verständniß derselben; wiewohl sie in den Stand setzen, davon zu reden, wie Viele von Vielem reden: ja, Einige bedürfen hiezu nicht ein Mal der Begriffe, sondern reichen mit bloßen Worten, z. B. Kunstausdrücken, die sie erlernt haben, aus. — Um hingegen irgend etwas wirklich und wahrhaft zu verstehn, ist erfordert, daß man es anschaulich erfasse, ein deutliches Bild davon empfange, wo möglich aus der Realität selbst, außerdem aber mittelst der Phantasie. Selbst was zu groß, oder zu komplicirt ist, um mit Einem Blicke übersehen zu werden, muß man, um es wahrhaft zu verstehn, entweder theilweise, oder durch einen übersehbaren Repräsentanten sich anschaulich vergegenwärtigen; Das aber, welches selbst Dieses nicht zuläßt, muß man wenigstens durch ein anschauliches Bild und Gleichniß sich faßlich zu machen suchen. So sehr ist die Anschauung die Basis unseres Erkennens. Dies zeigt sich auch darin, daß wir sehr große

Zahlen, imgleichen sehr weite, nur durch solche ausdrückbare Entfernungen, wie die astronomischen, zwar in abstracto denken, dennoch aber nicht eigentlich und unmittelbar verstehn, sondern bloß einen Verhältnißbegriff davon haben.

Aber mehr noch, als jeder Andere, soll der Philosoph aus jener Urquelle, der anschauenden Erkenntniß, schöpfen und daher stets die Dinge selbst, die Natur, die Welt, das Leben ins Auge fassen, sie, und nicht die Bücher, zum Texte seiner Gedanken machen, auch stets an ihnen alle fertig überkommenen Begriffe prüfen und kontroliren, die Bücher also nicht als Quellen der Erkenntniß, sondern nur als Beihülfe benutzen. Denn was sie geben empfängt er ja nur aus zweiter Hand, auch meistens schon etwas verfälscht: es ist ja nur ein Wiederschein, ein Konterfei des Originals, nämlich der Welt, und selten war der Spiegel vollkommen rein. Hingegen die Natur, die Wirklichkeit, lügt nie: sie macht ja alle Wahrheit erst zur Wahrheit. Daher hat der Philosoph an ihr sein Studium zu machen, und zwar sind es ihre großen, deutlichen Züge, ihr Haupt- und Grundcharakter, woraus sein Problem erwächst. Demnach wird er die wesentlichen und allgemeinen Erscheinungen, Das, was allezeit und überall ist, zum Gegenstande seiner Betrachtung machen, hingegen die speciellen, besonderen, seltenen, mikroskopischen, oder vorüberfliegenden Erscheinungen dem Physiker, dem Zoologen, dem Historiker u. s. w. überlassen. Ihn beschäftigen wichtigere Dinge: das Ganze und Große der Welt, das Wesentliche derselben, die Grundwahrheiten, sind sein hohes Ziel. Daher kann er nicht zugleich sich mit Einzelheiten und Mikrologien befassen; gleichwie Der, welcher, vom hohen Berggipfel aus, das Land überschaut, nicht zugleich die da unten im Thale wachsenden Pflanzen untersuchen und bestimmen kann, sondern Dies dem dort Botanisirenden überläßt. — Um sich und alle seine Kräfte einer speciellen Wissenschaft zu widmen, muß man allerdings große Liebe zu ihr, jedoch auch große Gleichgültigkeit gegen alle übrigen haben; weil man jenes nur kann unter der Bedingung, in diesen allen unwissend zu bleiben; wie wer Eine heirathet, allen Andern entsagt. Geister ersten Ranges werden daher nie sich einer Specialwissenschaft widmen: denn ihnen liegt die Einsicht in das Ganze zu sehr am Herzen. Sie sind Feldherren, nicht Haupt-

leute, Kapellmeister, nicht Orchesterspieler. Wie sollte ehniedo großer Geist seine Befriedigung darin finden, aus der Gesammtheit der Dinge eine bestimmte Abzweigung derselben, ein einziges Feld, genau und in seinen Verhältnissen zu den übrigen kennen zu lernen, alles Andere aber außer Acht zu lassen? Vielmehr ist er offenbar auf das Ganze gerichtet: sein Streben geht auf die Gesammtheit der Dinge, die Welt überhaupt, und da darf ihm nichts fremd bleiben: folglich kann er dann nicht sein Leben damit zubringen, die Mikrologien eines Faches zu erschöpfen.

§. 35.

Daß die niedrigste aller Geistesthätigkeiten die arithmetische sei, wird dadurch belegt, daß sie die einzige ist, welche auch durch eine Maschine ausgeführt werden kann, wie denn jetzt in England dergleichen Rechenmaschinen bequemlichkeitshalber schon in häufigem Gebrauche sind. — Nun läuft alle analysis finitorum et infinitorum im Grunde doch auf Rechnerei zurück. Danach bemesse man den „mathematischen Tiefsinn", über welchen schon Lichtenberg sich lustig macht, indem er sagt: „Es ist fast mit der Mathematik, wie mit der Theologie. So wie die der letztern Beflissenen, zumal wenn sie in Aemtern stehen, Anspruch auf einen besondern Credit von Heiligkeit und eine nähere Verwandtschaft mit Gott machen, obgleich sehr viele darunter wahre Taugenichtse sind, so verlangt sehr oft der sogenannte Mathematiker für einen tiefen Denker gehalten zu werden, ob es gleich darunter die größten Plunderköpfe giebt, die man nur finden kann, untauglich zu irgend einem Geschäft, das Nachdenken erfordert, wenn es nicht unmittelbar durch jene leichte Verbindung von Zeichen geschehen kann, die mehr das Werk der Routine, als des Denkens sind." (S. Lichtenbergs vermischte Schriften, Göttingen 1801. Bd. II, S. 287 fg.) *)

*) Alles Verstehen ist ein unmittelbares, und daher intuitives Auffassen des Kausalzusammenhangs, obwohl es sogleich in abstrakte Begriffe abgesetzt werden muß, um fixirt zu werden. Daher ist Rechnen nicht Verstehen und liefert an sich kein Verständniß der Sachen. Dies erhält man nur auf dem Wege der Anschauung, durch richtige Erkenntniß der Kausalität und geometrische Konstruktion des Hergangs; wie solche Euler besser als irgend

§. 36.

Das Auge wird durch langes Anſtarren eines Gegenſtandes ſtumpf und ſieht nichts mehr: eben ſo wird der Intellekt durch fortgeſetztes Denken über die ſelbe Sache unfähig, mehr davon zu ergrübeln und zu faſſen, ſtumpf und verwirrt. Man muß ſie verlaſſen, um wieder darauf zurückzukommen, wo man ſie friſch mit deutlichen Umriſſen wiederfindet. Daher, wenn Platon im Gaſtmahl (p. 220) erzählt, daß Sokrates, im Nachdenken über etwas, das ihm eingefallen, 24 Stunden ſtarr und ſteif wie eine Bildſäule dageſtanden habe; ſo muß man hiezu nicht nur non è vero ſagen, ſondern hinzufügen è mal trovato. — Aus dieſer Ruhebedürftigkeit des Intellekts iſt auch Dies erklärlich, daß, wenn wir, nach irgend einer längern Pauſe, wie neu und fremd in den alltäglichen Lauf der Dinge dieſer Welt ſchauen und ſo einen friſchen, ganz eigentlich unbefangenen Blick in ſie thun, ihr Zuſammenhang und ihre Bedeutung uns am reinſten und tiefſten klar wird; ſo daß wir alsdann Dinge handgreiflich ſehn, von denen wir nur nicht begreifen, wie ſie von Allen, die ſich ſtündlich darin bewegen, nicht bemerkt werden. Ein ſolcher heller Augenblick kann demnach einem lucido intervallo verglichen werden.

§. 37.

In höherm Sinne ſind ſogar die Stunden der Begeiſterung, mit ihren Augenblicken der Erleuchtung und eigentlichen Konception, nur die lucida intervalla des Genies. Demnach könnte man ſagen, das Genie wohne nur ein Stockwerk höher, als der Wahnſinn. Aber wirkt doch ſogar die Vernunft des Vernünf-

---

jemand gegeben hat; weil er die Sachen von Grund aus verſtand. Das Rechnen hingegen hat es mit lauter abſtrakten Größenbegriffen zu thun, deren Verhältniß zu einander es feſtſtellt. Dadurch erlangt man nie das mindeſte Verſtändniß eines phyſiſchen Vorgangs. Denn zu einem ſolchen iſt erfordert anſchauliche Auffaſſung der räumlichen Verhältniſſe, mittelſt welcher die Urſachen wirken. Das Rechnen beſtimmt das Wieviel und Wiegroß, iſt daher zur Praxis unentbehrlich. Sogar kann man ſagen: wo das Rechnen anfängt, hört das Verſtehen auf. Denn der mit Zahlen beſchäftigte Kopf iſt, während er rechnet, dem kauſalen Zuſammenhang und der geometriſchen Konſtruktion des phyſiſchen Hergangs gänzlich entfremdet: er ſteckt in lauter abſtrakten Zahlenbegriffen. Das Reſultat aber ſagt nie mehr als Wieviel; nie Was.

tigen eigentlich nur in lucidis intervallis: denn er ist es auch nicht immer. Auch der Kluge ist es nicht jederzeit; selbst der bloß Gelehrte ist es nicht jeden Augenblick: denn bisweilen wird er die ihm geläufigsten Dinge nicht sich zurückrufen und ordentlich zusammenbringen können. Kurzum, nemo omnibus horis sapit. Alles Dieses scheint auf eine gewisse Fluth und Ebbe der Säfte des Gehirns, oder Spannung und Abspannung der Fibern desselben, hinzudeuten *).

Wenn nun, bei einer Springfluth dieser Art, irgend eine neue und tiefe Einsicht uns plötzlich aufgeht, wobei natürlich unsre Gedanken einen hohen Grad von Lebhaftigkeit erreichen; so wird der Anlaß dazu allemal ein anschaulicher seyn, und eine intuitive Einsicht wird jedem großen Gedanken zum Grunde liegen. Denn Worte erwecken Gedanken in Andern, Bilder in uns.

§. 38.

Daß man werthvolle eigene Meditationen möglichst bald niederschreiben soll, versteht sich von selbst: vergessen wir doch bisweilen was wir erlebt, wie viel mehr was wir gedacht haben. Gedanken aber kommen nicht, wann wir, sondern wann sie wollen. Hingegen, was wir von außen fertig empfangen, das bloß Erlernte, was sich auch jedenfalls in Büchern wiederauffinden läßt, ist es besser nicht aufzuschreiben, also keine Kollektanea zu machen: denn etwas aufschreiben heißt es der Vergessenheit übergeben. Mit seinem Gedächtniß aber soll man streng und despotisch verfahren, damit es den Gehorsam nicht verlerne, z. B. wenn man irgend eine Sache, oder Vers, oder Wort, sich nicht zurückrufen kann, solches ja nicht in Büchern aufschlagen, sondern das Gedächtniß, wochenlang, periodisch damit quälen, bis es seine Schuldigkeit gethan hat. Denn je länger man sich hat darauf besinnen müssen, desto fester haftet es nachher. Was man so mit vieler Anstrengung aus der Tiefe seines Gedächtnisses her-

*) Je nachdem die Energie des Geistes gesteigert oder erschlafft ist (in Folge des physiologischen Zustandes des Organismus), nimmt er einen Flug in sehr verschiedener Höhe, bisweilen oben im Aether schwebend und die Welt überschauend, bisweilen über die Moräste der Erde streifend, meistens zwischen beiden Extremen, aber diesem oder jenem näher! Der Wille vermag dabei nichts.

aufgearbeitet hat, wird dann ein ander Mal viel leichter zu Gebote ſtehn, als wenn man es mit Hülfe der Bücher wieder aufgefriſcht hätte*). — Die Mnemonik hingegen beruht im Grunde darauf, daß man ſeinem Witze mehr, als ſeinem Gedächtniſſe zutraut und daher die Dienſte dieſes jenem überträgt. Er nämlich muß einem ſchwer zu Behaltenden ein leicht zu Behaltendes ſubſtituiren, um es einſt wieder in Jenes zurück zu überſetzen. Dieſe Mnemonik verhält ſich aber zum natürlichen Gedächtniß, wie ein künſtliches Bein zum wirklichen, und unterliegt, wie Alles, dem Napoleoniſchen Ausſpruch: tout ce qui n'est pas naturel est imparfait. Es iſt dienlich, ſich ihrer bei neu erlernten Dingen, oder Worten, Anfangs zu bedienen, wie einer einſtweiligen Krücke, bis ſie dem natürlichen, unmittelbaren Gedächtniß einverleibt ſind. Wie unſer Gedächtniß es anfange, aus dem oft unabſehbaren Bereich ſeiner Vorräthe, das jedes Mal Erforderte ſogleich heraus zu finden, wie das bisweilen längere, blinde Suchen danach eigentlich vor ſich gehe, wie das zuerſt vergeblich Geſuchte meiſtens wann wir ein ihm anhängendes Fädchen entdecken, ſonſt aber wohl auch nach ein Paar Stunden, bisweilen aber Tagen, ganz von ſelbſt und ohne Anlaß, wie eingeflüſtert, uns kommt, dies Alles iſt uns ſelber, die wir dabei thätig ſind, ein Räthſel: aber unbezweifelbar ſcheint mir, daß dieſe ſo ſubtilen und geheimnißvollen Operationen, bei ſo ungeheurer Menge und Mannigfaltigkeit des Erinnerungsſtoffes, nimmermehr durch ein künſtliches und bewußtes Spiel mit Analogien erſetzt werden können, bei denen das natürliche Gedächtniß doch immer wieder das primum mobile bleiben muß, nun aber ſtatt Eines gar Zwei zu behalten hat, das Zeichen und das Bezeichnete. Jedenfalls kann ein

*) Das Gedächtniß iſt ein kapriziöſes und launiges Weſen, einem jungen Mädchen zu vergleichen: bisweilen verweigert es ganz unerwartet was es hundert Mal geliefert hat, und bringt es dann ſpäter, wenn man nicht mehr daran denkt, ganz von ſelbſt entgegen. —

Ein Wort haftet feſter im Gedächtniß, wenn man es an ein Phantasma geknüpft hat, als wenn an einen bloßen Begriff. —

Es wäre eine ſchöne Sache, wenn man Das, was man gelernt hat, nun Ein für alle Mal und auf immer wüßte: allein dem iſt anders: jedes Erlernte muß von Zeit zu Zeit durch Wiederholung aufgefriſcht werden; ſonſt wird es allmälig vergeſſen. Da nun aber die bloße Wiederholung langweilt, muß man immer noch etwas hinzulernen: daher aut progredi, aut regredi.

solches künstliches Gedächtniß nur einen verhältnißmäßig sehr geringen Vorrath fassen. — Ueberhaupt aber giebt es zwei Weisen, auf welche Dinge unserm Gedächtniß eingeprägt werden: nämlich entweder durch Vorsatz, indem wir absichtlich sie memoriren; wobei wir, wenn es bloße Worte, oder Zahlen, sind, uns einstweilen auch mnemonischer Künste bedienen können: oder aber sie prägen sich, ohne unser Zuthun, von selbst ein, vermöge des Eindrucks, den sie auf uns machen; wo wir sie dann auch wohl unvergeßlich nennen. Wie man jedoch eine Wunde meistens nicht indem man sie empfängt, sondern erst später fühlt, so macht mancher Vorgang, oder mancher gehörte oder gelesene Gedanke auf uns einen tiefern Eindruck, als wir sogleich uns bewußt werden: aber später fällt es uns immer wieder ein; wovon die Folge ist, daß wir es nicht vergessen, sondern es dem System unserer Gedanken einverleibt wird, um zur rechten Stunde hervorzutreten. Dazu gehört offenbar, daß es uns, in irgend einer Beziehung, interessant sei. Darum aber ist erfordert, daß man einen lebhaften, das Objektive begierig aufnehmenden, nach Kenntniß und Einsicht strebenden Geist habe. Die überraschende Unwissenheit vieler Gelehrten, in Dingen ihres Faches, hat zum letzten Grunde ihren Mangel an objektivem Interesse für die Gegenstände desselben, daher die solche betreffenden Wahrnehmungen, Bemerkungen, Einsichten u. s. w. keinen lebhaften Eindruck auf sie machen, folglich nicht haften; wie sie denn überhaupt nicht con amore, sondern unter Selbstzwang studiren. — An je mehr Dingen nun ein Mensch lebhaftes, objektives Interesse nimmt, desto Mehreres wird sich ihm auf diese spontane Weise im Gedächtniß fixiren, daher auch am meisten in der Jugend, als wo die Neuheit der Dinge das Interesse an ihnen erhöht. Diese zweite Weise ist viel sicherer, als die erste, und wählt zudem, ganz von selbst, das uns Wichtige aus; wiewohl sie, bei Stumpfköpfen, sich auf persönliche Angelegenheiten beschränken wird.

§. 39.

Die Qualität unserer Gedanken (ihr formeller Werth) kommt von innen: aber ihre Richtung, und dadurch ihr Stoff, von außen; so daß, was wir in jedem gegebenen Augenblicke denken, das Produkt zweier grundverschiedener Faktoren ist. Dem-

nach ſind für den Geiſt die Objekte nur Das, was das Plektron für die Lyra: daher die große Verſchiedenheit der Gedanken, welche der ſelbe Anblick in verſchiedenen Köpfen erregt. Wann, als ich noch in den Blüthejahren meines Geiſtes und im Kulminationspunkte ſeiner Kräfte ſtand, durch günſtige Umſtände die Stunde herbeigeführt wurde, wo das Gehirn die höchſte Spannung hatte; ſo mochte mein Auge treffen auf welchen Gegenſtand es wollte, — er redete Offenbarungen zu mir und es entſpann ſich eine Reihe von Gedanken, welche werth waren, aufgeſchrieben zu werden und es wurden. Aber im Fortgang des Lebens, zumal in den Jahren der abnehmenden Kräfte, ſind jene Stunden immer ſeltener geworden: denn das Plektron ſind zwar die Objekte, aber die Lyra iſt der Geiſt. Ob dieſe wohlgeſtimmt und hochgeſtimmt ſei, Das begründet den großen Unterſchied der in jedem Kopfe ſich darſtellenden Welt. Wie nun Dieſes von phyſiologiſchen und anatomiſchen Bedingungen abhängt; ſo hält andrerſeits das Plektron der Zufall in der Hand, indem er die Gegenſtände, die uns beſchäftigen ſollen, herbeiführt. Allein hier iſt doch noch ein großer Theil der Sache in unſre Willkür geſtellt, indem wir denſelben, wenigſtens zum Theil, beliebig beſtimmen können, mittelſt der Gegenſtände, mit denen wir uns beſchäftigen, oder umgeben. Hierauf ſollten wir daher einige Sorgfalt verwenden und mit methodiſcher Abſichtlichkeit verfahren. Die Anweiſung zu einer ſolchen giebt uns Locke's vortreffliches Büchelchen on the conduct of the unterstanding (über die Leitung des Verſtandes). Gute, ernſte Gedanken, über würdige Gegenſtände, laſſen ſich jedoch nicht zu jeder Zeit willkürlich heraufbeſchwören: Alles was wir thun können iſt, ihnen den Weg frei zu halten, durch Verſcheuchung aller futilen, läppiſchen, oder gemeinen Rumination und Abwendung von allen Flauſen und Poſſen. Man kann daher ſagen, daß, um etwas Geſcheutes zu denken, das nächſte Mittel ſei, nichts Abgeſchmacktes zu denken. Man laſſe den guten Gedanken nur den Plan frei: ſie werden kommen. Ebendeshalb ſoll man auch nicht, in jedem unbeſchäftigten Augenblick, ſogleich nach einem Buche greifen, ſondern laſſe es doch ein Mal ſtille werden im Kopf: dann kann ſich leicht etwas Gutes darin erheben. Sehr richtig iſt die von Riemern, in ſeinem Buche über Goethe, gemachte Bemer-

kung, daß die eigenen Gedanken faſt nur im Gehn oder Stehn, höchſt ſelten im Sitzen kommen. Weil nun alſo überhaupt der Eintritt lebhafter, eindringender, werthvoller Gedanken mehr die Folge günſtiger innerer, als äußerer Bedingungen iſt; ſo iſt hieraus erklärlich, daß von dergleichen Gedanken meiſtens mehrere, ganz verſchiedene Gegenſtände betreffende, ſich ſchnell hinter einander, oft ſogar beinahe zugleich einſtellen, in welchem Falle ſie ſich kreuzen und beeinträchtigen, wie die Kryſtalle einer Druſe, ja, es uns gehen kann, wie Dem, der zwei Haſen zugleich verfolgt.

§. 40.

Wie ſehr beſchränkt und dürftig der normale menſchliche Intellekt ſei und wie gering die Klarheit des Bewußtſeyns, läßt ſich daran ermeſſen, daß, ungeachtet der ephemeren Kürze des in endloſe Zeit hineingeworfenen Menſchenlebens, der Mißlichkeit unſers Daſeyns, der zahlloſen, ſich überall aufdringenden Räthſel, des bedeutſamen Charakters ſo vieler Erſcheinungen und dabei des durchweg Ungenügenden des Lebens, — dennoch nicht Alle beſtändig und unabläſſig philoſophiren, ja, nicht ein Mal Viele, oder auch nur Einige, nur Wenige; nein, nur hin und wieder Einer, nur die gänzlichen Ausnahmen. — Die Uebrigen leben in dieſem Traum dahin, nicht ſo gar viel anders, als die Thiere, von denen ſie ſich am Ende nur durch die Vorſorge auf einige Jahre im Voraus unterſcheiden. Für das ſich bei ihnen etwan meldende metaphyſiſche Bedürfniß iſt von oben und zum voraus geſorgt, durch die Religionen; und dieſe, wie ſie auch ſeien, genügen. — Indeſſen könnte es doch ſeyn, daß im Stillen viel mehr philoſophirt wird, als es den Anſchein hat; wenn es gleich auch danach ausfallen mag. Denn wahrhaftig eine mißliche Lage iſt die unſrige! eine Spanne Zeit zu leben, voll Mühe, Noth, Angſt und Schmerz, ohne im Mindeſten zu wiſſen, woher, wohin und wozu, und dabei nun noch die Pfaffen aller Farben, mit ihren reſpektiven Offenbarungen über die Sache, nebſt Drohungen gegen Ungläubige.

§. 41.

Faſt möchte man glauben, daß die Hälfte alles unſers Denkens ohne Bewußtſeyn vor ſich gehe. Meiſtens kommt die Konkluſion, ohne daß die Prämiſſen deutlich gedacht worden. Dies

iſt ſchon daraus abzunehmen, daß bisweilen eine Begebenheit, deren Folgen wir keineswegs abſehn, noch weniger ihren etwanigen Einfluß auf unſere eigenen Angelegenheiten deutlich ermeſſen können, dennoch auf unſere ganze Stimmung einen unverkennbaren Einfluß ausübt, indem ſie ſolche ins Heitere, oder auch ins Traurige, verändert: Das kann nur die Folge einer unbewußten Rumination ſeyn. Noch erſichtlicher iſt dieſe in Folgendem. Ich habe mich mit den faktiſchen Datis einer theoretiſchen, oder praktiſchen Angelegenheit bekannt gemacht: oft nun wird, ohne daß ich wieder daran gedacht hätte, nach einigen Tagen, das Reſultat, wie nämlich die Sache ſich verhalte, oder was dabei zu thun ſei, mir ganz von ſelbſt in den Sinn kommen, und deutlich vor mir ſtehn; wobei die Operation, durch die es zu Stande gekommen, mir ſo verdeckt bleibt, wie die einer Rechenmaſchine: es iſt eben eine unbewußte Rumination geweſen. Ebenſo, wann ich kürzlich über ein Thema etwas geſchrieben, dann aber mich der Sache entſchlagen habe, fällt mir bisweilen, während ich durchaus nicht daran dachte, ein Zuſatz dazu ein. Desgleichen kann ich nach einem Namen, der mir entfallen iſt, Tage lang in meinem Gedächtniß ſuchen: dann aber, während ich gar nicht daran denke, fällt er mir plötzlich ein, wie zugeflüſtert. Ja, unſre beſten, ſinnreichſten und tiefſten Gedanken treten plötzlich ins Bewußtſeyn, wie eine Inſpiration und oft ſogleich in Form einer gewichtigen Sentenz. Offenbar aber ſind ſie Reſultate langer, unbewußter Meditation und zahlloſer, oft weit zurück liegender, im Einzelnen vergeſſener Apperçüs. Ich verweiſe hier auf Das, was ich in meinem Hauptwerk, Bd. 2, Kap. 14, S. 134 (3. Aufl. 148), ſchon hierüber beigebracht habe. — Beinahe möchte man es wagen, die phyſiologiſche Hypotheſe aufzuſtellen, daß das bewußte Denken auf der Oberfläche des Gehirns, das unbewußte im Innern ſeiner Markſubſtanz vor ſich gehe.

§. 42.

Bei der Monotonie und daraus entſpringenden Schaalheit des Lebens, würde man, nach einer beträchtlichen Dauer deſſelben, es unerträglich langweilig finden; wenn nicht das beſtändige Fortſchreiten der Erkenntniß und Einſicht, im Ganzen und Großen, und das immer beſſere und deutlichere Verſtändniß aller

Dinge und Verhältniſſe, noch immer ſeinen Fortgang hätte, theils als Frucht der Reife und Erfahrung, theils auch in Folge der Veränderungen, welche wir ſelbſt, durch die verſchiedenen Lebensalter, erleiden und dadurch gewiſſermaaßen auf einen immer neuen Geſichtspunkt geſtellt werden, von welchem aus die Dinge uns noch nicht erkannte Seiten zeigen und anders erſcheinen; wodurch denn, trotz der Abnahme der Intenſität der Geiſteskräfte, das dies diem docet noch immer unermüdlich anhält und einen ſtets neuen Reiz über das Leben verbreitet, indem das Identiſche ſtets als ein Anderes und Neues ſich darſtellt. Daher hat jeder irgend denkende Alte das Soloniſche γηρασκω δ' αει πολλα διδασκομενος zu ſeinem Wahlſpruch.

Nebenbei leiſtet uns, zu allen Zeiten, den ſelben Dienſt der vielfache Wechſel unſrer Stimmung und Laune, vermöge deſſen wir die Dinge täglich in einem andern Lichte erblicken: auch er verringert die Monotonie unſers Bewußtſeyns und Denkens, indem er auf daſſelbe wirkt, wie auf eine ſchöne Gegend die ſtets ſich ändernde Beleuchtung, mit ihren unerſchöpflich mannigfaltigen Lichteffekten, in Folge welcher die hundert Mal geſehene Landſchaft uns aufs Neue entzückt. So erſcheint einer veränderten Stimmung das Bekannte neu und erweckt neue Gedanken und Anſichten.

§. 43.

Wer a posteriori, alſo durch Verſuche, etwas ausmachen will, das er a priori einſehen und entſcheiden könnte, z. B. die Nothwendigkeit einer Urſache zu jeder Veränderung, oder mathematiſche Wahrheiten, oder auf Mathematik zurückführbare Sätze aus der Mechanik, Aſtronomie, oder ſelbſt ſolche, die aus ſehr bekannten und unbezweifelbaren Naturgeſetzen folgen, — der macht ſich verächtlich. Ein ſchönes Beiſpiel dieſer Art geben unſere neueſten, von der Chemie ausgehenden Materialiſten, deren höchſt einſeitige Gelehrſamkeit mich ſchon anderwärts zu der Bemerkung veranlaßt hat, daß bloße Chemie wohl zum Apotheker, aber nicht zum Philoſophen befähige. (Vergl. die Vorrede zu der Schrift „über den Willen in der Natur", 2. Aufl., S. IV; 3. Aufl., S. VI.) Dieſe nämlich glauben auf empiriſchem Wege eine neue Entdeckung gemacht zu haben an der vor ihnen tauſend Mal ausgeſprochenen Wahrheit a priori,

daß die Materie beharrt, verkünden diese kühn, der Welt, die davon nichts wisse, zum Trotz, und beweisen sie redlich, auf empirischem Wege. („Den Beweis dafür konnten uns erst unsere Wagen und Retorten liefern", sagt Herr Dr. Louis Büchner in seinem Buch „Kraft und Stoff", 3. Aufl. 1856, S. 17, welches das naive Echo dieser Schule ist.) Dabei aber sind sie so verzagt oder unwissend, daß sie nicht das hier allein richtige und gültige Wort „Materie", sondern das ihnen vertrautere „Stoff" gebrauchen und daher den Satz a priori: „die Materie beharrt, daher ihr Quantum nie vermehrt, noch vermindert werden kann" so ausdrücken: „der Stoff ist unsterblich", und dabei sich neu und groß fühlen, scilicet in ihrer neuen Entdeckung: denn daß seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden disputirt wird über den Vorrang und das Verhältniß der beharrenden Materie zur stets vorhandenen Form ist solchen Leutchen natürlich unbekannt: sie kommen quasi modo geniti und leiden stark an der ὀψμαθια, welche Gellius (XI, 7) beschreibt als vitium serae eruditionis; ut, quod nunquam didiceris, diu ignoraveris, cum id scire aliquando coeperis, magni facias quo in loco cunque et quacunque in re dicere. Wenn doch Jemand, dem die Natur Geduld verliehen hat, sich die Mühe geben wollte, diesen Apothekerburschen und Barbiergesellen, die, aus ihren chemischen Garküchen kommend, von nichts wissen, den Unterschied beizubringen zwischen Materie und Stoff, welcher letztere schon die qualifizirte Materie, d. h. die Verbindung der Materie mit der Form ist, welche sich auch wieder trennen könnten, daß mithin das Beharrende allein die Materie ist, nicht der Stoff, als welcher möglicherweise immer noch ein anderer werden kann, — eure 60 chemischen Grundstoffe nicht ausgenommen. Die Unzerstörbarkeit der Materie ist nie durch Experimente auszumachen; daher wir darüber ewig ungewiß bleiben müßten, wenn sie nicht a priori feststände. Wie gänzlich und entschieden die Erkenntniß der Unzerstörbarkeit der Materie und ihres Wanderns durch alle Formen, a priori und also von aller Erfahrung unabhängig sei, bezeugt eine Stelle im Shakespeare, der doch gewiß blutwenig Physik und überhaupt nicht viel wußte, jedoch den Hamlet in der Todtengräbercene (Akt 5, Sc. 1) sagen läßt:

Der große Cäsar, todt und Lehm geworden,
Verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden.
O daß die Erde, der die Welt gebebt,
Vor Wind und Wetter eine Wand verklebt.

Er macht also schon dieselbe Applikation jener Wahrheit, welche unsere heutigen Materialisten aus der Apotheke und dem Kliniko oft aufgetischt haben, indem sie sichtlich sogar sich etwas darauf zu Gute thun und dabei, wie oben gezeigt, solche für ein Resultat der Empirie halten. — Wer hingegen, umgekehrt, a priori darthun will, was sich allein a posteriori, aus der Erfahrung, wissen läßt, der scharlatanisirt und macht sich lächerlich. Warnende Beispiele dieses Fehlers haben Schelling und die Schellingianer geliefert, wenn sie, wie damals Jemand es sehr artig ausgedrückt hat, a priori nach einem a posteriori gesteckten Ziele schossen. Schellings Leistungen in dieser Art und Kunst wird man am deutlichsten aus seinem „Ersten Entwurf einer Naturphilosophie" kennen lernen. Daselbst springt es in die Augen, daß er, im Stillen und ganz empirisch, aus der uns vorliegenden Natur allgemeine Wahrheiten sich abstrahirt und danach einige Ausdrücke ihrer Beschaffenheit im Ganzen geformelt hat. Mit diesen tritt er auf, als mit a priori gefundenen Principien der Denkbarkeit einer Natur überhaupt, aus denen er sodann den vorgefundenen und ihnen eigentlich zum Grunde liegenden Thatbestand glücklich wieder ableitet und demnach seinen Schülern beweist, daß die Natur nichts anders seyn könne, als sie ist:

„Der Philosoph, der tritt herein
Und beweist euch, es müßt' so seyn."

Als belustigendes Beispiel dieser Art lese man, auf S. 96, 97 des besagten Buches, die Deduktion a priori der unorganischen Natur und der Schwere. Mir ist dabei, wie wenn ein Kind mir Taschenspielerstückchen macht und ich deutlich sehe, wie es die Kügelchen unter den Becher prakticirt, woselbst sie zu finden ich nachher erstaunen soll. — Nach solchem Vorgange des Meisters wird es uns nicht wundern, seine Schüler noch lange auf dem selben Wege anzutreffen, und zu sehn, wie sie aus vagen, empirisch aufgegriffenen Begriffen, z. B. Eiform, Kugelform, und nach willkürlich gefaßten, schielenden Analogien, wie Eithiere, Rumpf-

thiere, Bauchthiere, Bruſtthiere, und ähnlichen Flauſen mehr, das Verfahren der Natur a priori ableiten wollen; während man ihren ernſthaften Deduktionen deutlich anſieht, daß ſie ſtets nach dem allein gewiſſen A posteriori hinüberſchielen und dennoch der Natur oft ſchreiende Gewalt anthun, um ſie nach jenen Grillen zu modeln. — Wie würdig ſtehen ihnen gegenüber die Franzoſen da, mit ihrer redlichen Empirie, eingeſtändlich beſtrebt, nur von der Natur zu lernen und ihren Gang zu erforſchen, nicht aber ihr Geſetze vorzuſchreiben. Bloß auf dem Wege der Induktion haben ſie ihre ſo tief gefaßte, wie treffende Eintheilung des Thierreichs gefunden, welche die Deutſchen nicht ein Mal zu ſchätzen verſtehn, ſie daher in den Hintergrund ſchieben, um ihre eigene Originalität, durch ſonderbare und ſchiefe Einfälle, wie die oben erwähnten, an den Tag zu legen, worüber ſie ſich dann unter einander bewundern, — dieſe ſcharfſinnigen und gerechten Beurtheiler geiſtiger Verdienſte. Welch' ein Glück unter einer ſolchen Nation geboren zu ſeyn!

§. 44.

Es iſt ganz natürlich, daß wir gegen jede neue Anſicht, über deren Gegenſtand wir irgend ein Urtheil uns ſchon feſtgeſtellt haben, uns abwehrend und verneinend verhalten. Denn ſie bringt feindlich in das vorläufig abgeſchloſſene Syſtem unſerer Ueberzeugungen, erſchüttert die dadurch erlangte Beruhigung, muthet uns neue Bemühungen zu und erklärt alte für verloren. Demgemäß iſt eine uns von Irrthümern zurückbringende Wahrheit einer Arznei zu vergleichen, ſowohl durch ihren bittern und widerlichen Geſchmack, als auch dadurch, daß ſie nicht im Augenblick des Einnehmens, ſondern erſt nach einiger Zeit ihre Wirkung äußert.

Sehn wir alſo ſchon das Individuum hartnäckig im Feſthalten ſeiner Irrthümer; ſo iſt es die Maſſe und Menge der Menſchen noch viel mehr: an ihren ein Mal gefaßten Meinungen können Erfahrung und Belehrung ſich Jahrhunderte lang vergeblich abarbeiten. Daher giebt es denn auch gewiſſe allgemein beliebte und feſt akreditirte, täglich von Unzählbaren mit Selbſtgenügen nachgeſprochene Irrthümer, von denen ich ein Verzeichniß angefangen habe, welches fortzuführen ich Andre bitte.

1) Selbſtmord iſt eine feige Handlung.
2) Wer Andern mißtraut iſt ſelbſt unredlich.
3) Verdienſt und Genie ſind aufrichtig beſcheiden.
4) Die Wahnſinnigen ſind überaus unglücklich.
5) Die Philoſophie läßt ſich nicht lernen, ſondern nur das Philoſophiren. (Iſt das Gegentheil der Wahrheit.)
6) Es iſt leichter eine gute Tragödie, als eine gute Komödie zu ſchreiben.
7) Das dem Bako von Verulam Nachgeſprochene: Ein wenig Philoſophie führt von Gott ab; ein vieles zu ihm zurück.
8) Knowledge is power. Den Teufel auch! Einer kann ſehr viel Kenntniß haben, ohne darum die mindeſte Macht zu beſitzen, während ein Anderer die höchſte Gewalt hat, bei blutwenigen Kenntniſſen. Daher ſpricht Herodot ſehr richtig das Gegentheil jenes Satzes aus: ἐχθίστη δε ὀδυνη ἐστι των ἐν ἀνθρωποισι αὐτη, πολλα φρονεοντα μηδενος κρατεειν (IX, 16). — Daß hin und wieder Einem ſeine Kenntniſſe Gewalt über Andere geben, z. B. wenn er ihr Geheimniß weiß, oder ſie nicht hinter das Seinige kommen können u. ſ. w., berechtigt noch nicht zu jenem Ausſpruch.

Die meiſten derſelben ſagen ſie einander nur ſo nach, ohne ſonderlich viel dabei zu denken, und bloß, weil ſie, als ſie ſolche zuerſt vernahmen, gefunden haben, daß ſie gar weiſe klängen.

§. 45.

Wie hart und erſtarrt die Denkungsart des großen Haufens ſei und wie ſchwer ihr beizukommen, kann man beſonders auf Reiſen beobachten. Denn wer das Glück hat mehr mit Büchern, als mit Menſchen leben zu dürfen, hat immer nur die leichte Mittheilung der Gedanken und Erkenntniſſe, nebſt der ſchnellen Aktion und Reaktion der Geiſter auf einander vor Augen; wobei er leicht vergißt, wie ganz anders es in der ſo zu ſagen allein wirklichen Menſchenwelt hergeht, und am Ende gar vermeint, jede gewonnene Einſicht gehöre ſogleich der Menſchheit an. Man braucht aber nur einen Tag auf der Eiſenbahn weiter gefahren zu ſeyn, um zu bemerken, daß da, wo man jetzt ſich befindet, gewiſſe Vorurtheile, Wahnbegriffe, Sitten, Gebräuche und Kleidungen herrſchen, ja, ſeit Jahrhunderten ſich erhalten,

welche dort, wo man gestern gewesen, unbekannt sind. Ist es doch mit den Provinzialdialekten nicht anders. Hieraus kann man abnehmen, wie weit die Kluft ist zwischen dem Volk und den Büchern, und wie langsam, wenn auch sicher, die erkannten Wahrheiten zum Volke gelangen, weshalb, in Hinsicht auf die Schnelligkeit der Fortpflanzung, dem physischen Lichte nichts unähnlicher ist, als das geistige.

Dies Alles kommt daher, daß der große Haufe gar wenig denkt; weil ihm Zeit und Uebung hiezu mangelt. So aber bewahrt er zwar seine Irrthümer sehr lange, ist dagegen aber auch nicht, wie die gelehrte Welt, eine Wetterfahne der gesammten Windrose täglich wechselnder Meinungen. Und dies ist sehr glücklich: denn die große, schwere Masse sich in rascher Bewegung vorzustellen, ist ein schrecklicher Gedanke, zumal wenn man dabei erwägt, was Alles sie bei ihren Wendungen fortreißen und umstoßen würde.

§. 46.

Das Begehren nach Kenntnissen, wenn auf das Allgemeine gerichtet, heißt Wißbegier; wenn auf das Einzelne, Neugier. — Knaben zeigen meistens Wißbegier; kleine Mädchen bloße Neugier, diese aber in stupendem Grade und oft mit widerwärtiger Naivetät. Die dem weiblichen Geschlechte eigenthümliche Richtung auf das Einzelne, bei Unempfänglichkeit für das Allgemeine, kündigt sich hierin schon an.

§. 47.

Ein glücklich organisirter, folglich mit feiner Urtheilskraft ausgestatteter Kopf hat zwei Vorzüge. Erstlich diesen, daß von Allem, was er sieht, erfährt und liest, das Wichtige und Bedeutsame sich bei ihm ansetzt und von selbst sich seinem Gedächtnisse einprägt, um einst hervorzukommen, wann es gebraucht wird; während die übrige Masse wieder abfließt. Sein Gedächtniß gleicht demnach einem feinem Siebe, welches nur die größern Stücke aufbewahrt: andere gleichen groben Sieben, welche Alles durchlassen, bis auf das zufällig darin Bleibende. Der zweite, dem erstern verwandte Vorzug eines solchen Geistes ist, daß ihm jedes Mal das zu einer Sache Gehörige, ihr Analoge, oder sonst Verwandte, läge es auch noch so fern, zur rechten Zeit einfällt.

Dies beruht darauf, daß er an den Dingen das eigentlich Wesentliche auffaßt, wodurch er, auch in den sonst verschiedensten, das Identische und daher Zusammengehörige sogleich erkennt.

§. 48.

Der Verstand ist keine extensive, sondern eine intensive Größe: daher kann hierin Einer es getrost gegen Zehntausend aufnehmen und giebt eine Versammlung von tausend Dummköpfen noch keinen gescheuten Mann.

§. 49.

Was den leidigen Alltagsköpfen, von denen die Welt vollgepfropft ist, eigentlich abgeht, sind zwei nahe verwandte Fähigkeiten, nämlich die, zu urtheilen, und die, eigene Gedanken zu haben. Aber beide fehlen ihnen in einem Grade, von welchem wer nicht zu ihnen gehört sich nicht leicht einen Begriff macht und eben deshalb auch nicht von der Trübsäligkeit ihrer Existenz, dem fastidio sui, quo laborat omnis stultitia. Aus jenem Mangel aber erklärt sich einerseits die Armsäligkeit aller der Schreiberei, bei allen Nationen, die sich, bei den Mitlebenden, für ihre Litteratur ausgiebt, und andererseits das Schicksal des Aechten und Wahren, bei seinem Auftreten unter solchen Leuten. Alles wirkliche Dichten und Denken nämlich ist gewissermaaßen ein Versuch, den kleinen Leuten einen großen Kopf aufzusetzen: kein Wunder, daß er nicht gleich gelingt. Der Genuß, den ein Schriftsteller gewährt, verlangt immer einen gewissen Einklang zwischen seiner Denkweise und der des Lesers und wird um so größer seyn, je vollkommner derselbe ist; daher ein großer Geist ganz und vollkommen nur von einem anderen großen Geiste genossen wird. Eben hierauf beruht denn auch der Ekel und Widerwille, den schlechte, oder mediokre Schriftsteller denkenden Köpfen erregen: sogar wirkt die Konversation mit den meisten Menschen ebenso; bei jedem Schritte fühlt man das Unzulängliche und die Disharmonie.

Doch sei, bei dieser Gelegenheit, die Warnung eingeschaltet, daß man nicht einen neuen, vielleicht wahren Ausspruch oder Gedanken, gering schätze, weil man ihn in einem schlechten Buche findet, oder aus dem Munde eines Dummkopfs vernimmt.

Jenes hat ihn geſtohlen, dieſer ihn aufgeſchnappt; was ſie freilich verhehlen. Sodann kommt noch hinzu, was das ſpaniſche Sprichwort ſagt: mas sabe el necio en su casa, que el cuerdo en la agena („in ſeinem Hauſe weiß der Narr beſſer Beſcheid, als der Kluge in einem fremden"): alſo, in ſeinem Fache weiß Jeder mehr als wir. Endlich iſt bekannt, daß auch die blinde Henne bisweilen ein Körnchen findet; ſogar aber iſt wahr, daß il y a un mystère dans l'esprit des gens qui n'en ont pas. Daher alſo:

Πολλακι και κηπωρος ἀνηρ μαλα καιριον εἰπε.
(Et hortulanus saepe opportunissima dixit.) *)

Auch geſchieht es wohl, daß man eine Bemerkung oder Erfahrung vor langer Zeit ein Mal von einem unbedeutenden und ungelehrten Menſchen vernommen, ſie ſeitdem aber doch nicht wieder vergeſſen hat, nun aber, jener Quelle halber, geneigt iſt, ſie gering zu ſchätzen, oder ſie, als eine wohl längſt und allgemein bekannte Sache anzuſehn: dann frage man ſich, ob man ſie in jener langen Zeit jemals wieder gehört, oder auch geleſen habe: wann dies nicht der Fall iſt; ſo halte man ſie in Ehren. — Würde man einen Diamanten gering ſchätzen, weil man ihn etwa aus einem Miſthaufen herausgeſcharrt hätte?

§. 50.

Es kann kein muſikaliſches Inſtrument geben, das nicht dem reinen Tone, als welcher aus den Schwingungen der Luft allein beſteht, noch einen fremdartigen Zuſatz beimiſchte, in Folge der Schwingungen ſeines eigenen Stoffes, welche ja, durch ihren Impuls, die der Luft allererſt hervorbringen und ein unweſentliches Nebengeräuſch verurſachen, wodurch eben jeder Ton das ihm ſpecifiſch Eigene erhält, alſo das, was z. B. den der Geige von dem der Flöte unterſcheidet. Allein je geringer dieſe unweſentliche Beimiſchung iſt, deſto reiner iſt der Ton: daher eben hat die

*) Obiges führt Gaisford in der Vorrede zu Stob. Florileg. p. XXX. nach Gellius II, c. 6 an. Im Florileg. ſelbſt Vol. I, p. 107 ſteht:
Πολλακι τοι και μωρος ἀνηρ κατακαιριον ἐιπε.
(Saepe etiam stupidi non intempesta loquuntur),
als ein Vers des Aeſchylus, welches der Herausgeber bezweifelt.

menſchliche Stimme den reinſten; weil dem natürlichen Werkzeuge es kein künſtliches gleichthut. Ebenſo nun kann kein Intellekt ſeyn, der nicht dem Weſentlichen und rein Objektiven der Erkenntniß ein dieſem fremdes Subjektives, aus der den Intellekt tragenden und bedingenden Perſönlichkeit Entſpringendes, alſo etwas Individuelles, beimiſchte, wodurch denn Jenes allemal verunreinigt wird. Der Intellekt, bei welchem dieſer Einfluß am geringſten iſt, wird am reinſten objektiv, mithin der vollkommenſte ſeyn. Daß, in Folge hievon, ſeine Produktionen faſt nur Das enthalten und wiedergeben, was an den Dingen jeder Intellekt gleichmäßig auffaßt, alſo das rein Objektive, iſt eben der Grund, warum ſie Jeden, ſobald er ſie nur verſteht, anſprechen. Daher habe ich geſagt, daß die Genialität in der Objektivität des Geiſtes beſtehe. Jedoch ein abſolut objektiver, mithin vollkommen reiner Intellekt iſt ſo unmöglich, wie ein abſolut reiner Ton: dieſer nicht, weil doch die Luft nicht von ſelbſt in Schwingungen gerathen kann, ſondern irgendwie impellirt werden muß; jener nicht, weil nicht ein Intellekt für ſich beſtehn, ſondern nur als Werkzeug eines Willens auftreten kann, oder (real zu reden) ein Gehirn nur als Theil eines Organismus möglich iſt. Ein unvernünftiger, ja blinder Wille, der ſich als Organismus darſtellt, iſt die Baſis und Wurzel eines jeden Intellekts; daher die Mangelhaftigkeit eines jeden und die Züge von Thorheit und Verkehrtheit, ohne welche kein Menſch iſt. Alſo auch hier: „kein Lotus ohne Stengel", und ſagt Goethe:

Noch ſpukt der Babylon'ſche Thurm,
Sie ſind nicht zu vereinen!
Ein jeder Mann hat ſeinen Wurm,
Kopernikus den ſeinen.

Zu den Verunreinigungen der Erkenntniß durch die ein für alle Mal gegebene Beſchaffenheit des Subjekts, die Individualität, kommen nun noch die direkt aus dem Willen und ſeiner einſtweiligen Stimmung, alſo aus dem Intereſſe, den Leidenſchaften, den Affekten des Erkennenden hervorgehenden. Um ganz zu ermeſſen, wie ſehr viel Subjektives unſrer Erkenntniß beigegeben iſt, müßte man öfter einen und denſelben Vorgang mit den Augen zweier verſchieden geſinnter und verſchieden betheiligter Leute ſehn. Da dies nicht angeht, muß uns die Be-

obachtung genügen, wie sehr verschieden uns selber, zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Stimmungen und bei verschiedenen Anlässen, die selben Personen und Gegenstände sich darstellen.

Allerdings wäre es ein herrliches Ding um unsern Intellekt, wenn er für sich bestände, also ursprüngliche und reine Intelligenz wäre und nicht ein bloß sekundäres Vermögen, welches nothwendig auf einem Willen wurzelt, vermöge dieser Basis aber eine Verunreinigung fast aller seiner Erkenntnisse und Urtheile zu erleiden hat. Denn, wäre Dies nicht; so könnte er ein reines Organ der Erkenntniß und Wahrheit seyn. Allein wie es jetzt steht, wie selten werden wir da ganz klar sehn in einer Sache, bei der wir irgendwie interessirt sind! Es ist kaum möglich: denn bei jedem Argument und jedem hinzukommenden Datum spricht sogleich der Wille mit, und zwar ohne daß man seine Stimme von der des Intellekts selbst unterscheiden könnte, indem ja Beide zu Einem Ich verschmolzen sind. Am deutlichsten wird dies, wenn wir den Ausgang einer uns angelegenen Sache prognosticiren wollen: da verfälscht das Interesse fast jeden Schritt des Intellekts, bald als Furcht, bald als Hoffnung. Es ist kaum möglich dabei klar zu sehn: denn der Intellekt gleicht dann einer Fackel, bei der man lesen soll, während der Nachtwind sie heftig bewegt. Dieserhalb eben ist, unter sehr erregenden Umständen, ein treuer und aufrichtiger Freund von unschätzbarem Werth; weil er, selbst unbetheiligt, die Dinge sieht wie sie sind; während sie unserm Blicke durch die Gaukelei der Leidenschaften verfälscht sich darstellen. — Ein richtiges Urtheil über geschehene, ein richtiges Prognostikon über kommende Dinge können wir nur dann haben, wann sie uns gar nicht angehn, also unser Interesse durchaus unberührt lassen: denn außerdem sind wir nicht unbestochen, vielmehr ist unser Intellekt vom Willen infizirt und inquinirt, ohne daß wir es merken. Daraus und nächstdem aus der Unvollständigkeit oder gar Verfälschung der Data erklärt es sich, daß Leute von Kopf und Kenntnissen, im Vorhersagen des Ausgangs politischer Angelegenheiten, bisweilen toto coelo irren.

Bei Künstlern, Dichtern und Schriftstellern überhaupt gehört zu den subjektiven Verunreinigungen des Intellekts auch

Das, was man die Zeitideen, heut zu Tage das „Zeitbewußtſeyn", zu nennen pflegt, alſo gewiſſe im Schwange ſtehende Anſichten und Begriffe. Der mit ihrer Farbe getünchte Schriftſteller hat ſich von ihnen imponiren laſſen, ſtatt ſie zu überſehn und abzuweiſen. Wann nun, nach einer kürzern oder längern Reihe von Jahren, jene Anſichten gänzlich verſchwunden und verſchollen ſind; da entbehren ſeine noch aus jener Zeit vorhandenen Werke der Stütze, die ſie an ihnen hatten, und oft erſcheinen ſie dann unbegreiflich abgeſchmackt, jedenfalls aber wie ein alter Kalender. Nur der ganz ächte Dichter, oder Denker, iſt über alle ſolche Einflüſſe erhaben. Schiller ſogar hatte in die Kritik der praktiſchen Vernunft hineingeſehn, und ſie hatte ihm imponirt: aber Shakeſpeare hatte nur in die Welt hineingeſehn. Darum finden wir, in allen ſeinen Schauſpielen, am deutlichſten aber in den Engliſch-hiſtoriſchen, die Perſonen durchgängig durch die Motive des Eigennutzes, oder der Bosheit, in Bewegung geſetzt; mit wenigen und nicht zu grell abſtechenden Ausnahmen. Denn Menſchen wollte er im Spiegel der Dichtkunſt zeigen, nicht moraliſche Karikaturen: darum erkennt ſie Jeder im Spiegel, und ſeine Werke leben, heute und immerdar. Die Schillerſchen Perſonen im Don Karlos kann man ziemlich ſcharf in weiße und ſchwarze, in Engel und Teufel, eintheilen. Schon jetzt erſcheinen ſie ſonderbar: was wird es erſt über 50 Jahre ſeyn!

§. 51.

Das Leben der Pflanzen geht auf im bloßen Daſeyn: demnach iſt ſein Genuß ein rein und abſolut ſubjektives, dumpfes Behagen. Bei den Thieren tritt Erkenntniß hinzu: doch bleibt ſie gänzlich auf Motive, und zwar die nächſten, beſchränkt. Daher finden auch ſie im bloßen Daſeyn ihre volle Befriedigung, und es reicht zu, ihr Leben auszufüllen. Sie können demnach viele Stunden ganz unthätig zubringen, ohne Unbehagen, oder Ungeduld zu empfinden; obſchon ſie nicht denken, ſondern bloß anſchauen. Nur in den allerklügſten Thieren, wie Hunden und Affen, macht ſich ſchon das Bedürfniß der Beſchäftigung, und ſomit die Langeweile fühlbar; daher ſie gern ſpielen, auch wohl ſich mit Gaffen nach den Vorübergehenden unterhalten; wodurch ſie ſchon in Eine Klaſſe mit den menſchlichen Fenſtergaffern tre-

ten, die uns aller Orten entgegenſtarren, aber nur wann man merkt, daß dieſe Menſchen Studenten ſind, eigentliche Indignation erregen.

Erſt im Menſchen hat die Erkenntniß, — d. i. das Bewußtſeyn von andern Dingen, im Gegenſatz des bloßen Selbſtbewußtſeyns, — einen hohen Grad erreicht und iſt, durch Eintritt der Vernunft, bis zur Beſonnenheit geſtiegen. In Folge hievon kann ſein Leben, neben dem bloßen Daſeyn, auch durch das Erkennen als ſolches ausgefüllt werden, welches gewiſſermaaßen ein zweites Daſeyn, außerhalb der eigenen Perſon, in andern vorhandenen Weſen und Dingen, iſt. Allein auch bei ihm beſchränkt das Erkennen ſich meiſtentheils auf Motive, jedoch mit Inbegriff der entfernten, welche, wenn in größern Maſſen umfaßt, „nützliche Kenntniſſe" heißen. Hingegen gelangt in ihm das freie, d. h. das zweckloſe, Erkennen meiſtens nicht weiter, als Neugier und Bedürfniß der Kurzweil es treiben, iſt jedoch in jedem Menſchen, wenigſtens ſo weit, vorhanden. Inzwiſchen, wenn ihm die Motive Raſt geſtatten, wird auch bei ihm ein großer Theil ſeines Lebens durch das bloße Daſeyn ausgefüllt; wovon das häufige Maulaffen und auch diejenige Geſelligkeit, welche hauptſächlich im bloßen Beiſammenſeyn, bei gar keinem, oder höchſt kargem und ärmlichem Geſpräche, beſteht, Zeugniß ablegen. Ja, die meiſten Menſchen haben, wenn auch nicht mit deutlichem Bewußtſeyn, doch im Grunde ihres Herzens, als oberſte Maxime und Richtſchnur ihres Wandels, den Vorſatz, mit dem kleinſtmöglichen Aufwand von Gedanken auszukommen; weil ihnen das Denken eine Laſt und Beſchwerde iſt. Demgemäß denken ſie nur knapp ſo viel, wie ihr Berufsgeſchäft ſchlechterdings nöthig macht, und dann wieder ſo viel, wie ihre verſchiedenen Zeitvertreibe, ſowohl Geſpräche, als Spiele, erfordern, die dann aber beide darauf eingerichtet ſeyn müſſen, mit einem minimo von Gedanken beſtritten werden zu können. Fehlt es jedoch, in arbeitsfreien Stunden, an Dergleichen, ſo werden ſie ſtundenlang am Fenſter liegen, die unbedeutendeſten Vorgänge angaffend und ſo recht eigentlich das ozio lungo d'uomini ignoranti des Arioſto uns veranſchaulichen, eher als daß ſie ein Buch zur Hand nehmen ſollten; weil dies die Denkkraft in Anſpruch nimmt.

Nur wo der Intellekt schon das nothwendige Maaß überschreitet, wird das Erkennen, mehr oder weniger, Selbstzweck. Demnach ist es eine ganz abnorme Begebenheit, wann, in irgend einem Menschen, der Intellekt seine natürliche Bestimmung, also den Dienst des Willens und demgemäß die Auffassung der bloßen Relationen der Dinge, verläßt, um sich rein objektiv zu beschäftigen. Aber eben dies ist der Ursprung der Kunst, der Poesie und der Philosophie, welche also durch ein Organ hervorgebracht werden, das ursprünglich nicht für sie bestimmt ist. Der Intellekt nämlich ist, von Hause aus, ein sauerer Arbeit obliegender Manufakturlöhnling, den sein vielfordernder Herr, der Wille, vom Morgen bis in die Nacht beschäftigt hält. Kommt aber dennoch dieser getriebene Frohnknecht ein Mal dazu, in einer Feierstunde, ein Stück von seiner Arbeit freiwillig, aus eigenem Antrieb und ohne Nebenabsicht, bloß zu eigener Befriedigung und Ergötzung zu verfertigen; — dann ist dies ein ächtes Kunstwerk, ja, wenn hoch getrieben, ein Werk des Genies.

Ein solcher, auf das rein Objektive gerichteter Gebrauch des Intellekts, liegt, wie in seinen höhern Graden allen künstlerischen, poetischen, philosophischen, so auch überhaupt den rein wissenschaftlichen Leistungen zum Grunde, findet selbst schon Statt beim Auffassen und Studiren derselben und ebenfalls im freien, d. h. nicht das persönliche Interesse irgend betreffenden Nachdenken über irgend einen Gegenstand. Ja, derselbe belebt sogar das bloße Gespräch, wenn dessen Thema rein objektiv ist, d. h. in keinerlei Beziehung zum Interesse, folglich dem Willen, der Redenden steht. Jeder solcher rein objektiver Gebrauch des Intellekts verhält sich zum subjektiven, d. h. das persönliche Interesse, wenn auch noch so mittelbar, betreffenden, wie Tanzen zum Gehn: denn er ist, wie das Tanzen, die zwecklose Verwendung überschüssiger Kräfte. Hingegen ist der subjektive Gebrauch des Intellekts allerdings der natürliche; da der Intellekt bloß zum Dienste des Willens entstanden ist. Aber eben deshalb haben wir jenen mit den Thieren gemein: er ist der Sklave der Nothdurft, trägt den Stempel unsrer Armsäligkeit und wir erscheinen in ihm so recht als glebae adscripti. Er findet nicht etwan bloß bei der Arbeit und dem persönlichen Treiben Statt, sondern auch in allen Gesprächen über persönliche und überhaupt

materielle Angelegenheiten, als da ſind Eſſen, Trinken und ſonſtige Bequemlichkeiten, ſodann der Erwerb und was dazu gehört, benebſt Nützlichkeiten jeder Art, ſelbſt wenn ſie das gemeine Weſen betreffen: denn das gemeine Weſen bleibt ein gemeines Weſen. Die meiſten Menſchen ſind freilich keines andern Gebrauchs ihres Intellekts fähig; weil dieſer bei ihnen bloß ein Werkzeug zum Dienſte des Willens iſt und in dieſem Dienſte gänzlich aufgeht, ohne daß etwas übrig bliebe. Dies eben macht ſie ſo trocken, ſo thieriſch-ernſt und zu jedem objektiv unterhaltenden Geſpräch unfähig; wie denn auch auf ihrem Geſichte die Kürze des Bandes zwiſchen Intellekt und Willen ſichtbar iſt. Der Ausdruck von Beſchränktheit, der uns oft auf ſo niederſchlagende Weiſe daraus entgegentritt, bezeichnet eben nur die Beſchränkung ihres geſammten Erkennens auf die Angelegenheiten ihres Willens. Man ſieht, daß gerade nur ſo viel Intellekt da iſt, wie der hier gegebene Wille zu ſeinen Zwecken braucht, und nichts darüber: hierauf beruht die Vulgarität ihres Anſehns. (Vergl. Welt als W. und V. Bd. II, p. 380; 3. Aufl. 435.) Demgemäß verſinkt denn auch ihr Intellekt in Unthätigkeit, ſobald der Wille ihn nicht antreibt. Sie nehmen an gar nichts ein objektives Intereſſe. Ihre Aufmerkſamkeit, geſchweige Nachdenken, ſchenken ſie keiner Sache, die nicht eine, wenigſtens mögliche, Beziehung zu ihrer Perſon hat: außerdem gewinnt keine ihnen ein Intereſſe ab. Nicht ein Mal durch Scherz und Witz werden ſie merklich angeregt, haſſen vielmehr Alles, was auch nur das leichteſte Nachdenken erfordert: allenfalls bringen plumpe Poſſen ſie zum Lachen: außerdem ſind ſie ernſthafte Beſtien: Alles nur weil ſie bloß eines ſubjektiven Intereſſes fähig ſind. Darum eben iſt die für ſie paſſende Unterhaltung das Kartenſpiel, — und zwar um Geld; weil dies nicht, wie Schauſpiel, Muſik, Konverſation u. ſ. w. ſich in der Sphäre des bloßen Erkennens hält, ſondern den Willen ſelbſt, das Primäre, welches überall zu finden ſeyn muß, in Bewegung ſetzt. Uebrigens ſind ſie, vom erſten bis zum letzten Athemzuge, Geſchäftsleute, die geborenen Laſtträger des Lebens. Ihre Genüſſe ſind alle ſinnlich: für andere haben ſie keine Empfänglichkeit. Man ſoll mit ihnen in Geſchäften reden; ſonſt nicht. Geſelligkeit mit ihnen iſt Degradation, recht eigentliches Sichgemeinmachen.

Ihre Gespräche sind es, welche Giordano Bruno (am Schluß der cena delle ceneri) bezeichnet als vili, ignobili, barbare ed indegne conversazioni, welche schlechthin zu meiden er sich selber angelobt. Hingegen ist das Gespräch zwischen Leuten, die nur irgendwie eines rein objektiven Gebrauchs ihres Intellekts fähig sind, und wäre der Stoff auch noch so leicht, und liefe er auf bloßen Scherz hinaus, doch immer schon ein freies Spiel geistiger Kräfte, verhält sich also zu jenem der Andern, wie Tanzen zum Gehn. Ein solches Gespräch ist, in der That, wie wenn Zwei oder Mehrere mit einander tanzen; während jenes andere einem bloßen Marschiren neben oder hinter einander, um anzukommen, gleicht.

Dieser, stets mit der Fähigkeit dazu verbundene Hang zu einem solchen freien und daher abnormen Gebrauch des Intellekts erreicht nun im Genie den Grad, wo das Erkennen zur Hauptsache, zum Zweck des ganzen Lebens wird; das eigene Daseyn hingegen zur Nebensache, zum bloßen Mittel herabsinkt; also das normale Verhältniß sich gänzlich umkehrt. Demnach lebt das Genie, im Ganzen genommen, mehr in der übrigen Welt, mittelst der erkennenden Auffassung derselben, als in seiner eigenen Person. Ihm benimmt die ganz abnorme Erhöhung der Erkenntnißkräfte die Möglichkeit, seine Zeit durch das bloße Daseyn und dessen Zwecke auszufüllen: sein Geist bedarf beständiger und starker Beschäftigung. Daher mangelt ihm jene Gelassenheit im Durchführen der breiten Scenen des Alltagslebens und jenes behagliche Aufgehn in diesem, wie es den gewöhnlichen Menschen gegeben ist, die sogar den bloß ceremoniellen Theil desselben mit wahrem Wohlgefallen durchmachen. Demgemäß ist denn auch für das gewöhnliche, praktische Leben, als welches den bloß normalen Geisteskräften angemessen ist, das Genie eine schlechte Ausstattung und, wie jede Abnormität, ein Hinderniß. Denn bei dieser Steigerung der intellektuellen Kräfte hat die intuitive Auffassung der Außenwelt eine so große objektive Deutlichkeit erlangt und liefert so viel mehr, als zum Dienste des Willens erforderlich ist, daß dieser Reichthum jenem Dienste geradezu hinderlich wird, indem die Betrachtung der gegebenen Erscheinungen, als solcher und an sich, stets abzieht von der Betrachtung der Beziehungen derselben zum individuellen

Willen und untereinander, ſonach die ruhige Auffaſſung dieſer ſtört und verhindert. Zum Dienſte des Willens iſt vielmehr eine ganz oberflächliche Betrachtung der Dinge hinreichend, die nichts weiter liefert, als die Verhältniſſe derſelben zu unſern jedesmaligen Zwecken und was mit dieſen zuſammenhängt, folglich aus lauter Relationen beſteht, mit möglichſter Blindheit gegen alles Uebrige: dieſe Art der Erkenntniß wird durch eine objektive und vollſtändige Auffaſſung des Weſens der Dinge geſchwächt und verwirrt. Hier bewährt ſich daher der Ausſpruch des Laktantius: Vulgus interdum plus sapit: quia tantum quantum opus est sapit. (Lactant. divin. institut. L. III, c. 5.)

Daher alſo ſteht das Genie der Fähigkeit zum praktiſchen Wirken geradezu entgegen, zumal auf dem höchſten Tummelplatze derſelben, wo ſie ſich im politiſchen Welttreiben hervorthut; weil eben die hohe Vollkommenheit und feine Empfänglichkeit des Intellekts die Energie des Willens hemmt, dieſe aber, als Kühnheit und Feſtigkeit auftretend, wenn nur mit einem tüchtigen, geraden Verſtande, richtigem Urtheil und einiger Schlauheit ausgeſtattet, es gerade iſt, die den Staatsmann, den Feldherrn, und, wenn ſie bis zur Verwegenheit und dem Starrſinn geht, unter günſtigen Umſtänden, auch den welthiſtoriſchen Charakter macht. Lächerlich aber iſt es, bei dergleichen Leuten von Genie reden zu wollen. Eben ſo ſind es die niedrigeren Grade geiſtiger Ueberlegenheit, alſo Klugheit, Schlauheit, und beſtimmte, aber einſeitige Talente, die zum Fortkommen in der Welt befähigen und leicht das Glück der Perſon begründen, beſonders wenn ihnen hier Unverſchämtheit (wie oben Verwegenheit) beigegeben iſt. Denn auf allen dieſen niedrigern Graden der Ueberlegenheit bleibt der Intellekt noch immer ſeiner natürlichen Beſtimmung, dem Dienſte des eigenen Willens, getreu, nur daß er ihn mit größerer Genauigkeit und Leichtigkeit verrichtet. Beim Genie hingegen entzieht er ſich demſelben. Daher iſt das Genie dem Glücke der Perſon entſchieden ungünſtig; weshalb auch Goethe den Taſſo ſagen läßt:

„Der Lorbeerkranz iſt, wo er dir erſcheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens, als des Glücks.“

Genie iſt demnach für den damit Begabten zwar ein unmittelbarer Gewinn, jedoch kein mittelbarer. — —

Anhang verwandter Stellen*).

Der Alltagsmenſch ſcheut die körperliche, aber noch mehr die geiſtige Anſtrengung: darum iſt er ſo unwiſſend, ſo gedankenlos und ſo urtheilslos.

Der Intellekt der gewöhnlichen Leute iſt ganz kurz angebunden, nämlich an ſeinen Anhaltspunkt, den Willen; ſo, daß er einem kurzen und daher ſchnell gehenden Pendel, oder einem Elongationswinkel mit kurzem radius vector gleicht. Daher kommt es, daß ſie an den Dingen eigentlich nichts ſehn, als gerade nur ihren Vortheil, oder Nachtheil, von denſelben, dieſen aber um ſo klärer; wodurch eine große Leichtigkeit im Behandeln derſelben entſteht. Der geniale Intellekt hingegen ſieht die Dinge ſelbſt, und darin beſteht ſeine Befähigung. Dadurch aber wird die Erkenntniß ſeines Vortheils oder Nachtheils von ihnen verdunkelt oder gar verdrängt; wodurch es geſchieht, daß jene Andern ihren Weg im Leben meiſtens viel geſchickter gehn, als er. Man kann Beide vergleichen mit zwei Schachſpielern, denen man, in einem fremden Hauſe, ächt chineſiſche, überaus ſchön und künſtlich gearbeitete Schachfiguren vorgeſetzt hätte. Der Eine verliert, weil die Betrachtung der Figuren ihn ſtets abzieht und zerſtreut; der Andere, ohne Intereſſe für ſo etwas, ſieht in ihnen bloße Schachfiguren und gewinnt.

Die große Mehrzahl der Menſchen iſt ſo beſchaffen, daß, ihrer ganzen Natur nach, es ihnen mit nichts Ernſt ſeyn kann, als mit Eſſen, Trinken und ſich Begatten. Dieſe werden Alles, was die ſeltenen erhabenen Naturen, ſei es als Religion, oder als Wiſſenſchaft, oder Kunſt in die Welt gebracht haben, ſogleich als Werkzeuge zu ihren niedrigen Zwecken benutzen, indem ſie meiſtens es zu ihrer Maske machen.

Den Thieren ſieht man deutlich an, daß ihr Intellekt bloß im Dienſte ihres Willens thätig iſt: bei den Menſchen

---

*) Das in dieſem Paragraphen behandelte Thema war ein Lieblingsthema Schopenhauer's; daher hat er zu demſelben noch eine Anzahl verwandter Stellen aus ſeinen Manuſcripten beigeſetzt, die ſich jedoch nicht in den Text aufnehmen ließen, ohne den Zuſammenhang zu ſehr zu unterbrechen, und die auch zum Theil nur Wiederholungen oder Amplifikationen des im Texte bereits Geſagten ſind. Ich gebe ſie daher im Obigen anhangsweiſe. Der Herausg.

iſt es, in der Regel, nicht viel anders. Auch ihnen ſieht man es durchgängig an; ja Manchen ſogar auch noch, daß er nie anders thätig war, ſondern ſtets bloß auf die kleinlichen Zwecke des Lebens und die oft ſo niedrigen und unwürdigen Mittel dazu gerichtet geweſen iſt. Wer einen entſchiedenen Ueberſchuß von Intellekt, über das zum Dienſte des Willens nöthige Maaß hinaus, hat, welcher Ueberſchuß dann von ſelbſt in eine ganz freie, nicht vom Willen erregte, noch die Zwecke des Willens betreffende Thätigkeit geräth, deren Ergebniß eine rein objektive Auffaſſung der Welt und der Dinge ſeyn wird, — ein Solcher iſt ein Genie, und das prägt ſich in ſeinem Antlitz aus: minder ſtark jedoch auch ſchon jeder Ueberſchuß über das beſagte dürftige Maaß.

Kein Unterſchied des Standes, des Ranges, der Geburt, iſt ſo groß, wie die Kluft zwiſchen den zahlloſen Millionen, die ihren Kopf nur als einen Diener des Bauches, d. h. als ein Werkzeug zu den Zwecken des Willens betrachten und gebrauchen, — und den ſo äußerſt Wenigen und Seltenen, welche den Muth haben zu ſagen: Nein, er iſt zu gut dazu: er ſoll bloß zu ſeinen eigenen Zwecken thätig ſeyn, alſo zur Auffaſſung des wunderſamen und bunten Schauſpiels dieſer Welt, um ſolches nachher wieder zu geben, in dieſer oder jener Art, als Bild oder als Erklärung, nach Beſchaffenheit des jedesmaligen Individui, das ihn trägt. Dies ſind die wahrhaft Edeln, die eigentliche Nobleſſe der Welt. Die Andern ſind Leibeigene, glebae adscripti. Freilich ſind hier auch nur Die gemeint, welche nicht bloß den Muth, ſondern auch den Beruf und daher das Recht haben, den Kopf vom Dienſte des Willens loszuſprechen, folglich ſo, daß es ſich des Opfers lohnt. Bei den Uebrigen, wo das Alles nur theilweiſe vorhanden iſt, iſt auch jene Kluft nicht ſo weit; aber eine ſcharfe Demarkationslinie bleibt doch immer, ſelbſt bei einem kleinen, aber entſchiedenen Talent.

Die richtigſte Skala zur Abmeſſung der Hierarchie der Intelligenzen liefert der Grad, in welchem ſie die Dinge bloß individuell oder aber mehr und mehr allgemein auffaſſen. Das Thier erkennt nur das Einzelne als ſolches, bleibt alſo ganz in der Auffaſſung des Individuellen befangen. Jeder Menſch aber faßt das Individuelle in Begriffe zuſammen, darin

eben der Gebrauch ſeiner Vernunft beſteht, und dieſe Begriffe werden immer allgemeiner, je höher ſeine Intelligenz ſteht. Wenn dieſe Auffaſſung des Allgemeinen nun auch in die intuitive Erkenntniß dringt und nicht bloß die Begriffe, ſondern auch das Angeſchaute unmittelbar als ein Allgemeines erfaßt wird; ſo entſteht die Erkenntniß der (Platoniſchen) Ideen: ſie iſt äſthetiſch, wird, wenn ſelbſtthätig, genial und erreicht den höchſten Grad, wenn ſie philoſophiſch wird, indem alsdann das Ganze des Lebens, der Weſen und ihrer Vergänglichkeit, der Welt und ihres Beſtandes, in ſeiner wahren Beſchaffenheit intuitiv aufgefaßt hervortritt und in dieſer Form ſich als Gegenſtand der Meditation dem Bewußtſeyn aufdrängt. Es iſt der höchſte Grad der Beſonnenheit. — Alſo zwiſchen dieſem und der bloß thieriſchen Erkenntniß liegen unzählige Grade, die ſich durch das immer allgemeiner Werden der Auffaſſung unterſcheiden.

Was eine Nation an Werken der ſchönen Künſte, Poeſie und Philoſophie aufzuweiſen hat, iſt der Ertrag des in ihr vorhanden geweſenen Ueberſchuſſes an Intellekt.

§. 52.

Für Den, der fähig iſt, etwas cum grano salis zu verſtehn, ließe das Verhältniß des Genies zum Normalmenſchen ſich vielleicht am deutlichſten folgendermaaßen ausdrücken. Ein Genie iſt ein Menſch, der einen doppelten Intellekt hat: den einen für ſich, zum Dienſte ſeines Willens, und den andern für die Welt, deren Spiegel er wird, indem er ſie rein objektiv auffaßt. Die Summe, oder Quinteſſenz dieſer Auffaſſung wird, nachdem die techniſche Ausbildung hinzugekommen iſt, in Werken der Kunſt, der Poeſie, oder der Philoſophie wiedergegeben. Der Normalmenſch hingegen hat den erſten Intellekt allein, welchen man den ſubjektiven nennen kann, wie den genialen den objektiven. Obwohl jener ſubjektive Intellekt in höchſt verſchiedenen Graden der Schärfe und Vollkommenheit vorhanden ſeyn kann: ſo trennt ihn doch noch immer eine beſtimmte Abſtufung von jenem doppelten Intellekt des Genies, — etwan ſo, wie die Töne der Bruſtſtimme, wären ſie auch noch ſo hoch, immer noch weſentlich verſchieden ſind von der Fiſtel, als welche, gerade ſo wie die zwei obern Oktaven der Flöte und

die Flageollettöne der Geige, das Uniſono beider Hälften der durch einen Schwingungsknoten getheilten Vibrationsſäule der Luft iſt, während in der Bruſtſtimme und untern Flötenoktave nur die ganze und ungetheilte Luftſäule vibrirt. Hieraus alſo läßt ſich jene ſpecifiſche Eigenthümlichkeit des Genies begreifen, welche den Werken und ſogar der Phyſiognomie des damit Begabten ſo augenfällig aufgeprägt iſt; imgleichen iſt klar, daß ein ſolcher doppelter Intellekt dem Dienſte des Willens meiſtens hinderlich ſeyn muß, woraus die bereits oben erwähnte geringe Befähigung des Genies zum praktiſchen Leben ſich erklärt. Beſonders geht ihm die Nüchternheit ab, welche den gewöhnlichen, einfachen Intellekt, er ſei ſcharf oder ſtumpf, charakteriſirt.

§. 53.

Wie das Gehirn als ein Paraſit, der vom Organismus genährt wird, ohne direkt zu deſſen innerer Oekonomie beizutragen, da oben, in ſeiner feſten, wohlverwahrten Behauſung ein ſelbſtſtändiges, unabhängiges Leben führt; ſo führt der geiſtig hochbegabte Menſch außer dem Allen gemeinſamen, individuellen Leben, noch ein zweites, rein intellektuelles, welches in der ſteten Zunahme, Berichtigung und Vermehrung nicht des bloßen Wiſſens, ſondern der zuſammenhängenden eigentlichen Erkenntniß und Einſicht beſteht und unberührt bleibt vom Schickſale der Perſon, ſofern es nicht etwan von dieſem in ſeinem Treiben geſtört wird, daher auch es den Menſchen über daſſelbe und ſeinen Wechſel erhebt und hinausſetzt. Es beſteht in einem ſteten Denken, Lernen, Verſuchen und Ueben, und wird allmälig zur Haupteziſtenz, der die perſönliche ſich als bloßes Mittel zum Zweck unterordnet. Ein Beiſpiel der Unabhängigkeit und Abſonderung dieſes intellektuellen Lebens giebt uns Goethe, wann er, mitten im Feldgetümmel des Champagnekrieges, Phänomene zur Farbenlehre beobachtet und, ſobald ihm, unter dem gränzenloſen Elend jenes Feldzuges, eine kurze Raſt, in der Feſtung Luxemburg, gegönnt iſt, ſogleich die Hefte ſeiner Farbenlehre vornimmt. So hat er denn uns ein Vorbild hinterlaſſen, dem wir ſollen nachfolgen, die wir das Salz der Erde ſind, indem wir allezeit unſerm intellektuellen Leben ungeſtört obliegen, wie immer auch das perſönliche vom Sturm der Welt ergriffen und erſchüttert werden

möge, ſtets eingedenk, daß wir nicht der Magd Söhne ſind, ſondern der Freien. Als unſer Emblem und Familienwappen ſchlage ich vor einen vom Sturm heftig bewegten Baum, der dabei dennoch ſeine rothen Früchte auf allen Zweigen zeigt, mit der Umſchrift: dum convellor mitescunt; oder auch: conquassata, sed ferax.

Jenem rein intellektuellen Leben des Einzelnen entſpricht ein eben ſolches des Ganzen der Menſchheit, deren reales Leben ja ebenfalls im Willen liegt, ſowohl ſeiner empiriſchen, als ſeiner transſcendenten Bedeutung nach. Dieſes rein intellektuelle Leben der Menſchheit beſteht in ihrer fortſchreitenden Erkenntniß mittelſt der Wiſſenſchaften, und in der Vervollkommnung der Künſte, welche Beide, Menſchenalter und Jahrhunderte hindurch, ſich langſam fortſetzen, und zu denen ihren Beitrag liefernd, die einzelnen Geſchlechter vorübereilen. Dieſes intellektuelle Leben ſchwebt, wie eine ätheriſche Zugabe, ein ſich aus der Gährung entwickelnder wohlriechender Duft über dem weltlichen Treiben, dem eigentlich realen, vom Willen geführten Leben der Völker, und neben der Weltgeſchichte geht ſchuldlos und nicht blutbefleckt die Geſchichte der Philoſophie, der Wiſſenſchaft und der Künſte.

§. 54.

Der Unterſchied zwiſchen dem Genie und den Normalköpfen iſt allerdings nur ein quantitativer, ſofern er ein Unterſchied des Grades iſt: dennoch wird man verſucht, ihn als qualitativ anzuſehn, wenn man betrachtet, wie die gewöhnlichen Köpfe, trotz ihrer individuellen Verſchiedenheit, doch eine gewiſſe gemeinſame Richtung ihres Denkens haben, vermöge welcher, bei gleichem Anlaß, ihrer Aller Gedanken ſofort den ſelben Weg einſchlagen und in das ſelbe Gleis gerathen: daher die häufige, nicht auf Wahrheit ſich ſtützende Uebereinſtimmung ihrer Urtheile, welche ſo weit geht, daß gewiſſe Grundanſichten von ihnen zu allen Zeiten feſtgehalten, immer wiederholt und von Neuem vorgebracht werden, während denſelben die großen Geiſter jeder Zeit, offen oder verdeckt, ſich widerſetzen.

§. 55.

Ein Genie iſt ein Menſch, in deſſen Kopfe die Welt als Vorſtellung einen Grad mehr Helligkeit erlangt hat und deut-

licher ausgeprägt daſteht: und da nicht die ſorgfältige Beobachtung des Einzelnen, ſondern nur die Intenſität der Auffaſſung des Ganzen die wichtigſte und tiefſte Einſicht liefert; ſo hat die Menſchheit von ihm die größte Belehrung zu erwarten. Er wird ſie, wenn er zur Ausbildung gelangt, bald in dieſer, bald in jener Form, geben. Man kann demnach das Genie auch definiren als ein ausgezeichnet klares Bewußtſeyn von den Dingen und dadurch auch von ihrem Gegenſatz, dem eigenen Selbſt. Zu dem alſo Begabten ſieht die Menſchheit auf, nach Aufſchlüſſen über die Dinge und ihr eigenes Weſen*).

Inzwiſchen iſt ein Solcher, wie Jeder, was er iſt zunächſt für ſich ſelbſt: Dies iſt weſentlich, unausbleiblich und unabänderlich. Was er hingegen für Andere iſt, bleibt, als ein Sekundäres, dem Zufall unterworfen. Keinenfalls können ſie von ſeinem Geiſte mehr empfangen, als einen Reflex, mittelſt eines von beiden Seiten beförderten Verſuchs, ſeine Gedanken mit ihren Köpfen zu denken, in denen ſolche jedoch immer noch exotiſche Pflanzen, folglich verkümmert und geſchwächt bleiben werden.

§. 56.

Um originelle, außerordentliche, vielleicht gar unſterbliche Gedanken zu haben, iſt es hinreichend, ſich der Welt und den Dingen auf einige Augenblicke ſo gänzlich zu entfremden, daß Einem die allergewöhnlichſten Gegenſtände und Vorgänge als völlig neu und unbekannt erſcheinen, als wodurch eben ihr wahres Weſen ſich aufſchließt. Das hier Geforderte iſt aber

*) Durch das allerſeltenſte Zuſammentreffen mehrerer höchſt günſtiger Umſtände wird dann und wann, etwan ein Mal im Jahrhundert, ein Menſch geboren, mit einem das normale Maaß merklich überſteigenden Intellekt, — dieſer ſekundären, alſo in Bezug auf den Willen accidentellen Eigenſchaft. Nun kann es lange dauern, ehe er erkannt und anerkannt wird; — da Erſterem der Stumpfſinn, Letzterem der Neid entgegenſteht: iſt er es aber ein Mal, dann drängen ſich die Menſchen um ihn und ſeine Werke, in der Hoffnung, daß von ihm aus irgend ein Licht in das Dunkel ihres Daſeyns bringen, ja, ein Aufſchluß über daſſelbe ihnen werden könne, — gewiſſermaaßen eine von einem (und ſei es noch ſo wenig) höhern Weſen ausgehende Offenbarung.

nicht etwan ſchwer; ſondern es ſteht gar nicht in unſrer Gewalt und iſt eben das Walten des Genius*).

§. 57.

Das Genie iſt unter den andern Köpfen, was unter den Edelſteinen der Karfunkel: es ſtrahlt eigenes Licht aus, während die andern nur das empfangene reflektiren. — Auch kann man ſagen, es verhalte ſich zu ihnen, wie die idioelektriſchen Körper zu den bloßen Leitern der Elektricität; daher auch eben es nicht zum eigentlichen, bloßen Gelehrten, der weiter lehrt was er gelernt, geeignet iſt; gerade ſo, wie die idioelektriſchen Körper keine Leiter ſind. Vielmehr verhält es ſich zur bloßen Gelehrſamkeit wie der Text zu den Noten. Ein Gelehrter iſt, wer viel gelernt hat; ein Genie Der, von dem die Menſchheit lernt, was er von Keinem gelernt hat. — Daher ſind die großen Geiſter, von denen auf hundert Millionen Menſchen kaum Einer kommt, die Leuchtthürme der Menſchheit, ohne welche dieſe ſich in das gränzenloſe Meer der entſetzlichſten Irrthümer und der Verwilderung verlieren würde.

Indeſſen ſieht der eigentliche, ſimple Gelehrte, etwan der Göttingiſche Ordinarius, das Genie an ungefähr wie wir den Haſen, als welcher erſt nach ſeinem Tode genießbar und der Zurichtung fähig wird; auf den man daher, ſo lange er lebt, bloß ſchießen muß.

§. 58.

Wer von ſeinem Zeitalter Dank erleben will, muß mit demſelben gleichen Schritt halten. Dabei aber kommt nie etwas Großes zu Stande. Wer Dieſes beabſichtigt, muß daher ſeine Blicke auf die Nachwelt richten und, mit feſter Zuverſicht, für dieſe ſein Werk ausarbeiten; wobei es freilich kommen kann, daß er ſeinen Zeitgenoſſen unbekannt bleibt und dann Dem zu vergleichen iſt, der, genöthigt ſein Leben auf einer wüſten Inſel zuzubringen, daſelbſt mühſam ein Denkmal errichtet, künftigen Seefahrern die Kunde von ſeinem Daſeyn zu überliefern. Scheint

*) Das Genie für ſich allein kann ſo wenig originelle Gedanken haben, wie das Weib für ſich allein Kinder gebären kann; ſondern der äußere Anlaß muß als Vater hinzukommen, das Genie zu befruchten, damit es gebäre

ihm dies hart; so tröste er sich damit, daß sogar den gewöhnlichen, bloß praktischen Menschen, der keine Kompensation dafür zu hoffen hat, oft das gleiche Schicksal trifft. Ein solcher nämlich wird, wenn durch seine Lage begünstigt, auf materiellem Wege produktiv thätig seyn, wird erwerben, ankaufen, bauen, urbar machen, anlegen, gründen, einrichten und verschönern, mit täglichem Fleiße und unermüdlichem Eifer. Er wähnt dabei, für sich zu arbeiten: jedoch kommt am Ende Alles nur den Nachkommen zu Gute, und sehr oft nicht ein Mal seinen eigenen. Demnach kann auch er sagen nos, non nobis, und hat zum Lohn seine Arbeit gehabt. Es geht ihm also nicht besser, als dem Mann von Genie, der wohl auch für sich Lohn, wenigstens Ehre, hoffte, am Ende aber Alles bloß für die Nachwelt gethan hat. Freilich haben dafür Beide auch viel von den Vorfahren ererbt.

Die erwähnte Kompensation nun aber, welche das Genie voraus hat, liegt in Dem, was es nicht Andern, sondern sich selber ist. Wer hat wohl mehr eigentlich gelebt, als Der, welcher Augenblicke hatte, deren bloßer Nachklang durch die Jahrhunderte und ihren Lerm vernehmbar bleibt? — Ja, vielleicht wäre es für einen solchen das Klügste, wenn er, um ungestört und ungehudelt er selbst zu seyn, sich, so lange er lebte, am Genusse seiner eigenen Gedanken und Werke genügen ließe und die Welt nur zum Erben seines reichen Daseyns einsetzte, dessen bloßer Abdruck, gleichsam Ichnolith, ihr erst nach seinem Tode zu Theil würde. (Vergl. Byron, Prophecy of Dante, Eingang zu C. IV.)

Zudem aber ist was ein Mann von Genie vor den Andern voraus hat nicht auf die Thätigkeit seiner höchsten Kräfte beschränkt. Sondern, wie ein außerordentlich wohlgebauter, gelenker und behender Mensch alle seine Bewegungen mit ausnehmender Leichtigkeit, ja, mit Wohlbehagen vollzieht, indem er an der Thätigkeit, zu der er so besonders glücklich ausgestattet ist, unmittelbare Freude hat, dieselbe daher auch oft zwecklos ausübt; wie er ferner, nicht bloß als Seil- oder Solo-Tänzer, die Sprünge macht, die keinem Andern ausführbar sind, sondern auch in den leichtern Tanzschritten, welche Andere ebenfalls machen, ja selbst im bloßen Gange, durchweg seine seltene Feder-

kraft und Behendigkeit verräth; — so wird ein wahrhaft überlegener Geist nicht bloß Gedanken und Werke hervorbringen, die von keinem Andern je ausgehn könnten, und wird nicht in diesen allein seine Größe zeigen; sondern, indem das Erkennen und Denken selbst ihm eine natürliche und leichte Thätigkeit ist, wird er sich in derselben allezeit gefallen, wird daher selbst das Geringere, auch Andern Erreichbare, doch leichter, schneller, richtiger, als sie, auffassen, wird daher an jeder erlangten Kenntniß, jedem gelösten Problem, jedem sinnreichen Gedanken, sei er nun eigen oder fremd, unmittelbare, lebhafte Freude haben; weshalb denn auch sein Geist, ohne weitern Zweck, fortwährend thätig ist und ihm dadurch zu einer stets fließenden Quelle des Genusses wird; so daß die Langeweile, dieser beständige Hausteufel der Gewöhnlichen, sich ihm nicht nähern kann. Dazu kommt, daß die Meisterwerke der ihm vorhergegangenen, oder gleichzeitigen großen Geister eigentlich nur für ihn ganz da sind. Der gewöhnliche, d. h. schlechte, Kopf freut sich auf ein ihm anempfohlenes großes Geistesprodukt etwan so, wie der Podagrist auf einen Ball; wenn gleich Dieser aus Konvenienz hingeht und Jener, um nicht zurückzubleiben, es liest: denn Labrüyere hat ganz Recht, wenn er sagt: tout l'esprit qui est au monde est inutile à celui qui n'en a point. — Zudem verhalten alle Gedanken der Geistreichen, oder gar Genialen, zu denen der Gewöhnlichen, selbst da, wo sie im Wesentlichen die selben sind, sich wie mit lebhaften, brennenden Farben ausgemalte Bilder zu bloßen Umrissen, oder mit schwachen Wasserfarben illuminirten. — Dies Alles also gehört zum Lohn des Genies, zu seiner Entschädigung für ein einsames Daseyn in einer ihm heterogenen und nicht angemessenen Welt. Weil nämlich alle Größe relativ ist; so ist es einerlei, ob ich sage, Kajus sei ein großer Mann gewesen; oder, Kajus habe unter lauter erbärmlich kleinen Leuten leben müssen: denn Brobdingnak und Lilliput sind nur durch den Ausgangspunkt verschieden. So groß daher, so bewunderungswürdig, so unterhaltend der Verfasser unsterblicher Werke seiner langen Nachwelt erscheint; so klein, so erbärmlich, so ungenießbar müssen ihm, während er lebte, die andern Menschen erschienen seyn. Dies habe ich gemeint, wo ich gesagt habe, daß, wenn vom Fuße des Thurmes bis zur Spitze 300′ sind;

zuverläſſig von der Spitze bis zum Fuß gerade auch 300′ ſeyn werden*).

Demzufolge hätte man ſich nicht wundern ſollen, wenn man die Leute von Genie meiſtens ungeſellig, mitunter abſtoßend gefunden hat; denn nicht Mangel an Geſelligkeit iſt daran Schuld: ſondern ihr Wandel durch dieſe Welt gleicht dem eines Spaziergängers an einem ſchönen, frühen Morgen, wo er, mit Entzücken, die Natur betrachtet, in ihrer ganzen Friſche und Pracht; jedoch an dieſe ſich zu halten hat: denn Geſellſchaft iſt nicht zu finden; ſondern höchſtens nur Bauern, die, zur Erde gebückt, das Land beſtellen. So kommt es denn oft, daß ein großer Geiſt ſeinem Monolog vor den in der Welt zu haltenden Dialogen den Vorzug giebt: läßt er ſich dennoch ein Mal zu einem ſolchen herbei; ſo kann es kommen, daß die Leere deſſelben ihn doch wieder in den Monolog zurückfallen läßt, indem er den Interlokutor vergißt, oder wenigſtens unbekümmert, ob dieſer ihn verſtehe, oder nicht, zu ihm redet wie das Kind zur Puppe.

Beſcheidenheit in einem großen Geiſte würde den Leuten wohl gefallen: nur iſt ſie leider eine contradictio in adjecto. Ein ſolcher nämlich müßte den Gedanken, Meinungen und Anſichten, wie auch der Art und Manier der Andern, und zwar jener Andern, deren Zahl Legio iſt, Vorzug und Werth vor ſeinen eigenen einräumen und dieſe, ſtets ſehr davon abweichenden, jenen unterordnen und anbequemen, oder auch ſie ganz unterdrücken, um jene walten zu laſſen. Dann aber würde er eben nichts, oder das Selbe, hervorbringen und leiſten, was auch die Andern. Das Große, Aechte und Außerordentliche, kann er vielmehr nur hervorbringen, ſofern er die Art und Weiſe, die Gedanken und Anſichten, ſeiner Zeitgenoſſen für nichts achtet, ungeſtört ſchafft was ſie tadeln, und verachtet was ſie loben. Ohne dieſe Arroganz wird kein großer Mann. Sollte nun aber ſein Leben und Wirken etwan in eine Zeit gefallen ſeyn, die ihn nicht erkennen und ſchätzen kann; ſo bleibt er doch immer er ſelbſt und gleicht dann einem vornehmen Reiſenden, der die

*) Die großen Geiſter ſind den kleinen Geiſtern deshalb einige Schonung ſchuldig; weil ſie eben nur vermöge der Kleinheit Dieſer große Geiſter nd; indem Alles relativ iſt.

Nacht in einer elenden Herberge zubringen muß: er reist am andern Tage vergnügt weiter.

Allenfalls kann jedoch ein denkender, oder dichtender Kopf mit seinem Zeitalter schon zufrieden seyn, wenn es ihm nur vergönnt, in seinem Winkel ungestört zu denken und zu dichten; und mit seinem Glück, wenn es ihm einen Winkel schenkt, in welchem er denken und dichten kann, ohne sich um die Andern kümmern zu müssen.

Denn daß das Gehirn ein bloßer Arbeiter im Dienste des Bauches sei, ist freilich das gemeinsame Loos fast aller Derer, die nicht von der Arbeit ihrer Hände leben, und sie wissen sich recht gut darin zu finden. Aber für die großen Köpfe, d. h. für Die, deren cerebrale Kräfte über das zum Dienste des Willens erforderliche Maaß hinausgehn, ist es eine Sache zum verzweifeln. Daher wird ein Solcher es vorziehn, nöthigenfalls in der beschränktesten Lage zu leben, wenn sie ihm den freien Gebrauch seiner Zeit zur Entwickelung und Anwendung seiner Kräfte, also die für ihn unschätzbare Muße, gewährt. Anders freilich steht es mit den gewöhnlichen Leuten, deren Muße ohne objektiven Werth, sogar für sie nicht ohne Gefahr ist: sie scheinen Dies zu fühlen. Denn die zu beispielloser Höhe gestiegene Technik unsrer Zeit giebt, indem sie die Gegenstände des Luxus vervielfältigt und vermehrt, den vom Glücke Begünstigteren die Wahl zwischen mehr Muße und Geistesbildung einerseits und mehr Luxus und Wohlleben, bei angestrengter Thätigkeit, andrerseits: sie wählen, charakteristisch, in der Regel das Letztere, und ziehn den Champagner der Muße vor. Dies ist auch konsequent: denn ihnen ist jede Geistesanstrengung, die nicht den Zwecken des Willens dient, eine Thorheit, und die Neigung dazu nennen sie Excentricität. Danach wäre das Beharren bei den Zwecken des Willens und Bauches die Koncentricität: auch ist allerdings der Wille das Centrum, ja, und der Kern der Welt.

Im Ganzen jedoch sind dergleichen Alternativen kein gar häufiger Fall. Denn, wie die meisten Menschen einerseits keinen Ueberfluß am Gelde haben, sondern knapp das Nothdürftige; so auch andererseits nicht am Verstand. Sie haben dessen knapp so viel, wie zum Dienste ihres Willens, d. h. zur Betreibung ihres Erwerbs, ausreicht. Dies gethan, sind sie froh, maulaffen

zu dürfen, oder ſich an ſinnlichen Genüſſen, auch wohl an kindiſchen Spielen zu ergötzen, an Karten, an Würfeln, oder auch ſie führen mit einander die platteſten Diskurſe, oder ſie putzen ſich heraus und machen dann einander Bücklinge. Schon Derer, die einen ganz kleinen Ueberfluß intellektueller Kräfte haben, ſind Wenige. Wie nun Die, welche einen kleinen Ueberſchuß am Gelde haben, ſich ein Plaiſir machen; ſo machen auch dieſe ſich ein intellektuelles Plaiſir. Sie betreiben irgend ein liberales Studium, das nichts abwirft, oder eine Kunſt, und ſind überhaupt ſchon eines objektiven Intereſſes in irgend einer Art fähig; daher man auch ein Mal mit ihnen konverſiren kann. Mit den Andern hingegen iſt es beſſer, ſich nicht einzulaſſen: denn mit Ausnahme der Fälle, wo ſie gemachte Erfahrungen erzählen, aus ihrem Fache etwas berichten, oder allenfalls etwas von einem Andern Gelerntes beibringen, wird was ſie ſagen nicht des Anhörens werth ſeyn; was man aber ihnen ſagt werden ſie ſelten recht verſtehen und faſſen, auch wird es meiſtens ihren Anſichten zuwiderlaufen. Balthazar Gracian bezeichnet ſie daher ſehr treffend als hombres que no lo son, — Menſchen, die keine ſind, und das Selbe ſagt Giordano Bruno (della Causa, Dial. I.) mit dieſen Worten: quanta differenza sia di contrattare e ritrovarsi tra gli uomini, e tra color, che son fatti ad imagine e similitudine di quelli (S. opp. ed. Wagner, Vol. I, p. 224), welches letztere Wort wundervoll übereinſtimmt mit dem Ausſpruch des Kural: „Das gemeine Volk ſieht wie Menſchen aus; Etwas dieſem Gleiches hab' ich nie geſehn." (S. den Kural des Tiruvalluver, überſetzt von Graul, S. 140.)*) — Für das Bedürfniß aufheiternder Unter-

*) Wenn man die große Uebereinſtimmung des Gedankens, ja, des Ausdrucks, bei ſo weit auseinander liegenden Ländern und Zeiten bedenkt, kann man nicht zweifeln, daß ſie aus dem Objekt entſprungen iſt. Ich ſtand daher gewiß nicht unter dem Einfluß dieſer Stellen (von denen die eine noch nicht gedruckt, die andere ſeit zwölf Jahren nicht in meinen Händen geweſen war), als ich, vor etwa zwanzig Jahren, damit umging, mir eine Tabaksdoſe machen zu laſſen, auf deren Deckel, wo möglich in Muſaik, zwei ſchöne große Kaſtanien abgebildet wären, nebſt einem Blatt, welches verrieth, daß ſie Roßkaſtanien ſeien. Dieſes Symbol ſollte eben jenen Gedanken jederzeit mir vergegenwärtigen.

haltung und um der Einſamkeit die Oede zu benehmen, empfehle ich hingegen die Hunde, an deren moraliſchen und intellektuellen Eigenſchaften man faſt allemal Freude und Befriedigung erleben wird.

Indeſſen wollen wir überall uns hüten, ungerecht zu werden. Wie mich oft die Klugheit und bisweilen wieder die Dummheit meines Hundes in Erſtaunen geſetzt hat; nicht anders iſt es mir mit dem Menſchengeſchlechte gegangen. Unzählige Male hat mich die Unfähigkeit, gänzliche Urtheilsloſigkeit und Beſtialität deſſelben in Entrüſtung verſetzt und habe ich in den alten Stoßſeufzer

Humani generis mater nutrixque profecto
Stultitia est,

einſtimmen müſſen. Allein zu andern Zeiten wieder bin ich darüber erſtaunt, wie bei einem ſolchen Geſchlechte vielerlei nützliche und ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften, wenn auch ſtets von den Einzelnen, den Ausnahmen, ausgegangen, doch haben entſtehn, Wurzel faſſen, ſich erhalten und vervollkommnen können, und wie dies Geſchlecht, mit Treue und Ausdauer, die Werke großer Geiſter, den Homer, den Platon, den Horaz u. ſ. w., zwei bis drei Jahrtauſende hindurch, mittelſt Abſchreiben und Aufbewahren ſich erhalten und vor dem Untergang geſchützt hat, unter allen Plagen und Gräueln ſeiner Geſchichte; wodurch es bewieſen hat, daß es den Werth derſelben erkannte; imgleichen über ſpecielle, einzelne Leiſtungen, mitunter auch über Züge von Geiſt, oder Urtheil, wie durch Inſpiration, bei Solchen, die übrigens zum großen Haufen gehören, ja, bisweilen ſogar bei dieſem ſelbſt, wann er, wie meiſtens, ſobald nur ſein Chorus groß und vollſtändig geworden, ſehr richtig urtheilt: wie der Zuſammenklang auch ungeſchulter Stimmen, wenn nur ihrer ſehr viele ſind, ſtets harmoniſch ausfällt. Die hierüber Hinausgehenden, welche man als Genies bezeichnet, ſind bloß die lucida intervalla des ganzen Menſchengeſchlechts. Sie leiſten demnach was den Uebrigen ſchlechthin verſagt iſt. Demgemäß iſt denn auch ihre Originalität ſo groß, daß nicht nur ihre Verſchiedenheit von den übrigen Menſchen augenfällig wird, ſondern ſelbſt die Individualität eines Jeden von ihnen ſo ſtark ausgeprägt iſt, daß zwiſchen allen je dageweſenen Genies ein gänzlicher Unterſchied

des Charakters und Geistes Statt findet, vermöge dessen jedes derselben an seinen Werken der Welt ein Geschenk dargebracht hat, welches sie außerdem von gar keinem Andern in der gesammten Gattung jemals hätte erhalten können. Darum eben ist Ariosto's natura lo fece, e poi ruppe lo stampo ein so überaus treffendes und mit Recht berühmtes Gleichniß.

§. 59.

Vermöge des endlichen Maaßes der menschlichen Kräfte überhaupt ist jeder große Geist dies nur unter der Bedingung, daß er, auch intellektuell, irgend eine entschieden schwache Seite habe, also eine Fähigkeit, in welcher er bisweilen sogar den mittelmäßigrn Köpfen nachsteht. Es wird die seyn, welche seiner hervorstechenden Fähigkeit hätte im Wege stehn können: doch wird es immer schwer halten, sie, selbst beim gegebenen Einzelnen, mit Einem Worte zu bezeichnen. Eher läßt es sich indirekt ausdrücken: z. B. Platons schwache Seite ist gerade die, worin des Aristoteles Stärke besteht; und vice versa. Kant's schwache Seite ist Das, worin Goethe groß ist; und vice versa.

§. 60.

Die Menschen verehren auch gern irgend etwas: nur hält ihre Verehrung meistens vor der unrechten Thür, woselbst sie stehn bleibt, bis die Nachwelt kommt, sie zurechtzuweisen. Nachdem dies geschehn ist, artet die Verehrung, welche der gebildete große Haufe dem Genie zollt, gerade so wie die, welche die Gläubigen ihren Heiligen widmen, gar leicht in läppischen Reliquiendienst aus. Wie Tausende von Christen die Reliquien eines Heiligen anbeten, dessen Leben und Lehre ihnen unbekannt ist; wie die Religion Tausender von Buddhaisten viel mehr in der Verehrung des Dalada (heiligen Zahns), oder sonstigen Dhatu (Reliquie)*) ja, der sie einschließenden Dagoba (Stupa), oder der heiligen Patra (Eßnapf), oder der versteinerten Fußstapfe, oder des heiligen Baumes, den Buddha gesäet hat, besteht, als in der gründlichen Kenntniß und treuen Ausübung

*) Vergl. Spence Hardy, Eastern Monachism, London 1850, p. 224 und 216; Manual of Budhism, London 1853, p. 351.

seiner hohen Lehre; so wird Petrarka's Haus in Arqua, Tasso's angebliches Gefängniß in Ferrara, Shakespeare's Haus in Stratford, nebst seinem Stuhl darin, Goethe's Haus in Weimar, nebst Mobilien, Kant's alter Hut, imgleichen die respektiven Autographen, von Vielen aufmerksam und ehrfurchtsvoll angegafft, welche die Werke der Männer nie gelesen haben. Sie können nun eben weiter nichts, als gaffen. Bei den Intelligenteren jedoch liegt der Wunsch zum Grunde, die Gegenstände, welche ein großer Geist oft vor Augen hatte, zu sehn, wobei, durch eine seltsame Illusion, die Verwechselung obwaltet, daß sie mit dem Objekt auch das Subjekt zurückbrächten, oder daß von diesem dem Objekt etwas ankleben müßte. Ihnen verwandt sind Die, welche eifrig bemüht sind, das Stoffliche der Dichterwerke, z. B. die Faustsage und ihre Litteratur, sodann die realen persönlichen Verhältnisse und Begebenheiten im Leben des Dichters, die zu seinem Werke Anlaß gegeben, zu erforschen und gründlich kennen zu lernen: sie gleichen Dem, der im Theater eine schöne Dekoration sieht und nun auf die Bühne eilt, die hölzernen Gerüste, von denen sie getragen wird, zu besichtigen. Beispiele genug geben uns jetzt die kritischen Forscher nach dem Faust und der Faustsage, nach der Friederike in Sesenheim, dem Gretchen in der Weißadlergasse und der Familie der Lotte Werthers u. s. w. Sie belegen die Wahrheit, daß die Menschen nicht für die Form, d. h. die Behandlung und Darstellung, sich interessiren, sondern für den Stoff: sie sind stoffartig. Die aber, welche, statt die Gedanken eines Philosophen zu studiren, sich mit seiner Lebensgeschichte bekannt machen, gleichen denen, welche, statt mit dem Gemälde, sich mit dem Rahmen beschäftigen, den Geschmack seiner Schnitzerei und den Werth seiner Vergoldung überlegend.

So weit gut. Aber nun giebt es noch eine Klasse, deren Antheil ebenfalls auf das Materiale und Persönliche gerichtet ist, welche aber auf diesem Wege weiter geht und zwar bis zur gänzlichen Nichtswürdigkeit. Dafür nämlich, daß ein großer Geist ihnen die Schätze seines Innersten eröffnet und durch die äußerste Anstrengung seiner Kräfte Werke hervorgebracht hat, welche nicht nur ihnen, sondern auch ihren Nachkommen, bis in die zehnte, ja zwanzigste Generation zur Erhebung und Erleuchtung gereichen, dafür also, daß er der Menschheit ein Geschenk

gemacht hat, dem kein anderes gleichkommt, dafür halten dieſe Buben ſich berechtigt, ſeine moraliſche Perſon vor ihren Richterſtuhl zu ziehn, um zu ſehn, ob ſie nicht dort irgend einen Makel an ihm entdecken können, zur Linderung der Pein, die ſie in ihres Nichts durchbohrendem Gefühl beim Anblick eines großen Geiſtes empfinden. Daher rühren z. B. die weitläuftigen, in unzähligen Büchern und Journalen geführten Unterſuchungen des Lebens Goethe's von der moraliſchen Seite, wie etwan, ob er nicht dieſes oder jenes Mädel, mit dem er als Jüngling eine Liebelei gehabt, hätte heirathen ſollen und müſſen; ob er nicht hätte ſollen, ſtatt bloß redlich dem Dienſte ſeines Herrn obzuliegen, ein Mann des Volks, ein deutſcher Patriot, würdig eines Sitzes in der Paulskirche, ſeyn u. dgl. m. — Durch ſolchen ſchreienden Undank und hämiſche Verkleinerungsſucht, beweiſen jene unberufenen Richter, daß ſie moraliſch eben ſolche Lumpe ſind, wie intellektuell, — womit viel geſagt iſt.

§. 61.

Das Talent arbeitet um Geld und Ruhm: hingegen iſt die Triebfeder, welche das Genie zur Ausarbeitung ſeiner Werke bewegt, nicht ſo leicht anzugeben. Geld wird ihm ſelten dafür. Der Ruhm iſt es nicht: ſo etwas können nur Franzoſen meynen. Der Ruhm iſt zu unſicher und, in der Nähe betrachtet, von zu geringem Werth:

Responsura tuo nunquam est par fama labori.

Ebenfalls iſt es nicht geradezu das eigene Ergötzen: denn dieſes wird von der großen Anſtrengung faſt überwogen. Vielmehr iſt es ein Inſtinkt ganz eigener Art, vermöge deſſen das geniale Individuum getrieben wird, ſein Schauen und Fühlen in dauernden Werken auszudrücken, ohne ſich dabei eines ferneren Motivs bewußt zu ſeyn. Im Ganzen genommen, geſchieht es aus derſelben Nothwendigkeit, mit welcher der Baum ſeine Früchte trägt, und erfordert von außen nichts weiter, als einen Boden, auf dem das Individuum gedeihen kann. Näher betrachtet, iſt es als ob in einem ſolchen Individuum der Wille zum Leben, als Geiſt der Menſchengattung, ſich bewußt würde, hier eine größere Klarheit des Intellekts, durch einen ſeltenen Zufall, auf eine kurze Spanne Zeit, erlangt zu haben und nun

wenigſtens die Reſultate, oder Produkte, jenes klaren Schauens und Denkens, für die ganze Gattung, die ja auch dieſes Individuums eigenſtes Weſen iſt, zu erwerben trachtete, damit das Licht, welches davon ausgeht, nachmals wohlthätig einbrechen möge in die Dunkelheit und Dumpfheit des gewöhnlichen Menſchenbewußtſeyns. Hieraus alſo entſteht jener Inſtinkt, welcher das Genie treibt, ohne Rückſicht auf Belohnung, Beifall, oder Theilnahme, vielmehr mit Vernachläſſigung der Sorge für ſein perſönliches Wohl, emſig und einſam, mit größter Anſtrengung ſeine Werke zu vollenden, dabei mehr an die Nachwelt, als an die Mitwelt, durch welche es nur irre geleitet werden würde, zu denken; weil jene ein größerer Theil der Gattung iſt und weil im Laufe der Zeit die wenigen Urtheilsfähigen einzeln heran kommen. Es ſteht unterdeſſen meiſtens mit ihm wie Goethe ſeinen Künſtler klagen läßt:

„Ein Fürſt, der die Talente ſchätzte,
Ein Freund, der ſich mit mir ergötzte,
Die haben leider mir gefehlt.
Im Kloſter fand ich dumpfe Gönner:
So hab' ich, emſig, ohne Kenner
Und ohne Schüler mich gequält."

Sein Werk, als ein heiliges Depoſitum und die wahre Frucht ſeines Daſeyns, zum Eigenthum der Menſchheit zu machen, es niederlegend für eine beſſer urtheilende Nachwelt, Dies wird ihm dann zum Zweck, der allen andern Zwecken vorgeht und für den er die Dornenkrone trägt, welche einſt zum Lorbeerkranze ausſchlagen ſoll. Auf die Vollendung und Sicherſtellung ſeines Werkes koncentrirt ſein Streben ſich eben ſo entſchieden, wie das des Inſekts, in ſeiner letzten Geſtalt, auf die Sicherſtellung ſeiner Eier und Vorſorge für die Brut, deren Daſeyn es nie erlebt: es deponirt die Eier da, wo ſie, wie es ſicher weiß, einſt Leben und Nahrung finden werden, und ſtirbt getroſt.

Anhang*).

A. Das bisherige Mißlingen der Philosophie ist nothwendig und daraus erklärlich, daß dieselbe, statt sich auf das tiefere Verständniß der gegebenen Welt zu beschränken, sogleich darüber hinaus will und die letzten Gründe alles Daseyns, die ewigen Verhältnisse aufzufinden sucht, welche zu denken unser Intellekt ganz unfähig ist, dessen Fassungskraft durchaus nur für Das taugt, was die Philosophen bald endliche Dinge, bald Erscheinungen genannt haben, kurzum die flüchtigen Gestalten dieser Welt und Das, was für unsere Person, unsere Zwecke und unsere Erhaltung taugt: er ist immanent. Daher soll seine Philosophie auch immanent seyn und nicht sich versteigen zu überweltlichen Dingen, sondern sich darauf beschränken, die gegebene Welt von Grund aus zu verstehn: die giebt Stoff genug.

B. Wenn es so ist, so haben wir an unserm Intellekt ein armsäliges Geschenk der Natur: wenn er bloß taugt, die Verhältnisse zu fassen, die unsere erbärmliche, individuelle Existenz betreffen und bloß während der kurzen Spanne unsers zeitlichen Daseyns bestehn, hingegen Das, was allein werth ist, ein denkendes Wesen zu interessiren, — die Erklärung unsers Daseyns überhaupt, und die Auslegung der Verhältnisse der Welt im Ganzen, kurz die Lösung des Räthsels dieses Lebenstraumes, — wenn dies Alles gar nicht in ihn hineingeht und er es nimmer-

*) Schopenhauer hat zu diesem Kapitel ein Gespräch aus seinem Manuscript „Cogitata, angefangen 1830, im Februar, Berlin" beigesetzt, ohne den Ort bestimmt anzugeben, wo es einzuschalten sei. Ich gebe es hier zum Schluß des Kapitels, da Schopenhauer solche Gespräche an den Schluß eines Kapitels zu setzen pflegte (vergl. Welt als W. und V. Bd. II, Kap. 1, und die kleine dialogische Schlußbelustigung zu Kap. X. des vorliegenden Bandes) und überdies für dieses Gespräch das Ende des Kapitels als Ort angedeutet hat. Der Herausg.

mehr, auch wenn es ihm dargelegt würde, zu faſſen vermöchte, — dann finde ich den Intellekt nicht werth, ihn auszubilden und mit ihm mich zu beſchäftigen: er iſt ein Ding, nicht werth, ſich danach zu bücken.

A. Mein Freund, wenn wir mit der Natur hadern, behalten wir gewöhnlich Unrecht. Bedenke, Natura nihil facit frustra nec supervacaneum. Wir ſind eben bloß zeitliche, endliche, vergängliche, traumartige, wie Schatten vorüberfliegende Weſen; was ſollte ſolchen ein Intellekt, der unendliche, ewige, abſolute Verhältniſſe faßte? Und wie ſollte ein ſolcher Intellekt dieſe Verhältniſſe wieder verlaſſen, um ſich zu den für uns allein realen, allein uns wirklich betreffenden, kleinen Verhältniſſen unſers ephemeren Daſeyns zu wenden und noch für dieſe zu taugen? Die Natur würde durch Verleihung eines ſolchen Intellekts nicht nur ein unermeßlich großes Frustra gemacht, ſondern ihren Zwecken mit uns geradezu entgegen gearbeitet haben. Denn was würde es taugen, wie Shakeſpeare ſagt:

we fools of nature,
So horridly to shake our disposition,
With thoughts beyond the reaches of our souls.
(Hamlet, act I, sc. 4.) *)

Würde eine ſolche vollkommene und erſchöpfende metaphyſiſche Einſicht uns nicht zu aller phyſiſchen, zu allem unſern Thun und Treiben unfähig machen, vielleicht uns für immer in ein erſtarrendes Entſetzen verſenken, wie Den, der ein Geſpenſt geſehn? —

B. Es iſt aber eine verruchte petitio principii, die du machſt, daß wir bloß zeitliche, vergängliche, endliche Weſen ſind: wir ſind zugleich unendlich, ewig, das urſprüngliche Princip der Natur ſelbſt: daher iſt es wohl der Mühe werth, unabläſſig zu ſuchen, „ob nicht Natur zuletzt ſich doch ergründe".

A. Nach deiner eigenen Metaphyſik ſind wir Das nur in gewiſſem Sinne, als Ding an ſich, nicht als Erſcheinung; als

*) Nach der Schlegel-Tieck'ſchen Ueberſetzung:
daß wir Narren der Natur,
So furchtbarlich uns ſchütteln mit Gedanken,
Die unſre Seele nicht erreichen kann?

inneres Princip der Welt, nicht als Individuen; als Wille zum Leben, nicht als Subjekte des individuellen Erkennens. Hier ist nur von unserer intelligenten Natur die Rede, nicht vom Willen, und als Intelligenzen sind wir individuell und endlich; demgemäß ist auch unser Intellekt ein solcher. Der Zweck unsers Lebens (daß ich mir einen metaphorischen Ausdruck erlaube) ist ein praktischer, kein theoretischer: unser Thun, nicht unser Erkennen gehört der Ewigkeit an: dieses Thun zu leiten und zugleich unserm Willen einen Spiegel vorzuhalten, ist unser Intellekt da, und dies leistet er. Ein Mehreres würde ihn höchst wahrscheinlich hiezu untauglich machen: sehn wir doch schon das Genie, diesen kleinen Ueberschuß von Intellekt, der Laufbahn des damit begabten Individuums hinderlich seyn und es äußerlich unglücklich machen, wenn es auch innerlich beglücken mag.

B. Wohl, daß du mich an das Genie erinnerst! es wirft zum Theil die Thatsachen um, die du rechtfertigen willst: bei ihm ist die theoretische Seite abnorm überwiegend über die praktische. Wenn es auch nicht ewige Verhältnisse fassen kann, so sieht es doch schon etwas tiefer in die Dinge dieser Welt, attamen est quodam prodire tenus. Und allerdings macht schon Dies den damit begünstigten Intellekt zum Auffassen der endlichen, irdischen Verhältnisse weniger tauglich und einem Teleskop im Theater vergleichbar. Hier scheint der Punkt zu seyn, wo wir uns einigen, und bei dem unsere gemeinsame Betrachtung stille steht.

Kapitel IV.

Einige Betrachtungen über den Gegenſatz des Dinges an ſich und der Erſcheinung.

---

§. 62.

Ding an ſich bedeutet das unabhängig von unſrer Wahrnehmung Vorhandene, alſo das eigentlich Seiende. Dies war dem Demokritos die geformte Materie: das Selbe war es im Grunde noch dem Locke: Kanten war es = x; mir Wille.

Wie gänzlich Demokritos die Sache ſchon in dieſem Sinne nahm und daher an die Spitze dieſer Zuſammenſtellung gehört, belegt folgende Stelle aus dem Sextus Empirikus (adv. math. L. VII. §. 135), welcher deſſen Werke ſelbſt vor ſich hatte und meiſtens wörtlich aus ihnen citirt:

Δημοκριτος δε ὁτι μεν αναιρει τα φαινομενα ταις αισθησεσιν, και τουτων λεγει μηδεν φαινεσθαι κατ' αληθειαν, αλλα μονον κατα δοξαν· αληθες δε εν τοις ουσιν ὑπαρχειν το ατομους ειναι και κενον u. ſ. w. (Democritus autem ea quidem tollit, quae apparent sensibus, et ex iis dicit nihil ut vere est apparere, sed solum ex opinione; verum autem esse in iis, quae sunt, atomos et inane.) Ich empfehle, die ganze Stelle nachzuleſen, wo dann ferner noch vorkommt: ετεῃ μεν νυν οἱον ἑκαστον εστιν, ῃ ουκ εστιν, ου συνιεμεν· (vere quidem nos, quale sit vel non sit unumquodque, neutiquam intelligimus), auch: ετεῃ οἱον ἑκαστον (εστι) γιγνωσκειν εν απορῳ εστι· (vere scire, quale sit unum quodque, in dubio est). Dies Alles beſagt denn doch eben: „wir erkennen nicht die Dinge nach Dem, was ſie an ſich ſeyn mögen, ſondern bloß wie ſie erſcheinen", und eröffnet jene, vom entſchiedenſten Materialismus ausgehende, aber zum Idealismus führende, mit mir ſich abſchließende Reihe. Eine auffallend deutliche und beſtimmte Unter-

ſcheidung des Dinges an ſich von der Erſcheinung, eigentlich ſogar ſchon im Kant'ſchen Sinne, finden wir in einer Stelle des Porphyrius, welche Stobäos uns aufbewahrt hat (Eclog. L. I, c. 43, Fragm. 3). Sie lautet: Τα κατηγορουμενα του αἰσθητου και ἐνυλου ἀληθως ἐστι ταυτα, το παντη εἰναι διαπεφορημενον, το μεταβλητον εἰναι etc. Του δε ὀντως ὀντος και καθ' αὐτο ὑφεστηκοτος αὐτου, το εἰναι ἀει ἐν ἑαυτῳ ἱδρυμενον· ὡς-αυτως το κατα ταὐτα ἐχειν etc.

§. 63.

Wie wir von der Erdkugel bloß die Oberfläche, nicht aber die große, ſolide Maſſe des Innern kennen; ſo erkennen wir empiriſch von den Dingen und der Welt überhaupt nichts, als nur ihre Erſcheinung, d. i. die Oberfläche. Die genaue Kenntniß dieſer iſt die Phyſik, im weiteſten Sinne genommen. Daß aber dieſe Oberfläche ein Inneres, welches nicht bloß Fläche ſei, ſondern kubiſchen Gehalt habe, vorausſetzt, iſt, nebſt Schlüſſen auf die Beſchaffenheit deſſelben, das Thema der Metaphyſik. Nach den Geſetzen der bloßen Erſcheinung das Weſen an ſich ſelbſt der Dinge konſtruiren zu wollen, iſt ein Unternehmen, dem zu vergleichen, daß Einer aus bloßen Flächen und deren Geſetzen den ſtereometriſchen Körper konſtruiren wollte. Jede transſcendente dogmatiſche Philoſophie iſt ein Verſuch, das Ding an ſich nach den Geſetzen der Erſcheinung zu konſtruiren; welcher ausfällt, wie der, zwei abſolut unähnliche Figuren durch einander zu decken, welches ſtets mißlingt, indem, wie man ſie auch wenden mag, bald dieſe, bald jene Ecke hervorragt.

§. 64.

Weil jegliches Weſen in der Natur zugleich Erſcheinung und Ding an ſich, oder auch natura naturata und natura naturans, iſt; ſo iſt es demgemäß einer zwiefachen Erklärung fähig, einer phyſiſchen und einer metaphyſiſchen. Die phyſiſche iſt allemal aus der Urſache; die metaphyſiſche allemal aus dem Willen: denn dieſer iſt es, der in der erkenntnißloſen Natur ſich darſtellt als Naturkraft, höher hinauf als Lebenskraft, in Thier und Menſch aber den Namen Willen erhält. Streng genommen, wäre demnach, an einem gegebenen Menſchen,

der Grad und die Richtung seiner Intelligenz und die moralische Beschaffenheit seines Charakters möglicherweise auch rein physisch abzuleiten, nämlich erstere aus der Beschaffenheit seines Gehirns und Nervensystems, nebst darauf einwirkendem Blutumlauf; letztere aus der Beschaffenheit und Zusammenwirkung seines Herzens, Gefäßsystems, Blutes, Lungen, Leber, Milz, Nieren, Intestina, Genitalia u. s. w., wozu aber freilich eine noch viel genauere Kenntniß der Gesetze, welche den rapport du physique au moral regeln, als selbst Bichat und Cabanis besaßen, erfordert wäre. Sodann ließe Beides sich noch auf die entferntere physische Ursache, nämlich die Beschaffenheit seiner Eltern, zurückführen; indem diese nur zu einem ihnen gleichen Wesen, nicht aber zu einem höhern und bessern, den Keim liefern konnten. Metaphysisch hingegen müßte der selbe Mensch erklärt werden als die Erscheinung seines eigenen, völlig freien und ursprünglichen Willens, der den ihm angemessenen Intellekt sich schuf; daher denn alle seine Thaten, so nothwendig sie auch aus seinem Charakter, im Konflikt mit den gegebenen Motiven, hervorgehn, und dieser wieder als das Resultat seiner Korporisation auftritt, dennoch ihm gänzlich beizumessen sind. Metaphysisch ist nun aber auch der Unterschied zwischen ihm und seinen Eltern kein absoluter.

§. 65.

Alles Verstehn ist ein Akt des Vorstellens, bleibt daher wesentlich auf dem Gebiete der Vorstellung: da nun diese nur Erscheinungen liefert, ist es auf die Erscheinung beschränkt. Wo das Ding an sich anfängt, hört die Erscheinung auf, folglich auch die Vorstellung, und mit dieser das Verstehn. An dessen Stelle tritt aber hier das Seyende selbst, welches sich seiner bewußt wird als Wille. Wäre dieses Sichbewußtwerden ein unmittelbares; so hätten wir eine völlig adäquate Erkenntniß des Dinges an sich. Weil es aber dadurch vermittelt ist, daß der Wille den organischen Leib und, mittelst eines Theiles desselben, sich einen Intellekt schafft, dann aber erst durch diesen sich im Selbstbewußtseyn als Willen findet und erkennt; so ist diese Erkenntniß des Dinges an sich erstlich durch das darin schon enthaltene Auseinandertreten eines Erkennenden und eines Erkannten und sodann durch die vom cerebralen Selbstbewußtseyn

unzertrennliche Form der Zeit bedingt, daher alſo nicht völlig erſchöpfend und adäquat. (Man vergleiche hiemit Kapitel 18 im zweiten Bande meines Hauptwerks.)*)

Hieran ſchließt ſich die, in meiner Schrift „über den Willen in der Natur", unter der Rubrik Phyſiſche Aſtronomie, S. 86 (2. Aufl. 79; 3. Aufl. 86), dargelegte Wahrheit, daß, je deutlicher die Verſtändlichkeit eines Vorganges, oder Verhältniſſes, iſt, dieſes deſto mehr in der bloßen Erſcheinung liegt und nicht das Weſen an ſich betrifft.

§. 66.

Wenn wir irgend ein Naturweſen, z. B. ein Thier, in ſeinem Daſeyn, Leben und Wirken anſchauen und betrachten; ſo ſteht es, trotz Allem, was Zoologie und Zootomie darüber lehren, als ein unergründliches Geheimniß vor uns. Aber ſollte denn die Natur, aus bloßer Verſtocktheit, ewig vor unſrer

*) Der Unterſchied zwiſchen Ding an ſich und Erſcheinung läßt ſich auch ausdrücken als der zwiſchen dem ſubjektiven und objektiven Weſen eines Dinges. Sein rein ſubjektives Weſen iſt eben das Ding an ſich: daſſelbe iſt aber kein Gegenſtand der Erkenntniß. Denn einem ſolchen iſt es weſentlich, immer in einem erkennenden Bewußtſeyn, als deſſen Vorſtellung, vorhanden zu ſeyn: und was daſelbſt ſich darſtellt, iſt eben das objektive Weſen des Dinges. Dieſes iſt demnach Gegenſtand der Erkenntniß: allein als ſolcher iſt es bloße Vorſtellung, und da es dies nur vermittelſt eines Vorſtellungsapparats werden kann, der ſeine eigene Beſchaffenheit und daraus entſpringende Geſetze haben muß; ſo iſt es eine bloße Erſcheinung, die ſich auf ein Ding an ſich beziehn mag. Dies gilt auch noch da, wo ein Selbſtbewußtſeyn, alſo ein ſich ſelbſterkennendes Ich vorhanden iſt. Denn auch dieſes erkennt ſich nur in ſeinem Intellekt, d. i. Vorſtellungsapparat, und zwar durch den äußern Sinn als organiſche Geſtalt, durch den innern als Willen, deſſen Akte es durch jene Geſtalt ſo ſimultan wiederholt werden ſieht, wie die dieſer durch ihren Schatten, woraus es auf die Identität beider ſchließt und ſolche Ich nennt. Wegen dieſer zwiefachen Erkenntniß aber, wie auch wegen der großen Nähe, in der hier der Intellekt ſeinem Urſprung, oder Wurzel, dem Willen, bleibt, iſt die Erkenntniß des objektiven Weſens, alſo der Erſcheinung, hier viel weniger vom ſubjektiven, alſo dem Ding an ſich, verſchieden, als bei der Erkenntniß mittelſt des äußern Sinnes, oder dem Bewußtſeyn von andern Dingen, im Gegenſatz des Selbſtbewußtſeyns. Dieſem nämlich, ſofern es durch den innern Sinn allein erkennt, klebt nur noch die Form der Zeit, nicht mehr die des Raumes, an und iſt, neben dem Zerfallen in Subjekt und Objekt, das Einzige, was es vom Ding an ſich trennt.

Frage verstummen? Ist sie nicht, wie alles Große, offen, mittheilend und sogar naiv? Kann daher ihre Antwort je aus einem andern Grunde fehlen, als weil die Frage verfehlt war, schief war, von falschen Voraussetzungen ausging, oder gar einen Widerspruch beherbergte? Denn, läßt es sich wohl denken, daß es einen Zusammenhang von Gründen und Folgen da geben könne, wo er ewig und wesentlich unentdeckt bleiben muß? — Gewiß, das Alles nicht. Sondern das Unergründliche ist es darum, weil wir nach Gründen und Folgen forschen auf einem Gebiete, dem diese Form fremd ist, und wir also der Kette der Gründe und Folgen auf einer ganz falschen Fährte nachgehn. Wir suchen nämlich das innere Wesen der Natur, welches aus jeder Erscheinung uns entgegentritt, am Leitfaden des Satzes vom Grunde zu erreichen; — während doch dieser die bloße Form ist, mit der unser Intellekt die Erscheinung, d. i. die Oberfläche der Dinge, auffaßt: wir aber wollen damit über die Erscheinung hinaus. Denn innerhalb dieser ist er brauchbar und ausreichend. Da läßt z. B. das Daseyn eines gegebenen Thieres sich erklären, — aus seiner Zeugung. Diese nämlich ist im Grunde nicht geheimnißvoller, als der Erfolg jeder andern, sogar der einfachsten Wirkung aus ihrer Ursache; indem auch bei einem solchen die Erklärung zuletzt auf das Unbegreifliche stößt. Daß, bei der Zeugung, ein Paar Mittelglieder des Zusammenhangs mehr uns fehlen, ändert nichts Wesentliches: denn, auch wenn wir sie hätten, ständen wir doch am Unbegreiflichen. Alles, weil die Erscheinung Erscheinung bleibt und nicht zum Dinge an sich wird.

Das innere Wesen der Dinge ist dem Satz vom Grunde fremd. Es ist das Ding an sich, und das ist lauterer Wille. Der ist, weil er will, und will, weil er ist. Er ist in jedem Wesen das schlechthin Reale.

§. 67.

Der Grundcharakter aller Dinge ist Vergänglichkeit: wir sehn in der Natur Alles, vom Metall bis zum Organismus, theils durch sein Daseyn selbst, theils durch den Konflikt mit Anderem, sich aufreiben und verzehren. Wie könnte dabei die Natur das Erhalten der Formen und Erneuern der Individuen,

die zahlloſe Wiederholung des Lebensproceſſes, eine unendliche Zeit hindurch, aushalten, ohne zu ermüden; wenn nicht ihr eigener Kern ein Zeitloſes und dadurch völlig Unverwüſtliches wäre, ein Ding an ſich, ganz anderer Art, als ſeine Erſcheinungen, ein allem Phyſiſchen heterogenes Metaphyſiſches? — Dieſes iſt der Wille in uns und in Allem.

§. 68.

Wir klagen über die Dunkelheit, in der wir dahinleben, ohne den Zuſammenhang des Daſeyns im Ganzen, zumal aber den unſers eigenen Selbſt mit dem Ganzen zu verſtehn; ſo daß nicht nur unſer Leben kurz, ſondern auch unſre Erkenntniß ganz auf daſſelbe beſchränkt iſt; da wir weder über die Geburt zurück, noch über den Tod hinaus ſehn können, mithin unſer Bewußtſeyn gleichſam nur ein Blitz iſt, der augenblicklich die Nacht erhellt; demnach es wahrlich ausſieht, als ob ein Dämon heimtückiſch alles weitere Wiſſen uns verbaut hätte, um ſich an unſrer Verlegenheit zu weiden.

Dieſe Klage iſt aber eigentlich nicht berechtigt: denn ſie entſteht aus einer Illuſion, welche herbeigeführt wird durch die falſche Grundanſicht, daß das Ganze der Dinge von einem Intellekt ausgegangen, folglich als bloße Vorſtellung dageweſen ſei, ehe es wirklich geworden; wonach es, als aus der Erkenntniß entſprungen, auch der Erkenntniß ganz zugänglich, ergründlich und durch ſie erſchöpfbar ſeyn müßte. — Aber, der Wahrheit nach, möchte es vielmehr ſich ſo verhalten, daß alles Das, was wir nicht zu wiſſen uns beklagen, von Niemanden gewußt werde, ja, wohl gar an ſich ſelbſt gar nicht wißbar, d. h. nicht vorſtellbar, ſei. Denn die Vorſtellung, in deren Gebiet alles Erkennen liegt und auf die daher alles Wiſſen ſich bezieht, iſt nur die äußere Seite des Daſeyns, ein Sekundäres, Hinzugekommenes, nämlich etwas, das nicht zur Erhaltung der Dinge überhaupt, alſo des Weltganzen, nöthig war, ſondern bloß zur Erhaltung der einzelnen thieriſchen Weſen. Daher tritt das Daſeyn der Dinge überhaupt und im Ganzen nur per accidens, mithin ſehr beſchränkter Weiſe, in die Erkenntniß: es bildet nur den Hintergrund des Gemäldes im animaliſchen Bewußtſeyn, als wo die Objekte des Willens das Weſentliche ſind und den erſten Rang einnehmen.

Nun entſteht zwar, mittelſt dieſes Accidens, die ganze Welt in Raum und Zeit, d. h. die Welt als Vorſtellung, als welche außerhalb der Erkenntniß ein derartiges Daſeyn gar nicht hat; deren inneres Weſen hingegen, das an ſich Exiſtirende, von einem ſolchen Daſeyn aber auch ganz unabhängig iſt. Da nun alſo, wie geſagt, die Erkenntniß nur zum Behuf der Erhaltung jedes thieriſchen Individui da iſt; ſo iſt auch ihre ganze Beſchaffenheit, alle ihre Formen, wie Zeit, Raum u. ſ. w. bloß auf die Zwecke eines ſolchen eingerichtet: dieſe nun erfordern bloß die Erkenntniß von Verhältniſſen zwiſchen einzelnen Erſcheinungen, keineswegs aber die vom Weſen der Dinge und dem Weltganzen.

Kant hat nachgewieſen, daß die Probleme der Metaphyſik, welche Jeden, mehr oder weniger, beunruhigen, keiner direkten, überhaupt keiner genügenden Löſung fähig ſeien. Dies nun aber beruht, im letzten Grunde, darauf, daß ſie ihren Urſprung in den Formen unſers Intellekts, Zeit, Raum und Kauſalität, haben, während dieſer Intellekt bloß die Beſtimmung hat, dem individuellen Willen ſeine Motive vorzuſchieben, d. h. die Gegenſtände ſeines Wollens, nebſt den Mitteln und Wegen, ſich ihrer zu bemächtigen, ihm zu zeigen. Wird jedoch dieſer Intellekt abusive auf das Weſen an ſich der Dinge, auf das Ganze und den Zuſammenhang der Welt gerichtet; ſo gebären die beſagten, ihm anhängenden Formen des Neben, Nach und Durch einander aller irgend möglichen Dinge ihm die metaphyſiſchen Probleme, wie etwan vom Urſprung und Zweck, Anfang und Ende der Welt und des eigenen Selbſt, von der Vernichtung dieſes durch den Tod, oder deſſen Fortdauer trotz demſelben, von der Freiheit des Willens u. dgl. m. — Denken wir uns nun aber jene Formen ein Mal aufgehoben und dennoch ein Bewußtſeyn von den Dingen vorhanden; ſo würden dieſe Probleme nicht etwan gelöſt, ſondern ganz verſchwunden ſeyn und ihr Ausdruck keinen Sinn mehr haben. Denn ſie entſpringen ganz und gar aus jenen Formen, mit denen es gar nicht auf ein Verſtehn der Welt und des Daſeyns, ſondern bloß auf ein Verſtehn unſrer perſönlichen Zwecke abgeſehn iſt.

Dieſe geſammte Betrachtung nun liefert uns eine Erläuterung und objektive Begründung der Kantiſchen, von ihrem Urheber nur von der ſubjektiven Seite aus begründeten Lehre,

daß die Formen des Verstandes bloß von immanentem, nicht von transscendentem Gebrauche seien. Man könnte nämlich statt dessen auch sagen: der Intellekt ist physisch, nicht metaphysisch, d. h. wie er aus dem Willen, als zu dessen Objektivation gehörig, entsprossen ist; so ist er auch nur zu dessen Dienste da: dieser aber betrifft bloß die Dinge in der Natur, nicht aber irgend etwas über diese hinaus Liegendes. Jedes Thier hat (wie ich Dies im „Willen in der Natur" ausgeführt und belegt habe) seinen Intellekt offenbar nur zu dem Zweck, daß es sein Futter auffinden und erlangen könne; wonach dann auch das Maaß desselben bestimmt ist. Nicht anders verhält es sich mit dem Menschen; nur daß die größere Schwierigkeit seiner Erhaltung und die unendliche Vermehrbarkeit seiner Bedürfnisse hier ein viel größeres Maaß von Intellekt nöthig gemacht hat. Bloß wann dieses, durch eine Abnormität, noch excedirt wird, stellt sich ein völlig dienstfreier Ueberschuß dar, welcher, wann beträchtlich, Genie genannt wird. Hiedurch wird nun ein solcher Intellekt zunächst nur recht objektiv: aber es kann dahin führen, daß er, in gewissem Grade, selbst metaphysisch werde, oder wenigstens strebe, es zu seyn. Denn eben in Folge seiner Objektivität wird jetzt die Natur selbst, das Ganze der Dinge, sein Gegenstand und sein Problem. In ihm nämlich fängt die Natur allererst an, sich selbst so recht wahrzunehmen als etwas, welches ist und doch auch nicht seyn könnte, oder wohl auch anders seyn könnte; während im gewöhnlichen bloß normalen Intellekt die Natur sich nicht deutlich wahrnimmt; wie der Müller nicht seine Mühle hört, oder der Parfümeur nicht seinen Laden riecht. Sie scheint sich ihm von selbst zu verstehn: er ist in ihr befangen. Bloß in gewissen hellern Augenblicken wird er sie gewahr und erschrickt beinahe darüber: aber es giebt sich bald. Was demnach solche Normalköpfe in der Philosophie leisten können, auch wenn sie haufenweise zusammenlaufen, ist bald abzusehn. Wäre hingegen der Intellekt, ursprünglich und seiner Bestimmung nach, metaphysisch; so könnten sie, besonders mit vereinten Kräften, die Philosophie, wie jede andere Wissenschaft, fördern.

Kapitel V.

Einige Worte über den Pantheismus.

---

§. 69.

Die in jetziger Zeit, unter den Philoſophieprofeſſoren, geführte Kontroverſe zwiſchen Theismus und Pantheismus könnte man allegoriſch und dramatiſch darſtellen, durch einen Dialog, der im Parterre eines Schauſpielhauſes in Mailand, während der Vorſtellung, geführt würde. Der eine Kollokutor, überzeugt, ſich in dem großen, berühmten Puppenſpieltheater des Girolamo zu befinden, bewundert die Kunſt, mit welcher der Direkteur die Puppen verfertigt hat und das Spiel lenkt. Der andere ſagt dagegen: Ganz und gar nicht! ſondern man befände ſich im teatro della scala, der Direkteur und ſeine Geſellen ſpielten ſelbſt mit und ſtäken in den Perſonen, die man da vor ſich ſähe, wirklich drinne; auch der Dichter ſpiele mit.

Ergötzlich aber iſt es zu ſehn, wie die Philoſophieprofeſſoren mit dem Pantheismus, als mit einer verbotenen Frucht, liebäugeln und nicht das Herz haben, zuzugreifen. Ihr Verhalten dabei habe ich bereits in der Abhandlung über die Univerſitätsphiloſophie geſchildert; wobei wir an den Weber Bottom im Johannisnachtstraum erinnert wurden. — Ach, es iſt doch ein ſaueres Stück Brod, das Philoſophieprofeſſorenbrod! Erſt muß man nach der Pfeife der Miniſter tanzen, und wenn man nun das recht zierlich geleiſtet hat, da kann man draußen noch angefallen werden von den wilden Menſchenfreſſern, den wirklichen Philoſophen: die ſind im Stande Einen einzuſtecken und mitzunehmen, um ihn als Taſchenpulcinello, zur Aufheiterung bei ihren Darſtellungen, gelegentlich hervorzuziehn.

§. 70.

Gegen den Pantheismus habe ich hauptsächlich nur Dieſes, daß er nichts beſagt. Die Welt Gott nennen heißt ſie nicht erklären, ſondern nur die Sprache mit einem überflüſſigen Synonym des Wortes Welt bereichern. Ob ihr ſagt „die Welt iſt Gott", oder „die Welt iſt die Welt" läuft auf Eins hinaus. Zwar wenn man dabei vom Gott, als wäre er das Gegebene und zu Erklärende, ausgeht, alſo ſagt: „Gott iſt die Welt"; da giebt es gewiſſermaaßen eine Erklärung, ſofern es doch ignotum auf notius zurückführt: doch iſt es nur eine Worterklärung. Allein wenn man von dem wirklich Gegebenen, alſo der Welt, ausgeht, und nun ſagt „die Welt iſt Gott", da liegt am Tage, daß damit nichts geſagt, oder wenigſtens ignotum per ignotius erklärt iſt.

Daher eben ſetzt der Pantheismus den Theismus, als ihm vorhergegangen, voraus: denn nur ſofern man von einem Gotte ausgeht, alſo ihn ſchon vorweg hat und mit ihm vertraut iſt, kann man zuletzt dahin kommen, ihn mit der Welt zu identifiziren, eigentlich um ihn auf eine anſtändige Art zu beſeitigen. Man iſt nämlich nicht unbefangen von der Welt, als dem zu Erklärenden ausgegangen, ſondern von Gott als dem Gegebenen: nachdem man aber bald mit dieſem nicht mehr wußte wohin, da hat die Welt ſeine Rolle übernehmen ſollen. Dies iſt der Urſprung des Pantheismus. Denn von vorne herein und unbefangenerweiſe dieſe Welt für einen Gott anzuſehn, wird Keinem einfallen. Es müßte ja offenbar ein übel berathener Gott ſeyn, der ſich keinen beſſern Spaaß zu machen verſtände, als ſich in eine Welt, wie die vorliegende, zu verwandeln, in ſo eine hungrige Welt, um daſelbſt in Geſtalt zahlloſer Millionen lebender, aber geängſtigter und gequälter Weſen, die ſämmtlich nur dadurch eine Weile beſtehn, daß eines das andere auffrißt, Jammer, Noth und Tod, ohne Maaß und Ziel zu erdulden, z. B. in Geſtalt von 6 Millionen Negerſklaven, täglich, im Durchſchnitt, 60 Millionen Peitſchenhiebe auf bloßem Leibe zu empfangen, und in Geſtalt von 3 Millionen Europäiſcher Weber unter Hunger und Kummer in dumpfigen Kammern oder troſtloſen Fabrikſälen ſchwach zu vegetiren u. dgl. m. Das wäre mir eine Kurzweil für einen Gott! der als ſolcher es doch ganz anders gewohnt ſeyn müßte.

Demnach ist der vermeinte große Fortschritt vom Theismus zum Pantheismus, wenn man ihn ernstlich und nicht bloß als maskirte Negation, wie oben angedeutet, nimmt, ein Uebergang vom Unerwiesenen und schwer Denkbaren zum geradezu Absurden. Denn so undeutlich, schwankend und verworren der Begriff auch seyn mag, den man mit dem Worte Gott verbindet; so sind doch zwei Prädikate davon unzertrennlich: die höchste Macht und die höchste Weisheit. Daß nun ein mit diesen ausgerüstetes Wesen sich selbst in die oben beschriebene Lage versetzt haben sollte, ist geradezu ein absurder Gedanke: denn unsre Lage in der Welt ist offenbar eine solche, in die sich kein intelligentes, geschweige ein allweises Wesen versetzen wird. — Der Theismus hingegen ist bloß unerwiesen, und wenn es auch schwer zu denken fällt, daß die unendliche Welt das Werk eines persönlichen, mithin individuellen Wesens, dergleichen wir nur aus der animalischen Natur kennen, sei; so ist es doch nicht geradezu absurd. Denn daß ein allmächtiges und dabei allweises Wesen eine gequälte Welt schaffe, läßt sich immer noch denken, wenngleich wir das Warum dazu nicht kennen: daher, selbst wenn man demselben auch noch die Eigenschaft der höchsten Güte beilegt, die Unerforschlichkeit seines Rathschlusses die Ausflucht wird, durch welche eine solche Lehre immer noch dem Vorwurf der Absurdität entgeht. Aber bei der Annahme des Pantheismus ist der schaffende Gott selbst der endlos Gequälte und, auf dieser kleinen Erde allein, in jeder Sekunde ein Mal Sterbende, und solches ist er aus freien Stücken: das ist absurd. Viel richtiger wäre es die Welt mit dem Teufel zu identificiren: ja, dies hat der ehrwürdige Verfasser der Deutschen Theologie eigentlich gethan, indem er S. 93 seines unsterblichen Werkes (nach dem wiederhergestellten Text, Stuttgart 1851) sagt: „Darum ist der böse Geist und die Natur Eins, und wo die Natur nicht überwunden ist, da ist auch der böse Feind nicht überwunden.“*)

*) Theologia deutsch, herausgeg. von Franz Pfeiffer, Stuttgart 1851, pag. 93: „Dar umb sô ist der bôse geist und die nâtûr eins, und wâ die nâtûr uberwunden ist, dâ ist ouch der bôse geist uberwunden; und hinwiderumb, wâ nâtûr nit uberwunden ist, dâ ist ouch der bôse fint nit uberwunden.“ Der Herausg.

Offenbar geben die Pantheiſten dem Sanſara den Namen Gott. Denſelben Namen geben hingegen die Myſtiker dem Nirwana. Von dieſem erzählen ſie jedoch mehr, als ſie wiſſen, — welches die Buddhaiſten nicht thun; daher ihr Nirwana ein relatives Nichts iſt. — In ſeinem eigentlichen und richtigen Sinn gebraucht das Wort Gott die Synagoge, die Kirche und der Islam.

Der heut zu Tage oft gehörte Ausdruck „die Welt iſt Selbſtzweck" läßt unentſchieden, ob man ſie durch Pantheismus oder durch bloßen Fatalismus erkläre, geſtattet aber jedenfalls nur eine phyſiſche, keine moraliſche Bedeutung derſelben, indem, bei Annahme dieſer letzteren, die Welt allemal ſich als Mittel darſtellt zu einem höhern Zweck. Aber eben jener Gedanke, daß die Welt bloß eine phyſiſche, keine moraliſche Bedeutung habe, iſt der heilloſeſte Irrthum, entſprungen aus der größten Perverſität des Geiſtes.

Kapitel VI.

Zur Philoſophie und Wiſſenſchaft der Natur.

---

§. 71.

Die Natur iſt der Wille, ſofern er ſich ſelbſt außer ſich erblickt; wozu ſein Standpunkt ein individueller Intellekt ſeyn muß. Dieſer iſt ebenfalls ſein Produkt.

§. 72.

Statt, wie die Engländer, an den Werken der Natur und der Kunſttriebe, die Weisheit Gottes zu demonſtriren, ſollte man daraus verſtehen lernen, daß Alles, was durch das Medium der Vorſtellung, alſo des Intellekts, und wäre dieſer ein bis zur Vernunft geſteigerter, zu Stande kommt, bloße Stümperei iſt gegen das vom Willen, als dem Ding an ſich, unmittelbar Ausgehende und durch keine Vorſtellung Vermittelte, dergleichen die Werke der Natur ſind. Dies iſt das Thema meiner Abhandlung „über den Willen in der Natur", die ich daher meinen Leſern nicht genug empfehlen kann: in ihr findet man deutlicher als irgendwo den eigentlichen Brennpunkt meiner Lehre dargelegt.

§. 73.

Wenn man betrachtet, wie die Natur, während ſie um die Individuen wenig beſorgt iſt, mit ſo übertriebener Sorgfalt über die Erhaltung der Gattungen wacht, mittelſt der Allgewalt des Geſchlechtstriebes und vermöge des unberechenbaren Ueberſchuſſes der Keime, welcher, bei Pflanzen, Fiſchen, Inſekten, das Individuum oft mit mehreren Hunderttauſenden zu erſetzen bereit iſt;

ſo kommt man auf die Vermuthung, daß, wie der Natur die Hervorbringung des Individui ein Leichtes iſt, ſo die urſprüngliche Hervorbringung einer Gattung ihr äußerſt ſchwer werde. Demgemäß ſehn wir dieſe nie neu entſtehn: ſelbſt die generatio aequivoca, wenn ſie Statt hat (welches, zumal bei Epizoen und überhaupt Paraſiten, nicht wohl zu bezweifeln iſt), bringt doch nur bekannte Gattungen hervor: und die höchſt wenigen untergegangenen Species der jetzt die Erde bevölkernden Fauna, z. B. die des Vogels Dudu (Didus ineptus), vermag die Natur, obwohl ſie in ihrem Plane gelegen haben, nicht wieder zu erſetzen; — daher wir ſtehn und uns wundern, daß es unſerer Gier gelungen iſt, ihr einen ſolchen Streich zu ſpielen.

§. 74.

In dem leuchtenden Urnebel, aus welchem, nach Laplace'ſcher Kosmogonie, die bis zum Neptun reichende Sonne beſtand, konnten die chemiſchen Urſtoffe noch nicht actu, ſondern bloß potentia vorhanden ſeyn: aber das erſte und urſprüngliche Auseinandertreten der Materie, in Hydrogen und Oxygen, Schwefel und Kohle, Azot, Chlor u. ſ. w. wie auch in die verſchiedenen, einander ſo ähnlichen und doch ſcharf geſonderten Metalle, — war das erſte Anſchlagen des Grundackords der Welt.

Uebrigens muthmaaße ich, daß alle Metalle die Verbindung zweier uns noch unbekannter, abſoluter Urſtoffe ſind und bloß durch das verhältnißmäßige Quantum beider ſich unterſcheiden, worauf auch ihr elektriſcher Gegenſatz beruht, nach einem Geſetze, demjenigen analog, in Folge deſſen das Oxygen der Baſis eines Salzes zu ſeinem Radikal in umgekehrtem Verhältniſſe desjenigen ſteht, welches Beide in der Säure deſſelben Salzes zu einander haben. Wenn man die Metalle in jene Beſtandtheile zu zerſetzen vermöchte; ſo würde man wahrſcheinlich ſie auch machen können. Da aber iſt der Riegel vorgeſchoben.

§. 75.

Unter philoſophiſch rohen Leuten, denen alle Die beizuzählen ſind, welche die Kantiſche Philoſophie nicht ſtudirt haben, folglich unter den meiſten Ausländern, nicht weniger unter vielen heutigen Medicinern u. dgl. in Deutſchland, welche getroſt auf der

Grundlage ihres Katechismus philoſophiren, beſteht noch der alte, grundfalſche Gegenſatz zwiſchen Geiſt und Materie. Beſonders aber haben die Hegelianer, in Folge ihrer ausgezeichneten Unwiſſenheit und philoſophiſchen Rohheit, ihn, unter dem, aus der vorkantiſchen Zeit wieder hervorgeholten, Namen „Geiſt und Natur", von Neuem in Gang gebracht, unter welchem ſie ihn ganz naiv auftiſchen, als hätte es nie einen Kant gegeben und giengen wir noch, mit Allongenperücken geziert, zwiſchen geſchorenen Hecken umher, indem wir, wie Leibnitz im Garten zu Herrenhauſen (Leibn. ed. Erdmann p. 755) mit Prinzeſſinnen und Hofdamen philoſophirten, über „Geiſt nnd Natur", unter letzterer die geſchorenen Hecken, unter erſterem den Inhalt der Perücken verſtehend. — Unter Vorausſetzung dieſes falſchen Gegenſatzes giebt es dann Spiritualiſten und Materialiſten. Letztere behaupten, die Materie bringe, durch ihre Form und Miſchung, Alles, folglich auch das Denken und Wollen im Menſchen hervor; worüber denn die Erſtern Zeter ſchreien, u. ſ. w.

In Wahrheit aber giebt es weder Geiſt, noch Materie, wohl aber viel Unſinn und Hirngeſpinnſte in der Welt. Das Streben der Schwere im Steine iſt gerade ſo unerklärlich, wie das Denken im menſchlichen Gehirne, würde alſo, aus dieſem Grunde, auch auf einen Geiſt im Steine ſchließen laſſen. Ich würde daher zu jenen Disputanten ſagen: ihr glaubt eine todte, d. h. vollkommen paſſive und eigenſchaftsloſe Materie zu erkennen, weil ihr alles Das wirklich zu verſtehn wähnt, was ihr auf mechaniſche Wirkung zurückzuführen vermögt. Aber wie die phyſikaliſchen und chemiſchen Wirkungen euch eingeſtändlich unbegreiflich ſind, ſo lange ihr ſie nicht auf mechaniſche zurückzuführen wißt; gerade ſo ſind dieſe mechaniſchen Wirkungen ſelbſt, alſo die Aeußerungen, welche aus der Schwere, der Undurchdringlichkeit, der Kohäſion, der Härte, der Starrheit, der Elaſticität, der Fluidität, u. ſ. w. hervorgehn, eben ſo geheimnißvoll, wie jene, ja, wie das Denken im Menſchenkopf. Kann die Materie, ihr wißt nicht warum, zur Erde fallen: ſo kann ſie auch, ihr wißt nicht warum, denken. Das wirklich rein und durch und durch, bis auf das Letzte, Verſtändliche in der Mechanik geht nicht weiter, als das rein Mathematiſche in jeder Erklärung, iſt alſo beſchränkt auf Beſtimmungen des Raumes und

der Zeit. Nun sind aber diese Beiden, sammt ihrer ganzen Gesetzlichkeit, uns a priori bewußt, sind daher bloße Formen unsers Erkennens, und gehören ganz allein unseren Vorstellungen an. Ihre Bestimmungen sind also im Grunde subjektiv und betreffen nicht das rein Objektive, das von unserer Erkenntniß Unabhängige, das Ding an sich selbst. Sobald wir aber, selbst in der Mechanik, weiter gehn, als das rein Mathematische, sobald wir zur Undurchdringlichkeit, zur Schwere, zur Starrheit, oder Fluidität, oder Gasceität, kommen, stehn wir schon bei Aeußerungen, die uns eben so geheimnißvoll sind, wie das Denken und Wollen des Menschen, also beim direkt Unergründlichen: denn ein solches ist jede Naturkraft. Wo bleibt nun also jene Materie, die ihr so intim kennt und versteht, daß ihr Alles aus ihr erklären, Alles auf sie zurückführen wollt? — Rein begreiflich und ganz ergründlich ist immer nur das Mathematische; weil es das im Subjekt, in unserm eigenen Vorstellungsapparat, Wurzelnde ist: sobald aber etwas eigentlich Objektives auftritt, etwas nicht a priori Bestimmbares; da ist es auch sofort in letzter Instanz unergründlich. Was überhaupt Sinne und Verstand wahrnehmen, ist eine ganz oberflächliche Erscheinung, die das wahre und innere Wesen der Dinge unberührt läßt. Das wollte Kant. Nehmt ihr nun im Menschenkopfe, als Deum ex machina, einen Geist an; so müßt ihr, wie gesagt, auch jedem Stein einen Geist zugestehn. Kann hingegen eure todte und rein passive Materie als Schwere streben, oder, als Elektricität, anziehn, abstoßen und Funken schlagen; so kann sie auch als Gehirnbrei denken. Kurz, jedem angeblichen Geist kann man Materie, aber auch jeder Materie Geist unterlegen; woraus sich ergiebt, daß der Gegensatz falsch ist.

Also nicht jene Kartesianische Eintheilung aller Dinge in Geist und Materie ist die philosophisch richtige; sondern die in Wille und Vorstellung ist es: diese aber geht mit jener keinen Schritt parallel. Denn sie vergeistigt Alles, indem sie einerseits auch das dort ganz Reale und Objektive, den Körper, die Materie, in die Vorstellung verlegt, und andrerseits das Wesen an sich einer jeden Erscheinung auf Willen zurückführt.

Den Ursprung der Vorstellung der Materie überhaupt, als des objektiven, aber ganz eigenschaftslosen Trägers aller Eigenschaften, habe ich zuerst in meinem Hauptwerke Bd. 1. §. 4 und

dann, deutlicher und genauer, in der zweiten Auflage meiner Abhandlung über den Satz vom Grunde, §. 21, S. 77 (3. Aufl. S. 82), dargelegt und erinnere hier daran, damit man diese neue und meiner Philosopie wesentliche Lehre nie aus den Augen verliere. Jene Materie ist demnach nur die objektivirte, d. h. nach außen projicirte Verstandesfunction der Kausalität selbst, also das objektiv hypostasirte Wirken überhaupt, ohne nähere Bestimmung seiner Art und Weise. Demzufolge giebt, bei der objektiven Auffassung der Körperwelt, der Intellekt die sämmtlichen Formen derselben aus eigenen Mitteln, nämlich Zeit, Raum und Kausalität, und mit dieser auch den Begriff der abstrakt gedachten, eigenschafts- und formlosen Materie, die als solche in der Erfahrung gar nicht vorkommen kann. Sobald nun aber der Intellekt, mittelst dieser Formen und in ihnen, einen (stets nur von der Sinnesempfindung ausgehenden) realen Gehalt, d. h. etwas von seinen eigenen Erkenntnißformen Unabhängiges spürt, welches nicht im Wirken überhaupt, sondern in einer bestimmten Wirkungsart sich kund giebt; so ist es Dies, was er als Körper, d. h. als geformte und specifisch bestimmte Materie setzt, welche also als ein von seinen Formen Unabhängiges auftritt, d. h. als ein durchaus Objektives. Hiebei hat man sich aber zu erinnern, daß die empirisch gegebene Materie sich überall nur durch die in ihr sich äußernden Kräfte manifestirt; wie auch umgekehrt jede Kraft immer nur als einer Materie inhärirend erkannt wird: Beide zusammen machen den empirisch realen Körper aus. Alles empirisch Reale behält jedoch transscendentale Idealität. Das in einem solchen empirisch gegebenen Körper, also in jeder Erscheinung, sich darstellende Ding an sich selbst, habe ich als Willen nachgewiesen. Nehmen wir nun wieder dieses zum Ausgangspunkt; so ist, wie ich es öfter ausgesprochen habe, die Materie uns die bloße Sichtbarkeit des Willens, nicht aber dieser selbst: demnach gehört sie dem bloß Formellen unserer Vorstellung, nicht aber dem Ding an sich, an. Diesemgemäß eben müssen wir sie als form- und eigenschaftslos, absolut träge und passiv denken; können sie jedoch nur in abstracto also denken: denn empirisch gegeben ist die bloße Materie, ohne Form und Qualität, nie. Wie es aber nur eine Materie giebt, die, unter den mannigfaltigsten Formen und Accidenzien auftretend,

doch die selbe ist; so ist auch der Wille in allen Erscheinungen zuletzt Einer und derselbe.

Dem Obigen zufolge muß unserm, an seine Formen gebundenen und von Haus aus nur zum Dienst eines individuellen Willens, nicht zur objektiven Erkenntniß des Wesens der Dinge, bestimmten Intellekt Das, woraus alle Dinge werden und hervorgehn, eben als die Materie erscheinen, d. h. als Das Reale überhaupt, das Raum und Zeit Erfüllende, unter allem Wechsel der Qualitäten und Formen Beharrende, welches das gemeinsame Substrat aller Anschauungen, jedoch für sich allein nicht anschaubar ist; wobei denn, was diese Materie an sich selbst seyn möge, zunächst und unmittelbar unausgemacht bleibt. Versteht man nun unter dem so viel gebrauchten Ausdruck Absolutum Das, was nie entstanden seyn, noch jemals vergehn kann, woraus hingegen Alles, was existirt, besteht und geworden ist; so hat man dasselbe nicht in imaginären Räumen zu suchen; sondern es ist ganz klar, daß jenen Anforderungen die Materie gänzlich entspricht. — Nachdem nun Kant gezeigt hatte, daß die Körper bloße Erscheinungen seien, ihr Wesen an sich aber unerkennbar bliebe, bin ich dennoch dahin durchgedrungen, dieses Wesen als identisch mit Dem, was wir in unserm Selbstbewußtseyn unmittelbar als Willen erkennen, nachzuweisen. Ich habe demnach (Welt a. W. u. V. Bd. 2. Kap. 24) die Materie dargelegt als die bloße Sichtbarkeit des Willens. Da nun ferner bei mir jede Naturkraft Erscheinung des Willens ist; so folgt, daß keine Kraft ohne materielles Substrat auftreten, mithin auch keine Kraftäußerung ohne irgend eine materielle Veränderung vor sich gehn kann. Dies stimmt zu der Behauptung des Zoochemikers Liebig, daß jede Muskelaktion, ja jeder Gedanke im Gehirn, von einer chemischen Stoffumsetzung begleitet seyn müsse. Wir haben hiebei jedoch immer festzuhalten, daß wir andrerseits die Materie stets nur durch die in ihr sich manifestirenden Kräfte empirisch erkennen. Sie ist eben nur die Manifestation dieser Kräfte überhaupt, d. h. in abstracto, im Allgemeinen. An sich ist sie die Sichtbarkeit des Willens.

§. 76.

Wenn wir ganz einfache Wirkungen, die wir im Kleinen täglich vor Augen haben, einmal in kolossaler Größe zu sehn

Gelegenheit finden; ſo iſt uns der Anblick neu, intereſſant und belehrend; weil wir erſt jetzt von den in ihnen ſich äußernden Naturkräften eine angemeſſene Vorſtellung erhalten. Beiſpiele dieſer Art ſind Mondfinſterniſſe, Feuersbrünſte, große Waſſerfälle, das Oeffnen der Kanäle im Innern des Berges bei S. Feriol, welche den Languedoker Kanal mit Waſſer verſehn, das Getümmel und Gedränge der Eisſchollen beim Aufgehn eines Stroms, ein Schiff, das vom Stapel gelaſſen wird, ſogar noch ein etwan 200 Ellen langer, geſpannter Strick, welcher faſt in einem Augenblick, ſeiner ganzen Länge nach, aus dem Waſſer gezogen wird, wie Dies beim Schiffeziehn vorkommt, u. dgl. m. Was würde es erſt ſeyn, wenn wir das Wirken der Gravitation, welches wir nur aus einem ſo höchſt einſeitigen Verhältniſſe, wie die irdiſche Schwere iſt, anſchaulich kennen, ein Mal in ſeiner Thätigkeit im Großen, zwiſchen den Weltkörpern, unmittelbar anſchaulich überſehn könnten und vor Augen hätten

„wie ſie ſpielen
nach den lockenden Zielen".

§. 77.

Empiriſch im engern Sinne iſt die Erkenntniß, welche bei den Wirkungen ſtehen bleibt, ohne die Urſachen erreichen zu können. Zum praktiſchen Behuf reicht ſie oft aus, z. B. in der Therapie. — Die Poſſen der Naturphiloſophen aus der Schellingiſchen Schule einerſeits und die Erfolge der Empirie andrerſeits haben bei Vielen eine ſolche Syſtems- und Theorie-Scheu bewirkt, daß ſie die Fortſchritte der Phyſik ganz von den Händen, ohne Zuthun des Kopfs, erwarten, alſo am liebſten bloß experimentiren möchten, ohne irgend etwas dabei zu denken. Sie meynen, ihr phyſikaliſcher oder chemiſcher Apparat ſolle ſtatt ihrer denken und ſolle ſelbſt, in der Sprache bloßer Experimente, die Wahrheit ausſagen. Zu dieſem Zwecke werden nun die Experimente ins Unendliche gehäuft und in denſelben wieder die Bedingungen, ſo daß mit lauter höchſt komplicirten, ja, endlich mit ganz vertrackten Experimenten operirt wird, alſo mit ſolchen, die nimmermehr ein reines und entſchiedenes Reſultat liefern können, jedoch als der Natur angelegte Daumſchrauben wirken ſollen, um ſie zu zwingen ſelbſt zu reden; während der ächte und ſelbſt-

denkende Forſcher ſeine Experimente möglichſt einfach einrichtet, um die deutliche Ausſage der Natur rein zu vernehmen und danach zu urtheilen: denn die Natur tritt ſtets nur als Zeuge auf. Beiſpiele zu dem Geſagten liefert vorzüglich der ganze chromatologiſche Theil der Optik mit Einſchluß der Theorie der phyſiologiſchen Farben, wie ſolcher von Franzoſen und Deutſchen in den letzten 20 Jahren behandelt worden.

Ueberhaupt aber wird zur Entdeckung der wichtigſten Wahrheiten nicht die Beobachtung der ſeltenen und verborgenen, nur durch Experimente darſtellbaren Erſcheinungen führen; ſondern die der offen daliegenden, Jedem zugänglichen Phänomene. Daher iſt die Aufgabe nicht ſowohl, zu ſehn was noch Keiner geſehn hat, als, bei Dem, was Jeder ſieht, zu denken, was noch Keiner gedacht hat. Darum auch gehört ſo ſehr viel mehr dazu, ein Philoſoph, als ein Phyſiker zu ſeyn.

§. 78.

Für das Gehör iſt der Unterſchied der Töne, in Hinſicht auf Höhe und Tiefe, ein qualitativer: die Phyſik führt ihn jedoch auf einen bloß quantitativen zurück, nämlich auf den der ſchnellern, oder langſamern Vibration; wobei ſich demnach Alles aus bloß mechaniſcher Wirkſamkeit erklärt. Daher eben läuft in der Muſik nicht nur das rhythmiſche Element, der Takt, ſondern auch das harmoniſche, die Höhe und Tiefe der Töne, auf Bewegung, folglich auf bloßes Zeitmaaß und demnach auf Zahlen zurück.

Hier ergiebt nun die Analogie eine ſtarke Präſumtion für die Locke'ſche Naturanſicht, daß nämlich Alles, was wir, mittelſt der Sinne, an den Körpern als Qualität wahrnehmen (Locke's ſekundäre Qualitäten), an ſich nichts weiter ſei, als Verſchiedenheit des Quantitativen, nämlich bloßes Reſultat der Undurchdringlichkeit, der Größe, der Form, der Ruhe oder Bewegung und Zahl der kleinſten Theile; welche Eigenſchaften Locke als die allein objektiv wirklichen beſtehn läßt und demnach primäre, d. i. urſprüngliche, Qualitäten nennt. An den Tönen ließe ſich nun Dieſes bloß darum geradezu nachweiſen, weil hier das Experiment jede Vergrößerung erlaubt, indem man nämlich lange und dicke Saiten ſchwingen läßt, deren langſame Vibra-

tionen ſich zählen laſſen: es verhielte ſich jedoch mit allen Qualitäten eben ſo. Daher wurde es zunächſt auf das Licht übertragen, deſſen Wirkung und Färbung aus den Vibrationen eines völlig imaginären Aethers abgeleitet und ſehr genau berechnet wird; welche, mit unerhörter Dreiſtigkeit vorgetragene, koloſſale Aufſchneiderei und Narrenspoſſe beſonders von den Unwiſſendeſten der Gelehrtenrepublik mit einer ſo kindlichen Zuverſicht und Sicherheit nachgeſprochen wird, daß man denken ſollte, ſie hätten den Aether, ſeine Schwingungen, Atome und was ſonſt für Poſſen ſeyn mögen, wirklich geſehn und in Händen gehabt. — Aus dieſer Anſicht würden ſich dann Folgerungen zu Gunſten der Atomiſtik ergeben, wie ſie beſonders in Frankreich herrſcht, aber auch in Deutſchland um ſich greift, nachdem ſchon die chemiſche Stöchiometrie des Berzelius ihr Vorſchub geleiſtet hat. (Pouillet I, p. 23.) Auf die Widerlegung der Atomiſtik hier ausführlich einzugehn, wäre überflüſſig; da ſie höchſtens für eine unerwieſene Hypotheſe gelten kann.

Ein Atom, ſo klein es auch ſeyn mag, iſt doch immer Kontinuum ununterbrochener Materie: könnt ihr ein ſolches euch klein denken; warum denn nicht groß? wozu dann aber die Atome? Die chemiſchen Atome ſind bloß der Ausdruck der beſtändigen feſten Verhältniſſe, in denen die Stoffe ſich mit einander verbinden, welchem Ausdruck, da er in Zahlen gegeben werden mußte, man eine beliebig angenommene Einheit, das Gewicht des Quantums Oxygen, mit dem ſich jeder Stoff verbindet, zum Grunde gelegt hat: für dieſe Gewichtsverhältniſſe hat man aber, höchſt unglücklicher Weiſe, den alten Ausdruck Atom gewählt; und hieraus iſt unter den Händen der franzöſiſchen Chemiker, die ihre Chemie, ſonſt aber nichts gelernt haben, eine kraſſe Atomiſtik erwachſen, welche die Sache als Ernſt nimmt, jene bloßen Rechenpfennige als wirkliche Atome hypoſtaſirt und nun von der Zuſammenſtellung (arrangement) derſelben in einem Körper ſo, im Andern anders, ganz in Demokrits Weiſe redet, um daraus deren Qualitäten und Verſchiedenheiten zu erklären; ohne irgend eine Ahndung von der Abſurdität der Sache zu haben. Daß es in Deutſchland nicht an unwiſſenden Apothekern fehlt, die auch „das Katheder zieren" und jenen nachtreten, verſteht ſich von ſelbſt, und darf es uns

nicht wundern, wenn ſie in Kompendien, geradezu dogmatiſch und ganz ernſthaft, als wüßten ſie wirklich etwas davon, den Studenten vortragen, „die Kryſtallform der Körper habe ihren Grund in einer geradlinigen Anordnung der Atome.“ (S. Wöhler, Grundriß der Chemie, Th. I, unorgan. Chemie, p. 3.) Dieſe Leute aber ſind Sprachgenoſſen Kants und haben von Jugend auf ſeinen Namen mit Ehrfurcht nennen hören, jedoch nie die Naſe in ſeine Werke geſteckt. Dafür müſſen ſie ſolche ſkandalöſe Poſſen zu Markt bringen. — An den Franzoſen könnte man ſo recht ein gutes Werk (une charité) ausüben, wenn man ihnen Kants metaphyſiſche Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft richtig und genau überſetzen wollte, um ſie vom Rückfall in jenen Demokritismus, wenn es noch möglich iſt, zu kuriren. Sogar aus Schellings „Ideen zur Philoſophie der Natur“ könnte man einige Stellen, z. B. aus dem 3. und 5. Kap. des 2. Buchs, zur Erläuterung beigeben; denn hier, wo Schelling auf Kants Schultern ſteht, ſagt er viel Gutes und Beherzigungswerthes*).

---

*) Schelling („Ideen zu einer Philoſophie der Natur, Buch 2, Kap. 3. Einige Bemerkungen über die mechaniſche Phyſik des Herrn le Sage“) ſagt unter anderm: „Die erſten Körperchen alſo denkt ſich die mechaniſche Phyſik als Punkte; doch als erfüllte (materielle, phyſiſche) Punkte. Wenn aber dieſe Punkte noch materiell ſind, ſo fragt ſich: was den Atomiſtiker berechtigt, bei dieſen Punkten ſtehen zu bleiben? Denn die Mathematik fährt deswegen doch fort, auf der unendlichen Theilbarkeit des Raums zu beſtehn und die Philoſophie, ob ſie ſich gleich nicht anmaßt, zu ſagen: Die Materie (an ſich betrachtet) beſtehe aus unendlich vielen Theilen, hört deswegen nicht auf, eine unendliche Theilbarkeit, d. h. die Unmöglichkeit einer je vollendeten Theilung zu behaupten. Wenn alſo die mechaniſche Phyſik erſte (oder letzte) Körperchen vorausſetzt, ſo kann ſie den Grund für dieſe Vorausſetzung nicht aus der Mathematik oder aus der Philoſophie her rechnen. Der Grund kann alſo nur ein phyſiſcher ſeyn, d. h. ſie muß (wenn nicht beweiſen, doch) behaupten, es ſeyen Körperchen, welche weiter zu theilen phyſiſch unmöglich ſeye. Allein nachdem man vorher den Gegenſtand aller möglichen Erfahrung entzogen hat, wie dies der Fall iſt, wenn man phyſiſche untheilbare Körperchen behauptet, hat man auch weiter kein Recht, ſich auf Erfahrung, d. h. auf einen phyſiſchen Grund (wie hier auf die phyſiſche Unmöglichkeit) zu berufen. Alſo iſt jene Annahme eine völlig willkührliche Annahme, d. h. man bildet ſich ein, es ſey möglich, in der Theilung der Materie auf Körperchen zu ſtoßen, welche ferner zu theilen, der Natur dieſer Körperchen nach, unmöglich ſey. Allein es giebt keine phyſiſche Unmöglich-

Wohin Denken ohne Experimentiren führt, hat uns das Mittelalter gezeigt: aber dies Jahrhundert iſt beſtimmt, uns ſehn zu laſſen, wohin Experimentiren ohne Denken führt, und was bei der Jugendbildung herauskommt, die ſich auf Phyſik und Chemie beſchränkt. Nur aus der gänzlichen Unkunde der Kantiſchen Philoſophie bei den Franzoſen und Engländern von jeher, und aus der Vernachläſſigung und Vergeſſenheit derſelben bei den Deutſchen, ſeit dem Hegelſchen Verdummungs-Prozeß, iſt die unglaubliche Rohheit der jetzigen mechaniſchen Phyſik zu erklären, deren Adepten jede Naturkraft höherer Art, Licht, Wärme, Elektricität, chemiſchen Proceß u. ſ. w. zurückführen wollen auf die Geſetze der Bewegung des Stoßes und Druckes und auf geometriſche Geſtaltung, nämlich ihrer imaginären Atome, die ſie meiſtens, verſchämter Weiſe, bloß „Moleküle“*) betiteln, wie ſie auch, aus derſelben Verſchämtheit, ſich mit ihren Erklärungen nicht ebenſo an die Schwere machen und auch dieſe, à la Descartes, aus einem Stoffe ableiten, damit es auf der Welt nichts gebe, als Stoßen und Geſtoßenwerden, das ihnen allein Faßliche. Am ergötzlichſten ſind ſie, wenn ſie von den Molekülen der Luft, oder des Oxygens derſelben reden. Danach wären die drei Aggregationszuſtände wohl bloß ein feineres und noch feineres und wieder feineres Pulver. Dies iſt ihnen faßlich. Dieſe Leute, die viel experimentirt und

---

keit, die, als ſolche, abſolut wäre. Jede phyſiſche Unmöglichkeit iſt relativ, d. h. nur in Beziehung auf gewiſſe Kräfte oder Urſachen in der Natur gültig, es ſey denn, daß man zu verborgenen Qualitäten ſeine Zuflucht nehme. Alſo behauptet man mit der phyſiſchen Untheilbarkeit jener erſten Körperchen nur ſo viel: es ſey in der Natur keine (bewegende) Kraft vorhanden, die den Zuſammenhang jener Körperchen unter ſich überwältigen könnte. Allein für dieſe Behauptung läßt ſich weiter kein Grund anführen, als ein aus dem Syſtem ſelbſt hergenommener, d. h. weil ohne ſie das Syſtem nicht beſtehen könnte. Alſo muß ſie darauf beſchränkt werden: Man könne ſich keine Naturkraft denken, der es möglich wäre, jene Körperchen zu theilen. Wird aber die Behauptung ſo ausgedrückt, ſo ſpringt ihre Unwahrheit in die Augen. Denn jeder Zuſammenhang in der Welt hat Grade, und ſobald es darauf ankommt, was ich mir denken kann, kann ich keinen Grad von Zuſammenhang denken, für den ich mir nicht auch eine Kraft denken könnte, die hinreichend wäre, ihn zu überwältigen.“

*) Die Moleküle ſind verſchämte Atome.

wenig gedacht haben, mithin Realiſten der roheſten Art ſind, halten eben die Materie und die Stoffgeſetze für etwas abſolut Gegebenes und von Grund aus Verſtändliches; daher eine Zurückführung auf dieſe ihnen eine völlig befriedigende Erklärung ſcheint, da doch in Wahrheit jene mechaniſchen Eigenſchaften der Materie eben ſo geheimnißvoll ſind, wie die aus ihnen zu erklärenden; daher wir z. B. die Kohäſion nicht beſſer verſtehn, als das Licht oder die Elektricität. Die viele Handarbeit des Experimentirens entfremdet unſere Phyſiker wirklich dem Denken, wie dem Leſen: ſie vergeſſen, daß Experimente nie die Wahrheit ſelbſt, ſondern bloß die Data zur Auffindung derſelben liefern können. Ihnen verwandt ſind die Phyſiologen, welche die Lebenskraft leugnen und derſelben chemiſche Kräfte ſubſtituiren wollen. —

Ein Atom wäre nicht etwan bloß ein Stück Materie ohne alle Poren; ſondern, da es untheilbar ſeyn muß, entweder ohne Ausdehnung (dann wäre es aber nicht Materie), oder mit abſoluter, d. h. jeder möglichen Gewalt überlegener Kohäſion ſeiner Theile begabt. Ich verweiſe hier auf Das, was ich im zweiten Bande meines Hauptwerks, Kapitel 23, p. 305 (3. Auflage S. 344), darüber geſagt habe. — Ferner, wenn die chemiſchen Atome im eigentlichen Sinn, alſo objektiv und als real verſtanden werden; ſo giebt es im Grunde gar keine eigentliche chemiſche Verbindung mehr; ſondern eine jede läuft zurück auf ein ſehr feines Gemenge verſchiedener und ewig geſchieden bleibender Atome; während der eigenthümliche Charakter einer chemiſchen Verbindung gerade darin beſteht, daß ihr Produkt ein durchaus homogener Körper ſei, d. h. ein ſolcher, in welchem kein ſelbſt unendlich kleiner Theil angetroffen werden kann, der nicht beide verbundene Subſtanzen enthielte. Daher eben iſt Waſſer ſo himmelweit verſchieden von Knallgas, weil es die chemiſche Vereinigung der beiden Stoffe iſt, die in dieſem ſich bloß als das feinſte Gemenge zuſammenbefinden. Ein bloßes Gemenge iſt das Knallgas. Entzündet man es, ſo kündigt eine fürchterliche Detonation, unter ſehr ſtarker Licht- und Wärme-Entwickelung, eine große, eine totale, eine das Innerſte jener beiden Gemengtheile treffende und ergreifende Veränderung an; und in der That finden wir ſogleich als Produkt derſelben eine von jenen beiden Beſtandtheilen von Grund aus und in jeder Hinſicht ver-

schiedene, dabei aber durch und durch homogene Substanz, das Wasser, sehn also, daß die hier vorgegangene Veränderung dem sie ankündigenden Aufruhr der Naturgeister entsprechend war; daß nämlich jene beiden Bestandtheile des Knallgases, unter völliger Aufgebung ihres selbsteigenen, so entgegengesetzten Wesens, einander völlig durchdrungen haben, so daß sie jetzt nur Einen, durchaus homogenen Körper darstellen, in dessen selbst kleinstmöglichstem Theil jene beiden Componentia noch immer ungeschieden und vereint bleiben, so daß keines mehr allein und als ein solches darin anzutreffen ist. Darum war es ein *chemischer* und kein mechanischer Proceß. Wie ist es nur möglich, mit unsern modernen Demokriten diesen Vorgang dahin auszulegen, daß die vorher unordentlich unter einander geworfenen „Atome" (!) nunmehr sich jetzt in Reih und Glied gestellt haben, paarweise, oder vielmehr, wegen großer Ungleichheit ihrer Anzahl, so, daß um *ein* Atom Hydrogen, 9 wohlrangirte Atome Oxygen sich gruppirt hätten, in Folge angeborener und unerklärlicher Taktik; wonach dann die Detonation bloß der Trommelschlag zu diesem „Stellt euch" gewesen wäre, also eigentlich viel Lerm um nichts. Ich sage daher: Das sind Possen, wie der vibrirende Aether und die ganze Leukippo-Demokrito-Kartesianische Physik mit allen ihren hölzernen Erklärungen. Es ist nicht genug, daß man verstehe, der Natur Daumschrauben anzulegen: man muß auch sie verstehn können, wenn sie aussagt. Daran aber fehlt es.

Ueberhaupt aber, wenn es Atome gäbe, müßten sie unterschiedslos und eigenschaftslos seyn, also nicht Atome Schwefel und Atome Eisen u. s. w., sondern bloß Atome Materie; weil die Unterschiede die Einfachheit aufheben, z. B. das Atom Eisen irgend etwas enthalten müßte, was dem Atom Schwefel fehlt, demnach nicht einfach, sondern zusammengesetzt wäre, und überhaupt die Aenderung der Qualität nicht ohne Aenderung der Quantität Statt haben kann. Ergo: Wenn überhaupt *Atome* möglich, so sind sie nur als die letzten Bestandtheile der absoluten oder abstrakten *Materie*, nicht aber der bestimmten *Stoffe* denkbar.

Bei der erwähnten Zurückführung der chemischen Verbindungen auf sehr feine Atomengemenge findet freilich die Manie und fixe Idee der Franzosen, Alles auf *mechanische* Hergänge zurückzuführen, ihre Rechnung; aber nicht die Wahrheit, in deren

Intereſſe ich vielmehr an den Ausſpruch Oken's (über Licht und Wärme p. 9) erinnere, „daß nichts, durchaus nichts im Univerſum, was ein Weltphänomen iſt, durch mechaniſche Principien vermittelt ſei.“ Es giebt im Grunde nur Eine mechaniſche Wirkungsart, ſie beſteht im Eindringenwollen eines Körpers in den Raum, den ein anderer inne hat: darauf läuft Druck wie Stoß zurück, als welche ſich bloß durch das Allmälige oder Plötzliche unterſcheiden, wiewohl durch Letzteres die Kraft „lebendig“ wird. Auf dieſen alſo beruht Alles, was die Mechanik leiſtet. Der Zug iſt bloß ſcheinbar: z. B. der Strick, mit welchem man einen Körper zieht, ſchiebt ihn, d. i. drückt ihn, von hinten. Daraus wollen ſie aber jetzt die ganze Natur erklären: da ſoll die Wirkung des Lichts auf die Retina beſtehn aus bald langſameren, bald ſchnelleren mechaniſchen Stößen. Zu dieſem Zweck haben ſie einen Aether imaginirt, der ſtoßen ſoll; während ſie doch ſehn, daß im ſtärkſten Sturm der Lichtſtrahl ſo unbeweglich wie ein Geſpenſt ſteht. Die Deutſchen thäten wohl, ſich von der belobten Empirie und ihrer Handarbeit ſo weit abzumüßigen, als nöthig iſt, Kants Metaphyſiſche Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft zu ſtudiren, um ein Mal nicht bloß im Laboratorio, ſondern auch im Kopfe aufzuräumen. Die Phyſik ſtößt, in Folge ihres Stoffs, ſehr oft und unvermeidlich an die metaphyſiſchen Probleme an, und da offenbaren denn unſere Phyſiker, die nichts als ihre Elektriſirſpielzeuge, Volta'ſche Säulen und Froſchkeulen kennen, eine ſo kraſſe, ja ſchuſterhafte Unwiſſenheit und Rohheit in Sachen der Philoſophie, (deren Doctores ſie heißen), nebſt der die Unwiſſenheit meiſtens begleitenden Dummdreiſtigkeit, vermöge welcher ſie über Probleme, welche die Philoſophen ſeit Jahrtauſenden beſchäftigen, wie Materie, Bewegung, Veränderung, in den Tag hinein philoſophiren, wie rohe Bauern, — daß ſie keine andere Antwort verdienen, als die Xenie:

Armer, empiriſcher Teufel! Du kennſt nicht einmal das Dumme
In Dir ſelber, es iſt, ach! a priori ſo dumm.

Sch.

(S. Ed. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf, Th. I, S. 121.)

§. 79.

Chemiſche Auflöſung iſt Ueberwindung der Kohäſion durch die Verwandtſchaft. Beides ſind qualitates occultae.

§. 80.

Das Licht iſt eben ſo wenig mechaniſch zu erklären, wie die Schwerkraft. Auch dieſe hat man Anfangs ebenſo durch den Stoß eines Aethers zu erklären verſucht; ja, Neuton ſelbſt hat Dies als Hypotheſe aufgeſtellt, die er jedoch bald fallen ließ. Leibnitz aber, der die Gravitation nicht zugab, war ihr völlig zugethan. Dies beſtätigt auch noch ein Brief des Leibnitz in ſeinen Lettres et opuscules inédits, welche Careil 1854 herausgegeben, p. 63. — Der Erfinder des Aethers iſt Karteſius: „Aether ille Cartesianus, quem Eulerus ad luminis propagandi doctrinam adornavit", ſagt Platner in ſeiner Diſſertation de principio vitali, p. 17. — Mit der Gravitation ſteht das Licht ohne Zweifel in einem gewiſſen Zuſammenhang, jedoch indirekt und im Sinne eines Widerſpiels, als ihr abſolutes Gegentheil. Es iſt eine weſentlich ausbreitende Kraft, wie jene eine zuſammenziehende. Beide wirken ſtets geradlinig. Vielleicht kann man, in einem tropiſchen Sinne, das Licht den Reflex der Gravitation nennen. — Kein Körper kann durch Stoß wirken, der nicht zugleich ſchwer iſt: das Licht iſt ein imponderabile: alſo kann es nicht mechaniſch, d. h. durch Stoß wirken. Sein nächſter Verwandter, im Grunde aber ſeine bloße Metamorphoſe, iſt die Wärme, deren Natur daher am erſten dienen könnte, die ſeinige zu erläutern.

Die Wärme iſt zwar, wie das Licht ſelbſt, unwägbar, zeigt jedoch eine gewiſſe Materialität darin, daß ſie ſich als beharrliche Subſtanz verhält, ſofern ſie von einem Körper und Ort in den andern übergeht und jenen räumen muß, um dieſen in Beſitz zu nehmen; ſo daß, wenn ſie aus einem Körper gewichen iſt, ſich ſtets muß angeben laſſen, wohin ſie gekommen ſei, und ſie irgendwo muß anzutreffen ſeyn; wäre es auch nur im latenten Zuſtande. Hierin alſo verhält ſie ſich als eine beharrende Subſtanz, d. h. wie die Materie. Zwar giebt es keinen ihr abſolut undurchdringlichen Körper, mittelſt deſſen ſie ganz eingeſperrt werden könnte: jedoch ſehn wir ſie langſamer oder ſchneller entweichen, je nachdem ſie durch beſſere oder ſchlechtere Nichtleiter gehemmt war, und dürfen daher nicht zweifeln, daß ein abſoluter Nichtleiter ſie auf immer ſperren und aufbewahren könnte. Be-

ſonders deutlich aber zeigt ſie dieſe ihre Beharrlichkeit und ſubſtanzielle Natur, wann ſie latent wird, indem ſie dann in einen Zuſtand tritt, in welchem ſie jede beliebige Zeit hindurch ſich aufbewahren und nachmals wieder, als freie Wärme, ſich unvermindert zu Tage bringen läßt. Das Latent- und wieder frei-Werden der Wärme beweiſt unwiderſprechlich ihre materielle Natur und, da ſie eine Metamorphoſe des Lichts iſt, auch die des Lichts. Alſo hat das Emanationsſyſtem Recht oder vielmehr kommt der Wahrheit am nächſten. Sie iſt materia imponderabilis, wie man ſie richtig benannt hat. Kurz, wir ſehn ſie zwar migriren, auch ſich verbergen, aber nie verſchwinden, und können allezeit angeben, was aus ihr geworden ſei. Bloß beim Glühen verwandelt ſie ſich in Licht und nimmt dann deſſen Natur und ihre Geſetze an. Dieſe Metamorphoſe wird beſonders augenfällig im Drummondſchen Kalklicht, welches bekanntlich zum Hydro-Oxygen-Mikroſkop benutzt worden iſt. Da alle Sonnen eine ſtete Quelle neuer Wärme ſind, die vorhandene aber, wie gezeigt, nie vergeht, ſondern nur wandert, höchſtens latent wird; ſo könnte man ſchließen, daß die Welt im Ganzen immer wärmer werde. Ich laſſe Dies dahingeſtellt. — Die Wärme als ſolche zeigt ſich alſo ſtets als ein zwar nicht wägbares, aber doch beharrendes Quantum. — Gegen die Anſicht jedoch, daß ſie ein Stoff ſei, der mit dem erwärmten Körper eine chemiſche Verbindung eingienge, iſt geltend zu machen, daß, je mehr Verwandtſchaft zwei Stoffe zu einander haben, deſto ſchwerer ſie zu trennen ſind: nun aber laſſen die Körper, welche die Wärme am leichteſten annehmen, ſie auch am leichteſten wieder fahren, z. B. die Metalle. Als eine wirklich chemiſche Verbindung der Wärme mit den Körpern hingegen iſt das Latentwerden derſelben anzuſehn: ſo giebt Eis und Wärme einen neuen Körper, Waſſer. Weil ſie mit einem ſolchen wirklich und durch überwiegende Verwandtſchaft verbunden iſt, geht ſie nicht von ihm, wie von den Körpern, denen ſie bloß adhärirt, in jeden andern, der ihr nahe kommt, ſogleich über. — Wer Dies zu Gleichniſſen der Art, wie Goethe's Wahlverwandtſchaften, benutzen will, kann ſagen, ein treues Weib iſt mit dem Manne verbunden, wie die latente Wärme mit dem Waſſer; die treuloſe Buhlerin hingegen iſt ihm nur, wie dem Metall die Wärme, von außen

angeflogen, auf ſo lange, als kein Andrer nahe kommt, der ihrer mehr begehrte. —

Zu meiner Verwunderung finde ich, daß die Phyſiker durchgängig (vielleicht ohne Ausnahme) Wärmekapacität und ſpecifiſche Wärme als das Selbe und Synonyma von einander nehmen. Ich finde vielmehr, daß ſie einander entgegengeſetzt ſind. Je mehr ſpecifiſche Wärme ein Körper hat, deſto weniger ihm zugeführte Wärme kann er aufnehmen, ſondern er giebt ſie gleich wieder ab; deſto geringer iſt alſo ſeine Wärmekapacität, und umgekehrt. Wenn, um einen Körper auf einen beſtimmten Grad thermometriſcher Wärme zu bringen, er mehr von außen ihm zuſtrömender Wärme bedarf, als ein anderer; ſo hat er größere Wärmekapacität: z. B. Leinöl hat die halbe Kapacität des Waſſers. Um 1 ℔. Waſſer auf 60° R. zu bringen, iſt ſo viel Wärme erforderlich, wie um 1 ℔ Eis zu ſchmelzen, wobei ſie latent wird. Leinöl hingegen wird durch halb ſo viel ihm zugeführte Wärme auf 60° gebracht; kann aber auch, indem es ſolche wieder abgiebt und auf 0 ſinkt, nur ½ ℔. Eis ſchmelzen. Darum alſo hat Leinöl noch ein Mal ſo viel ſpecifiſche Wärme als Waſſer, folglich halb ſo viel Kapacität: denn es kann nur die ihm zugeführte Wärme wieder von ſich geben, nicht die ſpecifiſche. Alſo je mehr ſpecifiſche, d. h. ihm eigenthümliche Wärme ein Körper hat, deſto geringer iſt ſeine Kapacität, d. h. deſto leichter ſtößt er zugeführte Wärme von ſich, welche auf das Thermometer wirkt. Je mehr ihm zugeführte Wärme hiezu nöthig iſt, deſto größer iſt ſeine Kapacität und deſto geringer ſeine ſpecifiſche, ihm eigene und unveräußerliche Wärme: er giebt demnach die zugeführte Wärme wieder ab: daher ſchmilzt 1 ℔. Waſſer von 60° thermometiſcher Wärme 1 ℔. Eis, wobei es auf 0 ſinkt; 1 ℔. Leinöl von 60° thermometiſcher Wärme kann nur ½ ℔. Eis ſchmelzen. Es iſt lächerlich, zu ſagen, daß Waſſer mehr ſpecifiſche Wärme habe, als Oel. Je mehr ſpecifiſche Wärme ein Körper hat, deſto weniger äußere Wärme bedarf es, ihn zu erhitzen: aber auch deſto weniger Wärme kann er abgeben: er erkaltet ſchnell, wie er ſich ſchnell erhitzt hat. Die ganze Sache ſteht vollkommen richtig in Tob. Maiers Phyſik, §. 350 fg.; aber auch er verwechſelt, §. 365, die Kapacität mit der ſpecifiſchen Wärme und nimmt ſie als identiſch. Seine

ſpecifiſche Wärme verliert der flüſſige Körper erſt, wenn er ſeinen Aggregatzuſtand ändert, alſo wenn er gefriert: demnach wäre ſie bei flüſſigen Körpern die latente Wärme: aber auch feſte haben ihre ſpecifiſche Wärme. Baumgärtner führt Eiſenfeile an.

Nicht ſo materiell wie die Wärme verhält ſich das Licht, als welches vielmehr nur eine Geſpenſternatur hat, indem es erſcheint und verſchwindet, ohne Spur, wo es geblieben ſei. Sogar iſt es eigentlich nur da, ſo lange es entſteht: hört es auf, ſich zu entwickeln; ſo hört es auch auf, zu leuchten, iſt verſchwunden, und wir können nicht ſagen, wo es hingekommen ſei. Gefäße, deren Stoff ihm undurchdringlich iſt, giebt es genug: dennoch können wir es nicht einſperren und wieder herauslaſſen. Höchſtens bewahrt der Bononiſche Stein, wie auch einige Diamanten, es ein Paar Minuten. Jedoch wird in neueſter Zeit von einem violetten Flußſpath, den man deshalb Chlorophan oder Pyroſmaragd benannt hat, berichtet, daß er, wenn dem Sonnenlichte nur einige Minuten ausgeſetzt, drei bis vier Wochen leuchtend bleibe. (Siehe Neumann's Chemie, 1842.) Das erinnert ſtark an die alte Mythe vom Karfunkel, carbunculus, λυχνιτης, — über welchen man, beiläufig geſagt, alle Notizen zuſammengeſtellt findet in Philostratorum opera, ed. Olearius, 1709, S. 65. nota 14, zu welchen ich noch dieſe füge, daß er erwähnt wird in der Sakontala, Akt 2, S. 31 der Ueberſetzung von W. Jones, und daß ein neuerer ausführlicher Bericht über ihn ſich befindet in des Benv. Cellini racconti, seconda ediz., Venezia, 1829, racc. 4; welcher abgekürzt vorkommt in deſſen trattato del Oreficeria, Milano 1811, p. 30. Da aber aller Flußſpath durch Erwärmung leuchtend wird, ſo müſſen wir ſchließen, daß dieſer Stein überhaupt leicht die Wärme in Licht verwandelt, und eben darum der Pyroſmaragd nicht das Licht in Wärme, wie andere Körper, ſondern es gleichſam unverdauet wieder von ſich giebt: Dies gilt dann auch vom Bononiſchen Steine und einigen Diamanten. — Alſo bloß wann das Licht, auf einen opaken Körper treffend, ſich, nach Maaßgabe ſeiner Dunkelheit, in Wärme verwandelt und nun die ſubſtanziellere Natur dieſer angenommen hat, können wir inſofern Rechenſchaft von ihm geben. — Dagegen nun aber zeigt es eine gewiſſe Materialität, in der Reflexion, als wo

es die Geſetze des Abprallens elaſtiſcher Körper befolgt; und ebenfalls in der Refraktion. Bei dieſer legt es dann auch ſeinen Willen an den Tag, indem es nämlich, unter den ihm offenſtehenden, alſo den durchſichtigen Körpern, die dichteren vorzieht und erwählt*). Denn es verläßt ſeinen geradlinigen, eingeſchlagenen Weg, um dahin ſich zu neigen, wo das größere Quantum der dichteren durchſichtigen Materie ſich befindet; daher es, beim Hinein- und Herausfahren aus Einem Medio in das andere, immer dahin ablenkt, wo ihm die Maſſe am nächſten liegt, oder wo ſie am ſtärkſten angehäuft iſt, alſo allemal dieſer ſich anzunähern ſtrebt. Beim Konvexglaſe liegt die meiſte Maſſe in der Mitte, alſo fährt das Licht kegelförmig aus: beim Konkavglas iſt die Maſſe an der Peripherie angehäuft, alſo fährt das Licht, beim Herauskommen, trichterförmig aus einander: fällt es ſchief auf eine ebene Fläche; ſo lenkt es, beim Ein- und Ausgange, ſtets der Maſſe zu, von ſeinem Wege ab, ſtreckt gleichſam dieſer, beim Willkommen oder Abſchied, die Hand entgegen. Auch bei der Beugung zeigt es dieſes Hinſtreben nach der Materie. Bei der Reflexion prallt es zwar ab, aber ein Theil geht durch: darauf beruht die ſogenannte Polarität des Lichts. — Analoge Willensäußerungen der Wärme wären beſonders in ihrem Verhalten zu guten und ſchlechten Leitern nachzuweiſen. — Im Verfolgen der hier berührten Eigenſchaften des Lichtes liegt die alleinige Hoffnung ſeine Natur zu ergründen; nicht aber in mechaniſchen Hypotheſen von Vibration, oder Emanation, die ſeiner Natur unangemeſſen ſind; geſchweige in abſurden Mährchen von Lichtmolekülen, dieſer kraſſen Ausgeburt der fixen Idee der Franzoſen, daß jeder Hergang zuletzt ein mechaniſcher ſeyn und Alles auf Stoß und Gegenſtoß beruhen müſſe. Mich wundert, daß ſie noch nicht geſagt haben, die Säuren beſtänden aus Häkchen und die Alkalien aus Oeſen, und deshalb giengen ſie ſo feſte Verbindungen ein. Ihnen ſteckt noch immer der Karteſius in den Gliedern. Die Unmöglichkeit jeder mechaniſchen Erklärung erhellt aber ſchon aus der alltäglichen Thatſache der

*) Zu dieſem Satze hat Schopenhauer beigeſchrieben: „Iſt zu modifiziren: ſiehe Pouillet, Vol. 2, p. 180.“ Daſelbſt ſagt nämlich Pouillet: „La refrangibilité est loin d'être proportionnelle à la densité.“

Der Herausgeber

senkrechten Spiegelung. Stehe ich nämlich gerade vor dem Spiegel; so fallen Strahlen von meinem Gesicht senkrecht auf die Spiegelfläche, und von dieser gehen sie denselben Weg zurück zu meinem Gesicht. Beides geschieht immerfort und ununterbrochen, folglich auch gleichzeitig. Bei jedem mechanischen Hergang der Sache, möge er Vibration oder Emanation seyn, müßten die in gerader Linie und in entgegengesetzter Richtung auf einander treffenden Lichtschwingungen oder Lichtströme (wie zwei unelastische, sich in entgegengesetzter Richtung mit gleicher Geschwindigkeit begegnende Kugeln) einander hemmen und aufheben, so daß kein Bild erschiene, oder einander zur Seite drücken und Alles verwirren: aber mein Bild steht fest und unerschüttert da: also geht es nicht mechanisch zu. (Vergl. Welt als W. und V. Bd. II, p. 303, 4; 3. Aufl. 342.) Nun sollen aber, dies ist die allgemeine Annahme (Pouillet, Vol. 2, p. 282), die Vibrationen nicht longitudinal, sondern transversal seyn, d. h. senkrecht auf die Richtung des Strahls geschehn; nun, so kommt die Vibration und mit ihr der Lichteindruck nicht von der Stelle, sondern tanzt wo er ist, und die Vibration reitet auf ihrem Strahl, wie Sancho Pansa auf dem ihm untergeschobenen hölzernen Esel, den er durch kein Spornen von der Stelle bringt. Daher eben sagen sie statt Vibration gern Wellen, weil sie mit diesen besser vorwärts kommen: aber Wellen schlägt nur ein unelastischer und absolut verschiebbarer Körper, wie das Wasser, nicht ein absolut elastischer, wie Luft, Aether. Ja, schon die Imponderabilität der Imponderabilien schließt alle mechanische Erklärungen ihres Wirkens aus: was nicht wiegt, kann auch nicht stoßen: was nicht stößt, kann nicht durch Vibration wirken. Die Dummdreistigkeit aber, mit welcher die ganz unerwiesene, grundfalsche und aus der Luft (recht eigentlich, nämlich aus den musikalischen Luftvibrationen) gegriffene Hypothese, daß die Farben auf der verschiedenen Schnelligkeit der Schwingungen des (ganz hypothetischen) Aethers beruhten, verbreitet wird, — ist eben ein Beweis der Urtheilslosigkeit der allermeisten Menschen. Affen thun nach, was sie sehn; Menschen sagen nach, was sie hören. —

Ihre chaleur rayonnante ist eben eine Mittelstation auf dem Wege der Metamorphose des Lichts in Wärme, oder, wenn

man will, die Chrysalis derselben. Die strahlende Wärme ist Licht, welches die Eigenschaft, auf die Retina zu wirken, abgelegt, die übrigen aber beibehalten hat, — damit zu vergleichen, daß eine sehr tiefe Baßsaite, oder auch Orgelpfeife, noch sichtlich vibrirt, aber nicht mehr tönt, d. h. aufs Ohr wirkt, — also in geraden Strahlen fortschießt, einige Körper traversirt, jedoch auch erst, wann es auf opake trifft, solche erwärmt. — Die Methode der Franzosen, durch Anhäufung der Bedingungen die Experimente zu kompliciren, kann die Genauigkeit derselben vermehren und der Meßarbeit günstig seyn, erschwert aber, ja verwirrt das Urtheil, und ist mit daran Schuld, daß, wie Goethe gesagt hat, mit der empirischen Erkenntniß und Bereicherung an Thatsachen das Verständniß der Natur und das Urtheil keineswegs gleichen Schritt gehalten hat.

Ueber die Polarisation des Lichts haben die Franzosen nichts als unsinnige Theorien, aus der Undulation und der homogenen Lichter-Lehre, nebst Rechnungen, die sich auf nichts gründen. Stets sind sie eilig, nur zu messen und zu rechnen, halten es für die Hauptsache, und le calcul! le calcul! ist ihr Feldgeschrei. Aber ich sage: où le calcul commence, l'intelligence des phénomênes cesse: während Einer bloße Zahlen und Zeichen im Kopfe hat, kann er nicht dem Kausalzusammenhang auf die Spur kommen. Das Wieviel und Wiegroß hat für praktische Zwecke Wichtigkeit: in der Theorie aber kommt es hauptsächlich und zunächst auf das Was an. Dies erlangt, kann man hinsichtlich des Wieviel und Wiegroß mit einer ungefähren Schätzung weit genug kommen.

Goethe wieder war zu alt, als die Phänomene entdeckt wurden, — fing an zu radotiren.

Ich lege mir im Allgemeinen die Sache so aus. Die Reflexion des Lichts im ∠ von 35° zerlegt wirklich das Licht in zwei verschiedene Bestandtheile, davon der reflektirte besondere Eigenschaften zeigt, die aber alle darauf zurücklaufen, daß dieses Licht nunmehr, eines integrirenden Bestandtheils beraubt, sich schwach und schlaff, eben dadurch aber auch zur Erzeugung physischer Farben sehr geneigt zeigt: denn jede physische Farbe entsteht stets aus einer besondern Dämpfung, Schwächung des Lichts. Jene specifische Schwächung also zeigt es zunächst darin,

daß es von den zwei Bildern des Isländischen Kalkspaths nur Eines liefert: das andere entstand also vermöge des andern, jetzt ausgeschiedenen Lichtbestandtheils. Sodann den schnell gekühlten Glaskubus kann es nicht ganz ausfüllen, verbreitet sich jedoch nicht gleichmäßig in demselben, sondern zieht sich zusammen, wodurch es einige Stellen erleuchtet und andere leer läßt, die dadurch schwarz erscheinen und in gewissen Lagen ein Kreuz bilden, eigentlich aber zwei biegsame, schwarze Banden darstellen, die, je nachdem man den Kubus dreht, ihn bald wellenförmig in allerlei Richtungen durchziehn, bald einen schwarzen Rand bilden und bloß, wann der Kubus seine Seite horizontal dem Auge zuwendet, in der Mitte, wie ein x, zusammenstoßen und so das Kreuz darstellen: jedoch ist, um dies Alles deutlich zu sehn, ein Parallelepipedon, und nicht der eigentliche Kubus, der geeigneteste Glaskörper. Die vier gelben Flecke in den Winkeln des Kreuzes lassen sich ebenfalls durch Drehen als Streifen am Rande vertheilen. Im Ganzen zeugen sie von der großen Neigung dieses, eines integrirenden Bestandtheils beraubten Lichtes, physische Farben zu erzeugen, unter welchen bekanntlich die gelbe am leichtesten entsteht. Besagte Neigung giebt sich nun in allerlei Phänomenen kund: Glimmer- und Gypsspath-Blättchen auf den Kubus, oder auf einander gelegt, zeigen allerlei Farben. Die Neutonischen Ringe, welche, um durch Spiegelglas, oder Linsen hervorgebracht zu werden, sonst stets eines gewissen Druckes bedürfen, entstehen im polarisirten Licht mit größter Leichtigkeit: besonders bringen zwei geschliffene Bergkrystallplatten sie ohne andern Druck, als den ihres eigenen Gewichts, in größter Schönheit und wundervoller Regelmäßigkeit hervor.

Das größte Wunder des polarisirten Lichtes liefert freilich das in eine Zange zwischen zwei Turmalinplatten eingeklemmte Stück Doppelspath, indem es ein, je nach der Lage, schwarzes oder weißes Kreuz, umgeben von einer Glorie neutonischer Ringe sehn läßt. Daß nämlich der Doppelspath das Licht ebenfalls (wie die Reflexion im Winkel von 35°) polarisirt, scheint gewiß. Dies Wunder muß also doch aus obigen Prinzipien abzuleiten seyn. —

Ueber das Wesen der Pellucidität können uns vielleicht den besten Aufschluß diejenigen Körper geben, welche bloß im

flüſſigen Zuſtande durchſichtig, im feſten hingegen opak ſind: dergleichen ſind Wachs, Wallrath, Talg, Butter, Oel u. a. m. Man kann vorläufig ſich die Sache ſo auslegen, daß das dieſen, wie allen feſten Körpern, eigene Streben nach dem flüſſigen Zuſtande, ſich zeigt in einer ſtarken Verwandtſchaft, d. i. Liebe, zur Wärme, als dem alleinigen Mittel dazu. Deshalb verwandeln ſie, im feſten Zuſtande, alles ihnen zufallende Licht ſofort in Wärme, bleiben alſo opak, bis ſie flüſſig geworden ſind: dann aber ſind ſie mit Wärme geſättigt, laſſen alſo das Licht als ſolches durch*).

Jenes allgemeine Streben der feſten Körper nach dem flüſſigen Zuſtande hat ſeinen letzten Grund wohl darin, daß derſelbe die Bedingung alles Lebens iſt, der Wille aber immer aufwärts ſtrebt, in ſeiner Objektivationsſkala. —

Die Metamorphoſe des Lichts in Wärme und umgekehrt erhält einen frappanten Belag durch das Verhalten des Glaſes bei der Erwärmung. Es glüht nämlich bei einem gewiſſen Grad von Erhitzung, d. h. verwandelt die empfangene Wärme in Licht: bei vermehrter Erhitzung aber ſchmilzt es und hört jetzt auf zu leuchten; weil nunmehr die Wärme hinreicht, es in Fluß zu verſetzen, wobei der größte Theil derſelben latent wird, zum Behuf des flüſſigen Aggregationszuſtandes, alſo keine übrig bleibt, ſich müßigerweiſe in Licht zu verwandeln: dies letztere geſchieht jedoch bei abermals vermehrter Erhitzung, bei welcher nämlich der Glasfluß ſelbſt leuchtend wird, da er die ihm jetzt noch zugeführte Wärme nicht mehr anderweitig zu verwenden braucht. (Die Thatſache, ohne das mindeſte Verſtändniß derſelben, wird beiläufig angeführt in der Revue des deux mondes, Novemb. 1855). —

Man giebt an, daß auf hohen Bergen die Temperatur der Luft zwar ſehr niedrig, aber der unmittelbare Sonnenbrand auf dem Leibe ſehr ſtark ſei: Dies iſt daraus zu erklären, daß das Sonnenlicht noch ungeſchwächt durch die dickere Atmoſphäre

*) Ja, ich wage die Vermuthung, daß aus einem ähnlichen Vorgang das alltägliche Phänomen zu erklären ſeyn möchte, daß die hellweißen Pflaſterſteine, ſobald ſie vom Regen benetzt ſind, ſchwarzbraun erſcheinen, d. h. kein Licht mehr zurückwerfen; weil nämlich jetzt das Waſſer, in ſeiner Gier zu verdunſten, alles die Steine treffende Licht ſogleich in Wärme verwandelt; während die Steine, wenn trocken, es zurückwerfen. Aber warum erſcheint weißer polirter Marmor, benetzt, nicht ſchwarz? auch weißes Porzellan nicht?

der untern Schicht auf den Leib trifft und ſofort die Metamorphoſe in Wärme erleidet. —

Die bekannte Thatſache, daß Nachts alle Töne und Geräuſche lauter ſchallen, als bei Tage, wird gewöhnlich aus der allgemeinen Stille der Nacht erklärt. Ich weiß nicht mehr, wer vor etwan 30 Jahren die Hypotheſe aufgeſtellt hat, daß vielmehr die Sache auf einem wirklichen Antagonismus zwiſchen Schall und Licht beruhe. Bei öfterer Beobachtung jenes Phänomens fühlt man ſich allerdings geneigt, dieſe Erklärung gelten zu laſſen. Methodiſche Verſuche allein können die Sache entſcheiden. Jener Antagonismus nun aber könnte daraus erklärt werden, daß das in abſolut geraden Linien ſtrebende Weſen des Lichtes, indem es die Luft durchdringt, die Elaſticität derſelben verminderte. Wäre nun dies konſtatirt, ſo würde es ein Datum mehr zur Kenntniß der Natur des Lichtes ſeyn. Wäre der Aether und das Vibrationsſyſtem erwieſen; ſo würde die Erklärung, daß ſeine Wellen die des Schalles durchkreuzen und hemmen, Alles für ſich haben. — Die Endurſache hingegen ergäbe ſich hier ſehr leicht: daß nämlich die Abweſenheit des Lichtes, während ſie den thieriſchen Weſen den Gebrauch des Geſichts benimmt, den des Gehörs erhöhte. — Alexander v. Humboldt erörtert die Sache in einem ſpäter nachgebeſſerten Aufſatz von 1820, befindlich in ſeinen „Kleineren Schriften", Bd. 1, 1853. Auch er iſt der Meinung, daß die Erklärung aus der Stille der Nacht nicht ausreicht und giebt dagegen dieſe, daß bei Tage der Boden, die Felſen, das Waſſer und die Gegenſtände auf der Erde ungleich erwärmt würden, wodurch Luftſäulen von ungleicher Dichtigkeit aufſteigen, welche die Schallwellen ſucceſſiv zu durchdringen hätten und dadurch gebrochen und ungleich würden. Aber bei Nacht, ſage ich, müßte die ungleiche Abkühlung das Selbe bewirken: zudem gilt dieſe Erklärung bloß, wenn das Geräuſch weit herkommt und ſo ſtark iſt, daß es hörbar bleibt: denn bloß dann durchgeht es mehrere Luftſäulen. Aber die Quelle, der Springbrunnen und der Bach vor unſern Füßen rieſelt Nachts zwei bis drei Mal ſtärker. Ueberhaupt trifft Humboldts Erklärung bloß die Fortpflanzung des Schalls, nicht die unmittelbare Verſtärkung deſſelben, die auch in größter Nähe Statt findet. Sodann müßte ein allgemeiner

Regen, da er die Temperatur des Bodens überall ausgleicht, dieſelbe Verſtärkung des Schalls, wie die Nacht, herbeiführen. Auf dem Meere aber müßte die Verſtärkung gar nicht Statt haben: er ſagt, ſie wäre geringer; dies iſt jedoch ſchwer zu prüfen. — Seine Erklärung iſt alſo gar nicht zur Sache: daher muß die nächtliche Verſtärkung des Schalls entweder dem Wegfallen des Tageslerms, oder einem direkten Antagonismus zwiſchen Schall und Licht zugeſchrieben werden.

§. 81.

Jede Wolke hat eine Kontraktilität: ſie muß durch irgend eine innere Kraft zuſammengehalten werden, damit ſie ſich nicht ganz auflöſe und zerſtreue in die Atmoſphäre; mag nun dieſe Kraft eine elektriſche, oder bloße Kohäſion, oder Gravitation oder ſonſt etwas ſeyn. Je thätiger und wirkſamer aber dieſe Kraft iſt, deſto feſter ſchnürt ſie, von innen, die Wolke zuſammen, und erhält dieſe dadurch einen ſchärfern Kontour und überhaupt ein maſſiveres Anſehn; ſo im Cumulus: ein ſolcher wird nicht leicht regnen; während die Regenwolken verwiſchte Kontoure haben.*)

*) Schopenhauer hat hier auch eine eigene Hypotheſe über den Urſprung des Donners aufgeſtellt. Die betreffende Manuſcriptſtelle (aus dem Manuſcript „Senilia“, angefangen zu Frankfurt a. Main 1852) iſt jedoch ſo wenig zu einem Abſchluß gelangt, daß ich ſie nicht in den Text aufnehmen konnte. Nur der Anfang derſelben iſt klar und deutlich. Er lautet: „Ich bin hinſichtlich des Donners auf eine Hypotheſe gerathen, welche ſehr gewagt iſt und vielleicht extravagant genannt werden kann und von der ich ſelbſt nicht überzeugt bin, kann jedoch mich nicht entſchließen, ſie zu unterdrücken, ſondern will ſie denen, welche aus der Phyſik ihre Hauptbeſchäftigung machen, vorlegen, damit ſie zunächſt die Möglichkeit der Sache prüfen: wäre dieſe ein Mal feſtgeſtellt, dann möchte die Wirklichkeit kaum zu bezweifeln ſeyn.“ Das auf dieſen Eingang Folgende aber iſt in einem ſo ungeordneten Zuſtande und ſtellenweis ſo ſehr von Schopenhauers eigenen Zweifeln durchbrochen, daß ich kein Ganzes daraus herzuſtellen vermochte. Ich gebe es daher hier nur wie ich es gefunden habe: „Da man über die nächſte Urſache des Donners noch immer nicht ganz im Reinen iſt, indem die gangbaren Erklärungen nicht zureichen, zumal wenn man beim Knacken des Funkens aus dem Konduktor den Schall des Donners ſich vergegenwärtigt; könnte man vielleicht die kühne, ja verwegene Hypotheſe wagen, daß die elektriſche Spannung in der Wolke Waſſer zerſetze und nachher der elektriſche Funken das ſo entſtandene Knallgas entzünde? Gerade einer ſolchen Detonation entſpricht der Schall des Donners, und der auf einen heftigen Donnerſchlag meiſtens ſogleich folgende

§. 82.

Keine Wiſſenſchaft imponirt der Menge ſo ſehr, wie die Aſtronomie. Demgemäß thun denn auch die Aſtronomen, die großentheils bloße Rechenköpfe und, wie es bei ſolchen die Regel iſt, übrigens von untergeordneten Fähigkeiten ſind, oft ſehr vor-

Regenguß wäre dadurch auch erklärt. Elektriſche Schläge in der Wolke ohne vorhergegangene Waſſerzerſetzung wären Wetterleuchten und überhaupt Blitz ohne Donner. Dieſes will man jedoch jetzt wieder für ſehr fernes Gewitter halten. Poey hat in der Acad. d. sc. 18ᵍᵍ einen langen Streit über Blitz ohne Donner und Donner ohne Blitz geführt: er giebt (im April 1857) an, daß ſogar die energiſchen Zickzack-Blitze bisweilen ohne Donner abgehn (Analyse des hypothèses sur les éclairs sans tonnerre par Poey im Journal des mathématiques). — Mit dem Geräuſch des überſpringenden elektriſchen Funkens hat der Donner doch gar keine Aehnlichkeit, nicht ſo viel wie die Mücke mit dem Elephanten: der Unterſchied zwiſchen beiden Tönen iſt nicht ein bloß quantitativer, ſondern ein qualitativer (H. Birnbaum, „Reich der Wolken", Leipzig 1859, p. 167. 169); hingegen mit einer Reihe von Detonationen hat er die größte Aehnlichkeit: dieſe mögen ſimultan ſeyn und bloß vermöge der langen Strecke ſucceſſiv zu unſerm Ohr gelangen. Leidenſche Flaſchen-Batterie? — Hr. Scoutetten hat der Acad. d. sciences eine mémoire sur l'électricité atmosphèrique vorgeleſen, davon der Auszug in den comptes rendus vom 18. Auguſt 1856 ſteht; ſich auf gemachte Experimente ſtützend giebt er an, daß der im Sonnenſchein vom Waſſer und den Pflanzen aufſteigende, die Wolken bildende Dunſt aus mikroſkopiſchen Bläschen beſteht, deren Inhalt elektriſirtes Oxygen, die Hülle Waſſer iſt. Ueber das dieſem Oxygen entſprechende Hydrogen ſagt er nichts. Aber wenigſtens hätten wir hier ſchon das eine Element des Knallgaſes, ſogar ohne eine elektriſche Waſſerzerſetzung in der Wolke annehmen zu müſſen." — Inmitten dieſer Stelle des Manuſcripts findet ſich noch folgendes beigeſchrieben: „Wenn, wie man annimmt, die Wolken aus hohlen Bläschen beſtehn (da eigentlicher Waſſerdunſt unſichtbar iſt), ſo müſſen dieſe, um zu ſchweben, mit einer leichtern Luftart, als die atmoſphäriſche, angefüllt ſeyn: alſo entweder mit bloßem Waſſerdunſt oder mit Hydrogen." Dazu nun aber wieder iſt hinzugeſchrieben: „Iſt falſch: Gegengrund in Birnbaum's „Reich der Wolken" p. 91: „Die aus der Luft ausgeſchiedenen Waſſerdünſte ſind tropfbares Waſſer, aber in ſo feiner Vertheilung, daß ſie von der Luft getragen werden." — Bei der Zerſetzung des atmoſphäriſchen Waſſers in zwei Gaſe wird nothwendig ſehr viel Wärme latent: aus der dadurch entſtehenden Kälte ließe ſich der noch ſo problematiſche Hagel erklären, der am häufigſten als Begleiter des Gewitters vorkommt, wie zu erſehn im „Reich der Wolken" p. 138. Freilich entſteht er auch dann nur vermöge einer beſondern Komplikation von Umſtänden und daher ſelten. Wir ſehn hier nur die Quelle der Kälte, welche erfordert iſt, um im heißen Sommer Regentropfen zum Gefrieren zu bringen." Der Herausg.

nehm mit ihrer „allererhabenſten Wiſſenſchaft" u. dgl. m. Schon Platon hat über dieſe Anſprüche der Aſtronomie geſpottet und daran erinnert, daß das Erhabene nicht gerade Das heiße, was nach oben zu liegt (de Rep. L. VII. p. 156, 57. ed Bip.). — Die faſt abgöttiſche Verehrung, welche, zumal in England, Neuton genießt, überſteigt allen Glauben. Noch kürzlich wurde er, in den Times, the greatest of human beings (das größte aller menſchlichen Weſen) genannt, und in einem andern Aufſatze deſſelben Blattes ſucht man uns dadurch wieder aufzurichten, daß man uns verſichert, er wäre doch auch nur ein Menſch geweſen! Im Jahr 1815 iſt (nach Bericht der Wochenſchrift Examiner, abgedruckt im Galignani vom 11. Januar 1853) ein Zahn Neutons für 730 Pfund Sterling verkauft worden, an einen Lord, der ihn in einen Ring faſſen ließ; welches an den heiligen Zahn des Buddha erinnert. Dieſe lächerliche Veneration des großen Rechenmeiſters beruht nun darauf, daß die Leute zum Maaßſtabe ſeines Verdienſtes die Größe der Maſſen nehmen, deren Bewegung er auf ihre Geſetze, und dieſe auf die darin wirkende Naturkraft, zurückgeführt hat (welches Letztere übrigens nicht ein Mal ſeine, ſondern Robert Hooke's Entdeckung war, der er bloß, durch Berechnung, Gewißheit ertheilt hat). Denn ſonſt iſt nicht abzuſehen, warum ihm mehr Verehrung gebühre, als jedem Andern, der gegebene Wirkungen auf die Aeußerung einer beſtimmten Naturkraft zurückführt, und warum nicht z. B. Lavoiſier eben ſo hoch zu ſchätzen ſeyn ſollte. Im Gegentheil iſt die Aufgabe, aus vielerlei zuſammenwirkenden Naturkräften gegebene Erſcheinungen zu erklären, und ſogar jene erſt aus dieſen herauszufinden, viel ſchwieriger, als die, welche nur zwei und zwar ſo ſimple und einförmig wirkende Kräfte, wie Gravitation und Trägheit, im widerſtandsloſen Raume, zu berückſichtigen hat: und gerade auf dieſer unvergleichlichen Einfachheit, oder Aermlichkeit, ihres Stoffes beruht die mathematiſche Gewißheit, Sicherheit und Genauigkeit der Aſtronomie, vermöge welcher ſie die Welt dadurch in Erſtaunen verſetzt, daß ſie ſogar noch nicht geſehene Planeten ankündigen kann; — welches Letztere, ſo ſehr es auch bewundert worden, beim Lichte betrachtet, doch nur die ſelbe Verſtandesoperation iſt, die bei jedem Beſtimmen einer noch ungeſehenen Urſache aus ihrer ſich kundgebenden Wirkung vollzogen

wird und in noch bewunderungswürdigerem Grade ausgeführt wurde, durch jenen Weinkenner, der aus einem Glaſe Wein mit Sicherheit erkannte, es müßte Leder im Faſſe ſeyn, welches ihm abgeleugnet wurde, bis, nach endlicher Ausleerung deſſelben, ſich, auf deſſen Boden liegend, ein Schlüſſel, mit einem Riemchen daran, fand. Die hiebei und bei der Entdeckung des Neptuns Statt findende Verſtandesoperation iſt dieſelbe, und der Unterſchied liegt bloß in der Anwendung, alſo im Gegenſtand; ſie iſt bloß durch den Stoff, keineswegs durch die Form verſchieden. — Daguerre's Erfindung hingegen, wenn nicht etwan, wie Einige behaupten, der Zufall viel dazu beigetragen hat, daher Arago die Theorie dazu erſt hinterher erſinnen mußte,*) iſt hundert Mal ſcharfſinniger, als die ſo bewunderte Entdeckung des Leverrier. — Aber, wie geſagt, auf der Größe der in Rede ſtehenden Maſſen und den gewaltigen Entfernungen beruht die Ehrfurcht der Menge. — Bei dieſer Gelegenheit ſei auch geſagt, daß manche phyſikaliſche und chemiſche Entdeckungen von unberechenbarem Werth und Nutzen für das ganze Menſchengeſchlecht ſeyn können; während gar wenig Witz dazu gehörte ſie zu machen, ſo wenig, daß bisweilen der Zufall die Funktion deſſelben allein verſieht. Alſo iſt ein weiter Unterſchied zwiſchen dem geiſtigen und dem materiellen Werth ſolcher Entdeckungen.

Vom Standpunkte der Philoſophie aus, könnte man die Aſtronomen Leuten vergleichen, welche der Aufführung einer großen Oper beiwohnten, jedoch, ohne ſich durch die Muſik, oder den Inhalt des Stücks, zerſtreuen zu laſſen, bloß Acht gäben auf die Maſchinerie der Dekorationen und auch ſo glücklich wären, das Getriebe und den Zuſammenhang derſelben vollkommen herauszubringen.

§. 83.

Die Zeichen des Thierkreiſes ſind das Familienwappen der Menſchheit: denn ſie finden ſich als die ſelben Bilder und in der ſelben Ordnung bei Hindu, Chineſen, Perſern, Aegyptern, Griechen, Römern u. ſ. w. und über ihren Urſprung wird geſtritten. Ideler „Ueber den Urſprung des Thierkreiſes", 1838,

*) Die Erfindungen geſchehen meiſtens durch bloßes Tappen und Probiren: die Theorie einer jeden wird hinterher erdacht; eben wie zu einer erkannten Wahrheit der Beweis.

wagt nicht zu entſcheiden, wo er ſich zuerſt gefunden. Lepſius hat behauptet, er finde ſich erſt auf Monumenten zwiſchen der Ptolemäer- und Römer-Zeit. Aber Uhlemann „Grundzüge der Aſtronomie und Aſtrologie der Alten, beſonders der Aegypter", 1857, führt an, daß in Königsgräbern aus dem 16. Jahrhundert v. Chr. ſich ſchon die Zeichen des Thierkreiſes finden*).

§. 84.

In Rückſicht auf die Pythagoriſche Harmonie der Sphären, ſollte man doch ein Mal berechnen, welcher Ackord herauskäme, wenn man eine Folge von Tönen im Verhältniß der verſchiedenen Velocitäten der Planeten zuſammenſtellte, ſo daß Neptun den Baß, Merkur den Sopran abgäbe. — Man ſehe hierüber Scholia in Aristotelem, collegit Brandis, p. 496.

§. 85.

Wenn, wie es dem jetzigen Stande unſrer Kenntniſſe gemäß erſcheint und auch ſchon Leibnitz und Büffon behauptet haben, die Erde einſt im Zuſtande der Glühehitze und Schmelzung war, ja, es noch iſt, indem bloß ihre Oberfläche ſich abgekühlt und verhärtet hat; ſo war ſie vor Dieſem, wie alles Glühende, auch

---

*) Max Uhlemann, Handbuch der geſammten ägyptiſchen Alterthumskunde, Th. 2, Aegyptiſche Archäologie, Leipzig 1857, S. 239 ſagt: „Auch die Eintheilung des Thierkreiſes in die bekannten zwölf Zeichen war ihnen nicht unbekannt. Denn obgleich Ideler (Ueber den Urſprung des Thierkreiſes, Berlin 1838, 4.) die Frage nicht zu entſcheiden wagt, welchem Volke des Alterthums die uns bekannten Namen und Bezeichnungen der zwölf Abſchnitte des Thierkreiſes urſprünglich angehörten, während Lepſius ſagt (Chronol. Einleit. S. 65): «Wir finden die Thierzeichen ausſchließlich gerade auf den jüngſten der ägyptiſchen Denkmäler und bis jetzt ſind ſie mit Sicherheit nicht früher als im Uebergange von der Ptolemäiſchen zu der römiſchen Herrſchaft nachweisbar», ſo ſind dieſelben allerdings in neuerer Zeit auf viel älteren Monumenten aufgefunden worden. Denn auf einem in den Gräbern der Könige gefundenen Relief (Ideler S. 22) findet ſich als Thierzeichen ein Stier, ein Löwe und ein Skorpion, und auf einer im Jahre 1855 veröffentlichten altägyptiſchen Kupferplatte (Seyffarth, Berichtigungen S. 137), welche eine Conſtellation vom J. 1573 v. Chr. enthält, ſtehen deutlich das Zeichen der Fiſche, der Steinbock und die im Waſſer wachſende Lotusblüthe, um das Zeichen des Waſſermanns anzudeuten." Der Herausg.

leuchtend, und da auch die großen Planeten Dies, und zwar noch länger waren; ſo wird von den Aſtronomen ferner und älterer Welten damals die Sonne als ein Doppelſtern, oder ein dreifacher, ja vierfacher aufgeführt worden ſeyn. Da nun die Erkältung ihrer Oberfläche ſo langſam vor ſich geht, daß, in hiſtoriſchen Zeiten, nicht die geringſte Zunahme derſelben nachweisbar iſt, ja, ſolche, nach Fourier's Berechnungen, gar nicht mehr in irgend merklichem Grade Statt findet, weil gerade ſo viel Wärme, als die Erde jährlich ausſtrahlt, ſie von der Sonne wiedererhält; ſo muß, an dem 1384472 Mal größern Volumen der Sonne, deren integrirender Theil die Erde einſt geweſen, die Erkältung in dem dieſer Differenz entſprechenden Verhältniſſe langſamer, wenngleich ohne Kompenſation von außen, vor ſich gehn; wonach denn das Leuchten und Wärmen der Sonne ſich daraus erklärt, daß ſie noch in dem Zuſtande iſt, in welchem einſt auch die Erde geweſen, deſſen Abnahme aber bei ihr viel zu langſam geht, als daß der Einfluß derſelben, ſelbſt auch nur in Jahrtauſenden, zu ſpüren wäre. Daß dabei eigentlich ihre Atmoſphäre das Leuchtende ſeyn ſoll, ließe ſich wohl aus der Sublimation der glühendeſten Theile erklären. — Das Selbe gälte dann von den Fixſternen, unter denen die Doppelſterne ſolche wären, deren Planeten noch im Zuſtande des Selbſt-Leuchtens ſind. Dieſer Annahme zufolge würde aber allmälig doch alle Gluth verlöſchen und nach Billionen Jahren die ganze Welt in Kälte, Starrheit und Nacht verſinken müſſen; — wenn nicht inzwiſchen etwan neue Fixſterne aus leuchtendem Nebel zuſammengerinnen, und ſo ein Kalpa ſich an das andere knüpft.

§. 86.

Man könnte aus der phyſiſchen Aſtronomie folgende teleologiſche Betrachtung ableiten.

Die zum Erkalten oder Erwärmen eines Körpers in einem Medio von heterogener Temperatur nöthige Zeit ſteht in einem ſchnell anwachſenden Verhältniß zu ſeiner Größe, welches danach in Hinſicht auf die als heiß angenommenen verſchiedenen Maſſen der Planeten zu berechnen ſchon Büffon bemüht geweſen iſt; jedoch mit mehr Gründlichkeit und Erfolg, in unſern Tagen, Fourier. Im Kleinen zeigen es uns die Gletſcher, welche

kein Sommer zu ſchmelzen vermag, und ſogar das Eis im Keller, als wo eine hinlänglich große Maſſe deſſelben ſich erhält. Hienach hätte, beiläufig geſagt, das divide et impera ſeine beſte Veranſchaulichung an der Wirkung der Sommerwärme auf das Eis.

Die vier großen Planeten empfangen äußerſt wenig Wärme von der Sonne; da z. B. auf dem Uranus die Beleuchtung nur $^1/_{368}$ derjenigen beträgt, welche die Erde erhält. Folglich ſind ſie, zur Erhaltung des Lebens auf ihrer Oberfläche, ganz auf ihre innere Wärme verwieſen; während die Erde es faſt ganz auf die äußere, von der Sonne kommende iſt; wenn nämlich wir den Berechnungen Fourier's trauen, nach welchen die Wirkung der ſo intenſen Hitze des Innern der Erde auf die Oberfläche nur noch ein Minimum beträgt. Bei der Größe der vier großen Planeten, welche die der Erde reſpektive 80 bis 1300 Mal übertrifft, iſt nun die zu ihrer Abkühlung erforderliche Zeit unberechenbar lang. Haben wir doch von der Abkühlung der gegen ſie ſo kleinen Erde nicht die geringſte Spur in der hiſtoriſchen Zeit; wie dies ein Franzoſe, höchſt ſcharfſinnig, daraus bewieſen hat, daß der Mond im Verhältniß zur Rotation der Erde, nicht langſamer geht, als in der früheſten Zeit, von der wir Kunde haben. Wäre nämlich die Erde irgend kälter geworden; ſo müßte ſie in eben dem Maaße ſich zuſammengezogen haben; wodurch eine Beſchleunigung ihrer Rotation entſtanden ſeyn würde, während der Gang des Mondes unverändert blieb. Dieſemnach erſcheint es als höchſt zweckmäßig, daß die großen Planeten die von der Sonne weit entfernten, die kleinen hingegen die ihr naheſtehenden ſind und der allerkleinſte der allernächſte. Denn dieſe werden allmälig ihre innere Wärme verlieren, oder wenigſtens ſich ſo dick inkruſtiren, daß ſie nicht mehr zur Oberfläche durchdringt: ſie bedürfen daher der äußeren Wärmequelle. Die Planetoiden ſind, als bloße Fragmente eines auseinandergeſprengten Planeten, eine ganz zufällige Abnormität, kommen alſo hier nicht in Betracht. Wohl aber iſt dieſes Accidens an und für ſich ein bedenklich antiteleologiſches. Wir wollen hoffen, daß die Kataſtrophe Statt gefunden hat, ehe der Planet bewohnt geweſen. Jedoch kennen wir die Rückſichtsloſigkeit der Natur: ich ſtehe für nichts. Daß aber dieſe von Olbers aufgeſtellte und durchaus wahrſcheinliche Hypotheſe jetzt wieder

beſtritten wird, — hat vielleicht ebenſo viel theologiſche, als aſtronomiſche Gründe.

Damit jedoch die aufgeſtellte Teleologie vollkommen wäre, müßten die vier großen Planeten ſo ſtehn, daß der größte unter ihnen der entfernteſte, der kleine aber der nächſte wäre: allein hiemit verhält es ſich vielmehr umgekehrt. Auch könnte man einwenden, daß ihre Maſſe viel leichter, alſo auch lockerer iſt, als die der kleinen Planeten: doch iſt ſie Dies lange nicht in dem Verhältniß, um den enormen Unterſchied der Größe zu kompenſiren. Vielleicht iſt ſie es nur in Folge ihrer innern Wärme.

Ein Gegenſtand ganz beſonderer teleologiſcher Bewunderung iſt die Schiefe der Ekliptik; weil nämlich ohne ſie kein Wechſel der Jahreszeiten eintreten, ſondern immerwährender Frühling auf der Erde herrſchen würde, wobei die Früchte nicht reifen und gedeihen könnten und folglich die Erde nicht überall bis nahe an die Pole heran bewohnt ſeyn könnte. Daher ſehn in der Schiefe der Ekliptik die Phyſikotheologen die weiſeſte aller Vorkehrungen und die Materialiſten den glücklichſten aller Zufälle. Dieſe Bewunderung, bei der beſonders Herder (Ideen zur Philoſophie der Geſchichte I, 4) ſich begeiſtert, iſt jedoch beim Lichte betrachtet, ein wenig einfältig. Denn, wenn beſagtermaaßen ewiger Frühling herrſchte; ſo würde die Pflanzenwelt gewiß nicht verfehlt haben, ihre Natur auch danach einzurichten, nämlich ſo, daß eine weniger intenſe, dagegen aber ſtets anhaltende und gleichmäßige Wärme ihr angemeſſen wäre; eben wie die jetzt foſſile Flora der Vorwelt ſich auf eine durchaus andere Beſchaffenheit des Planeten eingerichtet hatte, gleichviel wodurch dieſe verurſacht wurde, und bei derſelben wundervoll gedieh.

Daß auf dem Monde keine Atmoſphäre ſich durch Refraktion kund giebt, iſt nothwendige Folge ſeiner geringen Maſſe, die nur $^1/_{88}$ der unſers Planeten beträgt und demnach ſo geringe Anziehungskraft ausübt, daß unſere Luft, dahin verſetzt, nur $^1/_{88}$ ihrer Dichtigkeit behalten würde, folglich keine merkliche Refraktion bewirken könnte und eben ſo machtlos im Uebrigen ſeyn muß. —

Hier mag nun noch eine Hypotheſe über die Mondoberfläche eine Stelle finden; da ich ſie zu verwerfen mich nicht entſchließen kann; obwohl ich die Schwierigkeiten, denen ſie unterworfen iſt,

recht wohl einſehe, ſie auch nur als eine gewagte Konjektur betrachte und mittheile. Es iſt dieſe, daß das Waſſer des Mondes nicht abweſend, ſondern gefroren ſei, indem der Mangel einer Atmoſphäre eine faſt abſolute Kälte herbeiführt, welche ſogar die, außerdem durch denſelben begünſtigte Verdünſtung des Eiſes nicht zuläßt. Nämlich bei der Kleinheit des Mondes, — an Volumen $^1/_{49}$, an Maſſe $^1/_{88}$ der Erde, — müſſen wir ſeine innere Wärmequelle als erſchöpft, oder wenigſtens als nicht mehr auf die Oberfläche wirkend, betrachten. Von der Sonne erhält er nicht mehr Wärme, als die Erde. Denn, obgleich er, ein Mal im Monat, ihr um ſo viel, als ſein Abſtand von uns beträgt, näher kommt, wobei er zudem ſtets nur die allezeit von uns abgewandte Seite ihr zukehrt; ſo erhält dieſe Seite dadurch, nach Mädler, doch nur eine im Verhältniß von 101 zu 100 hellere Beleuchtug (folglich auch Erwärmung), als die uns zugekehrte, welche nie in dieſen Fall und ſogar in den entgegengeſetzten kommt, wann er nämlich, nach 14 Tagen, wieder um eben ſo viel weiter, als wir von ihm abſtehn, von der Sonne ſich entfernt hat. Wir haben alſo keinen ſtärkern erwärmenden Einfluß der Sonne auf den Mond anzunehmen, als der iſt, den ſie auf die Erde hat; ja, ſogar einen ſchwächern, da derſelbe für jede Seite zwar 14 Tage dauert, dann aber durch eine eben ſo lange Nacht unterbrochen wird, welche die Anhäufung ſeiner Wirkung verhindert. — Nun aber iſt jede Erwärmung durch das Sonnenlicht von der Gegenwart einer Atmoſphäre abhängig. Denn ſie geſchieht nur vermöge der Metamorphoſe des Lichtes in Wärme, welche eintritt, wann daſſelbe auf einen opaken, d. h. ihm als Licht undurchdringlichen Körper trifft: einen ſolchen kann es nämlich nicht, wie den durchſichtigen, durch welchen es zu ihm gelangte, in ſeinem blitzſchnellen geradlinigen Gange durchſchießen: alsdann verwandelt es ſich in die ſich nach allen Seiten verbreitende und aufſteigende Wärme. Dieſe nun aber, als abſolut leicht (imponderabel), muß kohibirt und zuſammengehalten werden, durch den Druck einer Atmoſphäre, ſonſt verfliegt ſie ſchon im Entſtehn*). Denn ſo blitzſchnell auch das

*) Eine über eine Pflanze geſetzte Glasglocke bringt einen hohen Grad von Wärme hervor, weil das Licht augenblicklich durchgeht und ſich auf dem

Licht, in ſeiner urſprünglichen, ſtrahlenden Natur, die Luft durchſchneidet, ſo langſam iſt hingegen ſein Gang, wann es, in Wärme verwandelt, das Gewicht und den Widerſtand eben dieſer Luft zu überwältigen hat, welche bekanntlich der ſchlechteſte aller Wärmeleiter iſt. Iſt hingegen dieſelbe verdünnt; ſo entweicht auch die Wärme leichter, und wenn dieſelbe ganz fehlt, augenblicklich. Dieſerhalb ſind die hohen Berge, wo der Druck der Atmoſphäre doch erſt auf die Hälfte reducirt iſt, mit ewigem Schnee bedeckt, hingegen tiefe Thäler, wenn weit, die wärmſten: was muß es nun erſt ſeyn, wo die Atmoſphäre ganz fehlt! Hinſichtlich der Temperatur alſo hätten wir unbedenklich alles Waſſer auf dem Monde als gefroren anzunehmen. Allein jetzt entſteht die Schwierigkeit, daß, wie die Verdünnung der Atmoſphäre das Kochen befördert und den Siedepunkt erniedrigt, die gänzliche Abweſenheit derſelben den Verdünſtungs-Proceß überhaupt ſehr beſchleunigen muß, wonach das gefrorene Waſſer des Mondes längſt hätte verdünſtet ſeyn müſſen. Dieſer Schwierigkeit nun begegnet die Erwägung, daß jede Verdünſtung, ſelbſt die im luftleeren Raume, nur vermöge einer ſehr bedeutenden, eben durch ſie latent werdenden, Quantität Wärme vor ſich geht. Dieſe Wärme nun aber fehlt auf dem Monde, als wo die Kälte beinahe eine abſolute ſeyn muß; weil die, durch die unmittelbare Einwirkung der Sonnenſtrahlen entwickelte Wärme augenblicklich verfliegt und die geringe Verdünſtung, die ſie etwan dabei dennoch bewirkt, alsbald durch die Kälte wieder niedergeſchlagen wird, gleich dem Reif*). Denn daß die Verdünnung der Luft, ſo ſehr ſie, an ſich ſelbſt, die Verdünſtung befördert, dieſe noch mehr dadurch verhindert, daß ſie die dazu nöthige Wärme entweichen läßt, ſehn wir eben auch am Alpenſchnee, der ſo wenig durch Verdünſtung, wie durch Schmelzung, verſchwindet. Bei gänzlicher Abweſenheit der Luft nun wird, in gleichem

opaken Boden in Wärme verwandelt: dieſer Wärme aber iſt das Glas nicht ſo leicht permeabel, wie dem Lichte: daher häuft ſie ſich unter der Glocke an und erreicht einen hohen Grad.

*) Dieſer Hypotheſe iſt das Leslie'ſche Experiment, vorgetragen von Pouillet, Vol. I, p. 368, durchaus günſtig. Wir ſehn nämlich das Waſſer im Luftleeren gefrieren, weil die Verdünſtung ihm ſelbſt die Wärme geraubt hat, die nöthig war, es flüſſig zu erhalten.

Verhältniß, das augenblickliche Entweichen der ſich entwickelnden Wärme der Verdünſtung ungünſtiger ſeyn, als der Mangel des Luftdrucks, an ſich ſelbſt, ihr günſtig iſt. — Dieſer Hypotheſe zufolge hätten wir alles Waſſer auf dem Monde als in Eis verwandelt und namentlich den ganzen, ſo räthſelhaften, graueren Theil ſeiner Oberfläche, den man allezeit als maria bezeichnet hat, als gefrorenes Waſſer anzuſehn, wo alsdann ſeine vielen Unebenheiten keine Schwierigkeit mehr machen und die ſo auffallenden, tiefen und meiſt geraden Rillen, die ihn durchſchneiden, als weit klaffende Spalten im geborſtenen Eiſe zu erklären wären, welcher Auslegung ihre Geſtalt ſehr günſtig iſt*).

Im Allgemeinen iſt übrigens der Schluß vom Mangel der Atmoſphäre und des Waſſers auf Abweſenheit alles Lebens nicht ganz ſicher; ſogar könnte man ihn kleinſtädtiſch nennen, ſofern er auf der Vorausſetzung partout comme chez nous beruht. Das Phänomen des thieriſchen Lebens könnte wohl noch auf andere Weiſe vermittelt werden, als durch Reſpiration und Blutumlauf: denn das Weſentliche alles Lebens iſt allein der beſtändige Wechſel der Materie, beim Beharren der Form. Wir freilich können uns Dies nur unter Vermittelung des Flüſſigen und Dunſtförmigen denken. — Allein die Materie iſt überhaupt die bloße Sichtbarkeit des Willens. Dieſer nun aber ſtrebt überall die Steigerung ſeiner Erſcheinung, von Stufe zu Stufe, an. Die Formen, Mittel und Wege dazu können gar mannigfaltig ſeyn. — Andrerſeits wieder iſt zu erwägen, daß höchſt wahrſcheinlich die chemiſchen Elemente, nicht nur auf dem Monde, ſondern auch auf allen Planeten die ſelben, wie auf der Erde ſind; weil das ganze Syſtem aus dem ſelben Ur-Licht-Nebel, in den die jetzige Sonne ausgebreitet war, ſich abgeſetzt hat. Dies läßt allerdings eine Aehnlichkeit auch der höhern Willenserſcheinungen vermuthen.

---

*) Der Pater Secchi in Rom ſchreibt, bei Ueberſendung einer Photographie des Mondes, am 6. April 1858: très remarquable dans la pleine lune est le fond noir des parties lisses, et le grand éclat des parties raboteuses: doit-on croire celles-ci couvertes de glaces ou de neige? (S. Comptes rendus, 28. April 1858.)

(In einem ganz neuen Drama heißt es: That I could clamber to the frozen moon, and draw the ladder after me! — iſt Dichter-Inſtinkt.)

§. 87.

Die höchst scharfsinnige Kosmogonie, d. h. Theorie vom Ursprunge des Planetensystems, welche zuerst Kant, in seiner „Naturgeschichte des Himmels", 1755, und darauf vollendeter im 7. Kapitel seines „einzig möglichen Beweisgrundes" geliefert hat, ist, beinahe 50 Jahre später, von Laplace (expos. du système du monde V, 2) mit größerer astronomischer Kenntniß entwickelt und fester begründet worden. Ihre Wahrheit beruht jedoch nicht allein auf der von Laplace urgirten Grundlage des räumlichen Verhältnisses, daß nämlich 45 Weltkörper sämmtlich nach einer Richtung cirkuliren und zugleich nach eben derselben rotiren; sondern sie hat eine noch festere Stütze an dem zeitlichen Verhältniß, welches durch das erste und dritte Kepler'sche Gesetz ausgedrückt wird, sofern diese Gesetze die feste Regel und genaue Formel angeben, nach welcher alle Planeten in streng gesetzmäßigem Verhältniß, schneller cirkuliren, je näher sie der Sonne stehn, bei dieser selbst aber an die Stelle der Cirkulation die bloße Rotation getreten ist und nun als das Maximum der Schnelligkeit jenes progressiven Verhältnisses dasteht. Als die Sonne noch bis zum Uranus ausgedehnt war, rotirte sie in 84 Jahren, jetzt aber, nachdem sie durch jede ihrer Zusammenziehungen eine Beschleunigung erlitten, und in Folge der letzten, in 25½ Tag.

Wären nämlich die Planeten nicht stehn gebliebene Theile des ehemals so großen Centralkörpers, sondern auf irgend anderm Wege und jeder für sich entstanden; so wäre nicht zu begreifen, wie jeder Planet genau auf die Stelle zu stehn gekommen sei, wo er, den beiden letzten Kepler'schen Gesetzen gemäß, gerade stehn muß, wenn er nicht, den Neutonischen Gravitations- und Centrifugal-Gesetzen zufolge, entweder in die Sonne fallen, oder davon fliegen soll. Hierauf ganz vorzüglich beruht die Wahrheit der Kant-Laplace'schen Kosmogonie. Sehn wir nämlich, mit Neuton, die Cirkulation der Planeten an als das Produkt der Gravitation und einer ihr kontragirenden Centrifugalkraft; so giebt es für jeden Planeten, seine vorhandene Centrifugalkraft als gegeben und feststehend genommen, nur eine einzige Stelle, wo seine Gravitation dieser gerade das Gleichgewicht hält und er demnach in seiner Bahn bleibt. Daher nun muß es eine und dieselbe Ur-

ſache geweſen ſeyn, welche jedem Planeten ſeine Stelle und zugleich ſeine Velocität ertheilte. Rückt man einen Planeten näher zur Sonne; ſo muß er um ſo ſchneller laufen, folglich auch mehr Centrifugalkraft erhalten, wenn er nicht hineinfallen ſoll: rückt man ihn weiter von der Sonne weg; ſo muß, in dem Maaße, wie dadurch ſeine Gravitation vermindert wird, auch ſeine Centrifugalkraft vermindert werden: ſonſt fliegt er davon. Seine Stelle könnte alſo ein Planet überall haben, wenn nur eine Urſache dawäre, welche ihm die jeder Stelle genau angepaßte, nämlich der daſelbſt wirkenden Gravitation gerade das Gleichgewicht haltende, Centrifugalkraft ertheilte. Da wir nun finden, daß jeder Planet wirklich die an dem Orte, wo er ſteht, gerade erforderliche Velocität hat; ſo iſt Dies nur daraus zu erklären, daß die ſelbe Urſache, welche ihm ſeine Stelle ertheilte, auch zugleich den Grad ſeiner Geſchwindigkeit beſtimmt hat. Dies nun iſt allein aus der in Rede ſtehenden Kosmogonie begreiflich; da ſie den Centralkörper ſich ruckweiſe zuſammenziehn und dadurch einen Ring, der ſich nachher zum Planeten ballt, abſetzen läßt, wobei, dem erſten und dritten Kepler'ſchen Geſetze zufolge, nach jeder Zuſammenziehung, die Rotation des Centralkörpers ſich ſtark beſchleunigen muß, und er die hiedurch beſtimmte Velocität, bei der folgenden, abermaligen Zuſammenziehung, dem daſelbſt abgeſetzten Planeten zurückläßt. Nun kann er ihn an jedem beliebigen Ort ſeiner Sphäre abſetzen: denn allemal erhält der Planet genau die für dieſen, aber für keinen andern Ort paſſende Schwungkraft, als welche um ſo ſtärker ausfällt, je näher dem Centralkörper dieſer Ort iſt und je ſtärker daher die ihn zu jenem ziehende Gravitation wirkt, welcher ſeine Schwungkraft entgegenzuwirken hat: denn gerade in dem dazu erforderlichen Maaße hatte dazu ſich auch die Schnelligkeit der Rotation des die Planeten ſucceſſiv abſetzenden Körpers vermehrt. — Wer übrigens dieſe nothwendige Beſchleunigung der Rotation, in Folge der Zuſammenziehung, verſinnlicht ſehn möchte, dem wird Dies auf eine ergötzliche Art ein großes, ſpiralgewundenes, brennendes Feuerrad leiſten, als welches Anfangs langſam und dann, in dem Maaße als es kleiner wird, ſchneller und immer ſchneller rotirt.

Kepler hat, in ſeinem erſten und dritten Geſetze, bloß das thatſächliche Verhältniß zwiſchen dem Abſtand eines Pla-

neten von der Sonne und der Schnelligkeit seines Laufes ausgesprochen; es mag nun einen und denselben Planeten, zu verschiedenen Zeiten, oder zwei verschiedene Planeten betreffen. Dieses Verhältniß hat Neuton, indem er Robert Hooke's Grundgedanken, den er Anfangs verworfen hatte, endlich annahm, aus der Gravitation und ihrem Gegengewichte, der Centrifugalkraft abgeleitet und hieraus dargethan, daß und warum es so seyn müsse; weil nämlich, bei solcher Entfernung vom Centralkörper, der Planet gerade solche Geschwindigkeit haben müsse, um nicht entweder hineinzufallen, oder davonzufliegen. Dies ist zwar in absteigender Kausalreihe die causa efficiens; aber in aufsteigender ist es erst die causa finalis. Wie nun aber der Planet dazu gekommen sei, gerade an dieser Stelle eben die hier erforderte Geschwindigkeit wirklich zu erhalten, oder auch, bei dieser gegebenen Geschwindigkeit, gerade an die Stelle versetzt zu werden, woselbst allein ihr die Gravitation das Gleichgewicht hält, — diese Ursache, diese noch höher hinauf liegende causa efficiens lehrt ganz allein die Kant-Laplace'sche Kosmogonie.

Eben diese wird einst auch noch die ungefähr regelmäßige Stellung der Planeten uns begreiflich machen, so daß wir sie nicht mehr bloß als regelmäßig, sondern als gesetzmäßig, d. h. aus einem Naturgesetze hervorgegangen, verstehn werden. Auf ein solches deutet folgendes Schema, welches schon 100 Jahre vor der Entdeckung des Uranus bekannt war und darauf beruht, daß man, in der obern Reihe, allemal die Zahl verdoppelt und dann in der untern 4 hinzuzählt; wonach diese die ungefähren mittleren Abstände der Planeten in erträglicher Uebereinstimmung mit den heut zu Tage geltenden Angaben darstellt:

0.	3.	6.	12.	24.	48.	96.	192.	384.
4.	7.	10.	16.	28.	52.	100.	196.	388.
☿	♀	♁	♂	Planetoiden	4	♃	♄	♅

Die Regelmäßigkeit dieser Stellung ist unverkennbar, wenn gleich nur approximativ zutreffend. Vielleicht giebt es jedoch für jeden Planeten eine Stelle seiner Bahn, zwischen ihrem Perihelio und Aphelio, wo die Regel genau zutrifft: diese würde dann als seine eigentliche und ursprüngliche Stelle anzusehn seyn. Jedenfalls muß diese mehr oder minder genaue Regelmäßigkeit

eine Folge der, bei der successiven Zusammenziehung des Centralkörpers thätig gewesenen Kräfte und der Beschaffenheit des ihnen zum Grunde liegenden Urstoffes gewesen seyn. Jede neue Zusammenziehung der Urnebelmasse war eine Folge der durch die ihr vorhergegangenen herbeigeführten Beschleunigung der Rotation, als welcher jetzt die äußere Zone nicht mehr folgen konnte, sich daher losriß und stehen blieb, wodurch eine abermalige Zusammenziehung entstand, welche abermalige Beschleunigung herbeiführte, u. s. f. Da hiebei der Centralkörper ruckweise an Größe abnahm; so betrug auch die Weite der Zusammenziehung jedes Mal, in eben dem Verhältniß, weniger, nämlich etwas unter der Hälfte der ihr vorhergegangenen; indem er sich jedes Mal um die Hälfte seiner noch vorhandenen Ausdehnung (— 2) zusammenzog. — Auffallend ist übrigens, daß gerade den mittelsten der Planeten die Katastrophe betroffen hat, in Folge welcher nur noch seine Fragmente existiren. Er war der Gränzpfahl zwischen den 4 großen und den 4 kleinen Planeten.

Auch darin liegt eine Bestätigung der Theorie im Ganzen genommen, daß die Planeten, je weiter von der Sonne, desto größer sind; weil nämlich die Zone, aus der sie sich zusammengeballt haben, desto größer war; wiewohl hiebei einige Unregelmäßigkeiten in Folge der zufälligen Verschiedenheit in der Breite solcher Zone, sich eingefunden haben. Eine anderweitige Bestätigung der Kant-Laplace'schen Kosmogonie ist die Thatsache, daß die Dichtigkeit der Planeten ungefähr in dem Verhältniß, wie sie ferner von der Sonne stehn, abnimmt. Denn Dies erklärt sich daraus, daß der entfernteste Planet ein Ueberrest der Sonne ist, aus der Zeit, da sie am ausgedehntesten, folglich am dünnsten war: darauf zog sie sich zusammen —, wurde also dichter; — und so fort. Dasselbe hat eine Bestätigung daran, daß der Mond, welcher später, auf gleiche Weise, durch Zusammenziehung der noch dunstförmigen, aber dafür bis zum jetzigen Monde reichenden Erde, entstanden ist, auch nur $^5/_9$ der Dichtigkeit der Erde hat. Daß aber die Sonne selbst nicht der dichteste von allen Körpern des Systems ist, wird dadurch erklärlich, daß jeder Planet aus der nachherigen Zusammenballung eines ganzen Ringes zu einer Kugel entstanden, die Sonne aber bloß das nicht weiter zusammengedrückte Residuum jenes Centralkörpers nach

seiner letzten Zusammenziehung ist. Noch eine specielle Bestätigung der in Rede stehenden Kosmogonie giebt der Umstand, daß, während die Neigung aller Planetenbahnen gegen die Ekliptik (Erdbahn) zwischen $^3/_4$ und $3\,^1/_2$ Grad variirt, die des Merkurs 7° 0′ 66″ beträgt: dies ist aber beinahe gleich der Neigung des Aequators der Sonne gegen die Ekliptik, als welche 7° 30′ beträgt, und ist daraus erklärlich, daß der letzte Ring, den die Sonne absetzte, mit dem Aequator derselben, von dem er sich lostrennte, beinahe parallel geblieben ist; während die früher abgesetzten dabei mehr aus dem Gleichgewicht kamen, oder auch die Sonne seit deren Lostrennung ihre Rotationsaxe verrückt hat. Schon die Venus, als der vorletzte, hat eine Neigung von $3\,^1/_2$°, die andern alle sogar unter 2°, mit Ausnahme des Saturns, der $2\,^1/_2$° hat. (S. Humboldt's Kosmos, Bd. 3, p. 449.) — Sogar der so seltsame Gang unsers Mondes, in welchem Rotation und Umlauf Eines sind, wodurch er uns immer dieselbe Seite zukehrt, ist allein daraus zu begreifen, daß Dies gerade die Bewegung eines um die Erde cirkulirenden Ringes ist: aus einem solchen ist, durch Zusammenziehung desselben, nachher der Mond entstanden, darauf aber nicht, gleich den Planeten, durch irgend einen zufälligen Anstoß, in schnellere Rotation versetzt worden.

Diese kosmogonischen Betrachtungen geben uns zunächst zu zwei metaphysischen Anlaß. Erstlich, daß im Wesen aller Dinge eine Zusammenstimmung begründet ist, vermöge welcher die uranfänglichsten, blinden, rohen, niedrigsten Naturkräfte, von der starresten Gesetzlichkeit geleitet, durch ihren Konflikt an der ihnen gemeinschaftlich Preis gegebenen Materie und durch die solchen begleitenden accidentellen Folgen, nichts Geringeres zu Stande bringen, als das Grundgerüst einer Welt, mit bewunderungswürdiger Zweckmäßigkeit zum Entstehungsort und Aufenthalt lebender Wesen eingerichtet, in der Vollkommenheit, wie es die besonnenste Ueberlegung, unter Leitung des durchdringendesten Verstandes und der schärfsten Berechnung, nur irgend vermocht hätte. Wir sehn hier also, in überraschendester Weise, wie die causa efficiens und die causa finalis, die αιτια εξ αναγκης und die χαριν του βελτιονος des Aristoteles, jede unabhängig von der andern daherschreitend, im Resultat zusammentreffen. Die

Ausführung dieſer Betrachtung und die Erklärung des ihr zum Grunde liegenden Phänomens aus den Principien meiner Metaphyſik findet man im zweiten Bande meines Hauptwerks, Kap. 25, S. 324 fg. (3. Aufl. 368 fg.) Hier erwähne ich ſie nur, um darauf hinzuweiſen, daß ſie uns ein Schema an die Hand giebt, woran wir analogiſch uns faßlich machen, oder wenigſtens im Allgemeinen abſehn können, wie die zufälligen Begebenheiten, welche in den Lebenslauf des einzelnen Menſchen eingreifen und ſich durchkreuzen, dennoch in geheimer und präſtabilirter Harmonie, zuſammenſtimmen, um ein, in Beziehung auf ſeinen Charakter und ſein wahres, letztes Wohl, eben ſo zweckmäßig übereinſtimmendes Ganzes herauszubringen, wie wenn Alles nur ſeinetwegen dawäre, als eine bloße Phantasmagorie für ihn allein. Dieſes näher zu beleuchten iſt die Aufgabe der im erſten Bande befindlichen Abhandlung über die anſcheinende Zweckmäßigkeit im Leben des Einzelnen.

Die zweite durch jene Kosmogonie veranlaßte metaphyſiſche Betrachtung iſt eben, daß ſelbſt eine ſo beträchtlich weit reichende *phyſiſche* Erklärung der Entſtehung der Welt dennoch nie das Verlangen nach einer *metaphyſiſchen* aufheben, oder die Stelle derſelben einnehmen kann. Im Gegentheil: je weiter man der *Erſcheinung* auf die Spur gekommen iſt, deſto deutlicher merkt man, daß man es nur mit einer ſolchen und nicht mit dem Weſen der Dinge an ſich ſelbſt zu thun hat. Damit meldet ſich denn das Bedürfniß einer *Metaphyſik*, als Gegengewicht jener ſo weit getriebenen Phyſik. Denn alle Materialien, daraus jene Welt, vor unſerm Verſtande, aufgebaut worden, ſind im Grunde eben ſo viele unbekannte Größen, und treten gerade als die Räthſel und Probleme der Metaphyſik auf: nämlich das innere Weſen jener Naturkräfte, deren blindes Wirken hier das Gerüſt der Welt ſo zweckmäßig aufbaut; ſodann das innere Weſen der chemiſch verſchiedenen und demgemäß auf einander wirkenden Stoffe, aus deren Kampf, den am vollkommenſten *Ampère* geſchildert hat, die individuelle Beſchaffenheit der einzelnen Planeten hervorgegangen iſt; wie ſolches an den Spuren deſſelben nachzuweiſen die Geologie beſchäftigt iſt; endlich denn auch das innere Weſen der Kraft, die ſich zuletzt als organiſirend erweiſt und auf der äußerſten Oberfläche der Planeten, wie einen Anhauch,

wie einen Schimmel, Vegetation und Animaliſation hervorbringt, mit welcher letztern allererſt das Bewußtſeyn, mithin die Erkenntniß eintritt, welche wiederum die Bedingung des ganzen ſoweit gediehenen Herganges iſt; da Alles, woraus er beſteht, nur für ſie, nur in ihr, da iſt und nur in Bezug auf ſie Realität hat, ja, die Vorgänge und Veränderungen ſelbſt nur vermöge ihrer ſelbſteigenen Formen (Zeit, Raum, Kauſalität) ſich darſtellen konnten, alſo auch nur relativ, für den Intellekt, exiſtiren.

Wenn man nämlich einerſeits zugeben muß, daß alle jene phyſiſchen, kosmogoniſchen, chemiſchen und geologiſchen Vorgänge, da ſie nothwendig, als Bedingungen, dem Eintritt eines Bewußtſeyns lange vorhergehen mußten, auch vor dieſem Eintritt, alſo außerhalb eines Bewußtſeyns, exiſtirten; ſo iſt andrerſeits nicht zu leugnen, daß eben die beſagten Vorgänge außerhalb eines Bewußtſeyns, da ſie in und durch deſſen Formen allererſt ſich darſtellen können, gar nichts ſind, ſich nicht ein Mal denken laſſen. Allenfalls ließe ſich ſagen: das Bewußtſeyn bedingt die in Rede ſtehenden phyſiſchen Vorgänge, vermöge ſeiner Formen; iſt aber wiederum durch ſie bedingt, vermöge ihrer Materie. Im Grunde jedoch ſind alle jene Vorgänge, welche Kosmogonie und Geologie als lange vor dem Daſeyn irgend eines erkennenden Weſens geſchehen vorauszuſetzen uns nöthigen, ſelbſt nur eine Ueberſetzung in die Sprache unſers anſchauenden Intellekts, aus dem ihm nicht faßlichen Weſen an ſich der Dinge. Denn ein Daſeyn an ſich ſelbſt haben jene Vorgänge nie gehabt, ſo wenig als die jetzt gegenwärtigen; ſondern der Regreſſus an der Hand der Principien a priori aller möglichen Erfahrung leitet, einigen empiriſchen datis folgend, zu ihnen hin: er ſelbſt aber iſt nur die Verkettung einer Reihe bloßer Phänomene, die keine unbedingte Exiſtenz haben*). Daher eben behalten jene Vorgänge,

*) Die allem Leben auf der Erde vorhergegangenen geologiſchen Vorgänge ſind in gar keinem Bewußtſeyn dageweſen: nicht im eigenen, weil ſie keines haben; nicht in einem fremden, weil keines da war. Alſo hatten ſie, aus Mangel an jedem Subjekt, gar kein objektives Daſeyn, d. h. ſie waren überhaupt nicht; oder was bedeutet denn noch ihr Dageweſenſeyn? — Es iſt im Grunde ein bloß hypothetiſches: nämlich wenn zu jenen Urzeiten ein Bewußtſeyn dageweſen wäre; ſo würden in demſelben ſolche Vor-

ſelbſt in ihrem empiriſchen Daſeyn, bei aller mechaniſchen Richtigkeit und mathematiſchen Genauigkeit der Beſtimmungen ihres Eintretens, doch immer einen dunkeln Kern, wie ein ſchweres, im Hintergrunde lauerndes Geheimniß; nämlich an den in ihnen ſich äußernden Naturkräften, an der dieſe tragenden Urmaterie und an der nothwendig anfangsloſen, alſo unbegreiflichen, Exiſtenz dieſer, — welchen dunkeln Kern auf empiriſchem Wege aufzuhellen unmöglich iſt: daher hier die Metaphyſik einzutreten hat, welche an unſerm eigenen Weſen uns den Kern aller Dinge im Willen kennen lehrt. In dieſem Sinne hat auch Kant geſagt: „es iſt augenſcheinlich, daß die allererſten Quellen von den Wirkungen der Natur durchaus ein Vorwurf der Metaphyſik ſein müſſen.“ (Von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte, §. 51.)

---

gänge ſich dargeſtellt haben: dahin leitet uns der Regreſſus der Erſcheinungen: alſo lag es im Weſen des Dinges an ſich, ſich in ſolchen Vorgängen darzuſtellen.

Wenn wir ſagen, Anfangs ſei ein leuchtender Urnebel geweſen, der ſich zur Kugelform geballt und zu kreiſen angefangen habe, dadurch ſei er linſenförmig geworden, und ſein äußerſter Umkreis habe ſich ringförmig abgeſetzt, dann zu einem Planeten geballt, und das Selbe habe ſich abermals wiederholt, und ſo fort, — die ganze Laplace'ſche Kosmogonie; — und wenn wir nun ebenfalls die früheſten geologiſchen Phänomene bis zum Auftreten der organiſchen Natur hinzufügen; ſo iſt Alles, was wir da ſagen, nicht im eigentlichen Sinne wahr, ſondern eine Art Bilderſprache. Denn es iſt die Beſchreibung von Erſcheinungen, die als ſolche nie dageweſen ſind: denn es ſind räumliche, zeitliche und kauſale Phänomene, welche als ſolche ſchlechterdings nur in der Vorſtellung eines Gehirns exiſtiren können, welches Raum, Zeit und Kauſalität zu Formen ſeines Erkennens hat, folglich ohne ein ſolches unmöglich und nie dageweſen ſind; daher jene Beſchreibung bloß beſagt, daß, wenn damals ein Gehirn exiſtirt hätte, alsdann beſagte Vorgänge ſich darin dargeſtellt haben würden. An ſich ſelbſt ſind jene Vorgänge nichts Anderes, als der dumpfe, erkenntnißloſe Drang des Willens zum Leben nach ſeiner erſten Objektivation, welcher jetzt, nachdem Gehirne da ſind, in dem Gedankengange derſelben und mittelſt des Regreſſes, den die Formen ihres Vorſtellens nothwendig herbeiführen, ſich darſtellen muß als jene primären, kosmogoniſchen und geologiſchen Phänomene, die alſo dadurch zum erſten Male ihre objektive Exiſtenz erhalten, welche aber deswegen der ſubjektiven nicht weniger entſpricht, als wenn ſie mit dieſer gleichzeitig und nicht erſt ungezählte Jahrtauſende hinterher eingetreten wäre.

Alſo von dem hier betretenen Standpunkt, welcher der der Metaphyſik iſt, aus geſehn, erſcheint jene mit ſo vielem Aufwande von Mühe und Scharfſinn erlangte phyſiſche Erklärung der Welt als ungenügend, ja, als oberflächlich, und wird gewiſſermaaßen zur bloßen Scheinerklärung; weil ſie in einer Zurückführung auf unbekannte Größen, auf qualitates occultas, beſteht. Sie iſt einer bloßen Flächenkraft, die nicht ins Innere dringt, dergleichen die Elektricität iſt, zu vergleichen; ja, ſogar dem Papiergelde, welches nur relativ, unter Vorausſetzung eines andern, Werth hat. Ich verweiſe hier auf die ausführlichere Darlegung dieſes Verhältniſſes in meinem Hauptwerke, Bd. 2, Kap. 17, S. 173 fg. (3. Aufl. 191 fg.). Platte Empiriker giebt es in Deutſchland, die ihr Publikum glauben machen wollen, es gäbe überhaupt nichts als die Natur und ihre Geſetze. Das geht nicht: die Natur iſt kein Ding an ſich, und ihre Geſetze ſind keine abſolute.

Reihet man, in Gedanken, die Kant-Laplace'ſche Kosmogonie, die Geologie, von Delüc an bis auf Elie de Beaumont herab, endlich auch noch die vegetabiliſche und animaliſche Urerzeugung mit dem Kommentar ihrer Folgen, nämlich Botanik, Zoologie und Phyſiologie, an einander; ſo hat man eine vollſtändige Geſchichte der Natur vor ſich, indem man das Ganze des Phänomens der empiriſch gegebenen Welt im Zuſammenhange überblickt: dieſe aber macht erſt das Problem der Metaphyſik aus. Vermöchte die bloße Phyſik es zu löſen; ſo wäre es ſchon nahe daran, gelöſt zu werden. Aber das iſt ewig unmöglich; die oben erwähnten zwei Punkte, das Weſen an ſich der Naturkräfte und das Bedingtſeyn der objektiven Welt durch den Intellekt, woran ſich auch noch die a priori gewiſſe Anfangsloſigkeit ſowohl der Kauſalreihe, wie der Materie, knüpft, benehmen der Phyſik alle Selbſtſtändigkeit, oder ſind die Stengel, womit ihr Lotus auf dem Boden der Metaphyſik wurzelt.

Uebrigens würde das Verhältniß der letzten Reſultate der Geologie zu meiner Metaphyſik ſich, in der Kürze, folgendermaaßen ausdrücken laſſen. In der allererſten Periode des Erdballs, welche die dem Granit vorhergängige geweſen iſt, hat die Objektivation des Willens zum Leben ſich auf ihre unterſten Stufen beſchränkt, alſo auf die Kräfte der unorganiſchen Natur, woſelbſt

ſie nun aber ſich im allergrößten Stil und mit blindem Ungeſtüme manifeſtirte, indem die ſchon chemiſch differenzirten Urſtoffe in einen Konflikt geriethen, deſſen Schauplatz nicht die bloße Oberfläche, ſondern die ganze Maſſe des Planeten war und deſſen Erſcheinungen ſo koloſſal geweſen ſeyn müſſen, daß keine Einbildungskraft ſie zu erreichen vermag. Die, jene rieſenhaften chemiſchen Urproceſſe begleitenden Lichtentwickelungen werden von jedem Planeten unſers Syſtems aus ſichtbar geweſen ſeyn, während die dabei Statt habenden Detonationen, die jedes Ohr geſprengt haben würden, freilich nicht über die Atmoſphäre hinausgelangen konnten. Nachdem endlich dieſer Titanenkampf ausgetobt und der Granit, als Grabſtein, die Kämpfer bedeckt hatte, manifeſtirte, nach angemeſſener Pauſe und dem Zwiſchenſpiel neptuniſcher Niederſchläge, der Wille zum Leben ſich, im ſtärkſten Kontraſte dazu, auf der nächſthöheren Stufe, im ſtummen und ſtillen Leben einer bloßen Pflanzenwelt, welches ſich nun aber ebenfalls im koloſſalen Maaßſtabe darſtellte, in den himmelhohen und endloſen Wäldern, deren Ueberreſte uns, nach Myriaden von Jahren, mit einem unerſchöpflichen Vorrath von Steinkohlen verſorgen. Dieſe Pflanzenwelt dekarboniſirte nun auch allmälig die Luft, wodurch dieſe allererſt für das thieriſche Leben tauglich wurde. Bis dahin dauerte der lange und tiefe Friede dieſer thierloſen Periode und endigte zuletzt durch eine Naturrevolution, welche jenes Pflanzenparadies zerſtörte, indem ſie die Wälder begrub. Da jetzt die Luft rein geworden war, trat die dritte große Objektivationsſtufe des Willens zum Leben ein, in der Thierwelt: Fiſche und Cetaceen im Meer; aber auf dem Lande noch bloße Reptilien; dieſe jedoch koloſſal. Wieder fiel der Weltvorhang, und ſodann folgte die höhere Objektivation des Willens im Leben warmblütiger Landthiere; wiewohl ſolcher, deren genera ſogar nicht mehr exiſtiren und die meiſtens Pachydermata waren. Nach abermaliger Zerſtörung der Erdoberfläche, mit allem Lebenden darauf, entzündete endlich das Leben ſich abermals von Neuem, indem jetzt der Wille zu demſelben ſich in einer Thierwelt objektivirte, die viel zahlreichere und mannigfaltigere Geſtalten darbot und deren species zwar nicht mehr, wohl aber noch die genera vorhanden ſind. Dieſe durch ſolche Vielheit und Verſchiedenheit der Geſtalten vollkommener gewordene Objektivation des

Willens zum Leben ſteigerte ſich bereits bis zum Affen. Allein auch dieſe, unſre letzte Vorwelt mußte untergehn, um, auf erneuertem Boden, der gegenwärtigen Bevölkerung Platz zu machen, in der die Objektivation die Stufe der Menſchheit erreicht hat. Eine intereſſante Nebenbetrachtung hiebei iſt es, ſich zu vergegenwärtigen, wie jeder der die zahlloſen Sonnen im Raum umkreiſenden Planeten, wenn auch noch im chemiſchen Stadio, wo er der Schauplatz des ſchrecklichen Kampfes der roheſten Potenzen iſt, oder in den ſtillen Zwiſchenpauſen ſich befindet, doch ſchon in ſeinem Innern die geheimnißvollen Kräfte birgt, aus denen einſt die Pflanzen- und Thierwelt, in der unerſchöpflichen Mannigfaltigkeit ihrer Geſtalten, hervorgehn werden, und zu denen jener Kampf nur das Vorſpiel iſt, indem er ihnen den Schauplatz vorbereitet und die Bedingungen ihres Auftretens ihnen zurechtlegt. Ja, man kann kaum umhin, anzunehmen, daß es das Selbe iſt, was in jenen Feuer- und Waſſerfluthen tobt und ſpäter jene Flora und Fauna beleben wird. Die Erreichung der letzten Stufe nun aber, der Menſchheit, muß, meines Erachtens, die letzte ſeyn; weil auf ihr bereits die Möglichkeit der Verneinung des Willens, alſo der Umkehr von dem ganzen Treiben, eingetreten iſt; wodurch alsdann dieſe divina commedia ihr Ende erreicht. Wenn demnach auch keine phyſikaliſche Gründe den Nichteintritt einer abermaligen Weltkataſtrophe verbürgen; ſo ſteht einer ſolchen doch ein moraliſcher Grund entgegen, nämlich dieſer, daß ſie jetzt zwecklos ſeyn würde, indem das innere Weſen der Welt jetzt keiner höheren Objektivation zur Möglichkeit ſeiner Erlöſung daraus bedarf. Das Moraliſche iſt aber der Kern, oder der Grundbaß, der Sache; ſo wenig bloße Phyſiker dies begreifen mögen.

§. 88.

Um den Werth des von Newton jedenfalls zur Vollendung und Gewißheit erhobenen Gravitationsſyſtems in ſeiner Größe zu ſchätzen, muß man ſich zurückrufen, in welcher Verlegenheit, hinſichtlich des Urſprunges der Bewegung der Weltkörper, die Denker ſich ſeit Jahrtauſenden befanden. Ariſtoteles ließ die Welt aus eingeſchachtelten durchſichtigen Sphären zuſammengeſetzt ſeyn, deren äußerſte die Fixſterne trug, und die ſol-

genden jede einen Planeten, die letzte den Mond; der Kern der Maſchine war die Erde. Welche Kraft nun dieſe Leier unabläſſig drehe, war die Frage, auf die er nichts zu ſagen wußte, als daß irgendwo ein πρωτον κινουν ſeyn müſſe; — welche Antwort man nachher ſo gütig geweſen iſt, ihm zum Theismus auszulegen; während er keinen Gott Schöpfer, vielmehr Ewigkeit der Welt und bloß eine erſte Bewegungskraft lehrt, zu ſeiner Weltenleier. Aber ſogar, nachdem Kopernikus an die Stelle jener fabelhaften die richtige Konſtruktion der Weltmaſchine geſetzt und auch, nachdem Kepler die Geſetze ihrer Bewegung entdeckt hatte, beſtand noch immer die alte Verlegenheit hinſichtlich der bewegenden Kraft. Schon Ariſtoteles hatte den einzelnen Sphären ebenſo viele Götter vorgeſetzt, zur Lenkung. Die Scholaſtiker hatten dieſe Lenkung gewiſſen ſogenannten Intelligenzen, welches bloß ein vornehmeres Wort für die lieben Engel iſt, übertragen, deren jede nun ihren Planeten kutſchirte. Später wußten freier Denkende, wie Jordanus Brunus und Vanini*), doch auch nichts Beſſeres, als die Planeten ſelbſt zu einer Art lebender, göttlicher Weſen zu machen. Darauf kam Karteſius, der ſtets Alles mechaniſch erklären wollte, jedoch keine andere bewegende Kraft kannte, als den Stoß. Demnach nahm er einen unſichtbaren und unfühlbaren Stoff an, der ſchichtweiſe die Sonne umkreiſte und die Planeten vorwärtsſchöbe: die Karteſiſchen Wirbel. — Wie kindiſch und plump iſt doch dies Alles und wie hoch daher das Gravitationsſyſtem zu ſchätzen, welches die bewegenden Urſachen und

*) Vanini (Amphitheatrum aeternae providentiae, Lugd. 1615, p. 211 exercit. 33) ſagt: „Cum adminiculo et ministerio Intelligentiarum orbem a Deo regi voluerit Aristoteles, de iisdem nonnulla enucleate edissere operae pretium putavi ..... Intelligentia dicta est a perfectione illa, qua ducitur in amorem primae causae etc. Earum duo sunt ordines primarii, coelestis, et supercoelestis: Coelestis officium est suum movere cujusque orbem. Supercoelestis assistit primae causae“ etc. Weiterhin werden die Intelligenzen mit den Engeln identificirt. Vorher p. 207 (exercit. 32) ſagt Vanini, daß Ariſtoteles in dieſem Sinne zu verſtehen ſei, und de admirandis naturae, Lutet. 1616, p. 20 (Dial. 4) nennt er die bewegenden Kräfte der Himmelskörper „mentes orbium motrices“ und ſagt: „Si in Christianorum scholis enutritus non essem, asseverarem, Coelum esse animal, quod a propria forma, quae anima est, movetur“, etc. Der Herausg.

die in ihnen thätigen Kräfte unleugbar nachgewieſen hat, und dies mit ſolcher Sicherheit und Genauigkeit, daß auch die kleinſte Abweichung und Unregelmäßigkeit, Beſchleunigung und Verlangſamung im Lauf eines Planeten oder Trabanten ſich aus ihrer nächſten Urſache vollkommen erklären und genau berechnen läßt.

Demnach iſt der Grundgedanke, die uns unmittelbar nur als Schwere bekannte Gravitation zum Zuſammenhaltenden des Planetenſyſtems zu machen, ein, durch die Wichtigkeit der ſich daran knüpfenden Folgen, ſo höchſt bedeutender, daß die Nachforſchung nach ſeinem Urſprunge nicht als irrelevant beſeitigt zu werden verdient: zumal wir uns beſtreben ſollten, wenigſtens als Nachwelt gerecht zu ſeyn, da wir als Mitwelt es ſo ſelten vermögen.

Daß, als Neuton 1686 ſeine principia veröffentlichte, Robert Hooke ein lautes Geſchrei über ſeine Priorität des Grundgedankens erhob, iſt bekannt; wie auch, daß ſeine und Anderer bittere Klagen dem Neuton das Verſprechen abnöthigten, in der erſten vollſtändigen Ausgabe der principia, 1687, ihrer zu erwähnen, was er denn auch in einem Scholion zu P. I. prop. 4, corol. 6, mit möglichſter Wortkargheit gethan hat, nämlich in parenthesi: „ut seorsum collegerunt etiam nostrates Wrennus, Hookius et Hallaeus.“

Daß Hooke ſchon im Jahre 1666 das Weſentliche des Gravitationsſyſtems, wiewohl nur als Hypotheſe, in einer communication to the Royal society ausgeſprochen hatte, erſehn wir aus der Hauptſtelle derſelben, welche, in Hooke's eigenen Worten, abgedruckt iſt in Dugald Stewart's philosophy of the human mind, Vol. 2, p. 434. — In der Quarterly review vom Auguſt 1828 ſteht eine recht artige konciſe Geſchichte der Aſtronomie, welche Hooke's Priorität als ausgemachte Sache behandelt.

In der beinahe hundert Bände befaſſenden Biographie universelle par Michaud ſcheint der Artikel Neuton eine Ueberſetzung aus der Biographia Britannica zu ſeyn, auf welche er ſich beruft. Er enthält die Darſtellung des Weltſyſtems aus dem Gravitationsgeſetz, wörtlich und ausführlich, nach Robert Hooke's an attempt to prove the motion of the earth from observations, Lond. 1674, 4. — Ferner ſagt der Artikel, der

Grundgedanke, daß die Schwere ſich auf alle Weltkörper erſtrecke, finde ſich ſchon ausgeſprochen in Borelli theoria motus planetarum e causis physicis deducta. Flor. 1666. Endlich giebt er noch die lange Antwort Newton's auf Hooke's oben erwähnte Reklamation der Priorität der Entdeckung. — Die zum Ekel wiederholte Apfelgeſchichte hingegen iſt ohne Auktorität. Sie findet ſich zuerſt als eine bekannte Thatſache erwähnt in Turnor's history of Grantham, p. 160. Pemberton, der noch den Newton, wiewohl in hohem und ſtumpfem Alter, gekannt hat, erzählt zwar, in der Vorrede zu ſeiner view of Newton's philosophy, der Gedanke ſei demſelben zuerſt in einem Garten gekommen, ſagt aber nichts vom Apfel: dieſer wurde nachher ein plauſibler Zuſatz. Voltaire will ihn von Newton's Nichte mündlich erfahren haben; was denn wahrſcheinlich die Quelle der Geſchichte iſt. Siehe Voltaire Éléments de philos. de Neuton, P. II. ch. 3. Eine Note zu Byrons Don Juan, canto X, st. 1. (S. Works of Byron, 1850, pag. 704, note 1) ſagt: The celebrated apple tree, the fall of one of the apples of which is said to have turned the attention of Newton to the subject of gravity, was destroyed by wind about four years ago. The anecdote of the falling apple is mentioned neither by Dr. Stukeley nor by Mr. Conduit, so, as I have not been able to find any authority for it whatever, I did not feel myself at liberty to use it. — Brewster's Life of Newton, p. 344.

Zu allen dieſen, der Annahme, daß der große Gedanke der allgemeinen Gravitation ein Bruder der grundfalſchen homogenen Lichter-Theorie ſei, widerſprechenden Auktoritäten habe ich nun noch ein Argument zu fügen, welches zwar nur pſychologiſch iſt, aber für Den, der die menſchliche Natur auch von der intellektuellen Seite kennt, viel Gewicht haben wird.

Es iſt eine bekannte und unbeſtrittene Thatſache, daß Neuton, ſehr frühe, angeblich ſchon 1666, möge es nun aus eigenen, oder aus fremden Mitteln geweſen ſeyn, das Gravitationsſyſtem aufgefaßt hatte und nun, durch Anwendung deſſelben auf den Mondlauf, es zu verifiziren verſuchte; daß er jedoch, weil das Ergebniß nicht genau zur Hypotheſe ſtimmte, dieſe wieder fallen gelaſſen und ſich der Sache auf viele Jahre entſchlagen hat.

Eben ſo bekannt iſt der Urſprung jener ihn davon zurückſchreckenden Diskrepanz: ſie war nämlich bloß daraus entſtanden, daß Neuton den Abſtand des Mondes von uns um beinah $^1/_7$ zu klein annahm, und Dieſes wieder, weil derſelbe zunächſt nur in Erdhalbmeſſern ausgerechnet werden kann, der Erdhalbmeſſer nun wieder aus der Größe der Grade des Erdumkreiſes berechnet wird, dieſe letzteren allein aber unmittelbar gemeſſen werden. Neuton nahm nun, bloß nach der gemeinen geographiſchen Beſtimmung, in runder Zahl, den Grad zu 60 Engliſchen Meilen an, während er in Wahrheit $69\,^1/_2$ hat. Hievon war die Folge, daß der Mondlauf zur Hypotheſe der Gravitation, als einer Kraft, die nach dem Quadrat der Entfernung abnimmt, nicht ſtimmte. Darum alſo gab Neuton die Hypotheſe auf und entſchlug ſich derſelben. Erſt etwan 16 Jahre ſpäter, nämlich 1682, erfuhr er zufällig das Reſultat der bereits ſeit einigen Jahren vollendeten Gradmeſſung des Franzoſen Picard, wonach der Grad beinahe $^1/_7$ größer war, als er ihn ehemals angenommen hatte. Ohne Dies für beſonders wichtig zu halten, notirte er es ſich, in der Akademie, woſelbſt es ihm aus einem Briefe mitgetheilt worden, und hörte ſodann, ohne dadurch zerſtreut zu ſeyn, dem Vortrage daſelbſt aufmerkſam zu. Erſt hinterher fiel ihm die alte Hypotheſe ein: er nahm ſeine Rechnungen darüber wieder vor und fand jetzt den Thatbeſtand genau derſelben entſprechend, worüber er bekanntlich in große Ekſtaſe gerieth.

Jetzt frage ich Jeden, der ſelbſt Vater iſt, der ſelbſt Hypotheſen erzeugt, genährt und gepflegt hat: geht man ſo mit ſeinen Kindern um? ſtößt man ſie, wenn nicht Alles gleich klappen will, ſofort unbarmherzig aus dem Hauſe, ſchlägt die Thüre zu und frägt in 16 Jahren nicht mehr nach ihnen? wird man nicht vielmehr in einem Fall obiger Art, ehe man das ſo bittere „es iſt nichts damit" ausſpricht, vorher noch überall, und müßte es bei Gott Vater in der Schöpfung ſeyn, einen Fehler vermuthen, eher als in ſeinem theuern, ſelbſterzeugten und gepflegten Kinde? — und nun gar hier, wo der Verdacht ſeine richtige Stelle ſo leicht hätte finden können, nämlich in dem (neben einem viſirten Winkel) alleinigen empiriſchen Dato, welches der Rechnung zum Grunde lag, und deſſen Unſicherheit ſo bekannt war, daß die Franzoſen ihre Gradmeſſungen ſchon ſeit 1669

betrieben, welches ſchwierige Datum Neuton aber ſo ganz obenhin, nach der gemeinen Angabe, in Engliſchen Meilen, angenommen hatte. Und ſo verführe man mit einer wahren und welterklärenden Hypotheſe? Nimmermehr, wenn ſie eine eigene iſt! — Hingegen mit wem man ſo umgeht, weiß ich auch zu ſagen: mit fremden, ungern ins Haus gelaſſenen Kindern, auf welche man, (am Arm ſeiner eigenen, unfruchtbaren Gemahlin, die nur Ein Mal, und zwar ein Monſtrum, geboren) ſcheel und mißgünſtig hinſieht und ſie, eben nur von Amts wegen, zur Prüfung zuläßt, ſchon hoffend, daß ſie nicht beſtehn werden, ſobald aber ſich Dieſes beſtätigt, ſie mit Hohngelächter aus dem Hauſe jagt.

Dieſes Argument iſt, wenigſtens bei mir, von ſo vielem Gewicht, daß ich darin eine vollkommene Beglaubigung der Angaben erkenne, welche den Grundgedanken der Gravitation dem Hooke zuſchreiben und nur die Verifikation deſſelben durch Berechnungen dem Neuton laſſen; wonach es dem armen Hooke ergangen iſt, wie dem Kolumbus: es heißt „Amerika", und es heißt „das Neutoniſche Gravitationsſyſtem". —

Was übrigens das oben berührte ſiebenfarbige Monſtrum betrifft; ſo könnte, daß es 40 Jahre nach Erſcheinung der Goethe'ſchen Farbenlehre noch in vollem Anſehn ſteht und die alte Litanei vom foramen exiguum und den 7 Farben, aller Augenfälligkeit zum Trotz, noch immer abgeſungen wird, mich allerdings irre machen; — hätte ich nicht ſchon längſt mich gewöhnt, das Urtheil der Zeitgenoſſen den Imponderabilien beizuzählen. Daher alſo ſehe ich darin nur einen Beweis der trübſäligen und beklagenswerthen Beſchaffenheit einerſeits der Phyſiker von Profeſſion und andrerſeits des ſogenannten gebildeten Publikums, welches, ſtatt zu prüfen was ein großer Mann geſagt hat, jenen Sündern gläubig nachredet, Goethe's Farbenlehre ſei ein mißlungener, unberufener Verſuch, eine zu vergeſſende Schwachheit.

§. 89.

Die handgreifliche Thatſache der foſſilen Muſcheln, welche ſchon dem Eleaten Xenophanes bekannt war und von ihm, im Allgemeinen, auch richtig ausgelegt wurde, wird von Voltaire beſtritten, geleugnet, ja, für eine Chimäre erklärt. (Man ſehe

Brandis, comment. Eleaticae, p. 50 und Voltaire, dict. phil. art. coquille.) So groß nämlich war ſein Widerwille, irgend etwas gelten zu laſſen, was zu einer Beſtätigung der Moſaiſchen Berichte, in dieſem Falle der Sündfluth, auch nur verdreht werden könnte. Ein warnendes Beiſpiel, wie ſehr uns der Eifer irre führen kann, wenn wir Partei ergriffen haben.

§. 90 a.

Eine vollkommene Verſteinerung iſt eine totale chemiſche Veränderung, ohne alle mechaniſche.

§. 90 b.

Wenn ich, um einen Blick in die Inkunabeln des Erdballs zu genießen, den friſchen Bruch eines Stückes Granit betrachte, will es mir gar nicht in den Sinn, daß dieſes Urgeſtein irgendwie durch Fuſion und Kryſtalliſation, auf dem trockenen Wege, entſtanden ſeyn ſollte, auch nicht durch Sublimation, aber auch eben ſo wenig durch Niederſchlag; ſondern mir dünkt, es müſſe durch einen chemiſchen Proceß ganz anderer Art, der jetzt nicht mehr vorkommt, entſtanden ſeyn. Am beſten entſpricht meinem Begriff der Sache der einer ſchnellen und ſimultanen Verbrennung einer Miſchung von Metalloiden, vereint mit der ſogleich wirkenden Wahlverwandtſchaft der Produkte jener Verbrennung. Ob man wohl je verſucht hat, Silicium, Aluminium u. ſ. f., in dem Verhältniſſe, wie ſie die Radikale der Erden der drei Beſtandtheile des Granits ausmachen, zuſammenzumiſchen und dann, unter Waſſer, oder an der Luft, ſchnell verbrennen zu laſſen? —

Unter den dem bloßen Auge ſichtbaren Beiſpielen der generatio aequivoca iſt das alltäglichſte das Hervorſchießen von Pilzen überall wo ein vegetabiliſcher abgeſtorbener Körper, ſei es Stamm, Aſt oder Wurzel, fault; und zwar an keinem andern Fleck als da, dann aber, in der Regel nicht vereinzelt, ſondern gleich haufenweiſe; — ſo daß augenſcheinlich nicht ein vom blinden Zufall hier oder dort hingeworfenes Saamenkorn (Spora) die Stelle beſtimmt hat, ſondern der daſelbſt faulende Körper, welcher dem allgegenwärtigen Willen zum Leben einen geeigneten Stoff darbot, den dieſer ſogleich ergreift. — Daß eben dieſe

Pilze ſich nachmals durch Sporen fortpflanzen, ſpricht nicht dagegen: denn es gilt von allen belebten Weſen, als welche Saamen haben, und doch einſt ohne Saamen entſtanden ſeyn müſſen.

§. 91.

Die Vergleichung der Flußfiſche in ſehr weit von einander entfernten Ländern legt vielleicht das deutlichſte Zeugniß ab von der urſprünglichen Schöpferkraft der Natur, welche ſie überall, wo Ort und Umſtände ähnlich ſind, auch auf ähnliche Weiſe ausgeübt hat. Bei ungefährer Gleichheit der geographiſchen Breite, der topographiſchen Höhe, endlich auch der Größe und Tiefe der Ströme wird man, ſelbſt an den von einander entlegenſten Orten, entweder ganz die ſelben, oder doch ſehr ähnliche Fiſchſpecies finden. Man denke nur an die Forellen in den Bächen faſt aller Gebirge. Die Muthmaaßung abſichtlicher Einführung fällt bei dieſen Thieren meiſtens ganz weg. Die Verbreitung durch Vögel, die den Laich fräßen, aber nicht verdaueten, reicht bei großen Entfernungen nicht aus: denn in kürzerer Zeit, als ihre Reiſe, wird ihr Verdauungsproceß vollbracht. Auch möchte ich wiſſen, ob es mit dem Nichtverdauen, alſo einem zweckwidrigen Freſſen auch ſeine Richtigkeit habe; da wir doch den Kaviar ſehr gut verdauen, Kropf und Magen der Vögel aber ſogar auf Verdauung harter Körner eingerichtet ſind. — Will man den Urſprung der Flußfiſche zurückverlegen auf die letzte große allgemeine Ueberſchwemmung; ſo vergißt man, daß dieſe aus See- und nicht aus Flußwaſſer beſtand.

§. 92.

Wir verſtehn das Anſchießen kubiſcher Kryſtalle aus dem Salzwaſſer nicht beſſer, als das des Hühnchens aus der Flüſſigkeit im Ei: und zwiſchen dieſem wiederum und der generatio aequivoca wollte Delamark keinen weſentlichen Unterſchied finden. Jedoch iſt ein ſolcher vorhanden: da nämlich aus jedem Ei nur eine beſtimmte Species hervorgeht; ſo iſt Dies generatio univoca (ἐξ ὁμωνυμου· Arist. metaph. Z, 25). Hiegegen ließe ſich wieder einwenden, daß jede genau beſtimmte Infuſion auch nur eine beſtimmte Art mikroſkopiſcher Thiere zu erzeugen pflege.

§. 93.

Bei den allerschwierigsten Problemen, an deren Lösung beinahe verzweifelt wird, müssen wir die wenigen und geringen Data, welche wir haben, zum möglichsten Vortheil benutzen, um, durch Kombination derselben, doch etwas herauszubringen.

In der „Chronik der Seuchen" von Schnurrer, 1825, finden wir, daß, nachdem im 14. Jahrhundert der schwarze Tod ganz Europa, einen großen Theil Asiens und auch Afrika's entvölkert hatte, gleich darauf eine ganz außerordentliche Fruchtbarkeit des Menschengeschlechtes eingetreten und namentlich die Zwillingsgeburten sehr häufig geworden seien. In Uebereinstimmung hiemit lehrt Casper („Ueber die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen", 1835), auf vielfach wiederholte Erfahrungen im Großen gestützt, daß, in der gegebenen Bevölkerung eines Distrikts, die Sterblichkeit und Lebensdauer stets gleichen Schritt hält mit der Zahl der Zeugungen in derselben; so daß die Sterbefälle und die Geburten allemal und allerorten sich in gleichem Verhältniß vermehren und vermindern, welches er, durch aufgehäufte Belege aus vielen Ländern und ihren verschiedenen Provinzen, außer Zweifel setzt. Nur irrt er darin, daß er durchgängig Ursach und Wirkung verwechselt, indem er die Vermehrung der Geburten für die Ursache der Vermehrung der Todesfälle hält; nach meiner Ueberzeugung hingegen und in Uebereinstimmung mit dem von Schnurrer beigebrachten Phänomen, welches ihm nicht bekannt zu seyn scheint, umgekehrt, die Vermehrung der Sterbefälle es ist, welche die Vermehrung der Geburten, nicht durch physischen Einfluß, sondern durch einen metaphysischen Zusammenhang nach sich zieht; wie ich dieses schon erörtert habe im 2. Bande meines Hauptwerks, Kap. 41, S. 507 (3. Aufl. 577). Also hängt, im Ganzen genommen, die Zahl der Geburten ab von der Zahl der Sterbefälle.

Hienach wäre es ein Naturgesetz, daß die prolifike Kraft des Menschengeschlechts, welche nur eine besondere Gestalt der Zeugungskraft der Natur überhaupt ist, durch eine ihr antagonistische Ursache erhöht wird, also mit dem Widerstande wächst; — daher man, mutatis mutandis, dieses Gesetz dem Mariottischen subsumiren könnte, daß mit der Kompression der Widerstand ins Unendliche zunimmt. Nehmen wir nun an, jene, der proli-

ſiken Kraft antagoniſtiſche Urſache träte ein Mal, durch Verheerungen, mittelſt Seuchen, Naturrevolutionen u. ſ. w., in einer noch nie dageweſenen Größe und Wirkſamkeit auf; ſo müßte nachher auch wieder die prolifike Kraft auf eine bis jetzt ganz unerhörte Höhe ſteigen. Gehn wir endlich in jener Verſtärkung der antagoniſtiſchen Urſache bis zum äußerſten Punkt, alſo der gänzlichen Ausrottung des Menſchengeſchlechts; ſo wird auch die ſo eingezwängte prolifike Kraft eine dem Druck angemeſſene Gewalt erlangen, mithin zu einer Anſtrengung gebracht werden, die das jetzt unmöglich Scheinende leiſtet, nämlich, da ihr die generatio univoca, d. h. die Geburt des Gleichen vom Gleichen, verſperrt wäre, ſich dann auf die generatio aequivoca werfen. Dieſe jedoch läßt ſich auf den obern Stufen des Thierreichs nicht mehr ſo denken, wie ſie auf den allerunterſten ſich uns darſtellt: nimmermehr kann die Geſtalt des Löwen, des Wolfes, des Elephanten, des Affen, oder gar des Menſchen, nach Art der Infuſionsthierchen, der Entozoen und Epizoen entſtanden ſeyn und etwan geradezu ſich erhoben haben aus zuſammengerinnendem, ſonnebebrüteten Meeresſchlamm, oder Schleim, oder aus faulender organiſcher Maſſe; ſondern ihre Entſtehung kann nur gedacht werden als generatio in utero heterogeneo, folglich ſo, daß aus dem Uterus, oder vielmehr dem Ei, eines beſonders begünſtigten thieriſchen Paares, nachdem die durch irgend etwas gehemmte Lebenskraft ſeiner Species gerade in ihm ſich angehäuft und abnorm erhöht hatte, nunmehr ein Mal, zur glücklichen Stunde, beim rechten Stande der Planeten und dem Zuſammentreffen aller günſtigen atmoſphäriſchen, telluriſchen und aſtraliſchen Einflüſſe, ausnahmsweiſe nicht mehr ſeines Gleichen, ſondern die ihm zunächſt verwandte, jedoch eine Stufe höher ſtehende Geſtalt hervorgegangen wäre; ſo daß dieſes Paar, dieſes Mal, nicht ein bloßes Individuum, ſondern eine Species erzeugt hätte. Vorgänge dieſer Art konnten natürlich erſt eintreten, nachdem die allerunterſten Thiere ſich, durch die gewöhnliche generatio aequivoca, aus organiſcher Fäulniß, oder aus dem Zellengewebe lebender Pflanzen ans Licht emporgearbeitet hatten, als erſte Vorboten und Quartiermacher der kommenden Thiergeſchlechter. Ein ſolcher Hergang muß eingetreten ſeyn nach jeder jener großen Erdrevolutionen, welche ſchon wenigſtens dreimal alles

Leben auf dem Planeten völlig ausgelöſcht haben, ſo daß es ſich von Neuem zu entzünden hatte, wonach es jedes Mal in vollkommeneren, d. h. der jetzigen Fauna näher ſtehenden Geſtalten aufgetreten iſt. Aber erſt in der, nach der letzten großen Kataſtrophe der Erdoberfläche auftretenden Thierreihe hat jener Hergang ſich bis zur Entſtehung des Menſchengeſchlechtes geſteigert, nachdem er ſchon nach der vorletzten es bis zum Affen gebracht hatte. Die Batrachier führen vor unſern Augen ein Fiſchleben, ehe ſie ihre eigene, vollkommene Geſtalt annehmen, und nach einer jetzt ziemlich allgemein anerkannten Bemerkung, durchgeht eben ſo jeder Fötus ſucceſſive die Formen der unter ſeiner Species ſtehenden Klaſſen, bis er zur eigenen gelangt. Warum ſollte nun nicht jede neue und höhere Art dadurch entſtanden ſeyn, daß dieſe Steigerung der Fötusform ein Mal noch über die Form der ihn tragenden Mutter um eine Stufe hinausgegangen iſt? — Es iſt die einzige rationelle, d. h. vernünftigerweiſe denkbare Entſtehungsart der Species, die ſich erſinnen läßt.

Wir haben aber dieſe Steigerung uns zu denken nicht als in einer einzigen Linie, ſondern in mehreren nebeneinander aufſteigenden. So z. B. iſt ein Mal aus dem Ei eines Fiſches ein Ophidier, ein ander Mal aus dieſes ſeinem ein Saurier, zugleich aber aus dem eines andern Fiſches ein Batrachier, dann aber aus dieſes ſeinem ein Chelonier hervorgegangen, aus dem eines dritten ein Cetacee, etwan ein Delphin, ſpäter wieder hat ein Cetacee eine Phoka geboren und endlich einmal eine Phoka das Wallroß; und vielleicht iſt aus dem Ei der Ente das Schnabelthier und aus dem eines Straußen irgend ein größeres Säugethier entſtanden. Ueberhaupt muß der Vorgang in vielen Ländern der Erde zugleich und in gegenſeitiger Unabhängigkeit Statt gefunden haben, überall jedoch in ſogleich beſtimmten, deutlichen Stufen, deren jede eine feſte, bleibende Species gab; nicht aber in allmäligen, verwiſchten Uebergängen; alſo nicht nach Analogie eines von der untern Oktave bis zur oberſten allmälig ſteigenden, folglich heulenden Tones, ſondern nach der einer in beſtimmten Abſätzen aufſteigenden Tonleiter. Wir wollen es uns nicht verhehlen, daß wir danach die erſten Menſchen uns zu denken hätten als in Aſien vom Pongo (deſſen Junges Orang-Utan heißt) und in Afrika vom Schimpanſee geboren, wiewohl nicht

als Affen, ſondern ſogleich als Menſchen. Merkwürdig iſt es, daß dieſen Urſprung ſogar ein Buddhaiſtiſcher Mythos lehrt, der zu finden iſt in J. J. Schmidt's „Forſchungen über die Mongolen und Tibeter", S. 210—214, wie auch in Klaproth's Fragments Bouddhiques im nouveau Journal asiatique, 1831, Mars, desgleichen in Köppens „Die Lamaiſche Hierarchie", S. 45.

Den hier ausgeführten Gedanken einer generatio aequivoca in utero heterogeneo hat zuerſt der anonyme Verfaſſer der Vestiges of the natural history of Creation (6th edition, 1847) aufgeſtellt, wiewohl keineswegs mit gehöriger Deutlichkeit und Beſtimmtheit; weil er ihn eng verwebt hat mit unhaltbaren Annahmen und großen Irrthümern; welches im letzten Grunde daraus entſpringt, daß bei ihm, als Engländern, jede die bloße Phyſik überſchreitende, alſo metaphyſiſche Annahme ſogleich zuſammenfällt mit dem Hebräiſchen Theismus, welchen eben vermeiden wollend er dann das Gebiet der Phyſik ungebührlich ausdehnt. So ein Engländer, in ſeiner Verwahrloſung und völligen Rohheit hinſichtlich aller ſpekulativen Philoſophie, oder Metaphyſik, iſt eben gar keiner geiſtigen Auffaſſung der Natur fähig: er kennt daher kein Mittleres zwiſchen einer Auffaſſung ihres Wirkens, als nach ſtrenger, wo möglich mechaniſcher Geſetzmäßigkeit vor ſich gehend, oder aber als das vorher wohlüberlegte Kunſtfabrikat des Hebräergottes, den er ſeinen maker nennt. — Die Pfaffen, die Pfaffen in England haben es zu verantworten, dieſe verſchmitzteſten aller Obſkuranten. Sie haben die Köpfe daſelbſt ſo zugerichtet, daß ſogar in den kenntnißreichſten und aufgeklärteſten derſelben das Grundgedankenſyſtem ein Gemiſch von kraſſeſtem Materialismus mit plumpeſter Judenſuperſtition iſt, die darin, wie Eſſig und Oel, durch einander gerüttelt werden, und ſehn mögen, wie ſie ſich vertragen, und daß, in Folge der Oxforder Erziehung, Mylords und Gentlemen in der Hauptſache zum Pöbel gehören. Aber es wird nicht beſſer werden, ſo lange noch die orthodoxen Ochſen in Oxford die Erziehung der gebildeten Stände vollenden. Auf demſelben Standpunkt finden wir noch im Jahre 1859 den Amerikaniſirten Franzoſen Agaſſiz, in ſeinem Essay on classification. Auch er ſteht noch vor derſelben Alternative, daß die organiſche Welt entweder das Werk des reinſten Zufalls ſei, der

ſie, als ein Naturſpiel phyſikaliſcher und chemiſcher Kräfte, zuſammengewürfelt hätte; oder aber ein am Lichte der Erkenntniß (dieſer functio animalis) nach vorhergegangener Ueberlegung und Berechnung klug verfertigtes Kunſtwerk. Eines iſt ſo falſch wie das andere, und Beides beruht auf einem naiven Realismus, der aber 80 Jahre nach Kants Auftreten geradezu ſchimpflich iſt. Agaſſiz alſo philoſophirt über die Entſtehung der organiſchen Weſen, wie ein Amerikaniſcher Schuſter. Wenn die Herren nichts weiter gelernt haben und lernen wollen, als ihre Naturwiſſenſchaft; ſo müſſen ſie in ihren Schriften keinen Schritt über dieſe hinausgehn, ſondern strictissime bei ihrer Empirie bleiben, damit ſie ſich nicht, wie der Herr Agaſſiz, proſtituiren und zum Spott machen dadurch, daß ſie vom Urſprung der Natur reden, wie die alten Weiber.

Eine Folgerung nach der andern Seite aus jenem von Schnurrer und Casper aufgeſtellten Geſetze wäre nun dieſe. Es iſt offenbar, daß in dem Maaße, als es uns gelänge, durch richtigſte und ſorgfältigſte Benutzung aller Naturkräfte und jedes Landſtriches, das Elend der unterſten Volksklaſſen zu verringern, die Zahl dieſer überaus treffend ſo genannten Proletarier zunehmen und dadurch das Elend ſich immer von Neuem einſtellen würde. Denn der Geſchlechtstrieb arbeitet ſtets dem Hunger in die Hände; wie dieſer, wann er befriedigt iſt, dem Geſchlechtstrieb. Das obige Geſetz nun aber würde uns dafür bürgen, daß die Sache nicht bis zu einer eigentlichen Uebervölkerung der Erde getrieben werden könne, einem Uebel, deſſen Entſetzlichkeit die lebhafteſte Phantaſie ſich kaum auszumalen vermag. Nämlich dem in Rede ſtehenden Geſetze zufolge würde, nachdem die Erde ſo viele Menſchen erhalten hätte, als ſie zu ernähren höchſtens fähig iſt, die Fruchtbarkeit des Geſchlechts unterdeſſen bis zu dem Grade abgenommen haben, daß ſie knapp ausreichte, die Sterbefälle zu erſetzen, wonach alsdann jede zufällige Vermehrung dieſer die Bevölkerung wieder unter das Maximum zurückbringen würde.

§. 94.

Auf verſchiedenen Theilen der Erde iſt unter gleichen, oder analogen, klimatiſchen, topographiſchen und atmoſphäriſchen Bedingungen das gleiche, oder analoge, Pflanzen- und Thier-

geſchlecht entſtanden. Daher ſind einige Species einander ſehr ähnlich, ohne jedoch identiſch zu ſeyn, (und dies iſt der eigentliche Begriff des Genus), und zerfallen manche in Raſſen und Varietäten, die nicht aus einander entſtanden ſeyn können, wiewohl die Species dieſelbe bleibt. Denn Einheit der Species implicirt keineswegs Einheit des Urſprungs und Abſtammung von einem einzigen Paar. Dieſe iſt überhaupt eine abſurde Annahme. Wer wird glauben, daß alle Eichen von einer einzigen erſten Eiche, alle Mäuſe von einem erſten Mäuſepaar, alle Wölfe vom erſten Wolfe abſtammen? Sondern die Natur wiederholt, unter gleichen Umſtänden, aber an verſchiedenen Orten, denſelben Proceß und iſt viel zu vorſichtig, als daß ſie die Exiſtenz einer Species, zumal der obern Geſchlechter, ganz prekär ſeyn ließe, indem ſie dieſelbe auf eine einzige Karte ſtellte und dadurch ihr ſchwer gelungenes Werk tauſend Zufällen Preis gäbe. Vielmehr weiß ſie was ſie will, will es entſchieden, und demgemäß geht ſie zu Werke. Die Gelegenheit aber iſt nie eine ganz einzige und alleinige.

So wenig nun der nie abgerichtete afrikaniſche Elephant, deſſen Ohren, ſehr breit und lang, den Nacken bedecken, und deſſen Weibchen ebenfalls Stoßzähne hat, abſtammen kann von dem ſo gelehrigen und intelligenten aſiatiſchen Elephanten, deſſen Weibchen keine Stoßzähne hat und deſſen Ohren bei Weitem nicht ſo groß ſind; — und ſo wenig der amerikaniſche Alligator vom Krokodil des Nils abſtammt, da beide ſich durch die Zähne und die Zahl der Schilder auf dem Nacken unterſcheiden; — eben ſo wenig kann der Neger von der Kaukaſiſchen Raſſe abſtammen.

Jedoch iſt das Menſchengeſchlecht höchſt wahrſcheinlich nur an drei Stellen entſtanden; weil wir nur drei beſtimmt geſonderte Typen, die auf urſprüngliche Raſſen deuten, haben: den kaukaſiſchen, den mongoliſchen und den äthiopiſchen Typus. Und zwar hat dieſe Entſtehung nur in der alten Welt Statt finden können. Denn in Auſtralien hat die Natur es zu gar keinen Affen, in Amerika aber nur zu langgeſchwänzten Meerkatzen, nicht aber zu den knrzgeſchwänzten, geſchweige zu den oberſten, den ungeſchwänzten Affengeſchlechtern bringen können, welche die letzte Stufe, vor dem Menſchen, einnehmen. Natura non facit

saltus. Ferner hat die Entſtehung des Menſchen nur zwiſchen den Wendekreiſen eintreten können; weil in den andern Zonen der neu entſtandene Menſch im erſten Winter umgekommen wäre. Denn er war, wenn auch wohl nicht ohne mütterliche Pflege, doch ohne Belehrung herangewachſen und hatte von keinen Vorfahren Kenntniſſe ererbt. Alſo mußte der Säugling der Natur zuerſt an ihrem warmen Buſen ruhen, ehe ſie ihn in die rauhe Welt hinausſchicken durfte. In den heißen Zonen nun aber iſt der Menſch ſchwarz, oder wenigſtens dunkelbraun. Dies alſo iſt, ohne Unterſchied der Raſſe, die wahre, natürliche und eigenthümliche Farbe des Menſchengeſchlechts und nie hat es eine von Natur weiße Raſſe gegeben; ja, von einer ſolchen zu reden und die Menſchen, kindiſcher Weiſe, in die weiße, gelbe und ſchwarze Raſſe einzutheilen, wie noch in allen Büchern geſchieht, zeugt von großer Befangenheit und Mangel an Nachdenken. Schon in meinem Hauptwerk, Bd. 2, Kap. 44, S. 550 (3. Aufl. 627), habe ich den Gegenſtand kurz erörtert und es ausgeſprochen, daß nie ein weißer Menſch urſprünglich aus dem Schooße der Natur hervorgegangen iſt. Nur zwiſchen den Wendekreiſen iſt der Menſch zu Hauſe, und da iſt er überall ſchwarz, oder dunkelbraun; bloß in Amerika nicht durchgängig, weil dieſer Welttheil größtentheils von bereits abgeblichenen Nationen, hauptſächlich Chineſen, bevölkert worden iſt. Inzwiſchen ſind die Wilden in den braſilianiſchen Wäldern doch ſchwarzbraun *). Erſt nachdem der Menſch außerhalb der ihm allein natürlichen, zwiſchen den Wendekreiſen gelegenen Heimath, lange Zeit hindurch ſich fortgepflanzt hat und, in Folge dieſer Vermehrung, ſein Geſchlecht ſich bis in die kälteren Zonen verbreitet, wird er hell und endlich weiß. Alſo erſt in Folge des klimatiſchen Einfluſſes der gemäßigten und kalten Zone iſt der Europäiſche Menſchenſtamm allmälig weiß geworden. Wie langſam dies geht, ſehn wir an den Zigeunern, einem Hindu-Stamm, der ſeit dem Anfange des

*) Die Wilden ſind nicht Urmenſchen, ſo wenig als die wilden Hunde in Süd-Amerika Urhunde; ſondern dieſe ſind verwilderte Hunde, und jene verwilderte Menſchen, Abkömmlinge dahin verirrter oder verſchlagener Menſchen aus einem kultivirten Stamm, deſſen Kultur unter ſich zu erhalten ſie unfähig waren.

15. Jahrhunderts in Europa nomadisirt und dessen Farbe noch ziemlich die Mitte hält zwischen der der Hindu und der unsrigen; desgleichen an den Negersklavenfamilien, welche seit 300 Jahren in Nordamerika sich fortpflanzen und bloß etwas heller geworden sind: indessen werden diese dadurch aufgehalten, daß sie doch zwischendurch mit frischen, ebenholzschwarzen Ankömmlingen sich vermischen; eine Erneuerung, welche den Zigeunern nicht zu Theil wird. Die nächste physische Ursache dieses Verbleichens des aus seiner natürlichen Heimath verbannten Menschen vermuthe ich darin, daß, im heißen Klima, Licht und Wärme auf dem rete Malpighi eine langsame, aber beständige Desoxydation der bei uns unzersetzt durch die Poren entweichenden Kohlensäure hervorbringen, welche alsdann soviel Karbon zurückläßt, als zur Färbung der Haut ausreicht: der specifische Geruch der Neger hängt wahrscheinlich damit zusammen. Daß bei weißen Völkern die untern, angestrengt arbeitenden Klassen durchängig dunkler sind, als die höhern Stände, erklärt sich daraus, daß sie mehr schwitzen, welches, in viel schwächerem Grade, dem heißen Klima analog wirkt. Demnach nun muß jedenfalls der Adam unserer Rasse schwarz gedacht werden, und lächerlich ist es, wenn Maler diesen ersten Menschen weiß, in der durch Verbleichung entstandenen Farbe, darstellen: da ferner Jehovah ihn nach seinem eigenen Bilde geschaffen hat, so ist auf Kunstwerken auch dieser schwarz darzustellen; wobei man ihm jedoch den herkömmlichen weißen Bart lassen kann; da die Dünnbärtigkeit nicht der schwarzen Farbe, sondern bloß der Aethiopischen Rasse anhängt. Sind ja doch auch die ältesten Madonnenbilder, wie man sie im Orient und auch noch in einigen alten italiänischen Kirchen antrifft, mit sammt dem Christuskinde, von schwarzer Gesichtsfarbe. In der That ist das ganze auserwählte Volk Gottes schwarz, oder doch dunkelbraun gewesen und ist noch jetzt dunkler, als wir, die wir von früher eingewanderten heidnischen Völkerschaften abstammen. Das jetzige Syrien aber ist von Mischlingen, die zum Theil aus Nordasien stammen (wie z. B. die Turkomannen), bevölkert worden. Imgleichen wird auch Buddha bisweilen schwarz dargestellt, und sogar auch Konfuzius. (S. Davis, the Chinese, Vol. 2, p. 66.) Daß die weiße Gesichtsfarbe eine Ausartung and unnatürlich sei, bezeugt der Ekel und Widerwille, den, bei

einigen Völkern des innern Afrika's, der erſte Anblick derſelben erregt hat: ſie erſcheint dieſen Völkern als eine krankhafte Verkümmerung. Einen Reiſenden in Afrika bewirtheten Negermädchen ſehr freundlich mit Milch und ſangen dazu: „armer Fremdling, wie dauerſt du uns, daß du ſo weiß biſt!“ Eine Note zu Byron's Don Juan (Canto XII, stanza 70, note) berichtet Folgendes: Major Denham says, that when he first saw European women after his travels in Afrika, they appeared to him to have unnatural sickly countenances. (Major Denham ſagt, daß als er, nach ſeinen Reiſen in Afrika, zuerſt wieder Europäiſche Weiber ſah, ſie ihm unnatürlich krankhafte Geſichter zu haben ſchienen.) — Inzwiſchen reden, nach Büffon's Vorgang (S. Flourens, Buffon. Histoire de ses traveaux et de ses idées, Paris 1844, pag. 160 fg.), die Ethnographen noch immer ganz getroſt von der weißen, der gelben, der rothen und der ſchwarzen Raſſe, indem ſie ihren Eintheilungen hauptſächlich die Farbe zum Grunde legen, während, in Wahrheit, dieſe gar nichts Weſentliches iſt und ihr Unterſchied keinen andern Urſprung hat, als die größere oder geringere, und frühere oder ſpätere Entfernung eines Stammes von der heißen Zone, als in welcher allein das Menſchengeſchlecht indigen iſt und daher außerhalb ihrer nur unter künſtlicher Pflege, indem es, wie die exotiſchen Pflanzen, im Treibhauſe überwintert, beſtehen kann, dabei aber allmälig, und zwar zunächſt in der Farbe, ausartet. Daß, nach der Abbleichung, die Farbe der mongoliſchen Raſſe etwas gelblicher ausfällt, als die der Kaukaſiſchen, kann allerdings in einem Raſſenunterſchiede begründet ſeyn. — Daß die höchſte Civiliſation und Kultur ſich, — abgeſehn von den alten Hindu und Aegyptern, — ausſchließlich bei den weißen Nationen findet und ſogar bei manchen dunkeln Völkern die herrſchende Kaſte, oder Stamm, von hellerer Farbe, als die Uebrigen, daher augenſcheinlich eingewandert iſt, — z. B. die Bramanen, die Inkas, die Herrſcher auf den Südſeeinſeln, — Dies beruht darauf, daß die Noth die Mutter der Künſte iſt; weil nämlich die früh nach Norden ausgewanderten und dort allmälig weißgebleichten Stämme daſelbſt im Kampfe mit der durch das Klima herbeigeführten, vielgeſtalteten Noth alle ihre intellektuellen Kräfte haben entwickeln und alle Künſte erfinden

und ausbilden müſſen, um die Kargheit der Natur zu kompenſiren. Daraus iſt ihre hohe Civiliſation hervorgegangen.

Wie die dunkle Farbe, ſo auch iſt dem Menſchen die vegetabiliſche Nahrung die natürliche. Aber wie jener, ſo bleibt er auch dieſer nur im tropiſchen Klima getreu. Als er ſich in die kälteren Zonen verbreitete, mußte er dem ihm unnatürlichen Klima durch eine ihm unnatürliche Nahrung entgegenwirken. Im eigentlichen Norden kann man ohne Fleiſchſpeiſe gar nicht beſtehn: man hat mir geſagt, daß ſchon in Kopenhagen eine ſechswöchentliche Gefängnißſtrafe bei Waſſer und Brod, wenn im ſtrengſten Sinn und ohne Ausnahme vollzogen, als lebensgefährlich betrachtet werde. Der Menſch iſt alſo zugleich weiß und karnivor geworden. Eben dadurch aber, wie auch durch die ſtärkere Bekleidung, hat er eine gewiſſe unreine und ekelhafte Beſchaffenheit angenommen, welche die andern Thiere, wenigſtens in ihrem Naturzuſtande, nicht haben, und der er durch beſtändige, beſondere Reinlichkeit entgegenarbeiten muß, um nicht widerwärtig zu ſeyn; daher ſolches auch nur der wohlhabenderen, bequemer lebenden Klaſſe, der deshalb im Italiäniſchen treffend benannten gente pulita, zuſteht. Eine andere Folge der ſtärkeren Bekleidung iſt, daß, während alle Thiere in ihrer natürlichen Geſtalt, Bedeckung und Farbe einhergehend, einen naturgemäßen, erfreulichen und äſthetiſchen Anblick gewähren, der Menſch, in ſeiner mannigfaltigen, oft ſehr wunderlichen und abenteuerlichen, zudem auch oft ärmlichen und lumpigen Bekleidung, unter ihnen als eine Karikatur umhergeht, eine Geſtalt, die nicht zum Ganzen paßt, nicht hinein gehört, indem ſie nicht, wie alle übrigen, das Werk der Natur, ſondern eines Schneiders iſt, und ſomit eine impertinente Unterbrechung des harmoniſchen Ganzen der Welt abgiebt. Der edele Sinn und Geſchmack der Alten ſuchte dieſen Uebelſtand dadurch zu mildern, daß die Bekleidung möglichſt leicht war und ſo geſtaltet, daß ſie nicht, eng anſchließend, mit dem Leibe zu Eins verſchmolz, ſondern als ein Fremdes aufliegend geſondert blieb und die menſchliche Geſtalt in allen Theilen möglichſt deutlich erkennen ließ. Durch den entgegengeſetzten Sinn iſt die Kleidung des Mittelalters und der neuen Zeit geſchmacklos, barbariſch und widerwärtig. Aber das Widerwärtigſte iſt die heutige Kleidung der, Damen genannten Weiber,

welche, der Geſchmackloſigkeit ihrer Urgroßmütter nachgeahmt, die möglichſt große Entſtellung der Menſchengeſtalt liefert, und dazu noch unter dem Gepäck des Reifrocks, der ihre Breite der Höhe gleich macht, eine Anhäufung unſauberer Evaporationen vermuthen läßt, wodurch ſie nicht nur häßlich und widerwärtig, ſondern auch ekelhaft ſind *).

§. 95.

Das Leben läßt ſich definiren als der Zuſtand eines Körpers, darin er, unter beſtändigem Wechſel der Materie, ſeine ihm weſentliche (ſubſtanzielle) Form allezeit behält. — Wollte man mir einwenden, daß auch ein Waſſerſtrudel, oder Waſſerfall, ſeine Form, unter ſtetem Wechſel der Materie, behält; ſo wäre zu antworten, daß bei dieſen die Form durchaus nicht weſentlich, ſondern, allgemeine Naturgeſetze befolgend, durch und durch zufällig iſt, indem ſie von äußern Umſtänden abhängt, durch deren Veränderung man auch die Form beliebig ändern kann, ohne dadurch das Weſentliche anzutaſten.

§. 96.

Das heut zu Tage Mode werdende Polemiſiren gegen die Annahme einer Lebenskraft verdient, trotz ſeiner vornehmen Mienen, nicht ſowohl falſch, als geradezu dumm genannt zu werden. Denn wer die Lebenskraft leugnet, leugnet im Grunde ſein eigenes Daſeyn, kann ſich alſo rühmen, den höchſten Gipfel der Abſurdität erreicht zu haben. Sofern aber dieſer freche Unſinn von Aerzten und Apothekern ausgegangen iſt, enthält er überdies den ſchnödeſten Undank; da die Lebenskraft es iſt, welche die Krankheiten überwältigt und die Heilungen herbeiführt, für welche jene Herren nachmals das Geld einſtreichen und quittiren. — Wenn nicht eine eigenthümliche Naturkraft, der es ſo weſentlich iſt, zweckmäßig zu verfahren, wie der

*) Eine wohl noch nicht bemerkte phyſiſche Verſchiedenheit des Menſchen von den Thieren iſt, daß das Weiße der Sclerotica beſtändig ſichtbar bleibt. Kapitän Mathew ſagt, es wäre bei den Buſchmännern, die jetzt in London gezeigt werden, nicht der Fall, ihre Augen ſeien rund und ließen nicht das Weiße ſehen. Bei Goethe war umgekehrt das Weiße auch über der Iris meiſtens ſichtbar.

Schwere weſentlich, die Körper einander zu nähern, das ganze komplicirte Getriebe des Organismus bewegt, lenkt, ordnet und in ihm ſich ſo darſtellt, wie die Schwerkraft in den Erſcheinungen des Fallens und Gravitirens, die elektriſche Kraft in allen durch die Reibmaſchine oder die Volta'ſche Säule hervorgebrachten Erſcheinungen u. ſ. f.; nun dann iſt das Leben ein falſcher Schein, eine Täuſchung, und iſt in Wahrheit jedes Weſen ein bloßes Automat, d. h. ein Spiel mechaniſcher, phyſikaliſcher und chemiſcher Kräfte, zu dieſem Phänomen zuſammengebracht entweder durch Zufall, oder durch Abſicht eines Künſtlers, dem es ſo beliebt hat. — Allerdings wirken im thieriſchen Organismus phyſikaliſche und chemiſche Kräfte: aber was dieſe zuſammenhält und lenkt, ſo daß ein zweckmäßiger Organismus daraus wird und beſteht, — das iſt die Lebenskraft: ſie beherrſcht demnach jene Kräfte und modificirt ihre Wirkung, die alſo hier nur eine untergeordnete iſt. Hingegen zu glauben, daß ſie für ſich allein einen Organismus zu Stande brächten, iſt nicht bloß falſch, ſondern, wie geſagt, dumm. — An ſich iſt jene Lebenskraft der Wille.

Man hat einen fundamentalen Unterſchied der Lebenskraft von allen andern Naturkräften darin finden wollen, daß ſie den Körper, von dem ſie ein Mal gewichen iſt, nicht wieder in Beſitz nimmt. Die Kräfte der unorganiſchen Natur weichen eigentlich nur ausnahmsweiſe von dem Körper, den ſie ein Mal beherrſchen: ſo z. B. kann der Magnetismus dem Stahl durch Glühen genommen und durch neues Magnetiſiren wiedergegeben werden. Noch entſchiedener läßt von der Elektricität das Empfangen und Verlieren ſich behaupten; obgleich man annehmen muß, daß der Körper ſie nicht ſelbſt von außen empfängt, ſondern nur die Anregung, in Folge welcher die in ihm ſchon vorhandene elektriſche Kraft jetzt in + E und — E auseinandertritt. Hingegen weicht die Schwere nie von einem Körper und eben ſo wenig ſeine chemiſche Qualität. Dieſe nämlich wird, durch Verbindung mit andern Körpern, bloß latent und iſt, nach Zerſetzung derſelben, unverſehrt wieder da. Z. B. Schwefel wird zur Schwefelſäure; dieſe zum Gips: aber durch ſucceſſive Zerſetzung Beider wird der Schwefel wieder hergeſtellt. Die Lebenskraft aber kann, nachdem ſie einen Körper verlaſſen hat,

ihn nicht wieder in Beſitz nehmen. Der Grund hievon iſt jedoch, daß ſie nicht, wie die Kräfte der unorganiſchen Natur an dem bloßen Stoff, ſondern zunächſt an der Form haftet. Ihre Thätigkeit beſteht ja eben in der Hervorbringung und Erhaltung (d. i. fortgeſetzten Hervorbringung) dieſer Form: daher nun iſt, ſobald ſie von einem Körper weicht, auch ſchon ſeine Form, wenigſtens in ihren feineren Theilen zerſtört. Nun aber hat die Hervorbringung der Form ihren regelmäßigen und ſogar planmäßigen Hergang in beſtimmter Succeſſion des Hervorzubringenden, alſo Anfang, Mittel und Fortſchritt. Daher muß die Lebenskraft, wo immer ſie von Neuem eintritt, auch ihr Gewebe von vorne anfangen, alſo ganz eigentlich ab ovo beginnen: folglich kann ſie nicht das ein Mal ſtehengelaſſene, ja ſchon im Verfall begriffene Werk wieder aufnehmen, alſo nicht gehn und kommen, wie der Magnetismus. Hierauf alſo beruht der in Rede ſtehende Unterſchied zwiſchen der Lebenskraft und andern Naturkräften.

Die Lebenskraft iſt geradezu identiſch mit dem Willen, ſo daß was im Selbſtbewußtſeyn als Wille auftritt, im bewußtloſen, organiſchen Leben jenes primum mobile deſſelben iſt, welches ſehr paſſend als Lebenskraft bezeichnet worden. Bloß aus der Analogie mit dieſer ſchließen wir, daß auch die übrigen Naturkräfte im Grunde mit dem Willen identiſch ſind, nur daß er in dieſen auf einer niedrigeren Stufe ſeiner Objektivation ſteht. Daher aus der unorganiſchen Natur die organiſche und alſo das Leben, das Erkennen und endlich das Wollen zu erklären ſuchen, heißt aus der Erſcheinung, dieſem bloßen Gehirnphänomen, das Ding an ſich ableiten wollen; es iſt wie wenn man aus dem Schatten den Körper erklären wollte.

Die Lebenskraft iſt nur eine, welche, — als Urkraft, als metaphyſiſch, als Ding an ſich, als Wille, — unermüdlich, alſo keiner Ruhe bedürftig iſt. Jedoch ihre Erſcheinungsformen, Irritabilität, Senſibilität und Reproduktivität, ermüden allerdings und bedürfen der Ruhe; eigentlich wohl nur, weil ſie allererſt mittelſt Ueberwindung der Willenserſcheinungen niedrigerer Stufen, die ein früheres Recht an die ſelbe Materie haben, den Organismus hervorbringen, erhalten und beherrſchen. Am unmittelbarſten wird Dies ſichtbar an der Irritabilität, als

welche fortwährend mit der Schwere zu kämpfen hat; daher ſie am ſchnellſten ermüdet: aber zur Raſt dient ihr auch ſchon jedes Stützen, Anlehnen, Sitzen, Liegen. Eben deshalb ſind dieſe ruhenden Lagen der ſtärkſten Anſtrengung der Senſibilität, dem Denken, günſtig; weil die Lebenskraft ſich dann ungetheilt dieſer Funktion zuwenden kann; zumal, wann ſie nicht gerade von der dritten, der Reproduktion, beſonders in Anſpruch genommen wird, wie Dies während der Verdauung der Fall iſt. Jedoch wird wohl jeder irgend ſelbſtdenkende Kopf bemerkt haben, daß das Gehn in freier Luft dem Aufſteigen eigener Gedanken ungemein günſtig iſt. Dies aber ſchreibe ich dem, durch jene Bewegung beſchleunigten Athmungsproceß zu, als welcher theils den Blutumlauf kräftigt und beſchleunigt, theils das Blut beſſer oxydirt; wodurch, erſtlich, die zwiefache Bewegung des Gehirns, nämlich die, welche jedem Athemzuge, und die, welche jedem Pulsſchlage folgt, raſcher und energiſcher, wie auch der turgor vitalis deſſelben geſpannter wird, und zweitens ein vollkommener oxydirtes und dekarboniſirtes, alſo vitaleres, arterielles Blut aus den von den Karotiden ausgehenden Verzweigungen in die ganze Subſtanz des Gehirns bringt und die innere Vitalität deſſelben erhöht. Die durch alles Dieſes herbeigeführte Belebung der Denkkraft dauert jedoch nur, ſo lange man vom Gehn durchaus nicht ermüdet. Denn beim Eintritt der leiſeſten Ermüdung nimmt die jetzt erzwungene Anſtrengung der Irritabilität die Lebenskraft in Anſpruch: dadurch ſinkt die Thätigkeit der Senſibilität, und zwar bei großer Ermüdung, bis zur Stumpfheit.

Die Senſibilität nun wieder ruht bloß im Schlafe, hält alſo eine längere Aktivität aus. Während zugleich mit ihr, Nachts, auch die Irritabilität ruht, nimmt die Lebenskraft, als welche nur unter einer ihrer drei Formen ganz und ungetheilt, daher mit voller Macht, wirken kann, durchweg die Geſtalt der Reproduktionskraft an. Darum geht die Bildung und Ernährung der Theile, namentlich die Nutrition des Gehirns, aber auch jedes Wachsthum, jeder Erſatz, jede Heilung, alſo die Wirkung der vis naturae medicatrix in allen ihren Geſtalten, beſonders aber in wohlthätigen Krankheitskriſen, hauptſächlich im Schlafe vor ſich. Dieſerwegen iſt zur anhaltenden Geſundheit, folglich auch zur langen Lebensdauer eine Hauptbedingung,

daß man ununterbrochenen feſten Schlafes konſtant genieße. Jedoch iſt es nicht wohlgethan, ihn ſo viel wie möglich zu verlängern: denn was er an Extenſion gewinnt verliert er an Intenſion, d. i. an Tiefe: gerade aber der tiefe Schlaf iſt es, in welchem die ſo eben angeführten organiſchen Lebensproceſſe am vollkommenſten vollbracht werden. Dies kann man daraus abnehmen, daß, wenn in einer Nacht der Schlaf geſtört und verkürzt worden, und nun, wie es nicht ausbleibt, der Schlaf der folgenden Nacht deſto tiefer ausfällt, man alsdann beim Erwachen ſich ganz auffallend geſtärkt und erquickt fühlt. Dieſe ſo überaus wohlthätige Tiefe des Schlafs kann durch keine Länge deſſelben erſetzt werden; ſondern gerade durch die Beſchränkung ſeiner Dauer wird ſie erlangt. Hierauf beruht die Bemerkung, daß alle die Leute, welche ein hohes Alter erreicht haben, Frühaufſteher geweſen ſind, wie auch Homers Ausſpruch ἀνὴ και πολυς ὑπνος (Od. XV, 394) *). Dieſerhalb ſoll man, wenn man am frühen Morgen von ſelbſt erwacht, nicht ſich beſtreben, wieder einzuſchlafen, ſondern, mit Goethe ſagend „Schlaf iſt Schaale, wirf ſie weg", aufſtehen. Die eben angegebene wohlthätige Wirkung des tiefen Schlafs erreicht ihren höchſten Grad im magnetiſchen, als welcher bloß der allertiefſte iſt, daher er als das Panakeion vieler Krankheiten auftritt. Wie alle Funktionen des organiſchen Lebens, ſo geht auch die Verdauung im Schlafe, wegen des Pauſirens der Gehirnthätigkeit, leichter und ſchneller vor ſich; daher ein kurzer Schlaf, von 10—15 Minuten, ½ Stunde nach der Mahlzeit, wohlthätig wirkt, und durch den Kaffee, eben weil dieſer die Verdauung beſchleunigt, befördert wird. Hingegen iſt ein längerer Schlaf nachtheilig und kann ſogar gefährlich werden; welches ich mir daraus erkläre, daß im Schlaf einerſeits die Reſpiration bedeutend langſamer und ſchwächer vor ſich geht, andrerſeits aber, ſobald die durch denſelben beſchleunigte Verdauung bis zur Chylifikation vorgeſchritten iſt, der Chylus in das Blut ſtrömt, und ſolches hyperkarboniſirt, ſo daß es der Dekarboniſation, mittelſt des Athmungsproceſſes, mehr als ſonſt bedarf: dieſer iſt nun aber durch den

*) Vergleiche Welt als Wille und Vorſtellung. 3. Auflage, Bd. II, 274.

Schlaf vermindert und mit ihm ſowohl die Oxydation, als die Cirkulation. Die Folge hievon kann man an blonden Subjekten, mit weißer, zarter Haut, wann ſie nach dem Eſſen lange geſchlafen haben, ſogar augenfällig wahrnehmen, indem ihr Geſicht, wie auch die Sklerotika, eine etwas braungelbe Farbe, als Symptom der Hyperkarboniſation, annimmt. (Daß dieſe Theorie des Nachtheils des Nachmittagsſchlafs wenigſtens in England unbekannt iſt, ſieht man aus Mayo's philosophy ot living p. 168.) Aus demſelben Grunde ſetzen vollblütige, gedrungene Naturen, durch langen Mittagsſchlaf, ſich der Apoplexie aus: ſogar will man in Folge deſſelben, wie auch kopioſer Abendmahlzeiten, Schwindſucht bemerkt haben, die aus demſelben Princip ſich leicht erklären ließe. Eben daraus erhellt auch, warum es leicht ſchädlich werden kann, nur Ein Mal täglich und ſtark zu eſſen; weil nämlich dadurch nicht nur dem Magen, ſondern auch, nach ſo vermehrter Chyliſikation, der Lunge zu viel Arbeit auf ein Mal aufgelegt wird. — Uebrigens iſt, daß die Reſpiration im Schlafe abnimmt, daraus zu erklären, daß ſolche eine kombinirte Funktion, d. h. zum Theil von Spinalnerven ausgeht und ſoweit Reflexbewegung iſt, die als ſolche auch im Schlafe fortdauert: zum Theil aber geht ſie von Gehirnnerven aus und wird daher von der Willkür unterſtützt, deren Pauſiren im Schlafe die Reſpiration verlangſamt und auch das Schnarchen veranlaßt; wie des Näheren zu erſehen bei Marshal Hall, diseases of the nervous system §§. 290—311, womit zu vergleichen Flourens, du systême nerveux, 2de édit. chap. 11. Aus dieſem Antheil der Gehirnnerven an der Reſpiration iſt auch zu erklären, daß, bei Sammlung der Gehirnthätigkeit zum angeſtrengten Nachdenken oder Leſen, die Reſpiration leiſer und langſamer wird; wie Naſſe bemerkt hat. Anſtrengungen der Irritabilität hingegen, imgleichen die rüſtigen Affekte, wie Freude, Zorn u. dgl. beſchleunigen, mit dem Blutumlauf, auch die Reſpiration; daher der Zorn keineswegs unbedingt ſchädlich iſt und ſogar, wenn er nur ſich gehörig auslaſſen kann, auf manche Naturen, die eben deshalb inſtinktmäßig nach ihm ſtreben, wohlthätig wirkt, zumal er zugleich den Erguß der Galle befördert.

Einen anderweitigen Beleg zu dem hier in Betracht genommenen Balancement der drei phyſiologiſchen Grundkräfte gegen

einander giebt die wohl nicht zu bezweifelnde Thatſache, daß die Neger mehr Körperkraft haben, als die Menſchen der andern Raſſen, folglich was ihnen an Senſibilität abgeht an Irritabilität mehr haben; wodurch ſie freilich den Thieren näher ſtehn, als welche alle, im Verhältniß ihrer Größe, mehr Muskelkraft haben, als der Menſch.

Ueber das verſchiedene Verhältniß der drei Grundkräfte in den Individuen verweiſe ich auf den „Willen in der Natur" am Schluß der Rubrik „Phyſiologie".

§. 97.

Man würde den lebenden thieriſchen Organismus anſehn können als eine Maſchine ohne primum mobile, eine Reihe von Bewegungen ohne Anfang, eine Kette von Wirkungen und Urſachen, deren keine die erſte wäre; wenn das Leben ſeinen Gang gienge, ohne an die Außenwelt anzuknüpfen. Aber dieſer Anknüpfungspunkt iſt der Athmungsproceß: er iſt das nächſte und weſentlichſte Verbindungsglied mit der Außenwelt und giebt den erſten Anſtoß. Daher muß die Bewegung des Lebens als von ihm ausgehend und er als das erſte Glied der Kauſalkette gedacht werden. Demnach tritt als erſter Impuls, alſo als erſte äußere Urſach des Lebens, ein wenig Luft auf, welche, eindringend und oxydirend, fernere Proceſſe einleitet und ſo das Leben zur Folge hat. Was nun aber dieſer äußern Urſache von innen entgegenkommt, giebt ſich kund als heftiges Verlangen, ja, unaufhaltſamer Drang, zu athmen, alſo unmittelbar als Wille. — Die zweite äußere Urſach des Lebens iſt die Nahrung. Auch ſie wirkt anfangs von außen, als Motiv, doch nicht ſo dringend und ohne Aufſchub zu geſtatten, wie die Luft: erſt im Magen fängt ihre phyſiologiſche kauſale Wirkſamkeit an. — Liebig hat das Budget der organiſchen Natur nachgerechnet und die Bilanz ihrer Ausgaben und Einnahmen gezogen.

§. 98.

Es iſt doch ein hübſches Stück Weges, welches binnen 200 Jahren Philoſophie und Phyſiologie zurückgelegt haben, von des Karteſius glandula pinealis und den ſie bewegenden

oder auch von ihr bewegten spiritibus animalibus, zu den motoriſchen und ſenſibeln Rückenmarks-Nerven des Charles Bell und den Reflexbewegungen des Marſhal Hall. — Marſhal Hall's ſchöne Entdeckung der Reflexbewegungen, dargelegt in ſeinem vortrefflichen Buche on the diseases of the nervous system, iſt eine Theorie der unwillkürlichen Aktionen, d. h. ſolcher, die nicht durch den Intellekt vermittelt werden; wiewohl ſie dennoch vom Willen ausgehn müſſen. Daß dieſelbe auf meine Metaphyſik Licht zurückwirft, indem ſie den Unterſchied zwiſchen Willen und Willkür zu verdeutlichen hilft, habe ich im zweiten Bande meines Hauptwerks Kap. 20 auseinandergeſetzt. — Hier noch einige, durch Hall's Theorie veranlaßte Bemerkungen.

Daß der Eintritt in ein kaltes Bad die Reſpiration augenblicklich ſehr beſchleunigt, welche Wirkung, wenn das Bad ſehr kalt war, auch nach dem Herauskommen eine Weile anhält, erklärt Marſhal Hall, in ſeinem oben erwähnten Buche §. 302, für eine Reflexbewegung, welche durch die plötzlich auf das Rückenmark wirkende Kälte hervorgerufen wird. Zu dieſer causa efficiens der Sache möchte ich noch die Endurſache hinzufügen, daß nämlich die Natur einen ſo bedeutenden und plötzlichen Wärmeverluſt möglichſt ſchnell erſetzen will, welches dann eben durch Vermehrung der Reſpiration, als der innern Wärmequelle, geſchieht. Das ſekundäre Reſultat derſelben, Vermehrung des arteriellen und Verminderung des venöſen Bluts, mag, neben der direkten Wirkung auf die Nerven, viel Antheil haben an der unvergleichlich klaren, heitern und rein beſchaulichen Stimmung, welche die unmittelbare Folge eines kalten Bades zu ſeyn pflegt, und um ſo mehr, je kälter es war.

Das Gähnen gehört zu den Reflexbewegungen. Ich vermuthe, daß ſeine entfernte Urſache eine durch Langeweile, Geiſtesträgheit, oder Schläfrigkeit herbeigeführte momentane Depotenzirung des Gehirns iſt, über welches jetzt das Rückenmark das Uebergewicht erhält und nun aus eigenen Mitteln jenen ſonderbaren Krampf hervorruft. Hingegen kann das dem Gähnen oft gleichzeitige Recken der Glieder, da es, obwohl unvorſätzlich eintretend, doch der Willkür unterworfen bleibt, nicht mehr den Reflexbewegungen beigezählt werden. Ich glaube, daß, wie das

Gähnen in letzter Inſtanz aus einem Deficit an Senſibilität entſteht, ſo das Recken aus einem angehäuften, momentanen Ueberſchuß an Irritabilität, deſſen man ſich dadurch zu entledigen ſucht. Demgemäß tritt es nur in Perioden der Stärke, nicht in denen der Schwäche ein. — Ein berückſichtigungswerthes Datum zur Erforſchung der Natur der Nerventhätigkeit iſt das Einſchlafen gedrückter Glieder, mit dem beachtenswerthen Umſtand, daß es im Schlaf (des Gehirns) nie Statt findet.

Daß der Drang zum Uriniren, wenn ihm widerſtanden wird, ganz verſchwindet, ſpäter wiederkommt, und das Selbe ſich wiederholt, erkläre ich mir folgendermaaßen. Das Verſchloſſenhalten des sphincter vesicae iſt eine Reflexbewegung, die als ſolche von Spinalnerven, folglich ohne Bewußtſeyn und Willkür, unterhalten wird. Wenn nun dieſe Nerven, durch den vermehrten Druck der gefüllten Blaſe, ermüden, laſſen ſie los, alsbald aber übernehmen andere, dem Cerebralſyſtem angehörige Nerven die Funktion derſelben; welches daher mit bewußter Willkür und peinlicher Empfindung geſchieht und ſo lange dauert, bis jene erſteren Nerven ausgeruht ſind und ihre Funktion wieder antreten. Dies kann ſich mehrmals wiederholen. — Daß wir, während jenes Vikariats cerebraler Nerven für ſpinale und demgemäß bewußter Funktionen für unbewußte, durch raſche Bewegung der Beine und Arme uns einige Erleichterung zu ſchaffen ſuchen, erkläre ich daraus, daß, indem hiedurch die Nervenkraft auf die aktiven, die Irritabilität excitirenden Nerven gelenkt wird, die ſenſibelen Nerven, welche, als Boten zum Gehirn, jene peinliche Empfindung verurſachen, etwas an Senſibilität verlieren. —

Mich wundert, daß Marſhal Hall zu den Reflexbewegungen nicht auch Lachen und Weinen zählt. Denn ohne Zweifel gehören ſie dahin, als entſchieden unwillkürliche Bewegungen. Wir können ſie nämlich ſo wenig, wie das Gähnen, oder das Nieſen, durch bloßen Vorſatz zu Wege bringen; ſondern eben wie von Dieſen, nur eine ſchlechte, ſogleich erkannte Nachahmung: ebenfalls ſind dieſe alle Vier gleich ſchwer zu unterdrücken. Daß Lachen und Weinen auf bloßen stimulus mentalis eintreten, haben ſie mit der Erektion, welche den Reflexbewegungen beigezählt wird, gemein: überdies kann das Lachen auch ganz phyſiſch, durch Kitzeln, erregt werden. Seine gewöhnliche, alſo mentale

Erregung, muß man sich daraus erklären, daß die Gehirnfunktion, mittelst welcher wir plötzlich die Inkongruenz einer anschaulichen und einer ihr sonst angemessenen abstrakten Vorstellung erkennen, eine eigenthümliche Einwirkung auf die Medulla oblongata, oder sonst einen dem excitor-motorischen System angehörigen Theil hat, von dem sodann diese seltsame, viele Theile zugleich erschütternde Reflexbewegung ausgeht. Das par quintum und der nervus vagus scheinen den meisten Antheil daran zu haben. —

In meinem Hauptwerke wird (Bd. 1, §. 60) gesagt: „Die Genitalien sind viel mehr, als irgend ein anderes äußeres Glied des Leibes, bloß dem Willen und gar nicht der Erkenntniß unterworfen: ja, der Wille zeigt sich hier fast so unabhängig von der Erkenntniß, als in den, auf Anlaß bloßer Reize, dem vegetativen Leben dienenden Theilen.“ In der That wirken Vorstellungen auf die Genitalien nicht, wie sonst auf den Willen überall, als Motive, sondern, eben weil die Erektion eine Reflexbewegung ist, bloß als Reize, mithin unmittelbar und nur so lange sie gegenwärtig sind: auch ist eben deshalb zu ihrer Wirksamkeit eine gewisse Dauer ihrer Anwesenheit erfordert; während hingegen eine Vorstellung, die als Motiv wirkt, dies oft nach der kürzesten Anwesenheit thut und überhaupt in ihrer Wirksamkeit an kein Verhältniß zur Dauer ihrer Gegenwart gebunden ist. (Diesen und jeden Unterschied zwischen Reiz und Motiv findet man auseinandergesetzt in meiner Ethik, S. 32, auch in der Abhandlung über den Satz vom Grund, S. 47.) Ferner kann die Wirkung, welche eine Vorstellung auf die Genitalien hat, nicht, wie die eines Motivs, durch eine andere Vorstellung aufgehoben werden, als nur sofern die erstere durch diese aus dem Bewußtseyn verdrängt wird, also nicht mehr gegenwärtig ist: dann aber geschieht es unfehlbar und auch wenn jene gar nichts der ersten Entgegengesetztes enthält; wie hingegen Dies von einem Gegenmotiv erfordert ist. Dem entsprechend ist, zur Vollziehung des coitus, nicht hinreichend, daß die Gegenwart eines Weibes auf den Mann als Motiv (etwan zum Kinderzeugen, oder zur Pflichterfüllung u. dgl.) wirke, wann dieses auch als solches ein noch so mächtiges wäre; sondern jene Gegenwart muß unmittelbar als Reiz wirken.

§. 99.

Daß ein Ton, um hörbar zu ſeyn, wenigſtens 16 Schwingungen in der Sekunde machen muß, ſcheint mir daran zu liegen, daß ſeine Schwingungen dem Gehörnerven mechaniſch mitgetheilt werden müſſen, indem die Empfindung des Hörens nicht, wie die des Sehns, eine durch bloßen Eindruck auf den Nerven hervorgerufene Erregung iſt, ſondern erfordert, daß der Nerv ſelbſt hin und her geriſſen werde. Dieſes muß daher mit einer beſtimmten Schnelle und Kürze geſchehn, welche ihn nöthigt, kurz umzukehren, im ſcharfen Zickzack, nicht in gerundeter Biegung. Zudem muß Dies im Innern des Labyrinths und der Schnecke vor ſich gehn; weil überall die Knochen der Reſonanzboden der Nerven ſind: die Lymphe jedoch, welche daſelbſt den Gehörnerven umgiebt, mildert, als unelaſtiſch, die Gegenwirkung des Knochens.

§. 100.

Wenn man erwägt, daß, den neueſten Unterſuchungen zufolge, die Schädel der Idioten, wie auch der Neger, allein in der Breitendimenſion, alſo von Schläfe zu Schläfe, durchgängig gegen andere Schädel zurückſtehn, und daß, im Gegentheil, große Denker ungewöhnlich breite Köpfe haben, wovon ſogar Platons Namen abgeleitet wird; — wenn man ferner dazu nimmt, daß das Weißwerden der Haare, welches mehr die Folge der Geiſtesanſtrengung, wie auch des Grams, als des Alters iſt, — von den Schläfen auszugehn pflegt, und ſogar ein Spaniſches Sprichwort ſagt: canas son, que no lunares, cuando comienzan por los aladares (weiße Haare ſind kein Makel, wann ſie an den Schläfen anfangen); — ſo wird man zu der Vermuthung geführt, daß der unter der Schläfengegend liegende Theil des Gehirns der beim Denken vorzugsweiſe thätige ſei. — Vielleicht wird man einſt eine wahre Kraniologie aufſtellen können, die aber dann ganz anders lauten wird, als die Gall'ſche, mit ihrer ſo plumpen, wie abſurden pſychologiſchen Grundlage und ihrer Annahme von Gehirnorganen für moraliſche Eigenſchaften. — Uebrigens iſt das graue und weiße Haar für den Menſchen, was für die Bäume das rothe und gelbe Laub im Oktober, und Beides nimmt ſich oft recht gut aus; nur darf kein Ausfall hinzugekommen ſeyn.

Da das Gehirn aus gar vielen, weichen und durch unzählige Zwiſchenräume getrennten Falten und Bündeln beſteht, auch in ſeinen Höhlen wäſſrichte Feuchtigkeit enthält; ſo müſſen doch, in Folge der Schwere, alle jene ſo weichen Theile theils ſich beugen, theils auf einander drücken, und zwar, bei verſchiedenen Lagen des Kopfes, auf ſehr verſchiedene Weiſe; welches der turgor vitalis doch wohl nicht ganz aufheben kann. Dem Drucke der größern Maſſen auf einander beugt zwar die dura mater vor (nach Magendie, Physiol. Vol. I, p. 179 und Hempel, 768, 775), indem ſie zwiſchen dieſelben ſich einſenkt, die falx cerebri und das tentoicum cerebelli bildend; aber über die kleineren Theile geht ſie hinweg. Stellt man ſich nun die Denkoperationen als mit wirklichen, wenn auch noch ſo kleinen, Bewegungen in der Gehirnmaſſe verknüpft vor; ſo müßte, durch den Druck der kleineren Theile auf einander, der Einfluß der Lage ein ſehr großer und augenblicklicher ſeyn. Daß nun er aber dies nicht iſt, beweiſt, daß die Sache nicht gerade mechaniſch vor ſich gehe. Dennoch kann die Lage des Kopfes, da von ihr nicht nur jener Druck der Gehirntheile auf einander, ſondern auch der, jedenfalls wirkſame, größere oder geringere Blutzufluß abhängt, nicht gleichgültig ſeyn. Ich habe wirklich gefunden, daß, wenn ich vergeblich beſtrebt war, mir etwas ins Gedächtniß zurückzurufen, es mir ſodann durch eine ſtarke Veränderung der Lage gelungen iſt. Für das Denken überhaupt ſcheint die vortheilhafteſte Lage die, bei welcher die basis encephali ganz horizontal zu liegen kommt. Daher man beim tiefen Nachdenken den Kopf nach vorne ſenkt — und großen Denkern, z. B. Kanten, dieſe Stellung habituell geworden iſt; wie denn auch Kardanus es von ſich berichtet (Vanini Amphith. p. 269) *); — welches jedoch, vielleicht und zum Theil, auch dem abnorm größeren

*) Die hier citirte Stelle aus Vanini Amphith. p. 269 (Exercitatio 39) lautet wörtlich: Excusandus tamen Cardanus est (daß er die Mißgeſtalteten für geiſtreich hält, p. 268), nam a seipso desumpsit argumentum, in expositione suae geniturae haec habet verba. Quod etiam natus sim parentibus senibus, fui minus pulcher et validus. Mater enim cum me genuit 37. pater 56. annum agebat, et ob hoc etiam, et quia nodus erat in ascendente, fui maxime in ambulando aliqualiter incurvus collo etiam a pueritia ut senes, etc. Der Herausg.

Gewicht ihres Gehirns überhaupt und insbeſondere dem zu ſtarken Uebergewicht der vordern (vor dem foramen occipitale liegenden) Hälfte über die hintere, bei ungewöhnlicher Dünnheit des Rückenmarks und demnach auch der Wirbelbeine, zuzuſchreiben iſt. Dieſe Letztere findet nicht Statt bei denjenigen Dickköpfen, die zugleich Dummköpfe ſind; daher dieſe die Naſe ganz hoch tragen: zudem verrathen die Köpfe dieſer Art ſich auch durch die ſichtbarlich dicken und maſſiven Schädelknochen, in Folge welcher, trotz der Dicke des Kopfes, der Gehirnraum ſehr klein ausfällt. Es giebt wirklich ein gewiſſes Hochtragen des Kopfes, bei ſehr gerader Wirbelſäule, welches wir, auch ohne Reflexion und Vorkenntniſſe, als ein phyſiognomiſches Merkmal von Dummheit geradezu empfinden; wahrſcheinlich weil es darauf beruht, daß die hintere Gehirnhälfte der vordern wirklich das Gleichgewicht hält, wenn nicht gar überwiegt. Wie die nach vorne geſenkte Lage des Kopfes dem Nachdenken, ſo ſcheint die entgegengeſetzte, alſo das Erheben und ſogar Zurückbeugen deſſelben, das nach oben Sehn, der augenblicklichen Anſtrengung des Gedächtniſſes günſtig zu ſeyn, da Die, welche ſich auf etwas zu beſinnen bemüht ſind, oft eine ſolche Stellung und mit Erfolg, annehmen. — Auch gehört hieher, daß ſehr kluge Hunde, welche bekanntlich einen Theil der menſchlichen Rede verſtehn, wenn ihr Herr zu ihnen ſpricht und ſie ſich anſtrengen, den Sinn ſeiner Worte herauszubringen, den Kopf abwechſelnd auf die eine und auf die andere Seite legen; welches ihnen ein höchſt intelligentes und ergötzliches Anſehn giebt.

§. 101.

Mir hat die Anſicht gar ſehr eingeleuchtet, daß die akuten Krankheiten, von einigen Ausnahmen abgeſehn, nichts Anderes ſind, als Heilungsproceſſe, welche die Natur ſelbſt einleitet, zur Abſtellung irgend einer im Organismus eingeriſſenen Unordnung; zu welchem Zwecke nun die vis naturae medicatrix, mit diktatoriſcher Gewalt bekleidet, außerordentliche Maaßregeln ergreift, und dieſe machen die fühlbare Krankheit aus. Den einfachſten Typus dieſes ſo allgemeinen Hergangs liefert uns der Schnupfen. Durch Erkältung iſt die Thätigkeit der äußern Haut paralyſirt und hiedurch die ſo mächtige Exkretion mittelſt der Exhalation

aufgehoben; welches den Tod des Individuums herbeiführen könnte. Da tritt alsbald die innere Haut, die Schleimhaut, für jene äußere vikarirend ein: hierin beſteht der Schnupfen, eine Krankheit: offenbar iſt aber dieſe bloß das Heilmittel des eigentlichen, aber nicht fühlbaren Uebels, des Stillſtandes der Hautfunktion. Dieſe Krankheit, der Schnupfen, durchläuft nun dieſelben Stadien, wie jede andere, den Eintritt, die Steigerung, die Akme, und die Abnahme: anfangs akut, wird ſie allmälig chroniſch und hält nun als ſolche an, bis das fundamentale, aber ſelbſt nicht fühlbare Uebel, die Lähmung der Hautfunktion vorüber iſt. Daher iſt es lebensgefährlich, den Schnupfen zurückzutreiben. Derſelbe Hergang macht das Weſen der allermeiſten Krankheiten aus, und dieſe ſind eigentlich nur das Medikament der vis naturae medicatrix. *) Einem ſolchen Proceß arbeitet die Allopathie, oder Enantiopathie, aus allen Kräften entgegen; die Homoiopathie ihrerſeits trachtet ihn zu beſchleunigen, oder zu verſtärken; wenn nicht etwan gar, durch Karikiren deſſelben, ihn der Natur zu verleiden; jedenfalls um die, überall auf jedes Uebermaaß und jede Einſeitigkeit folgende, Reaktion zu beſchleunigen. Beide demnach wollen es beſſer verſtehn, als die Natur ſelbſt, die doch gewiß ſowohl das Maaß, als die Richtung ihrer Heilmethode kennt. — Daher iſt vielmehr die Phyſiatrik in allen den Fällen zu empfehlen, die nicht zu den beſagten Ausnahmen gehören. Nur die Heilungen, welche die Natur ſelbſt und aus eigenen Mitteln zu Stande bringt, ſind gründlich. Auch hier gilt das Tout ce qui n'est pas naturel est imparfait.

*) Schopenhauer ſchrieb ſeine Gedanken mitunter auch in fremden Sprachen nieder. So habe ich in ſeinen Manuſcripten engliſche, franzöſiſche, lateiniſche, bald längere, bald kürzere Stellen gefunden, die nur ſeine eigenen Gedanken enthielten und dieſes auch durch die Unterſchrift „Ego" zu erkennen gaben. Obige Anſicht nun von den Krankheiten als Heilungsproceſſen der Natur hat er in ſeinem Manuſcript „Senilia, angefangen zu Frankfurt a. M. im April 1852", welches er bis zu ſeinem Tode fortgeführt hat, lateiniſch ſo ausgedrückt: „Morbus ipse est medela naturae, qua opitulatur perturbationibus organismi: ergo remedium medici medetur medelae." In demſelben Manuſcript ſagt Schopenhauer auch: „Es giebt nur Eine Heilkraft, und das iſt die Natur: in Salben und Pillen ſteckt keine: höchſtens können ſie der Heilkraft der Natur einen Wink geben, wo etwas für ſie zu thun iſt." Der Herausg.

Die Heilmittel der Aerzte ſind meiſtens bloß gegen die Symptome gerichtet, als welche ſie für das Uebel ſelbſt halten; daher wir nach einer ſolchen Heilung uns unbehaglich fühlen. Läßt man hingegen der Natur nur Zeit; ſo vollbringt ſie allmälig ſelbſt die Heilung, nach welcher wir alsdann uns beſſer befinden, als vor der Krankheit, oder, wenn ein einzelner Theil litt, dieſer ſich ſtärkt. Man kann Dies an leichten Uebeln, wie ſie uns oft heimſuchen, bequem und ohne Gefahr beobachten. Daß es Ausnahmen, alſo Fälle giebt, wo nur der Arzt helfen kann, gebe ich zu: namentlich iſt die Syphilis der Triumph der Medicin. Aber bei Weitem die meiſten Geneſungen ſind bloß das Werk der Natur, für welches der Arzt die Bezahlung einſtreicht, — ſogar wenn ſie nur ſeinen Bemühungen zum Trotz gelungen ſind; und es würde ſchlecht um den Ruhm und die Rechnungen der Aerzte ſtehn, wenn nicht der Schluß cum hoc, ergo propter hoc ſo allgemein üblich wäre. Dazu kommt, daß medicus est animi consolatio. Die guten Kunden der Aerzte ſehn ihren Leib an, wie eine Uhr, oder ſonſtige Maſchine, die, wenn etwas an ihr in Unordnung gerathen iſt, nur dadurch wieder hergeſtellt werden kann, daß der Mechanikus ſie reparirt. So iſt es aber nicht: der Leib iſt eine ſich ſelbſt reparirende Maſchine: die meiſten ſich einſtellenden größern und kleinern Unordnungen werden, nach längerer oder kürzerer Zeit, durch die vis naturae medicatrix ganz von ſelbſt gehoben. Alſo laſſe man dieſe gewähren, und peu de médicin, peu de médecine.

§. 102.

Die Nothwendigkeit der Metamorphoſe der Inſekten erkläre ich mir folgendermaaßen. Die metaphyſiſche Kraft, welche der Erſcheinung eines ſolchen Thierchens zum Grunde liegt, iſt ſo gering, daß ſie die verſchiedenen Funktionen des thieriſchen Lebens nicht gleichzeitig vollziehen kann; daher muß ſie dieſelben vertheilen, um ſucceſſiv zu leiſten, was bei den höher ſtehenden Thieren gleichzeitig vor ſich geht. Demnach theilt ſie das Inſektenleben in zwei Hälften: in der erſten, dem Larvenzuſtande, ſtellt ſie ſich ausſchließlich dar als Reproduktionskraft, Ernährung, Plaſticität. Dieſes Leben der Larve hat zu ſeinem unmittelbaren Zwecke bloß die Hervorbringung der Chryſalis; dieſe

nun aber, da ſie im Innern ganz flüſſig iſt, kann angeſehen werden als ein zweites Ei, daraus künftig die Imago hervorgehn wird. Alſo Bereitung der Säfte, daraus die Imago werden kann, iſt der alleinige Zweck des Larvenlebens. In der zweiten Hälfte des Inſektenlebens, welche von der erſten durch jenen eierartigen Zuſtand geſchieden iſt, ſtellt die an ſich metaphyſiſche Lebenskraft ſich dar als hundertfach vermehrte Irritabilität, — im unermüdlichen Fluge, — als hochgeſteigerte Senſibilität, — in vollkommneren, oft ganz neuen Sinnen, und in wundervollen Inſtinkten und Kunſttrieben, — hauptſächlich aber als Genitalfunktion, die jetzt als letzter Zweck des Lebens auftritt: dagegen iſt die Nutrition ſehr verringert, bisweilen ſelbſt ganz aufgehoben; wodurch denn das Leben einen völlig ätheriſchen Charakter angenommen hat. Dieſe gänzliche Veränderung und Sonderung der Lebensfunktionen ſtellt alſo gewiſſermaaßen zwei ſucceſſiv lebende Thiere dar, deren höchſt verſchiedene Geſtalt dem Unterſchied ihrer Funktionen entſpricht. Was ſie verbindet iſt der eierartige Zuſtand der Chryſalis, deren Inhalt und Stoff zu bereiten das Lebensziel des erſten Thieres war, deſſen vorwaltend plaſtiſche Kräfte nunmehr, in dieſem Puppenzuſtande, durch Hervorbringung der zweiten Geſtalt, ihr Letztes thun. — Alſo die Natur, oder vielmehr das ihr zum Grunde liegende Metaphyſiſche, vollbringt bei dieſen Thieren in zwei Abſätzen was ihr auf Ein Mal zu viel wäre: ſie theilt ihre Arbeit. Demgemäß ſehn wir, daß die Metamorphoſe am vollkommenſten dort iſt, wo die Sonderung der Funktionen ſich am entſchiedenſten zeigt, z. B. bei den Lepidopteren. Viele Raupen nämlich freſſen täglich das Doppelte ihres Gewichts: dagegen freſſen viele Schmetterlinge, wie auch manche andere Inſekten, im vollkommenen Zuſtande, gar nicht, z. B. der Schmetterling der Seidenraupe u. a. m. Hingegen iſt die Metamorphoſe unvollkommen bei denjenigen Inſekten, bei welchen auch im vollkommenen Zuſtande die Nutrition ſtark von Statten geht, z. B. bei den Gryllen, Lokuſten, Wanzen u. ſ. w.

§. 103a.

Das faſt allen gallertartigen Radiarien (radiaires mollasses) eigene phosphorescirende Leuchten im Meere entſpringt

vielleicht, eben wie das Leuchten des Phosphors ſelbſt, aus einem langſamen Verbrennungsproceß, wie ja auch das Athmen der Wirbelthiere ein ſolcher iſt, deſſen Stelle es vertritt, als eine Reſpiration mit der ganzen Oberfläche und demnach ein äußerliches langſames Verbrennen, wie jenes ein innerliches iſt: oder vielmehr fände auch hier ein innerliches Verbrennen Statt, deſſen Lichtentwickelung bloß vermöge der völligen Durchſichtigkeit aller dieſer gallertartigen Thiere äußerlich ſichtbar würde. Daran könnte man die kühne Vermuthung knüpfen, daß jedes Athmen, mit Lungen oder Kiemen, von einer Phosphorescenz begleitet und folglich das Innere eines lebenden Thorax erleuchtet wäre.

§. 103 b.

Wenn es nicht objektiv einen ganz beſtimmten Unterſchied zwiſchen Pflanze und Thier gäbe; ſo würde die Frage, worin er eigentlich beſtehe, keinen Sinn haben: denn ſie verlangt nur dieſen, mit Sicherheit, aber undeutlich, von Jedem verſtandenen Unterſchied auf deutliche Begriffe zurückgeführt zu ſehn. Ich habe ihn angegeben in meiner Ethik S. 31 fg. und in der Abhandlung über den Satz vom Grunde S. 47.

Die verſchiedenen Thiergeſtalten, in denen der Wille zum Leben ſich darſtellt, verhalten ſich zu einander wie der ſelbe Gedanke, in verſchiedenen Sprachen und dem Geiſte einer jeden derſelben gemäß ausgedrückt, und die verſchiedenen Species eines Genus laſſen ſich anſehn wie eine Anzahl Variationen auf daſſelbe Thema. Näher betrachtet jedoch iſt jene Verſchiedenheit der Thiergeſtalten abzuleiten aus der verſchiedenen Lebensweiſe jeder Species und der aus dieſer entſpringenden Verſchiedenheit der Zwecke; — wie Dies von mir ſpeciell ausgeführt iſt in der Abhandlung vom „Willen in der Natur", unter der Rubrik „vergleichende Anatomie". Von der Verſchiedenheit der Pflanzenformen hingegen können wir im Einzelnen die Gründe lange nicht ſo beſtimmt angeben. Wie weit wir es ungefähr vermögen habe ich im Allgemeinen angedeutet in meinem Hauptwerke Bd. 1, §. 28. Dazu kommt nun noch, daß wir Einiges an den Pflanzen teleologiſch erklären können, wie z. B. die abwärts gekehrten niederhängenden Blüten der Fuchsia daraus, daß ihr Piſtill ſehr viel länger iſt, als die Stamina;

daher dieſe Lage das Herabfallen und Auffangen des Pollens begünſtigt, u. dgl. m. Im Ganzen jedoch läßt ſich ſagen, daß in der objektiven Welt, alſo der anſchaulichen Vorſtellung, ſich überhaupt nichts darſtellen kann, was nicht im Weſen der Dinge an ſich, alſo in dem der Erſcheinung zum Grunde liegenden Willen, ein genau dem entſprechend modificirtes Streben hätte. Denn die Welt als Vorſtellung kann nichts aus eigenen Mitteln liefern, eben darum aber auch kann ſie kein eitles, müßig erſonnenes Mährchen auftiſchen. Die endloſe Mannigfaltigkeit der Formen und ſogar der Färbungen der Pflanzen und ihrer Blüten muß doch überall der Ausdruck eines eben ſo modifizirten ſubjektiven Weſens ſeyn: d. h. der Wille als Ding an ſich, der ſich darin darſtellt, muß durch ſie genau abgebildet ſeyn.

Aus demſelben metaphyſiſchen Grunde und weil auch der Leib des menſchlichen Individuums nur die Sichtbarkeit ſeines individuellen Willens iſt, alſo dieſen objektiv darſtellt, zu demſelben aber ſogar auch ſein Intellekt, oder Gehirn, eben als Erſcheinung ſeines Erkennenwollens gehört, muß eigentlich nicht nur die Beſchaffenheit ſeines Intellekts aus der ſeines Gehirns und dem daſſelbe excitirenden Blutlauf, ſondern auch ſein geſammter moraliſcher Charakter, mit allen ſeinen Zügen und Eigenheiten, muß aus der nähern Beſchaffenheit ſeiner ganzen übrigen Korporiſation, alſo aus der Textur, Größe, Qualität und dem gegenſeitigen Verhältniß des Herzens, der Leber, der Lunge, der Milz, der Nieren u. ſ. w. zu verſtehn und abzuleiten ſeyn; wenn wir auch wohl nie dahin gelangen werden, dies wirklich zu leiſten. Aber objektiv muß die Möglichkeit dazu vorhanden ſeyn. Als Uebergang dazu diene folgende Betrachtung. Nicht bloß wirken die Leidenſchaften auf verſchiedene Theile des Leibes (S. Welt als Wille und Vorſtellung, 3. Aufl., Bd. II, p. 297); ſondern auch umgekehrt: der individuelle Zuſtand einzelner Organe erregt die Leidenſchaften und ſogar die mit dieſen zuſammenhängenden Vorſtellungen. Wenn die vesiculae seminales periodiſch mit Sperma überfüllt ſind, ſteigen alle Augenblick, ohne beſondern Anlaß, wollüſtige und obſcöne Gedanken auf; wir denken wohl, der Grund dazu ſei rein pſychiſch, eine perverſe Richtung unſerer Gedanken: allein er iſt rein phyſiſch und hört auf, ſobald die beſagte Ueberfüllung vorüber iſt, — durch Re-

ſorption des Sperma in's Blut. Bisweilen ſind wir zum Aerger, Zank, Zorn aufgelegt und ſuchen ordentlich nach Anläſſen dazu: finden wir keine äußern; ſo rufen wir längſt vergeſſenen Verdruß in Gedanken hervor, um uns daran zu ärgern und zu toben. Höchſt wahrſcheinlich iſt dieſer Zuſtand Folge eines Ueberfluſſes an Galle. Bisweilen iſt uns innerlich ängſt und bange, ohne allen Anlaß, und der Zuſtand iſt anhaltend; wir ſuchen in unſern Gedanken nach Gegenſtänden der Beſorgniß und bilden uns leicht ein, ſie gefunden zu haben: — dies nennt die engliſche Sprache: to catch blue devils: wahrſcheinlich entſpringt es aus den Gedärmen, u. ſ. w.

Kapitel VII.

Zur Farbenlehre.

§. 104.

Da an der Ueberzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit meiner Theorie der Farbe die Gleichgültigkeit der Zeitgenoſſen mich keineswegs irre machen konnte, habe ich dieſelbe zwei Mal bearbeitet und herausgegeben: Deutſch, im Jahre 1816, und Latein, im Jahre 1830, im dritten Bande der Scriptores ophthalmologici minores von J. Radius. Weil jedoch jener gänzliche Mangel an Theilnahme mir, bei meinem vorgerückten Alter, wenig Hoffnung läßt, eine zweite Auflage dieſer Abhandlungen zu erleben;*) ſo will ich das Wenige, was ich über den Gegenſtand noch beizubringen habe, hier niederlegen.

Wer zu einer gegebenen Wirkung die Urſache zu entdecken unternimmt, wird, wenn er überlegt zu Werke geht, damit anfangen, die Wirkung ſelbſt vollſtändig zu unterſuchen: da die Data zur Auffindung der Urſache nur aus ihr geſchöpft werden können, und ſie allein die Richtung und den Leitfaden zur Auffindung der Urſache giebt. Dennoch hat Keiner von Denen, die vor mir Theorien der Farben aufgeſtellt haben, Dies gethan. Nicht allein Neuton iſt, ohne die zu erklärende Wirkung irgend genau gekannt zu haben, zur Aufſuchung der Urſache geſchritten, ſondern auch ſeine Vorgänger hatten es ſo gemacht, und ſelbſt Goethe, der allerdings viel mehr, als die Andern, die Wirkung, das gegebene Phänomen, alſo die Empfindung im Auge, unter-

*) Die Abhandlung „Ueber das Sehn und die Farben" iſt jedoch 1854 in zweiter, verbeſſerter und vermehrter, von Schopenhauer ſelbſt beſorgter Auflage erſchienen, Leipzig bei J. F. Hartknoch. Der Herausg.

ſucht und dargelegt hat, iſt darin noch nicht weit genug gegangen; da er ſonſt hätte auf meine Wahrheiten gerathen müſſen, welche die Wurzel aller Theorie der Farbe ſind und zu der ſeinigen die Gründe enthalten. So aber kann ich ihn nicht ausnehmen, wenn ich ſage, daß Alle vor mir, von den älteſten bis zu den letzten Zeiten, nur darauf bedacht geweſen ſind, zu erforſchen, welche Modifikation entweder die Oberfläche eines Körpers, oder aber das Licht, ſei es nun durch Zerlegung in ſeine Beſtandtheile, oder durch Trübung oder ſonſtige Verdunkelung erleiden müſſe, um Farbe zu zeigen, d. h. um unſerm Auge jene ganz eigenthümliche und ſpecifiſche Empfindung zu erregen, die ſich durchaus nicht definiren, ſondern nur ſinnlich nachweiſen läßt. Statt Deſſen nun aber iſt offenbar der methodiſche und rechte Weg, ſich zunächſt an dieſe Empfindung zu wenden, um zu ſehn, ob nicht aus ihrer näheren Beſchaffenheit und der Geſetzmäßigkeit ihrer Phänomene ſich herausbringen laſſe, was phyſiologiſch dabei vorgehe. Denn ſo allererſt hat man eine gründliche und genaue Kenntniß der Wirkung, als des Gegebenen, welche jedenfalls auch Data liefern muß zur Erforſchung der Urſache, als des Geſuchten, d. h. hier des äußeren Reizes, der, auf unſer Auge wirkend, jenen phyſiologiſchen Vorgang hervorruft. Nämlich für jede mögliche Modifikation einer gegebenen Wirkung muß ſich eine ihr genau entſprechende Modifikabilität ihrer Urſache nachweiſen laſſen; ferner, wo die Modifikationen der Wirkung keine ſcharfen Gränzen gegen einander zeigen, da dürfen auch in der Urſache dergleichen nicht abgeſteckt ſeyn, ſondern muß auch hier dieſelbe Allmäligkeit der Uebergänge ſtattfinden: endlich, wo die Wirkung Gegenſätze zeigt, d. h. eine gänzliche Umkehrung ihrer Art und Weiſe geſtattet, da müſſen auch hiezu die Bedingungen in der Natur der angenommenen Urſache liegen, u. dgl. m. Die Anwendung dieſer allgemeinen Grundſätze auf die Theorie der Farbe iſt leicht zu machen. Jeder mit dem Thatbeſtande Bekannte wird ſofort einſehn, daß meine Theorie, welche die Farbe nur an ſich ſelbſt, d. h. als gegebene ſpecifiſche Empfindung im Auge, betrachtet, ſchon Data a priori an die Hand giebt, zur Beurtheilung der Neutoniſchen und Goethe'ſchen Lehre vom Objektiven der Farbe, d. h. von den äußeren Urſachen, die im Auge ſolche Empfindung erregen: bei

näherer Unterſuchung aber wird er finden, daß, vom Standpunkt meiner Theorie aus, Alles für die Goethe'ſche und gegen die Neutoniſche Lehre ſpricht.

Um hier, für Sachkundige, nur einen Beleg zu dem Geſagten zu geben, will ich mit wenigen Worten darlegen, wie die Richtigkeit des Goethe'ſchen phyſikaliſchen Urphänomens aus meiner phyſiologiſchen Theorie ſchon a priori hervorgeht. — Iſt die Farbe an ſich, d. h. im Auge, die qualitativ halbirte, alſo nur theilweiſe erregte Nerventhätigkeit der Retina; ſo muß ihre äußere Urſache ein vermindertes Licht ſeyn, jedoch ein auf ganz beſondere Weiſe vermindertes, die das Eigenthümliche haben muß, daß ſie jeder Farbe gerade ſo viel Licht zutheilt, als dem phyſiologiſchen Gegenſatz und Komplement derſelben Finſterniß (σκιερον). Dies aber kann, auf einem ſicheren und allen Fällen genügenden Wege, nur dadurch geſchehn, daß die Urſache der Helle in einer gegebenen Farbe, gerade die Urſache des Schattigen oder Dunkeln im Komplement derſelben ſei. Dieſer Forderung nun genügt vollkommen die Scheidewand des zwiſchen Licht und Finſterniß eingeſchobenen Trüben, indem ſie, unter entgegengeſetzter Beleuchtung, allezeit zwei ſich phyſiologiſch ergänzende Farben hervorbringt, welche, je nach dem Grade der Dicke und Dichtigkeit dieſes Trüben, verſchieden ausfallen, zuſammen aber immer zum Weißen, d. h. zur vollen Thätigkeit der Retina, einander ergänzen werden. Demgemäß werden dieſe Farben, bei größter Dünnheit des Trüben, die gelbe und die violette ſeyn; bei zunehmender Dichtigkeit deſſelben werden dieſe in Orange und Blau übergehn, und endlich, bei noch größerer, Roth und Grün werden; welches letztere jedoch, auf dieſem einfachen Wege, nicht wohl darzuſtellen iſt; obgleich der Himmel, bei Sonnenuntergang, es bisweilen zu ſchwacher Erſcheinung bringt. Wird endlich die Trübe vollendet, d. h. bis zur Undurchdringlichkeit verdichtet; ſo erſcheint, bei auffallendem Lichte, Weiß; bei dahinter geſtelltem, die Finſterniß, oder Schwarz. — Die Ausführung dieſer Betrachtungsart der Sache findet man in der lateiniſchen Bearbeitung meiner Farbentheorie, §. 11.

Hieraus erhellt, daß wenn Goethe meine phyſiologiſche Farbentheorie, welche die fundamentale und weſentliche iſt, ſelbſt aufgefunden hätte, er daran eine ſtarke Stütze ſeiner phyſikaliſchen

Grundansicht gehabt haben und zudem nicht in den Irrthum gerathen seyn würde, die Möglichkeit der Herstellung des Weißen aus Farben schlechthin zu leugnen; während die Erfahrung sie bezeugt, wiewohl stets nur im Sinne meiner Theorie, niemals aber in dem der Neutonischen. Allein obwohl Goethe die Materialien zur physiologischen Theorie der Farbe auf das vollständigste zusammengebracht hatte, blieb es ihm versagt, jene selbst, welche doch, als das Fundamentale, die eigentliche Hauptsache ist, zu finden. — Dies läßt sich jedoch aus der Natur seines Geistes erklären: er war nämlich zu objektiv dazu. Chacun a les défauts de ses vertus soll irgendwo Madame George Sand gesagt haben. Gerade die erstaunliche Objektivität seines Geistes, welche seinen Dichtungen überall den Stempel des Genie's aufdrückt, stand ihm im Wege, wo es galt, auf das Subjekt, hier das sehende Auge selbst, zurückzugehn, um daselbst die letzten Fäden, an denen die ganze Erscheinung der Farbenwelt hängt, zu erfassen; während hingegen ich, aus Kants Schule kommend, dieser Anforderung zu genügen auf's Beste vorbereitet war: daher konnte ich, ein Jahr nachdem ich Goethe's persönlichem Einfluß entzogen war, die wahre, fundamentale und unumstößliche Theorie der Farbe herausfinden. Goethe's Trieb war, Alles rein objektiv aufzufassen und wiederzugeben: damit aber war er dann sich bewußt, das Seinige gethan zu haben, und vermochte gar nicht, darüber hinauszugehn. Daher kommt es, daß wir in seiner Farbenlehre bisweilen eine bloße Beschreibung finden, wo wir eine Erklärung erwarten. So schien ihm denn auch hier eine richtige und vollständige Darlegung des objektiven Hergangs der Sache das letzte Erreichbare. Demgemäß ist die allgemeinste und oberste Wahrheit seiner ganzen Farbenlehre eine ausgesprochene, objektive Thatsache, die er selbst ganz richtig Urphänomen benennt. Damit hielt er Alles für gethan: ein richtiges „so ist's" war ihm überall das letzte Ziel; ohne daß ihn nach einem „so muß es seyn" verlangt hätte. Konnte er doch sogar spotten:

„Der Philosoph, der tritt herein,
Und beweist euch, es müßt' so seyn."

Dafür nun freilich war er eben ein Poet und kein Philosoph, d. h. von dem Streben nach den letzten Gründen und dem innersten Zusammenhange der Dinge nicht beseelt, — oder besessen;

wie man will. Gerade deshalb aber hat er die beste Erndte mir, als Nachlese, lassen müssen, indem die wichtigsten Aufschlüsse über das Wesen der Farbe, die letzte Befriedigung und der Schlüssel zu Allem, was Goethe lehrt, allein bei mir zu finden sind. Demgemäß verdient sein Urphänomen, nachdem ich es, wie oben kurz angegeben, aus meiner Theorie abgeleitet habe, diesen Namen nicht mehr. Denn es ist nicht, wie er es nahm, ein schlechthin Gegebenes und aller Erklärung auf immer Entzogenes: vielmehr ist es nur die Ursache, wie sie, meiner Theorie zufolge, zur Hervorbringung der Wirkung, also der Halbirung der Thätigkeit der Netzhaut, erfordert ist. Eigentliches Urphänomen ist allein diese organische Fähigkeit der Netzhaut, ihre Nerventhätigkeit in zwei qualitativ entgegengesetzte, bald gleiche, bald ungleiche Hälften auseinandergehn und successiv hervortreten zu lassen. Dabei freilich müssen wir stehn bleiben, indem, von hier an, sich höchstens nur noch Endursachen absehn lassen; wie uns Dies in der Physiologie durchgängig begegnet: also etwan, daß wir, durch die Farbe, ein Mittel mehr haben, die Dinge zu unterscheiden und zu erkennen.

Zudem hat meine Farbentheorie vor allen andern den großen Vorzug, daß sie über die Eigenthümlichkeit des Eindrucks jeder Farbe Rechenschaft ertheilt, indem sie diese kennen lehrt als einen bestimmten Zahlenbruch der vollen Thätigkeit der Retina, der dann ferner entweder der + oder der — Seite angehört; wodurch man die specifische Verschiedenheit der Farben und das eigenthümliche Wesen einer jeden verstehn lernt; während hingegen die Neutonische Theorie jene specifische Verschiedenheit und eigenthümliche Wirkung jeder Farbe ganz unerklärt läßt, da ihr die Farbe eben eine qualitas occulta (colorifica) der sieben homogenen Lichter ist, demgemäß sie jeder dieser sieben Farben einen Namen giebt und sie dann laufen läßt; und Goethe seinerseits sich damit begnügt, die Farben in warme und kalte zu theilen, das Uebrige seinen ästhetischen Betrachtungen anheim gebend. Nur bei mir also erhält man den bisher stets vermißten Zusammenhang des Wesens jeder Farbe mit der Empfindung derselben.

Ich darf endlich meiner Farbentheorie noch einen eigenthümlichen, wiewohl äußerlichen Vorzug vindiciren. Nämlich bei allen

neu entdeckten Wahrheiten, vielleicht ohne Ausnahme, wird bald gefunden, daß schon früher etwas ihnen sehr Aehnliches gesagt worden sei und nur ein Schritt bis zu ihnen gefehlt habe, ja, bisweilen gar, daß sie geradezu ausgesprochen, jedoch unbeachtet geblieben waren, weil solches ohne Nachdruck geschehn war, indem der Aufsteller selbst ihren Werth nicht erkannt und ihren Folgenreichthum nicht begriffen hatte, welches ihn verhinderte, sie eigentlich auszuführen. In dergleichen Fällen also hatte man, wenn gleich nicht die Pflanze, doch den Samen gehabt. Hievon nun macht meine Farbentheorie eine glückliche Ausnahme. Nie und nirgends ist es Jemanden eingefallen, die Farbe, diese so objektive Erscheinung, als halbirte Thätigkeit der Netzhaut zu betrachten und demgemäß jeder einzelnen Farbe ihren bestimmten Zahlenbruch anzuweisen, der mit dem einer andern die Einheit ergänzt, welche das Weiße darstellt. Und doch sind diese Brüche so entschieden einleuchtend, daß Herr Professor Rosas, indem er sie sich aneignen möchte, sie geradezu als selbst-evident einführt, in seinem „Handbuch der Augenheilkunde", Band 1, §. 535, und auch S. 308.

Allerdings aber kommt diese augenfällige Richtigkeit der von mir aufgestellten Brüche der Sache sehr zu statten: denn dieselben eigentlich zu beweisen, würde, bei aller ihrer Gewißheit, doch schwer seyn. Allenfalls ließe es sich auf folgende Art bewerkstelligen. Man verschaffe sich vollkommen schwarzen und vollkommen weißen Sand und mische diese in sechs Verhältnissen, deren jedes einer der sechs Hauptfarben an Dunkelheit genau gleichkommt: dann muß sich ergeben, daß das Verhältniß des schwarzen zum weißen Sande bei jeder Farbe dem von mir derselben beigelegten Zahlenbruch entspricht, also z. B. zu einem dem Gelben an Dunkelheit entsprechenden Grau drei Theile weißen und ein Theil schwarzen Sandes genommen wäre, ein dem Violetten entsprechendes Grau hingegen die Mischung des Sandes gerade in umgekehrtem Verhältniß erfordert hätte; Grün und Roth hingegen von beiden gleich viel. Jedoch entsteht hiebei die Schwierigkeit, zu bestimmen, welches Grau jeder Farbe an Dunkelheit gleichkommt. Dies ließe sich dadurch entscheiden, daß man die Farbe, hart neben dem Grau, durch das Prisma betrachtete, um zu sehn, welches von beiden sich bei der

Refraktion als Helles zum Dunkeln verhält: ſind ſie hierin gleich, ſo muß die Refraktion keine Farbenerſcheinung geben.

Unſere Prüfung der Reinheit einer gegebenen Farbe, z. B. ob dieſes Gelb genau ein ſolches ſei, oder aber ins Grüne, oder auch ins Orange falle, bezieht ſich eben auf die genaue Richtigkeit des durch ſie ausgedrückten Bruchs. Daß wir aber dies rein arithmetiſche Verhältniß nach dem bloßen Gefühl beurtheilen können, erhält einen Beleg von der Muſik, deren Harmonie auf den viel größeren und komplicirteren Zahlenverhältniſſen der gleichzeitigen Schwingungen beruht, deren Töne wir jedoch, nach dem bloßen Gehör, höchſt genau und doch arithmetiſch beurtheilen. — Wie die ſieben Töne der Tonleiter ſich von den unzähligen andern, der Möglichkeit nach, zwiſchen ihnen liegenden nur durch die Rationalität ihrer Vibrationszahlen auszeichnen; ſo auch die ſechs, mit eigenen Namen belegten Farben von den unzähligen zwiſchen ihnen liegenden nur durch die Rationalität und Simplicität des in ihnen ſich darſtellenden Bruches der Thätigkeit der Retina. — Wie ich, ein Inſtrument ſtimmend, die Richtigkeit eines Tons dadurch prüfe, daß ich ſeine Quint oder Oktave anſchlage; ſo prüfe ich die Reinheit einer vorliegenden Farbe dadurch, daß ich ihr phyſiologiſches Spektrum hervorrufe, deſſen Farbe oft leichter zu beurtheilen iſt, als ſie ſelbſt: ſo z. B. habe ich, daß das Grün des Graſes ſtark ins Gelbe fällt, bloß daraus erſehn, daß das Roth ſeines Spektrums ſtark ins Violette zieht.

§. 105.

Das Phänomen der phyſiologiſchen Farben, auf welchem meine ganze Theorie beruht, wurde, nachdem Büffon es entdeckt hatte, vom Pater Scherffer in Gemäßheit der Neutoniſchen Theorie ausgelegt, in ſeiner „Abhandlung von den zufälligen Farben", Wien, 1765. Da man dieſe Erklärung der Thatſachen in vielen Büchern, und ſogar noch in Cüvier's anatomie comp. (leç. 12, art. 1.) wiederholt findet, will ich ſie hier ausdrücklich widerlegen, ja, ad absurdum führen. Sie geht dahin, daß das Auge, durch das längere Anſchauen einer Farbe ermüdet, für dieſe Sorte homogener Lichtſtrahlen die Empfänglichkeit verlöre, daher es dann ein gleich darauf angeſchautes Weiß nur mit Ausſchluß eben jener homogenen Farbe-

ſtrahlen empfände, weshalb es daſſelbe nicht mehr weiß ſähe' ſondern ſtatt deſſen ein Produkt der übrigen ſechs homogenen Strahlen, die mit jener erſten Farbe zuſammen das Weiße ausmachen, empfände: dieſes Produkt nun alſo ſoll die als phyſiologiſches Spektrum erſcheinende Farbe ſeyn. Dieſe Auslegung der Sache läßt ſich nun aber ex suppositis als abſurd erkennen. Denn nach angeſchautem Violett erblickt das Auge auf einer weißen (noch beſſer aber auf einer grauen) Fläche ein gelbes Spektrum. Dieſes Gelb müßte nun das Produkt der, nach Ausſonderung des Violetten, übrig bleibenden ſechs homogenen Lichter, alſo aus Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau und Indigoblau zuſammengeſetzt ſeyn: eine ſchöne Miſchung, um gelb zu erhalten! Straßenkothfarbe wird ſie geben, ſonſt nichts. Zudem iſt ja das Gelbe ſelbſt ein homogenes Licht: wie ſollte es denn erſt das Reſultat jener Miſchung ſeyn? Allein ſchon das einfache Faktum, daß ein homogenes Licht, für ſich allein, vollkommen die geforderte und phyſiologiſch als Spektrum ihm nachfolgende Farbe des andern iſt, wie Gelb des Violetten, Blau des Orangen, Roth des Grünen, und vice versa, ſtößt die Scherffer'ſche Erklärung über den Haufen, indem es zeigt, daß was nach anhaltendem Anſchauen einer Farbe das Auge auf der weißen Fläche erblickt nichts weniger, als eine Vereinigung der ſechs übrigen homogenen Lichter, ſondern ſtets nur eines derſelben iſt: z. B. nach angeſchautem Violett gelb.

Außerdem giebt es noch eine Menge Thatſachen, die mit der Scherffer'ſchen Auslegung in Widerſpruch ſtehn. So z. B. iſt es ſchon von vorne herein nicht wahr, daß das Auge durch etwas anhaltendes Anſehn der erſten Farbe gegen dieſelbe unempfindlich werde, und gar in dem Maaße, daß es ſolche nachher ſogar im Weißen nicht mehr mitempfinden könne: denn es ſieht ja dieſe erſte Farbe ganz deutlich, bis zu dem Augenblick, da es ſich von ihr zum Weißen wendet. — Ferner iſt es eine bekannte Erfahrung, daß wir die phyſiologiſchen Farben am deutlichſten und leichteſten früh Morgens, gleich nach dem Erwachen, anſichtig werden: gerade dann aber iſt, in Folge der langen Ruhe, das Auge in vollſter Kraft, alſo am wenigſten geeignet, durch das, einige Sekunden lang fortgeſetzte Anſchauen einer Farbe, ermüdet und bis zur Unempfindlichkeit gegen die-

ſelbe abgeſtumpft zu werden. — Vollends aber ein ſchlimmer Umſtand iſt, daß wir, um die phyſiologiſchen Farben zu ſehn, gar nicht auf eine weiße Fläche zu blicken brauchen: jede farbloſe Fläche iſt dazu tauglich, eine graue am beſten, ſelbſt eine ſchwarze leiſtet es, ja, ſogar mit geſchloſſenen Augen erblicken wir die phyſiologiſche Farbe! Dies hatte bereits Büffon angegeben, und Scherffer ſelbſt geſteht es, §. 17 ſeiner oben genannten Schrift, ein. Hier haben wir nun einen Fall, wo einer falſchen Theorie, ſobald ſie an einem beſtimmten Punkt angelangt iſt, die Natur geradezu in den Weg tritt und ihr die Lüge ins Geſicht wirft. Auch wird hiebei Scherffer ſehr betreten und geſteht, hier liege die größte Schwierigkeit der Sache. Jedoch, ſtatt an ſeiner Theorie, die nimmermehr damit beſtehn kann, irre zu werden, greift er nach allerlei elenden und abſurden Hypotheſen, windet ſich erbärmlich und läßt zuletzt die Sache auf ſich beruhen.

Noch will ich hier eine nur ſelten bemerkte Thatſache erwähnen; theils weil auch ſie ein Argument gegen die Scherffer'ſche Theorie liefert, indem ſie dieſer gemäß durchaus unbegreiflich iſt; theils aber auch, weil ſie verdient, durch eine kleine Specialerörterung als mit meiner Theorie vereinbar nachgewieſen zu werden. Wenn nämlich auf einer großen gefärbten Fläche einige kleinere farbloſe Stellen ſind, ſo werden dieſe, wenn nachher das von der gefärbten Fläche geforderte phyſiologiſche Spektrum eintritt, nicht mehr farblos bleiben, ſondern ſich in der zuerſt dageweſenen Farbe der ganzen Fläche ſelbſt darſtellen, obgleich ſie keineswegs vom Komplement derſelben afficirt geweſen ſind. Z. B. auf den Anblick einer grünen Hausmauer mit kleinen grauen Fenſtern folgt als Spektrum eine rothe Mauer, nicht mit grauen, ſondern mit grünen Fenſtern. Gemäß meiner Theorie haben wir Dies daraus zu erklären, daß, nachdem auf der ganzen Retina eine beſtimmte qualitative Hälfte ihrer Thätigkeit durch die gefärbte Fläche hervorgerufen war, jedoch einige kleine Stellen von dieſer Erregung ausgeſchloſſen blieben, und nun nachher, beim Aufhören des äußern Reizes, die Ergänzung der durch ihn erregten Thätigkeitshälfte ſich als Spektrum einſtellt, alsdann die davon ausgeſchloſſen geweſenen Stellen, auf konſenſuelle Weiſe, in jene zuerſt dageweſene quali-

tative Hälfte der Thätigkeit gerathen, indem sie jetzt gleichsam nachahmen, was vorher der ganze übrige Theil der Retina gethan hat, während sie allein, durch Ausbleiben des Reizes, davon ausgeschlossen waren; mithin daß sie, so zu sagen, nachexerciren.

Wollte man endlich eine Schwierigkeit etwan darin finden, daß, meiner Theorie zufolge, beim Anblick einer sehr bunten Fläche, die Thätigkeit der Retina, an hundert Stellen zugleich, in sehr verschiedenen Proportionen getheilt würde; so erwäge man, daß beim Anhören der Harmonie eines zahlreichen Orchesters, oder der schnellen Läufe eines Virtuosen, das Trommelfell und der Gehörnerv bald simultan, bald in der raschesten Succession, in Schwingungen nach verschiedenen Zahlenverhältnissen versetzt wird, welche die Intelligenz alle auffaßt, arithmetisch abschätzt, die ästhetische Wirkung davon empfängt und jede Abweichung von der mathematischen Richtigkeit eines Tons sogleich bemerkt: dann wird man finden, daß ich dem viel vollkommneren Gesichtssinne nicht zu viel zugetraut habe.

§. 106.

Der wesentlich subjektiven Natur der Farbe ist erst durch meine Theorie ihr volles Recht geworden; obgleich das Gefühl derselben schon in dem alten Sprichwort des goûts et des couleurs il ne faut disputer ausgedrückt ist. Dabei aber gilt von der Farbe, was Kant vom ästhetischen, oder Geschmacksurtheil aussagt, nämlich daß es zwar nur ein subjektives sei, jedoch den Anspruch mache, gleich einem objektiven, die Beistimmung aller normal beschaffenen Menschen zu erhalten. Wenn wir nicht eine subjektive Anticipation der sechs Hauptfarben hätten, die uns ein Maaß a priori für sie giebt; so würden wir, da dann die Bezeichnung derselben durch eigene Namen bloß konventionell wäre, wie die mancher Modefarben es wirklich ist, über die Reinheit einer gegebenen Farbe kein Urtheil haben und demnach Manches gar nicht verstehn können, z. B. was Goethe vom wahren Roth sagt, — daß es das des Karmins, nicht aber das gewöhnliche Scharlach-Roth sei, als welches gelbroth ist; — während jetzt Dies uns sehr wohl verständlich und dann auch einleuchtend ist.

Auf dieſer weſentlich ſubjektiven Natur der Farbe beruht zuletzt auch die überaus leichte Veränderlichkeit der chemiſchen Farben, als welche bisweilen ſo weit geht, daß einer totalen Veränderung der Farbe nur eine äußerſt geringfügige, oder ſelbſt gar nicht ein Mal nachweisbare in den Eigenſchaften des Objekts, dem ſie inhärirt, entſpricht. So z. B. iſt der durch Zuſammenſchmelzen des Merkurs mit dem Schwefel erlangte Zinnober ſchwarz, (ganz wie eine ähnliche Verbindung des Bleies mit dem Schwefel): erſt nachdem er ſublimirt worden, nimmt er die bekannte feuerrothe Farbe an; und doch iſt eine chemiſche Veränderung durch dieſe Sublimation nicht nachweisbar. Durch bloße Erwärmung wird rothes Queckſilberoxyd ſchwarzbraun und gelber ſalpeterſaurer Merkur roth. Eine bekannte chineſiſche Schminke kommt uns auf Stückchen Pappe aufgetragen zu und iſt dann dunkelgrün: mit benetztem Finger berührt färbt ſie dieſen augenblicklich hochroth. Selbſt das Rothwerden der Krebſe durch Kochen gehört hierher; auch das Umſchlagen des Grüns mancher Blätter in Roth, beim erſten Froſt, und das Rothwerden der Aepfel auf der Seite, die von der Sonne beſchienen wird, welches man einer ſtärkeren Desoxydation dieſer Seite zuſchreiben will; imgleichen, daß einige Pflanzen den Stengel und das ganze Gerippe des Blattes hochroth haben, das Parenchyma aber grün; überhaupt die Vielfarbigkeit mancher Blumenblätter. In andern Fällen können wir die chemiſche Differenz, welche von der Farbe indicirt wird, als eine ſehr geringe nachweiſen, z. B. wann Lakmustinktur, oder Veilchenſaft, durch die leichteſte Spur von Oxydation, oder Alkaliſation, ihre Farbe ändern. An dieſem Allen nun erſehn wir, daß das Auge das empfindlichſte Reagens, im chemiſchen Sinne, iſt; indem es nicht nur die geringſten nachweisbaren, ſondern ſagar ſolche Veränderungen der Miſchung, die kein anderes Reagens anzeigt, uns augenblicklich zu erkennen giebt. Auf dieſer unvergleichlichen Empfindlichkeit des Auges beruht überhaupt die Möglichkeit der chemiſchen Farben, welche an ſich ſelbſt noch ganz unerklärt iſt, während wir in die phyſiſchen die richtige Einſicht, durch Goethe, endlich erlangt haben; ungeachtet die vorgeſchobene Neutoniſche falſche Theorie ſolche erſchwerte. Die phyſiſchen Farben verhalten ſich zu den chemiſchen genau ſo, wie der durch den

galvaniſchen Apparat hervorgebrachte und inſofern aus ſeiner nächſten Urſache verſtändliche Magnetismus zu dem im Stahl und in Eiſenerzen fixirten. Jener giebt einen temporären Magneten, der nur durch eine Komplikation von Umſtänden beſteht und, ſobald ſie wegfallen, es zu ſeyn aufhört: dieſer hingegen iſt einem Körper inhärirend, unveränderlich und bis jetzt unerklärt. Er iſt eben hineingebannt, wie ein verzauberter Prinz: daſſelbe nun gilt von der chemiſchen Farbe eines Körpers.

§. 107.

Ich habe in meiner Theorie dargethan, daß auch die Herſtellung des Weißen aus Farben ausſchließlich auf dem phyſiologiſchen Grunde ruht, indem ſie allein dadurch zu Stande kommt, daß ein Farbenpaar, alſo daß zwei Ergänzungsfarben, d. h. zwei Farben, in welche die Thätigkeit der Retina, ſich halbirend, auseinandergetreten iſt, wieder zuſammengebracht werden. Dies aber kann nur dadurch geſchehn, daß die zwei äußern, jede von ihnen im Auge anregenden Urſachen zugleich auf eine und dieſelbe Stelle der Retina wirken. Ich habe mehrere Arten Dies zu Wege zu bringen angegeben: am leichteſten und einfachſten erhält man es, wenn man das Violett des prismatiſchen Spektrums auf gelbes Papier fallen läßt. Sofern man aber ſich nicht mit bloß prismatiſchen Farben begnügen will, wird es am beſten dadurch gelingen, daß man eine transparente und eine reflektirte Farbe vereinigt, z. B. auf einen Spiegel aus blauem Glaſe das Licht durch ein rothgelbes Glas fallen läßt. Der Ausdruck „komplementäre Farben" hat nur, ſofern er im phyſiologiſchen Sinne verſtanden wird, Wahrheit und Bedeutung; außerdem ſchlechterdings nicht.

Goethe hat, mit Unrecht, die Möglichkeit der Herſtellung des Weißen aus Farben überhaupt geleugnet: Dies kam aber daher, daß Neuton ſie aus einem falſchen Grunde und in einem falſchen Sinne behauptet hatte. Wäre ſie im Neutoniſchen Sinne wahr, oder überhaupt Neutons Theorie richtig; ſo müßte zunächſt jede Vereinigung zweier der von ihm angenommenen Grundfarben ſofort eine hellere Farbe, als jede von ihnen allein iſt, geben; weil die Vereinigung zweier homogener Theile des in ſolche zerfallenen weißen Lichtes ſchon ein Rück-

ſchritt zur Herſtellung dieſes weißen Lichtes wäre. Allein Jenes iſt nicht ein einziges Mal der Fall. Bringen wir nämlich die drei im chemiſchen Sinne fundamentalen Farben, aus denen alle übrigen zuſammengeſetzt ſind, paarweiſe zuſammen; ſo giebt Blau mit Roth Violett, welches dunkler iſt, als jede von beiden; Blau mit Gelb giebt Grün, welches, obwohl etwas heller als jenes, doch viel dunkler als dieſes iſt; Gelb mit Roth giebt Orange, welches heller als dieſes, aber dunkler als jenes iſt. Schon hierin liegt eigentlich eine hinreichende Widerlegung der Neutoniſchen Theorie.

Aber die rechte, faktiſche, bündige und unabweisbare Widerlegung derſelben iſt der achromatiſche Refraktor, daher eben auch Neuton, ſehr konſequent, einen ſolchen für unmöglich hielt. Beſteht nämlich das weiße Licht aus ſieben Lichtarten, deren jede eine andere Farbe und zugleich eine andere Brechbarkeit hat: ſo ſind nothwendig der Grad der Brechung und die Farbe des Lichts unzertrennliche Gefährten: alsdann muß, wo Licht gebrochen iſt, es ſich auch gefärbt zeigen; wie ſehr auch dabei die Brechung vermannigfaltigt und komplicirt, hin und her, hinauf und herab gezogen werden mag; ſo lange nur nicht alle ſieben Strahlen vollzählig wieder auf einen Klumpen zuſammengebracht ſind und dadurch, nach Neutoniſcher Theorie, das Weiße rekomponirt, zugleich aber auch aller Wirkung der Brechung ein Ende gemacht, nämlich Alles wieder an Ort und Stelle gebracht iſt. Als nun aber die Erfindnng der Achromaſie das Gegentheil dieſes Reſultats an den Tag legte, da griffen die Neutonianer, in ihrer Verlegenheit, zu einer Erklärung, welche man mit Goethen für ſinnloſen Wortkram zu halten ſich ſehr verſucht fühlt: denn, beim beſten Willen, iſt es ſehr ſchwer, ihr auch nur einen verſtändlichen Sinn, d. h. ein anſchaulich einigermaaßen Vorſtellbares, unterzulegen. Da ſoll nämlich neben der Farbenbrechung noch eine von ihr verſchiedene Farbenzerſtreuung Statt finden und hierunter zu verſtehn ſeyn das Sich-entfernen der einzelnen farbigen Lichter von einander, das Auseinandertreten derſelben, welches die nächſte Urſache der Verlängerung des Spektri iſt. Daſſelbe iſt aber, ex hypothesi, die Wirkung der verſchiedenen Brechbarkeit jener farbigen Strahlen. Beruht nun alſo dieſe ſogenannte Zerſtreuung, d. h. die Verlängerung des Spektrums,

alſo des Sonnenbildes nach der Brechung, darauf, daß das Licht aus verſchiedenen farbigen Lichtern beſteht, deren jedes, ſeiner Natur nach, eine verſchiedene Brechbarkeit hat, d. h. in einem andern Winkel bricht; ſo muß doch dieſe beſtimmte Brechbarkeit jedes Lichts, als weſentliche Eigenſchaft, ſtets und überall ihm anhängen, alſo das einzelne homogene Licht ſtets auf die ſelbe Weiſe gebrochen werden, eben wie es ſtets auf die ſelbe Weiſe gefärbt iſt. Denn der Neutoniſche homogene Lichtſtrahl und ſeine Farbe ſind durchaus Eines und das Selbe: er iſt eben ein farbiger Strahl und ſonſt nichts: alſo wo der Lichtſtrahl iſt, da iſt ſeine Farbe, und wo dieſe iſt, da iſt der Strahl. Liegt es, ex hypothesi, in der Natur eines jeden ſolchen anders gefärbten Strahls auch in einem andern Winkel zu brechen; ſo wird ihn in dieſen und jeden Winkel auch ſeine Farbe begleiten: folglich müſſen dann bei jeder Brechung die verſchiedenen Farben zum Vorſchein kommen. Um alſo der von den Neutonianern beliebten Erklärung „zwei verſchiedenartige brechende Mittel können das Licht gleich ſtark brechen, aber die Farben in verſchiedenem Grade zerſtreuen“ einen Sinn unterzulegen, müſſen wir annehmen, daß, während Krown- und Flint-Glas das Licht im Ganzen, alſo das weiße Licht, gleich ſtark brechen, dennoch die Theile, aus welchen eben dieſes Ganze durch und durch beſteht, vom Flint- anders, als vom Krown-Glas gebrochen werden, alſo ihre Brechbarkeit ändern. Eine harte Nuß! — Ferner müſſen ſie ihre Brechbarkeit in der Weiſe ändern, daß, bei Anwendung von Flintglas, die am brechbarſten Strahlen noch ſtärkere Brechbarkeit erhalten, die am wenigſten brechbaren hingegen eine noch geringere Brechbarkeit annehmen; daß alſo dieſes Flintglas die Brechbarkeit gewiſſer Strahlen vermehrt und zugleich die gewiſſer anderer vermindert, und dabei dennoch das Ganze, welches allein aus dieſen Strahlen beſteht, ſeine vorherige Brechbarkeit behält. Nichts deſtoweniger ſteht dieſes ſo ſchwer faßliche Dogma noch immer in allgemeinem Kredit und Reſpekt, und kann man, bis auf den heutigen Tag, aus den optiſchen Schriften aller Nationen erſehn, wie ernſthaft von der Differenz zwiſchen Refraktion und Disperſion geredet wird. Doch jetzt zur Wahrheit!

Die nächſte und weſentliche Urſache der mittelſt der Kombination des Konvexglaſes aus Krown- und des Konkavglaſes aus

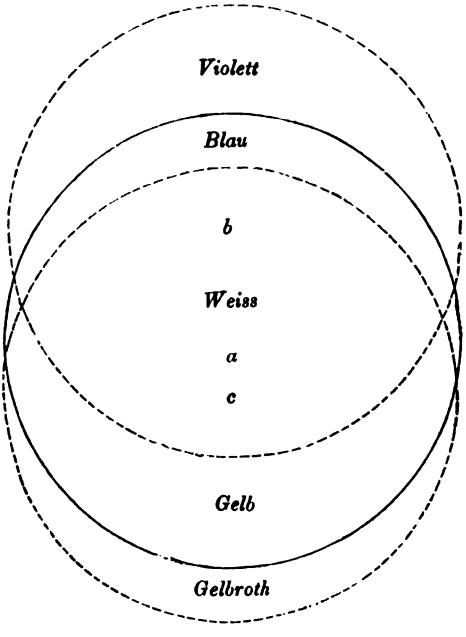
Flint-Glas zu Stunde gebrachten Achromasie ist, ohne Zweifel, eine durchaus physiologische, nämlich die Herstellung der vollen Thätigkeit der Retina, auf den von den physischen Farben getroffenen Stellen, indem daselbst, zwar nicht 7, aber doch 2 Farben, nämlich zwei sich zu jener Thätigkeit ergänzende Farben, auf einander gebracht werden, also ein Farbenpaar wieder vereinigt wird. Objektiv, oder physikalisch, wird dies folgendermaaßen herbeigeführt. Durch die zweimalige Refraktion, in entgegengesetztem Sinne (mittelst Konkav- und Konvexglas) entsteht auch die entgegengesetzte Farbenerscheinung, nämlich einerseits ein gelbrother Rand mit gelbem Saum, und andrerseits ein blauer Rand mit violettem Saum. Diese zweimalige Refraktion, in entgegengesetztem Sinne, führt aber auch zugleich jene beiden farbigen Randerscheinungen dergestalt über einander, daß der blaue Rand den gelbrothen Rand und der violette Saum den gelben Saum deckt, wodurch diese zwei physiologischen Farbenpaare, nämlich das von $1/3$ und $2/3$, und das von $1/4$ und $3/4$ der vollen Thätigkeit der Netzhaut wieder vereinigt werden, mithin auch die Farblosigkeit wiederhergestellt wird. Dies also ist die nächste Ursache der Achromasie.

Was nun aber ist die entferntere? Da nämlich das verlangte dioptrische Resultat, — ein Ueberschuß farblos bleibender Refraktion, — dadurch herbeigeführt wird, daß das in entgegengesetztem Sinne wirkende Flintglas, schon bei bedeutend geringerer Refraktion, die Farbenerscheinung des Krownglases, durch eine gleich breite ihr entgegengesetzte, zu neutralisiren vermag, weil seine eigenen Farbenränder und Säume schon ursprünglich bedeutend breiter, als die des Krownglases, sind; so entsteht die Frage: wie geht es zu, daß zwei verschiedenartige brechende Mittel, bei gleicher Brechung, eine so sehr verschiedene Breite der Farbenerscheinung geben? — Hievon läßt sich sehr genügende Rechenschaft, gemäß der Goethe'schen Theorie, geben, wenn man nämlich diese etwas weiter und dadurch deutlicher ausführt, als er selbst es gethan hat. Seine Ableitung der prismatischen Farbenerscheinung aus seinem obersten Grundsatz, den er Urphänomen nennt, ist vollkommen richtig: nur hat er sie nicht genug ins Einzelne herabgeführt; während doch ohne eine gewisse Akribologie solchen Dingen kein Genüge geschieht. Er erklärt

ganz richtig jene farbige, die Refraktion begleitende Randerſcheinung aus einem, das durch Brechung verrückte Hauptbild begleitenden Nebenbilde. Aber er hat nicht die Lage und Wirkungsweiſe dieſes Nebenbildes ganz ſpeciell beſtimmt und durch eine Zeichnung veranſchaulicht; ja, er ſpricht durchweg nur von einem Nebenbilde; wodurch denn die Sache ſo zu ſtehn kommt, daß wir annehmen müſſen, nicht bloß das Licht oder leuchtende Bild, ſondern auch die es umgebende Finſterniß erleide eine Brechung. Ich muß daher hier ſeine Sache ergänzen, um zu zeigen, wie eigentlich jene, bei gleicher Brechung, aber verſchiedenen brechenden Subſtanzen, verſchiedene Breite der farbigen Randerſcheinung entſteht, welche die Neutonianer durch den ſinnloſen Ausdruck einer Verſchiedenheit der Refraktion und Diſperſion bezeichnen.

Zuvor ein Wort über den Urſprung dieſer, bei der Refraktion, das Hauptbild begleitenden Nebenbilder. Natura non facit saltus: ſo lautet das Geſetz der Kontinuität aller Veränderungen, vermöge deſſen, in der Natur, kein Uebergang, ſei er im Raum, oder in der Zeit, oder im Grade irgend einer Eigenſchaft ganz abrupt eintritt. Nun wird das Licht, bei ſeinem Eintritt in das Prisma, und abermals bei ſeinem Austritt, alſo zwei Mal, von ſeinem geraden Wege plötzlich abgelenkt. Sollen wir nun vorausſetzen, dies geſchehe ſo abrupt und mit ſolcher Schärfe, daß dabei das Licht auch nicht die geringſte Vermiſchung mit der es umgebenden Finſterniß erlitte, ſondern, mitten durch dieſe, in ſo bedeutenden Winkeln, ſich ſchwenkend, doch ſeine Gränzen auf das Schärfſte bewahrte, — ſo daß es in ganz unvermiſchter Lauterkeit durchkäme und ganz vollſtändig zuſammenbliebe? Iſt nicht vielmehr die Annahme naturgemäßer, daß, ſowohl bei der erſten, als bei der zweiten Brechung, ein ſehr kleiner Theil dieſer Lichtmaſſe nicht ſchnell genug in die neue Richtung komme, ſich dadurch etwas abſondere und nun, gleichſam eine Erinnerung des eben verlaſſenen Weges nachtragend, als Nebenbild das Hauptbild begleite, nach der einen Brechung etwas über, nach der andern etwas unter ihm ſchwebend? Ja, man könnte hiebei an die Polariſation des Lichts, mittelſt eines Spiegels, denken, der einen Theil deſſelben zurückwirft, einen andern durchläßt.

Beifolgende Figur zeigt nun specieller, wie aus der Wirkung jener beiden, bei der prismatischen Refraktion abfallenden Nebenbilder, gemäß dem Goethe'schen Grundgesetze, die vier prismatischen Farben entstehn, als welche allein, nicht aber sieben, wirklich vorhanden sind.



Diese Figur stellt eine auf schwarzes glanzloses Papier geklebte, weiße Papierscheibe, von etwan 4 Zoll Durchmesser, vor, wie sie, durch das Prisma, in einer Entfernung von etwan 3 Schritten, angeschaut, in der Natur und nicht nach Neutonischen Fiktionen, sich darstellt. Hievon nun aber hat hier Jeder, der wissen will wovon die Rede sei, sich durch Autopsie zu überzeugen. Er wird alsdann, das Prisma vor die Augen haltend und bald näher, bald ferner tretend, die beiden Nebenbilder beinahe geradezu und unmittelbar wahrnehmen, und wird sehn, wie sie, seiner Bewegung folgend, sich vom Hauptbilde bald mehr, bald weniger entfernen und über einander schieben. — Prismatische Versuche überhaupt lassen sich auf zweierlei Weise machen: entweder so,

daß die Refraktion der Reflexion, oder so, daß diese jener vorhergeht: Ersteres geschieht, wenn das Sonnenbild durch das Prisma auf die Wand fällt; Letzteres, wenn man durch das Prisma ein weißes Bild betrachtet. Diese letztere Art ist nicht nur weniger umständlich auszuführen, sondern zeigt auch das eigentliche Phänomen viel deutlicher; welches daher kommt, daß hier die Wirkung der Refraktion unmittelbar zum Auge gelangt, wodurch man den Vortheil hat, die Wirkung aus erster Hand zu erhalten, während man sie, bei jener andern Art, erst aus zweiter Hand, nämlich nach geschehener Reflexion, von der Wand erhält: ein zweiter Vortheil hiebei ist, daß das Licht von einem nahen, scharf begränzten und nicht blendenden Gegenstande ausgeht. Daher zeigt denn die hier abgebildete weiße Scheibe ganz deutlich die sie begleitenden, auf Anlaß einer zweimaligen, sie nach oben verrückenden Refraktion entstandenen zwei Nebenbilder. Das von der ersten Refraktion, die beim Eintritt des Lichts in das Prisma Statt findet, herrührende Nebenbild schleppt hinten nach und bleibt daher mit seinem äußersten Rande noch in der Finsterniß stecken und von ihr überzogen; das andere hingegen, welches bei der zweiten Refraktion, also beim Austritt des Lichts aus dem Prisma, entsteht, eilt vor und zieht sich deshalb über die Finsterniß her. Die Wirkungsart beider erstreckt sich aber auch, wiewohl schwächer, auf den Theil des Hauptbildes, der durch ihren Verlust geschwächt ist; daher nur der Theil desselben, welcher von beiden Nebenbildern bedeckt bleibt, und also sein volles Licht behält, weiß erscheint: da hingegen, wo ein Nebenbild allein mit der Finsterniß kämpft, oder das durch den Abgang dieses Nebenbildes etwas geschwächte Hauptbild schon von der Finsterniß beeinträchtigt wird, entstehn Farben, und zwar dem Goethe'schen Gesetze gemäß. Demnach sehn wir am obern Theile, wo ein Nebenbild allein voreilend sich über die schwarze Fläche zieht, violett entstehn; darunter aber, wo schon das Hauptbild, jedoch durch Verlust geschwächt, wirkt, blau; am untern Theile des Bildes hingegen zeigt sich da, wo das einzelne Nebenbild in der Finsterniß stecken bleibt, gelbroth, darüber aber, wo schon das geschwächte Hauptbild durchscheint, gelb; eben wie die aufgehende Sonne zuerst vom dickern, niedern Dunstkreise bedeckt gelbroth, in den dünnern angelangt, nur noch gelb erscheint.

Wenn wir nun dieſes wohl gefaßt und eingeſehn haben, wird es uns nicht ſchwer werden, wenigſtens im Allgemeinen zu begreifen, warum, bei gleicher Brechung des Lichts, einige brechende Mittel, wie eben das Flintglas, eine breitere, andere, wie das Krownglas, eine ſchmälere, farbige Randerſcheinung geben; oder, in der Sprache der Neutonianer, worauf die Ungleichmäßigkeit der Lichtbrechung und Farbenzerſtreuung, ihrer Möglichkeit nach, beruhe. Die Brechung nämlich iſt die Entfernung des Hauptbildes von ſeiner Einfallslinie; die Zerſtreuung hingegen iſt die dabei eintretende Entfernung der beiden Nebenbilder vom Hauptbilde: dieſes Accidens nun aber finden wir bei verſchiedenartigen lichtbrechenden Subſtanzen in verſchiedenem Grade vorhanden. Demnach können zwei durchſichtige Körper gleiche Brechungskraft haben, d. h. das durch ſie gehende Lichtbild gleich weit von ſeiner Einfallslinie ablenken; dabei jedoch können die Nebenbilder, welche die Farbenerſcheinung verurſachen, bei der Brechung durch den einen Körper mehr, als bei der durch den andern, ſich vom Hauptbilde entfernen.

Um nun dieſe Rechenſchaft von der Sache mit der ſo oft wiederholten, oben analyſirten, Neutonianiſchen Erklärung des Phänomens zu vergleichen, wähle ich den Ausdruck dieſer letzteren, welcher am 27. Oktober 1836 in den „Münchner gelehrten Anzeigen", nach den philosophical transactions, mit folgenden Worten gegeben wird: „verſchiedene durchſichtige Subſtanzen „brechen die verſchiedenen homogenen Lichter in ſehr ungleichem „Verhältniß;*) ſo daß das Spektrum, durch verſchiedene brechende „Mittel erzeugt, bei übrigens gleichen Umſtänden, eine ſehr ver„ſchiedene Ausdehnung erlangt." — Wenn die Verlängerung des Spektrums überhaupt von der ungleichen Brechbarkeit der homogenen Lichter ſelbſt herrührte; ſo müßte ſie überall dem Grade der Brechung gemäß ausfallen, und demnach könnte nur in Folge größerer Brechungskraft eines Mittels größere Verlängerung des Bildes entſtehn. Iſt nun aber Dies nicht der Fall; ſondern giebt von zwei, gleich ſtark brechenden Mitteln das eine ein längeres, das andere ein kürzeres Spektrum; ſo beweiſt Dies, daß die

*) jedoch die Summe derſelben, das weiße Licht, in gleichem! ſetze ich ergänzend hinzu.

Verlängerung des Spektri nicht direkte Wirkung der Brechung, sondern bloß Wirkung eines die Brechung begleitenden Accidens sei. Ein solches nun sind die dabei entstehenden Nebenbilder: diese können sehr wohl, bei gleicher Brechung, nach Beschaffenheit der brechenden Substanz, sich mehr oder weniger vom Hauptbilde entfernen.

Sollte man nicht meynen, daß Betrachtungen dieser Art den Neutonianern die Augen öffnen müßten? Freilich wohl, wenn man noch nicht weiß, wie groß und wie entsetzlich der Einfluß ist, den auf die Wissenschaften, ja, auf alle geistigen Leistungen, der Wille ausübt, d. h. die Neigungen, und noch eigentlicher zu reden, die schlechten Neigungen. Der Englische Maler und Gallerieinspektor Eastlake hat, 1840, eine so überaus vortreffliche Englische Uebersetzung der Farbenlehre Goethe's geliefert, daß sie das Original vollkommen wiedergiebt und dabei sich leichter liest, ja, leichter zu verstehn ist, als dieses. Da muß man nun sehn, wie Brewster, der sie in der Edinburgh review recensirt, sich dazu gebärdet, nämlich ungefähr so, wie eine Tiegerin, in deren Höhle man dringt, ihr die Jungen zu entreißen. Ist etwan Das der Ton der ruhigen und sichern Ueberzeugung, dem Irrthum eines großen Mannes gegenüber? Es ist vielmehr der Ton des intellektuellen schlechten Gewissens; welches, mit Schrecken, das Recht auf der andern Seite spürt und nun entschlossen ist, die ohne Prüfung gedankenlos angenommene Scheinwissenschaft, durch deren Festhalten man sich bereits kompromittirt hat, jetzt als Nationaleigenthum πυξ και λαξ zu vertheidigen. Wird nun also, bei den Engländern, die Neutonische Farbenlehre als Nationalsache genommen; so wäre eine gute Französische Uebersetzung des Goethe'schen Werkes höchst wünschenswerth: denn von der Französischen Gelehrtenwelt, als einer insofern neutralen, wäre allerdings Gerechtigkeit zu hoffen; wenn gleich auch von ihrer Befangenheit in der Neutonischen Farbenlehre einstweilen belustigende Proben vorkommen. So z. B. erzählt im Journal des savants, April 1836, Biot mit Herzensbeifall, wie Arago gar pfiffige Experimente angestellt habe, um zu ermitteln, ob nicht etwan die 7 homogenen Lichter eine ungleiche Schnelligkeit der Fortpflanzung hätten; so daß von den veränderlichen Fixsternen, die bald näher, bald ferner

ſtehn, etwan das rothe, oder das violette Licht zuerſt anlangte und daher der Stern ſucceſſiv verſchieden gefärbt erſchiene: er hätte aber am Ende glücklich herausgebracht, daß dem doch nicht ſo wäre. Sancta simplicitas! — Recht artig macht es auch Herr Becquerel, der in einem mémoire présenté à l'académie des sciences le 13 Juin 1842, vor der Akademie, das alte Lied von Friſchem anſtimmt, als wäre es ein neues: si on refracte un faisceau (!) de rayons solaires à travers un prisme, on distingue assez nettement (hier klopft das Gewiſſen an) sept sortes de couleurs, qui sont: le rouge, l'orangé, le jaune, le vert, le bleu, l'indigo (dieſe Miſchung von ¾ Schwarz mit ¼ Blau ſoll im Lichte ſtecken!) et le violet. Da Hr. Becquerel dieſes Stück aus dem Neutoniſchen Credo, 32 Jahre nach dem Erſcheinen der Goethe'ſchen Farbenlehre, noch ſo unbefangen und furchtlos abzuſingen ſich nicht entblödet; ſo könnte man ſich verſucht fühlen, ihm assez nettement zu deklariren: „entweder ihr ſeid blind, oder ihr lügt.“ Allein man würde ihm doch Unrecht thun: denn es liegt bloß daran, daß Herr Becquerel dem Neuton mehr glaubt, als ſeinen eigenen, zwei offenen Augen. Das wirkt die Neuton-Superſtition. —

Was aber die Deutſchen betrifft, ſo entſpricht ihr Urtheil über Goethe's Farbenlehre den Erwartungen, die man ſich zu machen hat von einer Nation, welche einen geiſt- und verdienſtloſen, Unſinn ſchmierenden, und durchaus hohlen Philoſophaſter, wie Hegel, 30 Jahre lang als den größten aller Denker und Weiſen präkoniſiren konnte, und zwar in einem ſolchen Tutti, daß ganz Europa davon wiederhallte. Wohl weiß ich, daß desipere est juris gentium, d. h. daß jeder das Recht hat, zu urtheilen, wie er's verſteht und wie's ihm beliebt: dafür aber wird er ſich dann auch gefallen laſſen, von Nachkommen und zuvor noch von Nachbarn nach ſeinen Urtheilen beurtheilt zu werden. Denn auch hier giebt es noch eine Nemeſis.

§. 108.

Am Schluſſe dieſer chromatologiſchen Nachträge will ich noch ein Paar artige Thatſachen beibringen, welche zur Beſtätigung des von Goethen aufgeſtellten Grundgeſetzes der phyſiſchen Farben dienen, von ihm ſelbſt aber nicht bemerkt worden ſind.

Wenn man, in einem finstern Zimmer, die Elektricität des Konduktors in eine luftleere Glasröhre einströmen läßt; so erscheint dies elektrische Licht sehr schön violett. Hier ist, eben wie bei den blauen Flammen, das Licht selbst zugleich das trübe Mittel: denn es ist kein wesentlicher Unterschied, ob das erleuchtete Trübe, durch welches man ins Dunkle sieht, eigenes oder reflektirtes Licht ins Auge wirft. Weil aber hier dies elektrische Licht ein überaus dünnes und schwaches ist, verursacht es, ganz nach Goethe's Lehre, violett; statt daß auch die schwächeste Flamme, wie die des Spiritus, Schwefels u. s. w. schon blau verursacht. —

Ein alltäglicher und vulgarer, aber von Goethen übersehener Beleg zu seiner Theorie ist, daß manche, mit rothem Wein, oder dunkelm Bier, gefüllte Bouteillen, nachdem sie längere Zeit im Keller gestanden haben, oft eine beträchtliche Trübung des Glases, durch einen Ansatz im Innern, erleiden, in Folge welcher sie alsdann, bei auffallendem Lichte, hellblau erscheinen, und eben so, wenn man, nachdem sie ausgeleert sind, etwas Schwarzes dahinter hält: bei durchscheinendem Lichte hingegen zeigen sie die Farbe der Flüssigkeit, oder, wenn leer, des Glases. —

Die gefärbten Ringe, welche sich zeigen, wenn man zwei geschliffene Spiegelgläser, oder auch konvex geschliffene Gläser, mit den Fingern fest zusammenpreßt, erkläre ich mir auf folgende Weise. Das Glas ist nicht ohne Elasticität. Daher giebt, bei jener starken Kompression, die Oberfläche etwas nach und wird eingedrückt: dadurch verliert sie für den Augenblick die vollkommene Glätte und Ebenheit, wodurch denn eine gradweise zunehmende Trübung entsteht. Wir haben also auch hier ein trübes Mittel, und die verschiedenen Abstufungen seiner Trübung, bei theils auffallendem, theils durchgehendem Licht, verursachen die farbigen Ringe. Läßt man das Glas los, so stellt alsbald die Elasticität seinen vorigen Zustand wieder her, und die Ringe verschwinden. Neuton legte eine Linse auf die Glasplatte; daher nennt man die Ringe die Neutonischen. Auf die Kurve dieser Linse und den Raum zwischen ihr und ihrer Tangente gründet die heutige Undulationstheorie ihre Berechnung der Schwingungszahlen der Farben; wobei sie die Luft in jenem Zwischenraum als vom Glas verschiedenes Medium, und demnach Brechung

und homogene Lichter annimmt. Alles ganz fabelhaft. (S. die Darstellung der Sache in Ule's „Die Natur" 1859, 30. Juni Nr. 26.) Es ist gar keine Linse dazu nöthig: zwei Spiegelgläser, mit dem Finger gedrückt, leisten es am besten, und um so besser, je länger man sie bald hier, bald da drückt; wobei gar kein Zwischenraum nebst Luftschicht bleibt, da sie pneumatisch an einander hängen. Eben so sind die Farben der Seifenblasen die Wirkung wechselnder lokaler Trübungen dieses halb durchsichtigen Stoffes; eben so die einer Terpentinschicht u. s. w.

Goethe hatte den treuen, sich hingebenden, objektiven Blick in die Natur der Sachen; Neuton war bloß Mathematiker, stets eilig nur zu messen und zu rechnen, und zu dem Zweck eine aus der oberflächlich aufgefaßten Erscheinung zusammengeflickte Theorie zum Grunde legend. Dies ist die Wahrheit: schneidet Gesichter wie ihr wollt!

Hier mag nun noch ein Aufsatz dem größeren Publiko mitgetheilt werden, mit welchem ich mein Blatt des, bei Gelegenheit des hundertjährigen Geburtstages Goethe's, im Jahre 1849, von der Stadt Frankfurt eröffneten und in ihrer Bibliothek deponirten Albums auf beiden Seiten vollgeschrieben habe. — Der Eingang desselben bezieht sich auf die höchst imposanten Feierlichkeiten, mit denen jener Tag öffentlich daselbst begangen worden war.

In das Frankfurter Goethe-Album.

Nicht bekränzte Monumente, noch Kanonensalven, noch Glockengeläute, geschweige Festmahle mit Reden, reichen hin, das schwere und empörende Unrecht zu sühnen, welches Goethe erleidet in Betreff seiner Farbenlehre. Denn, statt daß die vollkommene Wahrheit und hohe Vortrefflichkeit derselben gerechte Anerkennung gefunden hätte, gilt sie allgemein für einen verfehlten Versuch, über welchen, wie jüngst eine Zeitschrift sich ausdrückte, die Leute vom Fache nur lächeln, ja, für eine mit Nachsicht und Vergessenheit zu bedeckende Schwäche des großen Mannes. — Diese beispiellose Ungerechtigkeit, diese unerhörte Verkehrung aller Wahrheit, ist nur dadurch möglich geworden, daß ein

ſtumpfes, träges, gleichgültiges, urtheilsloſes, folglich leicht betrogenes Publikum in dieſer Sache ſich aller eigenen Unterſuchung und Prüfung, — ſo leicht auch, ſogar ohne Vorkenntniſſe, ſolche wäre, — begeben hat, um ſie den „Leuten von Fach", d. h. den Leuten, welche eine Wiſſenſchaft nicht ihrer ſelbſt, ſondern des Lohnes wegen betreiben, anheimzuſtellen, und nun von dieſen ſich durch Machtſprüche und Grimaſſen imponiren läßt. Wollte nun ein Mal dieſes Publikum nicht aus eigenen Mitteln urtheilen, ſondern, wie die Unmündigen, ſich durch Auktorität leiten laſſen; ſo hätte doch wahrlich die Auktorität des größten Mannes, welchen, neben Kant, die Nation aufzuweiſen hat, und noch dazu in einer Sache, die er, ſein ganzes Leben hindurch, als ſeine Hauptangelegenheit betrieben hat, mehr Gewicht haben ſollen, als die vieler Tauſende ſolcher Gewerbsleute zuſammengenommen. Was nun die Entſcheidung dieſer Fachmänner betrifft; ſo iſt die ungeſchminkte Wahrheit, daß ſie ſich erbärmlich geſchämt haben, als zu Tage kam, daß ſie das handgreiflich Falſche nicht nur ſich hatten aufbinden laſſen, ſondern es hundert Jahre hindurch, ohne alle eigene Unterſuchung und Prüfung, mit blindem Glauben, und andächtiger Bewunderung, verehrt, gelehrt und verbreitet hatten, bis denn zuletzt ein alter Poet gekommen war, ſie eines beſſern zu belehren. Nach dieſer, nicht zu verwindenden Demüthigung haben ſie alsdann, wie Sünder pflegen, ſich verſtockt, die ſpäte Belehrung trotzig von ſich gewieſen und durch ein, jetzt ſchon vierzigjähriges, hartnäckiges Feſthalten am aufgedeckten und nachgewieſenen offenbar Falſchen, ja, Abſurden, zwar Friſt gewonnen, aber auch ihre Schuld verhundertfacht. Denn veritatem laborare nimis saepe, extingui nunquam, hat ſchon Livius geſagt: der Tag der Enttäuſchung wird, er muß kommen: und dann? — Nun dann — „wollen wir uns gebärden wie wir können". (Egm. 3, 2.)

In den deutſchen Staaten, welche Akademien der Wiſſenſchaften beſitzen, könnten die denſelben vorgeſetzten Miniſter des öffentlichen Unterrichts ihre, ohne Zweifel vorhandene, Verehrung Goethes nicht edler und aufrichtiger an den Tag legen, als wenn ſie jenen Akademien die Aufgabe ſtellten, binnen geſetzter Friſt, eine gründliche und ausführliche Unterſuchung und Kritik der Goetheſchen Farbenlehre, nebſt Entſcheidung ihres Wider-

ſtreites mit der Neutoniſchen, zu liefern. Möchten doch jene hochgeſtellten Herren meine Stimme vernehmen und, da ſie Gerechtigkeit für unſern größten Todten anſpricht, ihr willfahren, ohne erſt Die zu Rathe zu ziehn, welche, durch ihr unverantwortliches Schweigen, ſelbſt Mitſchuldige ſind. Dies iſt der ſicherſte Weg, jene unverdiente Schmach von Goethen abzunehmen. Alsdann nämlich würde die Sache nicht mehr mit Machtſprüchen und Grimaſſen abzuthun ſeyn und auch das unverſchämte Vorgeben, daß es hier nicht auf Urtheil, ſondern auf Rechnerei ankäme, ſich nicht mehr hören laſſen dürfen: vielmehr würden die Gildenmeiſter ſich in die Alternative verſetzt ſehn, entweder der Wahrheit die Ehre zu geben, oder ſich auf das Allerbedenklichſte zu kompromittiren. Daher läßt, unter dem Einfluß ſolcher Daumſchrauben, ſich etwas von ihnen hoffen; fürchten hingegen, nicht das Geringſte. Denn, wie ſollten doch, bei ernſtlicher und ehrlicher Prüfung, die Neutoniſchen Chimären, die augenfällig gar nicht vorhandenen, ſondern bloß zu Gunſten der Tonleiter erfundenen ſieben prismatiſchen Farben, das Roth, welches keines iſt, und das einfache Urgrün, welches auf das deutlichſte, vor unſern Augen, ſich ganz naiv und unbefangen aus Blau und Gelb zuſammenmiſcht, zumal aber die Monſtroſität der im lautern, klaren Sonnenlichte ſteckenden und verhüllten, dunkeln, ſogar indigofarbnen, homogenen Lichter, dazu noch ihre verſchiedene Refrangibilität, die jeder achromatiſche Opernkucker Lügen ſtraft, — wie ſollten, ſage ich, dieſe Mährchen Recht behalten, gegen Goethe's klare und einfache Wahrheit, gegen ſeine auf ein großes Naturgeſetz zurückgeführte Erklärung aller Farbenerſcheinungen, für welches die Natur überall und unter jedweden Umſtänden ihr unbeſtochenes Zeugniß ablegt! Eben ſo gut könnten wir befürchten, das Ein Mal Eins widerlegt zu ſehn.

Qui non libere veritatem pronuntiat proditor veritatis est.

Kapitel VIII.

Zur Ethik.

---

§. 109.

Physikalische Wahrheiten können viel äußere Bedeutsamkeit haben; aber die innere fehlt ihnen. Diese ist das Vorrecht der intellektuellen und moralischen Wahrheiten, als welche die höchsten Stufen der Objektivation des Willens zum Thema haben; während jene die niedrigsten. Z. B. wenn wir Gewißheit darüber erlangten, daß, wie man jetzt nur muthmaaßt, die Sonne am Aequator Thermoelektricität, diese den Magnetismus der Erde und dieser das Polarlicht verursacht; so wären diese Wahrheiten von vieler äußeren Bedeutsamkeit; an innerer aber arm. Beispiele von dieser letzteren hingegen liefern nicht nur alle hohen und wahren geistigen Philosopheme, sondern auch die Katastrophe jedes guten Trauerspiels, ja, auch die Beobachtung des menschlichen Handelns in den extremen Aeußerungen der Moralität und Immoralität desselben, also der Bosheit und Güte: denn in allem Diesen tritt das Wesen hervor, dessen Erscheinung die Welt ist, und legt, auf der höchsten Stufe seiner Objektivation, sein Inneres zu Tage.

§. 110.

Daß die Welt bloß eine physische, keine moralische, Bedeutung habe, ist der größte, der verderblichste, der fundamentale Irrthum, die eigentliche Perversität der Gesinnung, und ist wohl im Grunde auch Das, was der Glaube als den Antichrist personificirt hat. Dennoch und allen Religionen zum Trotz, als welche sämmtlich das Gegentheil davon behaupten und solches

in ihrer mythischen Weise zu begründen suchen, stirbt jener Grundirrthum nie ganz auf Erden aus, sondern erhebt immer, von Zeit zu Zeit, sein Haupt von Neuem, bis ihn die allgemeine Indignation abermals zwingt, sich zu verstecken.

So sicher aber auch das Gefühl einer moralischen Bedeutung der Welt und des Lebens ist; so ist dennoch die Verdeutlichung derselben und die Enträthselung des Widerspruchs zwischen ihr und dem Laufe der Welt so schwierig, daß es mir aufbehalten bleiben konnte, das wahre, allein ächte und reine, daher überall und allezeit wirksame Fundament der Moralität, nebst dem Ziele, welchem es zuführt, darzulegen; wobei ich zu sehr die Wirklichkeit des moralischen Hergangs auf meiner Seite habe, als daß ich zu besorgen hätte, diese Lehre könne jemals noch wieder durch eine andere ersetzt und verdrängt werden.

So lange jedoch selbst meine Ethik noch von den Professoren unbeachtet bleibt, gilt auf den Universitäten das Kantische Moralprincip, und unter seinen verschiedenen Formen ist die der „Würde des Menschen" jetzt am beliebtesten. Die Leerheit derselben habe ich bereits in meiner Abhandlung über das Fundament der Moral §. 8. S. 169. (2. Aufl. 166) dargethan. Daher hier nur soviel. Wenn man überhaupt früge, worauf denn diese angebliche Würde des Menschen beruhe; so würde die Antwort bald dahin gehn, daß es auf seiner Moralität sei. Also die Moralität auf der Würde, und die Würde auf der Moralität. — Aber hievon auch abgesehn, scheint mir der Begriff der Würde auf ein am Willen so sündliches, am Geiste so beschränktes, am Körper so verletzbares und hinfälliges Wesen, wie der Mensch ist, nur ironisch anwendbar zu seyn:

Quid superbit homo? cujus conceptio culpa,
Nasci poena, labor vita, necesse mori!

Daher möchte ich, im Gegensatz zu besagter Form des Kantischen Moralprincips, folgende Regel aufstellen: bei jedem Menschen, mit dem man in Berührung kommt, unternehme man nicht eine objektive Abschätzung desselben nach Werth und Würde, ziehe also nicht die Schlechtigkeit seines Willens, noch die Beschränktheit seines Verstandes und die Verkehrtheit seiner Begriffe in Betrachtung; da Ersteres leicht Haß, Letzteres Verachtung gegen ihn erwecken könnte: sondern man fasse allein seine Leiden, seine

Noth, seine Angst, seine Schmerzen ins Auge: — da wird man sich stets mit ihm verwandt fühlen, mit ihm sympathisiren und, statt Haß oder Verachtung, jenes Mitleid mit ihm empfinden, welches allein die αγαπη ist, zu der das Evangelium aufruft. Um keinen Haß, keine Verachtung gegen ihn aufkommen zu lassen, ist wahrlich nicht die Aufsuchung seiner angeblichen „Würde", sondern, umgekehrt, der Standpunkt des Mitleids der allein geeignete.

§. 111.

Die Buddhaisten gehn, in Folge ihrer tieferen, ethischen und metaphysischen Einsichten, nicht von Kardinaltugenden, sondern von Kardinallastern aus, als deren Gegensätze, oder Verneinungen, allererst die Kardinaltugenden auftreten. Nach J. J. Schmidt's Geschichte der Ostmongolen, S. 7, sind die Buddhaistischen Kardinallaster: Wollust, Trägheit, Zorn und Geiz. Wahrscheinlich aber muß statt Trägheit Hochmuth stehn: so nämlich werden sie angegeben in den lettres édifiantes et curieuses, édit. de 1819. Vol. 6. p. 372; woselbst jedoch noch der Neid, oder Haß, als fünftes hinzukommt. Für meine Berichtigung der Angabe des hochverdienten J. J. Schmidt spricht noch die Uebereinstimmung derselben mit den Lehren der, jedenfalls unter dem Einfluß des Brahmanismus und Buddhaismus stehenden Sufis. Auch diese nämlich stellen die selben Kardinallaster, und zwar sehr treffend paarweise, auf, so daß die Wollust mit dem Geiz, und der Zorn mit dem Hochmuth verschwistert auftritt. (Siehe Tholuck's Blüthensammlung aus der morgenländischen Mystik, S. 206.) Wollust, Zorn und Geiz finden wir schon im Bhagavat Gita (XVI, 21.) als Kardinallaster aufgestellt; welches das hohe Alter der Lehre bezeugt. Ebenfalls im Prabodha-Chandrodaya, diesem für die Vedantaphilosophie so höchst wichtigen philosophisch-allegorischen Drama treten diese drei Kardinallaster auf, als die drei Heerführer des Königs Leidenschaft, in seinem Krieg gegen den König Vernunft*). Als die jenen Kardinallastern entgegengesetzten

*) Krishna-Miçra, Prabodha-Chandrodaya oder die Geburt des Begriffs. Ein theologisch-philosophisches Drama. Aus dem Sanskrit übersetzt, mit einem Vorwort eingeführt von Rosenkranz 1842.

Kardinaltugenden würden ſich ergeben Keuſchheit und Freigebigkeit, nebſt Milde und Demuth. —

Vergleicht man nun mit dieſen tiefgefaßten orientaliſchen Grundbegriffen der Ethik die ſo berühmten und viele tauſend Mal wiederholten Platoniſchen Kardinaltugenden, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigkeit und Weisheit; ſo findet man ſie ohne einen deutlichen, leitenden Grundbegriff und daher oberflächlich gewählt, zum Theil ſogar offenbar falſch. Tugenden müſſen Eigenſchaften des Willens ſeyn: Weisheit aber gehört zunächſt dem Intellekt an. Die σωφροσυνη, welche von Cicero temperantia und im Deutſchen Mäßigkeit überſetzt wird, iſt ein gar unbeſtimmter und vieldeutiger Ausdruck, unter welchen ſich daher freilich mancherlei bringen läßt, — wie Beſonnenheit, Nüchternheit, den Kopf oben behalten: er kommt wahrſcheinlich von σωον εχειν το φρονειν, oder wie Hierax bei Stobäos (Flor. tit. 5, §. 60; vol. 1, p. 134 Gaisf.) ſagt: . . . Ταυτην την ἀρετην σωφροσυνην ἐκαλεσαν σωτηριαν οὐσαν φρονησεως. Tapferkeit iſt gar keine Tugend, wiewohl bisweilen ein Diener, oder Werkzeug, derſelben: aber ſie iſt auch eben ſo bereit, der größten Nichtswürdigkeit zu dienen: eigentlich iſt ſie eine Temperamentseigenſchaft. Schon Geulinx (Ethica, in praefatione) verwarf die Platoniſchen Kardinaltugenden und ſtellte dieſe auf: diligentia, obedientia, justitia, humilitas; — offenbar ſchlecht. Die Chineſen nennen fünf Kardinaltugenden: Mitleid, Gerechtigkeit, Höflichkeit, Wiſſenſchaft und Aufrichtigkeit (Journ. Asiatique, Vol. 9. p. 62). Sam. Kidd, China (London 1841, p. 197) benennt ſie benevolence, righteousness, propriety (Anſtändigkeit), wisdom and sincerity, und giebt einen ausführlichen Kommentar zu jeder. — Das Chriſtenthum hat nicht Kardinal-, ſondern Theologal-Tugenden: Glaube, Liebe und Hoffnung.

Der Punkt, an welchem die moraliſchen Tugenden und Laſter des Menſchen zuerſt auseinandergehn, iſt jener Gegenſatz der Grundgeſinnung gegen Andere, welche nämlich entweder den Charakter des Neides, oder aber den des Mitleides annimmt. Denn dieſe zwei einander diametral entgegengeſetzten Eigenſchaften trägt jeder Menſch in ſich, indem ſie entſpringen aus der ihm unvermeidlichen Vergleichung ſeines eigenen Zuſtandes mit dem der Andern: je nachdem nun das Reſultat dieſer auf ſeinen

individuellen Charakter wirkt, wird die eine oder die andere Eigenschaft seine Grundgesinnung und die Quelle seines Handelns. Der Neid nämlich baut die Mauer zwischen Du und Ich fester auf: dem Mitleid wird sie dünn und durchsichtig; ja bisweilen reißt es sie ganz ein, wo dann der Unterschied zwischen Ich und Nicht-Ich verschwindet.

§. 112.

Die oben zur Sprache gekommene Tapferkeit, oder genauer der ihr zum Grunde liegende Muth (denn Tapferkeit ist nur der Muth im Kriege), verdient noch eine nähere Untersuchung. Die Alten zählten den Muth den Tugenden, die Feigheit den Lastern bei: dem Christlichen Sinne, der auf Wohlwollen und Dulden gerichtet ist, und dessen Lehre alle Feindsäligkeit, eigentlich sogar den Widerstand, verbietet, entspricht Dies nicht; daher es bei den Neuern weggefallen ist. Dennoch müssen wir zugeben, daß Feigheit uns mit einem edlen Charakter nicht wohl verträglich scheint; schon wegen der übergroßen Besorglichkeit um die eigene Person, welche sich darin verräth. Der Muth nun aber läßt sich auch darauf zurückführen, daß man den im gegenwärtigen Augenblicke drohenden Uebeln willig entgegengeht, um dadurch größeren, in der Zukunft liegenden, vorzubeugen; während die Feigheit es umgekehrt hält. Nun ist jenes Erstere der Charakter der Geduld, als welche eben in dem deutlichen Bewußtseyn besteht, daß es noch größere Uebel, als die eben gegenwärtigen, giebt und man durch heftiges Fliehen, oder Abwehren dieser jene herbeiziehn könnte. Demnach wäre denn der Muth eine Art Geduld, und weil eben diese es ist, die uns zu Entbehrungen und Selbstüberwindungen jeder Art befähigt; so ist, mittelst ihrer, auch der Muth wenigstens der Tugend verwandt.

Doch läßt er vielleicht noch eine höhere Betrachtungsweise zu. Man könnte nämlich alle Todesfurcht zurückführen auf einen Mangel an derjenigen natürlichen, daher auch bloß gefühlten Metaphysik, vermöge welcher der Mensch die Gewißheit in sich trägt, daß er in Allen, ja in Allem, eben so wohl existirt, wie in seiner eigenen Person, deren Tod ihm daher wenig anhaben kann. Eben aus dieser Gewißheit hingegen entspränge demnach der heroische Muth, folglich (wie der Leser sich aus

meiner Ethik erinnert) aus derſelben Quelle mit den Tugenden der Gerechtigkeit und der Menſchenliebe. Dies heißt nun freilich die Sache gar weit oben anfaſſen: jedoch iſt außerdem nicht wohl zu erklären, weshalb Feigheit verächtlich, perſönlicher Muth hingegen edel und erhaben erſcheint; da von keinem niedrigeren Standpunkt aus ſich abſehn läßt, weshalb ein endliches Individuum, welches ſich ſelber Alles, ja, ſich ſelber die Grundbedingung zum Daſeyn der übrigen Welt iſt, nicht der Erhaltung dieſes Selbſt alles Andere nachſetzen ſollte. Daher wird eine ganz immanente, alſo rein empiriſche Erklärung, indem ſie nur auf der Nützlichkeit des Muthes fußen könnte, wohl nicht ausreichen. Hieraus mag es entſprungen ſeyn, daß Calderon ein Mal eine ſkeptiſche, aber beachtenswerthe, Anſicht über den Muth ausſpricht, ja, eigentlich die Realität deſſelben leugnet; und zwar thut er Dies aus dem Munde eines alten, weiſen Miniſters, ſeinem jungen Könige gegenüber:

Que aunque el natural temor
En todos obra igualmente,
No mostrarle es ser valiente,
Y esto es lo que hace el valor.

La hija del aire, P. II. Jorn. 2.

„Denn obwohl die natürliche Furcht in Allen auf gleiche Weiſe wirkſam iſt; ſo iſt man dadurch, daß man ſie nicht ſehn läßt, tapfer, und Dieſes eben macht die Tapferkeit aus."

Die Tochter der Luft. Th. II. A. 2.

Hinſichtlich der oben berührten Verſchiedenheiten zwiſchen der Geltung des Muthes als Tugend bei den Alten und bei den Neuern, iſt jedoch noch in Erwägung zu ziehn, daß die Alten unter Tugend, virtus, αρετη, jede Trefflichkeit, jede an ſich ſelbſt lobenswerthe Eigenſchaft verſtanden, ſie mochte moraliſch, oder intellektuell, ja, allenfalls bloß körperlich ſeyn. Nachdem aber das Chriſtenthum die Grund-Tendenz des Lebens als eine moraliſche nachgewieſen hatte, wurden unter dem Begriff der Tugend nur noch die moraliſchen Vorzüge gedacht. Inzwiſchen findet man den früheren Sprachgebrauch noch bei den älteren Latiniſten, wie auch im Italiäniſchen, wo ihn zudem der bekannte Sinn des Wortes virtuoso bezeugt. — Man ſollte auf dieſen weitern Umfang des Begriffs Tugend bei den Alten die Schüler ausdrücklich aufmerkſam machen; da er ſonſt leicht

eine heimliche Perplexität bei ihnen erzeugt. Zu diesem Zweck empfehle ich besonders zwei uns vom Stobäos aufbehaltene Stellen: die eine, angeblich von einem Pythagoreer Metopos herrührende im 1. Titel seines Florilegiums §. 64, (Vol. 1, p. 22 Gaisf.), wo die Tauglichkeit jedes Gliedes unsers Leibes für ἀρετη erklärt wird, und die andere in seinen Eclog. eth. L. II, cap 7 (p. 272, ed. Heeren). Daselbst heißt es geradezu .... σκυτοτομου ἀρετην λεγεσθαι καθ' ἣν ἀποτελειν ἀριστον ὑποδημα δυναται. (sutoris virtus dicitur secundum quam probum calceum novit parare). Hieraus erklärt es sich auch, warum in der Ethik der Alten von Tugenden und Lastern geredet wird, welche in der unsrigen keine Stelle finden.

§. 113.

Wie die Stelle der Tapferkeit unter den Tugenden, so läßt auch die des Geizes unter den Lastern sich in Zweifel ziehn. Nur muß man solchen nicht mit der Habsucht verwechseln, welche zunächst es ist, die das lateinische Wort avaritia ausdrückt. Wir wollen daher ein Mal das pro et contra über den Geiz auftreten lassen und abhören, wonach das Endurtheil Jedem anheimgestellt bleibe.

A. Nicht der Geiz ist ein Laster, sondern sein Gegentheil, die Verschwendung. Sie entspringt aus einer thierischen Beschränktheit auf die Gegenwart, gegen welche alsdann die noch in bloßen Gedanken bestehende Zukunft keine Macht erlangen kann, und beruht auf dem Wahn eines positiven und realen Werthes der sinnlichen Genüsse. Demgemäß sind künftiger Mangel und Elend der Preis, um welchen der Verschwender diese leeren, flüchtigen, ja oft bloß eingebildeten Genüsse erkauft, oder auch seinen leeren, hirnlosen Dünkel an den Bücklingen seiner ihn im Stillen verlachenden Parasiten, und an dem Staunen des Pöbels und der Neider über seine Pracht weidet. Dieserhalb soll man ihn fliehen, wie einen Verpesteten, und, nachdem man sein Laster entdeckt hat, bei Zeiten mit ihm brechen; damit man nicht, wann späterhin die Folgen eintreten, entweder sie tragen zu helfen, oder aber die Rolle der Freunde des Timon von Athen zu spielen habe. — Imgleichen steht nicht zu erwarten, daß Der, welcher sein eigenes Vermögen leichtsinnig durchbringt, das eines

Andern, wenn es etwan in seine Hände gegeben ist, unangetastet lassen werde; sondern sui profusus, alieni appetens, hat Sallustius sehr richtig zusammengestellt (Catil. c. 5). Daher führt Verschwendung nicht bloß zur Verarmung, sondern durch diese zum Verbrechen: die Verbrecher aus den bemittelten Ständen sind es fast alle in Folge der Verschwendung geworden. Mit Recht sagt demnach der Koran (Sure 17, V. 29): „Die Verschwender sind Brüder der Satane." (S. Sadi, übersetzt v. Graf. S. 254). *) Der Geiz hingegen hat den Ueberfluß in seinem Gefolge: und wann wäre dieser unerwünscht gekommen? Das aber muß ein gutes Laster seyn, welches gute Folgen hat. Der Geiz geht nämlich von dem richtigen Grundsatz aus, daß alle Genüsse bloß negativ wirken, und daher eine aus ihnen zusammengesetzte Glückseligkeit eine Chimäre ist; daß hingegen die Schmerzen positiv und sehr real sind. Daher versagt er sich jene, um sich vor diesen desto besser zu sichern: sonach wird das sustine et abstine seine Maxime. Und weil er ferner weiß, wie unerschöpflich die Möglichkeiten des Unglücks und zahllos die Wege der Gefahr sind; so häuft er die Mittel dagegen an, um sich, wo möglich, mit einer dreifachen Schutzmauer zu umgeben. Wer kann denn sagen, wo die Vorsorge gegen Unfälle anfängt übertrieben zu werden? nur Der, welcher wüßte, wo die Tücke des Schicksals ihr Ende erreicht. Und sogar wenn die Vorsorge übertrieben wäre, würde dieser Irrthum höchstens ihm selbst, nicht Andern zum Schaden gereichen. Wird er die Schätze, welche er auflegt, nie nöthig haben; nun, so werden sie einst Andern zu Gute kommen, denen die Natur weniger Vorsorge verliehen hat. Daß er bis dahin das Geld der Cirkulation entzieht, bringt gar keinen Nachtheil: denn Geld ist kein Konsumtionsartikel: vielmehr ist es ein bloßer Repräsentant der wirklichen, brauchbaren Güter; nicht selbst ein solches. Die Dukaten sind im Grunde selbst nur Rechenpfennige: nicht sie haben Werth, sondern Das, was sie vertreten: dieses aber kann er gar nicht der Cirkulation entziehn. Zudem wird,

*) Auf diese Stelle des Koran spielt Sadi (nach Graf) an, wo eine Geschichte von einem Verschwender erzählt wird und die Worte vorkommen: „Der Vorrath der Schatzkammer ist der Bissen der Armen, nicht die Speise der Satansbrüder." Der Herausg.

durch sein Zurückhalten des Geldes, der Werth des übrigen, cirkulirenden, genau um so viel erhöht. — Wenn nun auch, wie man behauptet, mancher Geizige zuletzt das Geld unmittelbar und seiner selbst wegen liebt; so liebt dagegen, eben so gewiß, mancher Verschwender die Ausgabe und das Verschleudern geradezu ihrer selbst wegen. — Die Freundschaft aber, oder, gar Verwandtschaft mit dem Geizigen ist nicht nur gefahrlos, sondern ersprießlich, da sie großen Nutzen bringen kann. Denn jedenfalls werden die ihm Nächsten, nach seinem Tode, die Früchte seiner Selbstbeherrschung ernten: aber auch noch bei seinem Leben ist, in Fällen großer Noth, etwas von ihm zu hoffen, wenigstens immer noch mehr, als vom ausgebeutelten, selbst hülflosen und verschuldeten Verschwender. Mas dà el duro, que el desnudo (mehr giebt der Hartherzige; als der Nackte) sagt ein Spanisches Sprichwort. Diesem Allen nun zufolge ist der Geiz kein Laster.

B. Er ist die Quintessenz der Laster! — Wenn physische Genüsse den Menschen von der rechten Bahn ableiten; so trägt seine sinnliche Natur, das Thierische in ihm, die Schuld. Er wird eben vom Reize hingerissen und handelt, vom Eindruck der Gegenwart überwältigt, ohne Ueberlegung. — Hingegen wenn er durch Körperschwäche, oder Alter, dahin gekommen ist, daß die Laster, die er nie verlassen konnte, endlich ihn verlassen, indem seine Fähigkeit zu sinnlichen Genüssen erstorben ist; da überlebt, wenn er sich zum Geize wendet, die geistige Gier die fleischliche. Das Geld, als welches der Repräsentant aller Güter der Welt, das Abstraktum derselben ist, wird jetzt der dürre Stamm, an welchen seine abgestorbenen Begierden, als Egoismus in abstracto, sich klammern. Sie regeneriren sich nunmehr in der Liebe zum Mammon. Aus der flüchtigen, sinnlichen Begierde ist eine überlegte und berechnende Gier nach Gelde geworden, welche, wie ihr Gegenstand, symbolischer Natur und, wie er, unzerstörbar ist. Es ist die hartnäckige, gleichsam sich selbst überlebende Liebe zu den Genüssen der Welt, die vollendete Unbekehrbarkeit, die sublimirte und vergeistigte Fleischeslust, der abstrakte Brennpunkt, in den alle Gelüste zusammengeschossen sind, zu welchen er daher sich verhält wie der allgemeine Begriff zum einzelnen Dinge. Dem entsprechend ist Geiz das Laster des Alters, wie Verschwendung das der Jugend.

§. 114.

Die soeben abgehörte disputatio in utramque partem ist allerdings geeignet, uns zur Justemilieu-Moral des Aristoteles hinzutreiben. Eben dieser ist auch noch die folgende Betrachtung günstig.

Jede menschliche Vollkommenheit ist einem Fehler verwandt, in welchen überzugehn sie droht; jedoch auch, umgekehrt, jeder Fehler, einer Vollkommenheit. Daher beruht der Irrthum, in welchen wir, hinsichtlich eines Menschen, gerathen, oft darauf, daß wir, im Anfang der Bekanntschaft, seine Fehler mit den ihnen verwandten Vollkommenheiten verwechseln, oder auch umgekehrt: da scheint uns dann der Vorsichtige feige, der Sparsame geizig; oder auch der Verschwender liberal, der Grobian gerade und aufrichtig, der Dummdreiste als mit edelem Selbstvertrauen auftretend, u. dgl. m.

§. 115.

Immer von Neuem fühlt sich wer unter Menschen lebt zu der Annahme versucht, daß moralische Schlechtigkeit und intellektuelle Unfähigkeit eng zusammenhängen, indem sie direkt Einer Wurzel entsprössen. Daß Dem jedoch nicht so sei, habe ich im 2. Bande meines Hauptwerkes, Kap. 19, Nr. 8, ausführlich dargethan. Jener Anschein, der bloß daraus entspringt, daß man Beide so gar oft beisammen findet, ist gänzlich aus dem sehr häufigen Vorkommen Beider zu erklären, in Folge dessen ihnen leicht begegnet, unter Einem Dache wohnen zu müssen. Dabei ist aber nicht zu leugnen, daß sie einander, zu gegenseitigem Vortheil, in die Hände spielen, wodurch denn die so unerfreuliche Erscheinung zu Stande kommt, welche nur zu viele Menschen darbieten, und die Welt geht, wie sie geht. Namentlich ist der Unverstand dem deutlichen Sichtbarwerden der Falschheit, Niederträchtigkeit und Bosheit günstig; während die Klugheit diese besser zu verhüllen versteht. Und wie oft verhindert andrerseits die Perversität des Herzens den Menschen, Wahrheiten einzusehn, denen sein Verstand ganz wohl gewachsen wäre.

Jedoch, es überhebe sich Keiner. Wie Jeder, auch das größte Genie, in irgend einer Sphäre der Erkenntniß entschieden bornirt ist und dadurch seine Stammverwandtschaft mit dem

wesentlich verkehrten und absurden Menschengeschlechte beurkundet; so trägt auch Jeder moralisch etwas durchaus Schlechtes in sich, und selbst der beste, ja edelste Charakter wird uns bisweilen durch einzelne Züge von Schlechtigkeit überraschen; gleichsam um seine Verwandtschaft mit dem Menschengeschlechte, unter welchem jeder Grad von Nichtswürdigkeit, ja Grausamkeit, vorkommt, anzuerkennen. Denn gerade kraft dieses Schlechten in ihm, dieses bösen Princips, hat er ein Mensch werden müssen. Und aus dem selben Grunde ist die Welt überhaupt Das, als was mein treuer Spiegel derselben sie gezeigt hat.

Bei dem Allen jedoch bleibt, auch zwischen Menschen, der Unterschied unabsehbar groß, und Mancher würde erschrecken, wenn er den Andern sähe, wie er ist. — O, um einen Asmodäus der Moralität, welcher seinem Günstlinge nicht bloß Dächer und Mauern, sondern den über Alles ausgebreiteten Schleier der Verstellung, Falschheit, Heuchelei, Grimace, Lüge und Trug durchsichtig machte, und ihn sehn ließe, wie wenig wahre Redlichkeit in der Welt zu finden ist, und wie so oft, auch wo man es am wenigsten vermuthet, hinter allen den tugendsamen Außenwerken, heimlich und im innersten Receß, die Unrechtlichkeit am Ruder sitzt. — Daher eben kommen die vierbeinigen Freundschaften so vieler Menschen besserer Art: denn freilich, woran sollte man sich von der endlosen Verstellung, Falschheit und Heimtücke der Menschen erholen, wenn die Hunde nicht wären, in deren ehrliches Gesicht man ohne Mißtrauen schauen kann? — Ist doch unsere civilisirte Welt nur eine große Maskerade. Man trifft daselbst Ritter, Pfaffen, Soldaten, Doktoren, Advokaten, Priester, Philosophen, und was nicht alles an! Aber sie sind nicht was sie vorstellen: sie sind bloße Masken, unter welchen, in der Regel, Geldspekulanten (moneymakers) stecken. Doch nimmt auch wohl Einer die Maske des Rechts, die er sich dazu beim Advokaten geborgt hat, vor, bloß um auf einen Andern tüchtig losschlagen zu können: wieder Einer hat, zum selben Zwecke, die des öffentlichen Wohls und des Patriotismus gewählt; ein Dritter die der Religion, der Glaubensreinigkeit. Zu allerlei Zwecken hat schon Mancher die Maske der Philosophie, wohl auch der Philanthropie u. dgl. m. vorgesteckt. Die Weiber haben weniger Auswahl: meistens bedienen sie sich der Maske der Sittsamkeit, der Schaam-

haftigkeit, Häuslichkeit und Bescheidenheit. Sodann giebt es auch allgemeine Masken, ohne besondern Charakter, gleichsam die Dominos, die man daher überall antrifft: dahin gehören die strenge Rechtlichkeit, die Höflichkeit, die aufrichtige Theilnahme und grinzende Freundlichkeit. Meistens stecken, wie gesagt, lauter Industrielle, Handelsleute und Spekulanten unter diesen sämmtlichen Masken. In dieser Hinsicht machen den einzigen ehrlichen Stand die Kaufleute aus; da sie allein sich für Das geben, was sie sind: sie gehn also unmaskirt herum; stehn daher auch niedrig im Rang. — Es ist sehr wichtig, schon früh, in der Jugend darüber belehrt zu werden, daß man sich auf der Maskerade befinde. Denn sonst wird man manche Dinge gar nicht begreifen und aufkriegen können, sondern davor stehn ganz verdutzt, und zwar am längsten Der, cui ex meliori luto dedit praecordia Titan: der Art sind die Gunst, welche die Niederträchtigkeit findet, die Vernachlässigung, welche das Verdienst, selbst das seltenste und größte, von den Leuten seines Faches erleidet, das Verhaßtseyn der Wahrheit und der großen Fähigkeiten, die Unwissenheit der Gelehrten in ihrem Fach, und daß fast immer die ächte Waare verschmäht, die bloß scheinbare gesucht wird. Also werde schon der Jüngling belehrt, daß auf dieser Maskerade die Aepfel von Wachs, die Blumen von Seide, die Fische von Pappe sind, und Alles, Alles Tand und Spaaß; und daß von jenen Zweien, die er dort so ernstlich mit einander handeln sieht, der Eine lauter falsche Waare giebt und der Andre sie mit Rechenpfennigen bezahlt.

Aber ernstere Betrachtungen sind anzustellen und schlimmere Dinge zu berichten. Der Mensch ist im Grunde ein wildes, entsetzliches Thier. Wir kennen es bloß im Zustande der Bändigung und Zähmung, welcher Civilisation heißt: daher erschrecken uns die gelegentlichen Ausbrüche seiner Natur. Aber wo und wann einmal Schloß und Kette der gesetzlichen Ordnung abfallen und Anarchie eintritt, da zeigt sich was er ist. — Wer inzwischen auch ohne solche Gelegenheit sich darüber aufklären möchte, der kann die Ueberzeugung, daß der Mensch an Grausamkeit und Unerbittlichkeit keinem Tiger und keiner Hyäne nachsteht, aus hundert alten und neuen Berichten schöpfen. Ein vollwichtiges Beispiel aus der Gegenwart liefert ihm die Ant-

wort, welche die Britiſche Antiſklavereigeſellſchaft, auf ihre Frage nach der Behandlung der Sklaven in den ſklavenhaltenden Staaten der Nordamerikaniſchen Union, von der Nordamerikaniſchen Antiſklavereigeſellſchaft im Jahre 1840 erhalten hat: Slavery and the internal Slavetrade in the United States of North-America: being replies to questions transmitted by the British Antislavery-society to the American Antislavery society. Lond. 1841. 280 S. gr. 8. price 4 sh. in cloth. Dieſes Buch macht eine der ſchwerſten Anklageakten gegen die Menſchheit aus. Keiner wird es ohne Entſetzen, Wenige ohne Thränen aus der Hand legen. Denn was der Leſer deſſelben jemals vom unglücklichen Zuſtande der Sklaven, ja, von menſchlicher Härte und Grauſamkeit überhaupt, gehört, oder ſich gedacht, oder geträumt haben mag, wird ihm geringfügig erſcheinen, wenn er lieſt, wie jene Teufel in Menſchengeſtalt, jene bigotten, kirchengehenden, ſtreng den Sabbath beobachtenden Schurken, namentlich auch die Anglikaniſchen Pfaffen unter ihnen, ihre unſchuldigen ſchwarzen Brüder behandeln, welche durch Unrecht und Gewalt in ihre Teufelsklauen gerathen ſind. Dies Buch, welches aus trockenen, aber authentiſchen und dokumentirten Berichten beſteht, empört alles Menſchengefühl in dem Grade, daß man, mit demſelben in der Hand, einen Kreuzzug predigen könnte, zur Unterjochung und Züchtigung der ſklavenhaltenden Staaten Nordamerika's. Denn ſie ſind ein Schandfleck der ganzen Menſchheit. Ein anderes Beiſpiel aus der Gegenwart, da die Vergangenheit Manchem nicht mehr gültig ſcheint, enthalten „Tſchudi's Reiſen in Peru" 1846, an der Beſchreibung der Behandlung der Peruvianiſchen Soldaten durch ihre Offiziere*). — Aber wir brauchen die Beiſpiele nicht in der neuen Welt, dieſer Kehrſeite des Planeten, zu ſuchen. Iſt es doch im Jahre 1848 zu Tage gekommen, daß in England, nicht ein, ſondern, in kurzem Zeitraume, wohl hundert Mal, ein Ehegatte den andern, oder beide in Gemeinſchaft ihre Kinder, eines nach dem andern, vergiftet, oder auch ſie

*) Ein Beiſpiel aus neueſter Zeit findet man in Mac Leod, travels in Eastern Africa (In two Vol's. London 1860), wo die unerhörte, kalt berechnende und wahrhaft teufliſche Grauſamkeit, mit der die Portugieſen in Mozambique ihre Sklaven behandeln, berichtet wird.

durch Hunger und ſchlechte Pflege langſam zu Tode gemartert haben, bloß um von den Begräbnißvereinen (burial-clubs) die auf den Todesfall ihnen zugeſicherten Begräbnißkoſten zu empfangen; zu welchem Zwecke ſie ein Kind in mehrere, ſogar bis in 20 ſolcher Vereine zugleich eingekauft haben. Man ſehe hierüber die Times vom 20., 22. und 23. September 1848, welche Zeitung, bloß deswegen, auf Aufhebung der Begräbnißvereine dringt. Dieſelbe Anklage wiederholt ſie auf das Heftigſte am 12. Dezember 1853.

Freilich gehören Berichte dieſer Art zu den ſchwärzeſten Blättern in den Kriminalakten des Menſchengeſchlechts. Aber die Quelle von Dem und allem Aehnlichen iſt doch das innere und angeborne Weſen des Menſchen, dieſes Gottes κατ' εξοχην der Pantheiſten. Da niſtet in Jedem zunächſt ein koloſſaler Egoismus, der die Schranke des Rechts mit größter Leichtigkeit überſpringt; wie Dies das tägliche Leben im Kleinen und die Geſchichte, auf jeder Seite, im Großen lehrt. Liegt denn nicht ſchon in der anerkannten Nothwendigkeit des ſo ängſtlich bewachten Europäiſchen Gleichgewichts das Bekenntniß, daß der Menſch ein Raubthier iſt, welches, ſobald es einen Schwächeren neben ſich erſpäht hat, unfehlbar über ihn herfällt? und erhalten wir nicht täglich die Beſtätigung deſſelben im Kleinen? — Zum gränzenloſen Egoismus unſerer Natur geſellt ſich aber noch ein, mehr oder weniger in jeder Menſchenbruſt vorhandener Vorrath von Haß, Zorn, Neid, Geifer und Bosheit, angeſammelt, wie das Gift in der Blaſe des Schlangenzahns, und nur auf Gelegenheit wartend, ſich Luft zu machen, und dann wie ein entfeſſelter Dämon zu toben und zu wüthen. Will kein großer Anlaß dazu ſich einfinden; ſo wird er am Ende den kleinſten benutzen, indem er ihn durch ſeine Phantaſie vergrößert,

> Quantulacunque adeo est occasio, sufficit irae.
> Iuv. Sat. XIII, v. 183.

und wird dann es ſo weit treiben, wie er irgend kann und darf. Dies ſehn wir im täglichen Leben, woſelbſt ſolche Eruptionen unter dem Namen „ſeine Galle über etwas ausſchütten" bekannt ſind. Auch will man wirklich bemerkt haben, daß, wenn ſie nur auf keinen Widerſtand geſtoßen ſind, das Subjekt ſich entſchieden

wohler danach befindet. Daß der Zorn nicht ohne Genuß ſei, ſagt ſchon Ariſtoteles: το οργιζεσθαι ἡδυ (Rhet. I, 11. II, 2.), wozu er noch eine Stelle aus dem Homer anführt, der den Zorn für ſüßer, als Honig, erklärt. Aber nicht nur dem Zorn, ſondern auch dem Haß, der ſich zu ihm wie die chroniſche zur akuten Krankheit verhält, giebt man ſich ſo recht con amore hin:

> Now hatred is by far the longest pleasure:
> Men love in haste, but they detest at leisure.
> Byr. D. Juan C. 13, 6.
> (Der Haß gewährt gewiß den ſüßern Trank:
> Wir lieben flüchtig, aber haſſen lang.)

Gobineau (des races humaines) hat den Menſchen l'animal méchant par excellence genannt, welches die Leute übel nehmen, weil ſie ſich getroffen fühlen: er hat aber Recht: denn der Menſch iſt das einzige Thier, welches Andern Schmerz verurſacht, ohne weitern Zweck, als eben dieſen. Die andern Thiere thun es nie anders, als um ihren Hunger zu befriedigen, oder im Zorn des Kampfes. Wenn dem Tiger nachgeſagt wird, er tödte mehr, als er auffreſſe: ſo würgt er Alles doch nur in der Abſicht, es zu freſſen, und es liegt blos daran, daß, wie die franzöſiſche Redensart es ausdrückt, ses yeux sont plus grands que son estomac. Kein Thier jemals quält, bloß um zu quälen; aber dies thut der Menſch, und dies macht den teufliſchen Charakter aus, der weit ärger iſt, als der bloß thieriſche. Von der Sache im Großen iſt ſchon geredet: aber auch im Kleinen wird ſie deutlich; wo denn Jeder ſie zu beobachten täglich Gelegenheit hat. Z. B. wenn zwei junge Hunde mit einander ſpielen, ſo friedlich und lieblich anzuſehn, — und ein Kind von 3 bis 4 Jahren kommt dazu; ſo wird es ſogleich mit ſeiner Peitſche, oder Stock, heftig darein ſchlagen, faſt unausbleiblich, und dadurch zeigen, daß es ſchon jetzt l'animal méchant par excellence iſt. Sogar auch die ſo häufige zweckloſe Neckerei und der Schabernack entſpringt aus dieſer Quelle. Z. B. hat man etwan über irgend eine Störung oder ſonſtige kleine Unannehmlichkeit ſein Mißbehagen geäußert; ſo wird es nicht an Leuten fehlen, die ſie gerade deshalb zuwege bringen: animal méchant par excellence! Dies iſt ſo gewiß, daß man ſich hüten ſoll, ſein Mißfallen an kleinen Uebelſtänden zu äußern; ſogar auch umgekehrt ſein Wohl-

gefallen an irgend einer Kleinigkeit. Denn im letztern Fall werden sie es machen wie jener Gefängnißwärter, der, als er entdeckte, daß sein Gefangener das mühsame Kunststück vollbracht hatte, eine Spinne zahm zu machen, und an ihr seine Freude hatte, sie sogleich zertrat: l'animal méchant par excellence! Darum fürchten alle Thiere instinktmäßig den Anblick, ja, die Spur des Menschen,'— des animal méchant par excellence. Der Instinkt trügt hier nicht: denn allein der Mensch macht Jagd auf das Wild, welches ihm weder nützt, noch schadet.

Wirklich also liegt im Herzen eines Jeden ein wildes Thier, das nur auf Gelegenheit wartet, um zu toben und zu rasen, indem es Andern wehe thun und, wenn sie gar ihm den Weg versperren, sie vernichten möchte: es ist eben Das, woraus alle Kampf- und Kriegslust entspringt; und eben Das, welches zu bändigen und einigermaaßen in Schranken zu halten die Erkenntniß, sein beigegebener Wächter, stets vollauf zu thun hat. Immerhin mag man es das radikale Böse nennen, als womit wenigstens Denen, welchen ein Wort die Stelle einer Erklärung vertritt, gedient seyn wird. Ich aber sage: es ist der Wille zum Leben, der, durch das stete Leiden des Daseyns mehr und mehr erbittert, seine eigene Quaal durch das Verursachen der fremden zu erleichtern sucht. Aber auf diesem Wege entwickelt er sich allmälig zur eigentlichen Bosheit und Grausamkeit. Auch kann man hiezu die Bemerkung machen, daß wie, nach Kant, die Materie nur durch den Antagonismus der Expansions- und Kontraktionskraft besteht; so die menschliche Gesellschaft nur durch den des Hasses, oder Zorns, und der Furcht. Denn die Gehässigkeit unsrer Natur würde vielleicht Jeden ein Mal zum Mörder machen, wenn ihr nicht eine gehörige Dosis Furcht beigegeben wäre, um sie in Schranken zu halten; und wiederum diese allein würde ihn zum Spott und Spiel jedes Buben machen, wenn nicht in ihm der Zorn bereit läge und Wache hielte.

Der schlechteste Zug in der menschlichen Natur bleibt aber die Schadenfreude, da sie der Grausamkeit enge verwandt ist, ja eigentlich von dieser sich nur wie Theorie von Praxis unterscheidet, überhaupt aber da eintritt, wo das Mitleid seine Stelle finden sollte, welches, als ihr Gegentheil, die wahre Quelle aller ächten Gerechtigkeit und Menschenliebe ist. In einem andern Sinne

dem Mitleid entgegengesetzt ist der Neid; sofern er nämlich durch den entgegengesetzten Anlaß hervorgerufen wird: sein Gegensatz zum Mitleid beruht also zunächst auf dem Anlaß, und erst in Folge hievon zeigt er sich auch in der Empfindung selbst. Daher eben ist der Neid, wenngleich verwerflich, doch noch einer Entschuldigung fähig und überhaupt menschlich; während die Schadenfreude teuflisch und ihr Hohn das Gelächter der Hölle ist. Sie tritt, wie gesagt, gerade da ein, wo Mitleid eintreten sollte; der Neid hingegen doch nur da, wo kein Anlaß zu diesem, vielmehr zum Gegentheil desselben vorhanden ist; und eben als dieses Gegentheil entsteht er in der menschlichen Brust, mithin so weit noch als eine menschliche Gesinnung: ja, ich befürchte, daß Keiner ganz frei davon befunden werden wird. Denn daß der Mensch, beim Anblick fremden Genusses und Besitzes, den eigenen Mangel bitterer fühle, ist natürlich, ja, unvermeidlich: nur sollte Dies nicht seinen Haß gegen den Beglückteren erregen: gerade hierin aber besteht der eigentliche Neid. Am wenigsten aber sollte dieser eintreten, wo nicht die Gaben des Glücks, oder Zufalls, oder fremder Gunst, sondern die der Natur der Anlaß sind; weil alles Angeborene auf einem metaphysischen Grunde beruht, also eine Berechtigung höherer Art hat und, so zu sagen, von Gottes Gnaden ist. Aber leider hält der Neid es gerade umgekehrt; er ist bei persönlichen Vorzügen am unversöhnlichsten; daher eben Verstand, und gar Genie, sich auf der Welt erst Verzeihung erbetteln müssen, wo immer sie nicht in der Lage sind, die Welt stolz und kühn verachten zu dürfen. Wenn nämlich der Neid bloß durch Reichthum, Rang, oder Macht erregt worden ist, wird er noch oft durch den Egoismus gedämpft; indem dieser absieht, daß von dem Beneideten, vorkommenden Falls, Hülfe, Genuß, Beistand, Schutz, Beförderung u. s. w. zu hoffen steht, oder daß man wenigstens im Umgange mit ihm, von dem Abglanze seiner Vornehmigkeit beleuchtet, selbst Ehre genießen kann: auch bleibt hier die Hoffnung übrig, alle jene Güter einst noch selbst zu erlangen. Hingegen für den auf Naturgaben und persönliche Vorzüge, dergleichen bei Weibern die Schönheit, bei Männern der Geist ist, gerichteten Neid giebt es keinen Trost der einen und keine Hoffnung der andern Art; so daß ihm nichts übrig bleibt, als die so Bevorzugten bitter und unversöhnlich zu

haſſen. Daher iſt ſein einziger Wunſch, Rache an ſeinem Gegenſtand zu nehmen. Hiebei nun aber befindet er ſich in der unglücklichen Lage, daß alle ſeine Schläge machtlos fallen, ſobald an den Tag kommt, daß ſie von ihm ausgegangen ſind. Daher alſo verſteckt er ſich ſo ſorgſam, wie die geheimen Wolluſtſünden, und wird nun ein unerſchöpflicher Erfinder von Liſten, Schlichen und Kniffen, ſich zu verhüllen und zu maskiren, um ungeſehn ſeinen Gegenſtand zu verwunden. Da wird er z. B. die Vorzüge, welche ſein Herz verzehren, mit unbefangenſter Miene ignoriren, ſie gar nicht ſehn, nicht kennen, nie bemerkt, noch davon gehört haben, und wird ſo im Diſſimuliren einen Meiſter abgeben. Er wird mit großer Feinheit, Den, deſſen glänzende Eigenſchaften an ſeinem Herzen nagen, ſcheinbar als unbedeutend gänzlich überſehn, gar nicht gewahr werden und gelegentlich ganz vergeſſen haben. Dabei aber wird er, vor allen Dingen, bemüht ſeyn, durch heimliche Machinationen, jenen Vorzügen alle Gelegenheit, ſich zu zeigen und bekannt zu werden, ſorgfältig zu entziehn. Sodann wird er über ſie, aus dem Finſtern, Tadel, Hohn, Spott und Verläumdung ausſenden, der Kröte gleich, die aus einem Loch ihr Gift hervorſpritzt. Nicht weniger wird er unbedeutende Menſchen, oder auch das Mittelmäßige, ja Schlechte, in der ſelben Gattung von Leiſtungen, enthuſiaſtiſch loben. Kurz, er wird ein Proteus an Stratagemen, um zu verletzen, ohne ſich zu zeigen. Aber, was hilft es? das geübte Auge erkennt ihn doch. Ihn verräth ſchon die Scheu und die Flucht vor ſeinem Gegenſtande, der daher, je glänzender er iſt, deſto mehr allein ſteht; weshalb ſchöne Mädchen keine Freundinnen haben: ihn verräth ſein Haß ohne allen Anlaß, der bei der geringſten, ja oft nur eingebildeten Gelegenheit, zur heftigſten Exploſion kommt. Wie ausgebreitet übrigens ſeine Familie ſei, erkennt man an dem allgemeinen Lobe der Beſcheidenheit, dieſer zu Gunſten der platten Gewöhnlichkeit erfundenen, ſchlauen Tugend, welche dennoch, eben durch die in ihr an den Tag gelegte Nothwendigkeit der Schonung der Armſäligkeit, dieſe gerade ans Licht zieht. — Für unſer Selbſtgefühl freilich und unſern Stolz kann es nichts Schmeichelhafteres geben, als den Anblick des in ſeinem Verſtecke lauernden und ſeine Machinationen betreibenden Neides; jedoch vergeſſe man nie, daß, wo Neid iſt, Haß ihn begleitet

und hüte ſich, aus dem Neider einen falſchen Freund werden zu laſſen. Deshalb eben iſt die Entdeckung deſſelben für unſere Sicherheit von Wichtigkeit. Daher ſoll man ihn ſtudiren, um ihm auf die Schliche zu kommen; da er, überall zu finden, allezeit inkognito einhergeht, oder auch, der giftigen Kröte gleich, in finſtern Löchern lauert. Hingegen verdient er weder Schonung, noch Mitleid, ſondern die Verhaltungsregel ſei:

Den Neid wirſt nimmer du verſöhnen:
So magſt du ihn getroſt verhöhnen.
Dein Glück, dein Ruhm iſt ihm ein Leiden:
Magſt drum an ſeiner Quaal dich weiden.

Wenn man nun, wie hier geſchehn, die menſchliche Schlechtigkeit ins Auge gefaßt hat und ſich darüber entſetzen möchte; ſo muß man alsbald den Blick auf den Jammer des menſchlichen Daſeyns werfen; und wieder eben ſo, wenn man vor dieſem erſchrocken iſt, auf jene: da wird man finden, daß ſie einander das Gleichgewicht halten, und wird der ewigen Gerechtigkeit inne werden, indem man merkt, daß die Welt ſelbſt das Weltgericht iſt, und zu begreifen anfängt, warum Alles, was lebt, ſein Daſeyn abbüßen muß, erſt im Leben und dann im Sterben. So nämlich tritt das malum poenae mit dem malum culpae in Uebereinſtimmung. Vom ſelben Standpunkt aus verliert ſich auch die Indignation über die intellektuelle Unfähigkeit der Allermeiſten, die uns im Leben ſo häufig anwidert. Alſo miseria humana, nequitia humana und stultitia humana entſprechen einander vollkommen, in dieſem Sanſara der Buddhaiſten, und ſind von gleicher Größe. Faſſen wir aber ein Mal, auf beſondern Anlaß, Eines von ihnen ins Auge und muſtern es ſpeciell; ſo ſcheint es alsbald die zwei andern an Größe zu übertreffen: dies iſt jedoch Täuſchung und bloß Folge ihres koloſſalen Umfangs.

Jegliches kündigt dieſes Sanſara an; mehr als Alles jedoch die Menſchenwelt, als in welcher, moraliſch, Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit, intellektuell, Unfähigkeit und Dummheit in erſchreckendem Maaße vorherrſchen. Dennoch treten in ihr, wiewohl ſehr ſporadiſch, aber doch ſtets von Neuem uns überraſchend, Erſcheinungen der Redlichkeit, der Güte, ja des Edelmuths, und ebenſo auch des großen Verſtandes, des denkenden

Geiſtes, ja, des Genies auf. Nie gehn dieſe ganz aus: ſie ſchimmern uns, wie einzelne glänzende Punkte, aus der großen dunkeln Maſſe entgegen. Wir müſſen ſie als ein Unterpfand nehmen, daß ein gutes und erlöſendes Princip in dieſem Sanſara ſteckt, welches zum Durchbruch kommen und das Ganze erfüllen und befreien kann.

§. 116.

Die Leſer meiner Ethik wiſſen, daß bei mir das Fundament der Moral zuletzt auf jener Wahrheit beruht, welche im Veda und Vedanta ihren Ausdruck hat an der ſtehend gewordenen myſtiſchen Formel tat twam asi (Dies biſt du), welche mit Hindeutung auf jedes Lebende, ſei es Menſch oder Thier, ausgeſprochen wird und dann die Mahavakya, das große Wort, heißt.

In der That kann man die ihr gemäß geſchehenden Handlungen, z. B. die der Wohlthätigkeit, als den Anfang der Myſtik betrachten. Jede, in reiner Abſicht erzeigte Wohlthat giebt kund, daß Der, welcher ſie ausübt, im geraden Widerſpruch mit der Erſcheinungswelt, in welcher das fremde Individuum von ihm ſelbſt gänzlich geſondert daſteht, ſich als identiſch mit demſelben erkennt. Demnach iſt jede ganz unintereſſirte Wohlthat eine myſteriöſe Handlung, ein Myſterium: daher eben hat man, um Rechenſchaft davon zu geben, zu allerlei Fiktionen ſeine Zuflucht nehmen müſſen. Nachdem Kant dem Theismus alle andern Stützen weggezogen hatte, ließ er ihm bloß die, daß er die beſte Deutung und Auslegung jener und aller ihr ähnlichen myſteriöſen Handlungen abgäbe. Er ließ ihn demnach als eine zwar theoretiſch unerweisliche, aber zum praktiſchen Behufe gültige Annahme beſtehn. Daß es ihm aber auch nur hiemit ſo ganz Ernſt geweſen ſei, möchte ich bezweifeln. Denn die Moral mittelſt des Theismus ſtützen, heißt ſie auf Egoismus zurückführen; obgleich die Engländer, wie auch bei uns die unterſten Klaſſen der Geſellſchaft, gar nicht die Möglichkeit einer andern Begründung abſehn.

Das oben in Anregung gebrachte Wiedererkennen ſeines eigenen wahren Weſens in einem fremden, ſich objektiv darſtellenden Individuo tritt beſonders ſchön und deutlich hervor in

den Fällen, wo ein bereits rettungslos dem Tode anheimfallender Mensch noch mit ängstlicher Besorgniß und thätigem Eifer auf das Wohl und die Rettung Anderer bedacht ist. Dieser Art ist die bekannte Geschichte von einer Magd, welche, Nachts auf dem Hofe von einem tollen Hunde gebissen, sich rettungslos verloren gebend, nun den Hund packt und in den Stall schleppt, den sie verschließt, damit kein Anderer mehr sein Opfer werde. Ebenfalls jener Vorfall in Neapel, den Tischbein in einem seiner Aquarellbilder verewigt hat: vor der, dem Meere schnell zuströmenden Lava fliehend trägt der Sohn den alten Vater auf dem Rücken: aber als nur noch ein schmaler Landstrich beide zerstörende Elemente trennt, heißt der Vater den Sohn ihn niederlegen, um sich selbst durch laufen zu retten; weil sonst Beide verloren sind. Der Sohn gehorcht und wirft im Scheiden noch einen Abschiedsblick auf den Vater. Dies stellt das Bild dar. Auch ist ganz dieser Art die historische Thatsache, welche Walter Scott mit seiner Meisterhand darstellt im heart of Mid-Lothian, Chap. 2, wo nämlich, von zwei zum Tode verurtheilten Delinquenten, der, welcher durch sein Ungeschick die Gefangennehmung des andern veranlaßt hatte, diesen, in der Kirche, nach der Sterbepredigt, durch kräftige Ueberwältigung der Wache, glücklich befreit, ohne dabei irgend einen Versuch für sich selbst zu unternehmen. Ja, hieher zu zählen, wenngleich es dem occidentalischen Leser anstößig seyn mag, ist auch die auf einem oft wiederholten Kupferstiche dargestellte Scene, wo der, um füsillirt zu werden, bereits knieende Soldat seinen Hund, der zu ihm will, eifrig mit dem Tuche zurückscheucht. — In allen Fällen dieser Art nämlich sehn wir ein seinem unmittelbaren persönlichen Untergange mit voller Gewißheit entgegengehendes Individuum an seine eigene Erhaltung nicht mehr denken, um seine ganze Sorgfalt und Anstrengung auf die eines andern zu richten. Wie könnte doch deutlicher das Bewußtseyn sich aussprechen, daß dieser Untergang nur der einer Erscheinung und also selbst Erscheinung ist, hingegen das wahre Wesen des Untergehenden, davon unberührt, in dem Andern fortbesteht, in welchem er es eben jetzt, wie seine Handlung verräth, so deutlich erkennt. Denn, wie könnte, wenn Dem nicht so wäre, sondern wir ein in der wirklichen Vernichtung begriffenes Wesen vor uns hätten, dieses

noch, durch äußerſte Anſtrengung ſeiner letzten Kräfte, einen ſo innigen Antheil am Wohl und Fortbeſtand eines andern beweiſen? —

Es giebt in der That zwei entgegengeſetzte Weiſen, ſich ſeines eigenen Daſeyns bewußt zu werden: ein Mal, in empiriſcher Anſchauung, wie es von außen ſich darſtellt, als eines verſchwindend kleinen, in einer, der Zeit und dem Raume nach, gränzenloſen Welt; als Eines unter den tauſend Millionen menſchlicher Weſen, die auf dieſem Erdball herumlaufen, gar kurze Zeit, alle 30 Jahre ſich erneuernd; — dann aber, indem man in ſein eigenes Inneres ſich verſenkt und ſich bewußt wird, Alles in Allem und eigentlich das allein wirkliche Weſen zu ſeyn, welches, zur Zugabe, ſich in den andern, ihm von außen gegebenen, nochmals, wie im Spiegel, erblickt. Daß nun die erſtere Erkenntnißweiſe bloß die durch das principium individuationis vermittelte Erſcheinung erfaſſe, die andere aber ein unmittelbares Innewerden ſeiner ſelbſt als des Dinges an ſich ſei, — iſt eine Lehre, in der ich, der erſteren Hälfte nach, Kanten, in beiden aber den Veda für mich habe. Allerdings iſt der einfache Einwand gegen die letztere Erkenntnißweiſe, ſie ſetze voraus, daß Eines und daſſelbe Weſen an verſchiedenen Orten zugleich und doch in jedem ganz ſeyn könne. Wenn nun gleich Dieſes, auf dem empiriſchen Standpunkt, die palpabelſte Unmöglichkeit, ja eine Abſurdität iſt; ſo bleibt es dennoch vom Dinge an ſich vollkommen wahr; weil jene Unmöglichkeit und Abſurdität bloß auf den Formen der Erſcheinung, die das principium individuationis ausmachen, beruht. Denn das Ding an ſich, der Wille zum Leben, iſt in jedem Weſen, auch dem geringſten, ganz und ungetheilt vorhanden, ſo vollſtändig, wie in allen, die je waren, ſind und ſeyn werden, zuſammen genommen. Hierauf eben beruht es, daß jedes Weſen, ſelbſt das geringſte, zu ſich ſagt: dum ego salvus sim, pereat mundus. Und in Wahrheit würde, wenn auch alle andern Weſen untergiengen, in dieſem Einen, übrig gebliebenen, doch noch das ganze Weſen an ſich der Welt ungekränkt und unvermindert daſtehn und jenes Untergangs als eines Gaukelſpieles lachen. Dies iſt freilich ein Schluß per impossibile, welchem man, als eben ſo berechtigt, dieſen gegenüberſtellen kann, daß wenn irgend ein Weſen, auch nur das ge-

ringſte, gänzlich vernichtet wäre, in und mit ihm die ganze Welt untergegangen ſeyn würde. In dieſem Sinne eben ſagt der Myſtiker Angelus Sileſius:

„Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben:
Werd' ich zunicht; er muß von Noth den Geiſt aufgeben."

Um aber dieſe Wahrheit, oder wenigſtens die Möglichkeit, daß unſer eigenes Selbſt in andern Weſen exiſtiren könne, deren Bewußtſeyn ein von dem unſrigen getrenntes und verſchiedenes iſt, auch vom empiriſchen Standpunkt aus einigermaaßen abſehn zu können, dürfen wir nur uns der magnetiſirten Somnambulen erinnern, deren identiſches Ich, nachdem ſie erwacht ſind, nichts von allen Dem weiß, was ſie den Augenblick vorher ſelbſt geſagt, gethan und erlitten haben. Ein ſo ganz phänomeneller Punkt iſt alſo das individuelle Bewußtſeyn, daß ſogar in dem ſelben Ich deren zwei entſtehen können, davon das eine nicht vom andern weiß.

Immer jedoch behalten Betrachtungen, wie die vorhergehenden, hier, in unſerm judaiſirten Occident, etwas ſehr Fremdartiges: aber nicht ſo im Vaterlande des Menſchengeſchlechts, in jenem Lande, wo ein ganz anderer Glaube herrſcht, ein Glaube, welchem gemäß, auch noch heute, z. B. nach der Todtenbeſtattung, die Prieſter, vor allem Volke und mit Begleitung der Inſtrumente, den Vedahymnus anſtimmen, der alſo beginnt:

„Der verkörperte Geiſt, welcher tauſend Häupter, tauſend Augen, tauſend Füße hat, wurzelt in der Menſchenbruſt und durchdringt zugleich die ganze Erde. Dieſes Weſen iſt die Welt und Alles, was je war und ſeyn wird. Es iſt Das, was durch die Nahrung wächſt, und Das, was Unſterblichkeit verleihet. Dieſes iſt ſeine Größe: und darum iſt es der allerherrlichſte verkörperte Geiſt. Die Beſtandtheile dieſer Welt machen Einen Theil ſeines Weſens aus, und drei Theile ſind Unſterblichkeit, im Himmel. Dieſe drei Theile haben ſich aus der Welt emporgehoben; aber der Eine Theil iſt zurückgeblieben und iſt Das, was (durch die Seelenwanderung) die Früchte guter und böſer Thaten genießt und nicht genießt" u. ſ. w. (nach Colebrooke, on the religious ceremonies of the Hindus, im 5. Bande der Asiatic researches S. 345 der Kalkuttaer Ausg., auch in deſſen Miscellaneous essays Vol. 1, p. 167).

Wenn man nun dergleichen Gesänge mit unsern Gesangbüchern vergleicht, wird man sich nicht mehr wundern, daß die Anglikanischen Missionarien am Ganges so erbärmlich schlechte Geschäfte machen und mit ihren Vorträgen über ihren „maker“*)

*) Maker ist das deutsche „Macher“ und auch, wie dieses, in compositis häufig, z. B. watchmaker, shoemaker, — Uhrmacher, Schuhmacher, u. a. m. Our maker „unser Macher“ (französisch wäre es „notre faiseur“ wiederzugeben) ist nun in Englischen Schriften, Predigten und dem gemeinen Leben ein sehr gewöhnlicher und beliebter Ausdruck für „Gott“; welches ich, als für die Englische Religionsauffassung höchst charakteristisch, zu bemerken bitte. Wie jedoch dem, in der Lehre des heiligen Veda erzogenen Brahmanen und dem ihm nacheifernden Vaisia, ja, wie dem gesammten, vom Glauben an die Metempsychose und die Vergeltung durch sie durchdrungenen und bei jedem Vorgange im Leben ihrer eingedenken Indischen Volke zu Muthe werden muß, wenn man ihm solche Begriffe aufdringen will, wird der unterrichtete Leser leicht ermessen. Von dem ewigen Brahm, welches in Allem und in Jedem da ist, leidet, lebt und Erlösung hofft, überzugehn zu jenem maker aus nichts ist für die Leute eine schwere Zumuthung. Ihnen wird nie beizubringen seyn, daß die Welt und der Mensch ein Machwerk aus nichts sei. Mit großem Rechte sagt daher der edele Verfasser des im Texte sogleich zu lobenden Buches, S. 15 desselben: „die Bemühungen der Missionarien werden fruchtlos bleiben: kein irgend achtungswürdiger Hindu wird jemals ihren Vermahnungen nachgeben.“ Desgleichen S. 50, nach Darlegung der Brahmanischen Grundlehren: „Zu hoffen, daß sie, durchdrungen von diesen Ansichten, in denen sie leben, weben und sind, jemals sie aufgeben werden, um die Christliche Lehre anzunehmen, ist, meiner festen Ueberzeugung nach, eine eitele Erwartung.“ Auch S. 68. „Und wenn, zu solchem Zweck, die ganze Synode der Englischen Kirche Hand anlegte, würde es ihr, es wäre denn durch absoluten Zwang, wahrlich nicht gelingen, auch nur einen Menschen aus Tausend in der großen Indischen Bevölkerung zu bekehren.“ Wie richtig seine Vorhersagung gewesen bezeugt noch jetzt, 41 Jahre später, ein langer Brief in den Times vom 6. November 1849, unterzeichnet Civis, der, wie aus demselben erhellt, von einem Manne herrührt, welcher lange in Indien gelebt hat. Darin heißt es unter Anderm: „nie ist mir auch nur ein einziges Beispiel bekannt geworden, „daß in Indien ein Mensch, dessen wir uns rühmen dürften, zum Christenthum „bekehrt worden wäre; nicht einen Fall wüßte ich, wo es nicht Einer gewesen „wäre, der dem Glauben, den er annahm, zum Vorwurf, und dem, den er „abschwur, zur Warnung gereichte. Die Proselyten, welche man bis jetzt ge„macht, so wenige ihrer sind, haben daher bloß gedient, Andere von der „Nachfolge ihres Beispiels abzuschrecken.“ Nachdem auf diesen Brief Widerspruch erfolgt war, erscheint, zur Bekräftigung desselben, in den Times vom 20. November, ein zweiter, Sepahee unterschrieben, darin es heißt: „ich „habe über 12 Jahre in der Präsidentur Madras gedient und während dieser

bei den Brahmanen keinen Eingang finden. Wer aber das Vergnügen genießen will, zu ſehn, wie den abſurden und unverſchämten Prätenſionen jener Herren, ſchon vor 41 Jahren, ein Engliſcher Offizier kühn und nachdrücklich entgegengetreten iſt, der leſe die Vindication of the Hindoos from the aspersions of the reverend Claudius Buchanan, with a refutation of his arguments in favour of an ecclesiastical establishment in British India: the whole tending to evince the excellence of the moral system of the Hindoos; by a Bengal officer. Lond. 1808. Der Verfaſſer ſetzt darin, mit ſeltener Freimüthigkeit, die Vorzüge der Hindoſtaniſchen Glaubenslehren vor den Europäiſchen auseinander. Die kleine Schrift, welche Deutſch etwan 5 Bogen füllen würde, verdiente noch jetzt überſetzt zu werden; da ſie beſſer und aufrichtiger, als irgend eine mir bekannte, den ſo wohlthätigen praktiſchen Einfluß des Brahmanismus, ſein Wirken im Leben und im Volke, darlegt, — ganz anders, als die aus geiſtlichen Federn gefloſſenen Berichte, die, eben als ſolche, wenig Glauben verdienen; hingegen übereinſtimmend mit Dem, was ich mündlich von Engliſchen Offizieren, die ihr halbes Leben in Indien zugebracht hatten, vernommen habe. Denn um zu wiſſen, wie neidiſch und ergrimmt die ſtets um ihre Pfründen zitternde Anglikaniſche Kirche auf den Brahmanismus iſt, muß man z. B. das laute Gebelle kennen, welches vor einigen Jahren die Biſchöfe im Parlament erhoben, Monate lang fortſetzten und, da die oſtindiſchen Behörden, wie immer bei ſolchen Gelegenheiten, ſich überaus zähe bezeigten, ſtets

„langen Zeit nie ein einziges Individuum geſehen, welches ſich auch nur „nominell, vom Hinduismus, oder vom Islam, zur proteſtantiſchen Religion „bekehrt hätte. So weit alſo ſtimme ich ganz mit Civis überein und glaube, „daß faſt alle Offiziere der Armee ein ähnliches Zeugniß ablegen werden." — Auch auf dieſen Brief iſt ſtarker Widerſpruch erfolgt: allein ich glaube, daß ſolcher, wenn auch nicht von Miſſionarien, doch von Couſins der Miſſionarien herrührt: wenigſtens ſind es ſehr gottſelige Gegner. Mag alſo auch nicht Alles, was ſie anführen, ohne Grund ſeyn; ſo meſſe ich denn doch den oben extrahirten, unbefangenen Gewährsmännern mehr Glauben bei. Denn bei mir findet, in England, der rothe Rock mehr Glauben, als der ſchwarze, und Alles, was daſelbſt zu Gunſten der Kirche, dieſer ſo reichen und bequemen Verſorgungsanſtalt der mittelloſen jüngern Söhne der geſammten Ariſtokratie, geſagt wird, iſt mir eo ipso verdächtig.

wieder aufs Neue anſtimmten, bloß über einige äußere Ehrenbezeugungen, welche, wie billig, in Indien, von Engliſchen Behörden, der uralten, ehrwürdigen Landesreligion erzeigt wurden, z. B. daß, wann die Proceſſion mit den Götterbildern vorüberzieht, die Wache mit dem Offizier hübſch heraustritt und trommelt; ferner über die Lieferung rothen Tuches, den Wagen von Jagernauth zu bedecken, u. dgl. m. Letztere iſt wirklich jenen Herren zu Gefallen, nebſt dem dabei erhobenen Pilger-Zoll, eingeſtellt worden. Inzwiſchen läßt das unabhängige Geifern jener ſich ſelbſt ſehr-ehrwürdig nennenden Pfründen- und Allongenperücken-Träger über ſolche Dinge, nebſt der noch ganz mittelalterlichen, heut zu Tage aber roh und pöbelhaft zu nennenden Weiſe, in der ſie ſich über die Urreligion unſers Geſchlechts ausdrücken, imgleichen auch das ſchwere Aergerniß, welches ſie daran nahmen, daß Lord Ellenborough 1845 die Pforte der, i. J. 1022 von jenem fluchwürdigen Mahmud dem Gahznewiden zerſtörten Pagode von Sumenaut im Triumphzuge nach Bengalen zurückbrachte und den Brahmanen übergab, — dies Alles, ſage ich, läßt vermuthen, daß ihnen nicht unbekannt iſt, wie ſehr die meiſten der Europäer, welche lange in Indien leben, in ihrem Herzen dem Brahmanismus zugethan werden und über die religiöſen, wie die ſocialen Vorurtheile Europa's nur noch die Achſel zucken. „Das fällt Alles ab, wie Schuppen, ſobald man nur zwei Jahre in Indien gelebt hat," — ſagte zu mir ein Mal ein Solcher. Sogar ein Franzoſe, jener ſehr gefällige und gebildete Herr, der vor etwan zehn Jahren die Dewadaſſi (vulgo Bayaderen) in Europa begleitete, rief, als ich mit ihm auf die Religion jenes Landes zu ſprechen kam, ſogleich mit feuriger Begeiſterung aus: Monsieur, c'est la vraie religion! — Höchſt drollig hingegen iſt, nebenbei geſagt, die gelaſſen lächelnde Süffiſance, mit welcher einige ſervile Deutſche Philoſophaſter, wie auch manche Buchſtaben-Orientaliſten, von der Höhe ihres rationaliſtiſchen Judenthums auf Brahmanismus und Buddhaismus herabſehn. Solchen Herrlein möchte ich wahrlich ein Engagement bei der Affenkomödie auf der Frankfurter Meſſe vorſchlagen; wenn anders die Nachkommen des Hanuman ſie unter ſich dulden wollen.

Ich denke, daß, wenn der Kaiſer von China oder der König

von Siam und andere asiatische Monarchen Europäischen Mächten die Erlaubniß, Missionäre in ihre Länder zu senden, ertheilen, sie ganz und gar befugt wären, es nur unter der Bedingung zu thun, daß sie eben so viele buddhaistische Priester, mit gleichen Rechten, in das betreffende Europäische Land schicken dürfen; wozu sie natürlich solche wählen würden, die in der jedesmaligen Europäischen Sprache vorher wohlunterrichtet sind. Da würden wir einen interessanten Wettstreit vor Augen haben und sehn, wer am meisten ausrichtet.

Sogar die so phantastische, ja, mitunter barocke Indische Götterlehre, wie sie noch heute, so gut wie vor Jahrtausenden, die Religion des Volkes ausmacht, ist, wenn man den Sachen auf den Grund geht, doch nur die verbildlichte, d. h. mit Rücksicht auf die Fassungskraft des Volkes in Bilder eingekleidete und so personificirte und mythisirte Lehre der Upanischaden, welche nun aus ihr jeder Hindu, nach Maaßgabe seiner Kräfte und Bildung herausspürt, oder fühlt, oder ahndet, oder sie durchschauend klar dahinter erblickt, — während der rohe und bornirte Englische Reverend, in seiner Monomanie, sie verhöhnt und lästert, — als Idolatry: er allein, meynt er, wäre vor die rechte Schmiede gekommen. Hingegen war die Absicht des Buddha Schakya Muni, den Kern aus der Schaale abzulösen, die hohe Lehre selbst von allem Bilder- und Götterwesen zu befreien und ihren reinen Gehalt sogar dem Volke zugänglich und faßlich zu machen. Dies ist ihm wundervoll gelungen, und daher ist seine Religion die vortrefflichste und durch die größte Anzahl von Gläubigen vertretene auf Erden. Er kann mit Sophokles sagen:

— θεοις μεν κ'αν ὁ μηδεν ὡν δμου
κρατος καταχτησαιτ'. ἐγω δε και διχα
κεινων πεποιθα τουτ' ἐπισπασειν κλεος.

Ajax, 767—69.

Der christliche Fanatismus, welcher die ganze Welt zu seinem Glauben bekehren will, ist unverantwortlich. — Sir James Brooke (Rajah of Borneo), welcher einen Theil Borneo's kolonisirt hat und einstweilen beherrscht, hat im September 1858 zu Liverpool vor einer Versammlung des Vereins für die Verbreitung des Evangeliums, also des Centrums der Missionen,

eine Rede gehalten, darin er sagt: „Bei den Mohammedanern habt ihr keine Fortschritte gemacht, bei den Hindus habt ihr ganz und gar keine Fortschritte gemacht; sondern seid gerade noch auf dem Punkt, wo ihr waret am ersten Tage, da ihr Indien betreten habt.“ (Times, 29. Sept. 1858.) — Hingegen haben die christlichen Glaubensboten sich in anderer Hinsicht sehr nützlich und preiswürdig erwiesen, indem einige von ihnen uns vortreffliche und gründliche Berichte über den Brahmanismus und Buddhaismus und treue, sorgfältige Uebersetzungen heiliger Bücher geliefert haben, wie solche ohne das con amore nicht möglich gewesen wären. Diesen Edeln widme ich folgende Reime:

Als Lehrer geht ihr hin:
Als Schüler kommt ihr wieder.
Von dem umschlei'rten Sinn
Fiel dort die Decke nieder.

Wir dürfen daher hoffen, daß einst auch Europa von aller jüdischen Mythologie gereinigt seyn wird. Das Jahrhundert ist vielleicht herangerückt, in welchem die aus Asien stammenden Völker Japhetischen Sprachstammes auch die heiligen Religionen der Heimath wieder erhalten werden: denn sie sind, nach langer Verirrung, für dieselben wieder reif geworden.

§. 117.

Nach meiner Preisschrift über die moralische Freiheit kann keinem denkenden Menschen zweifelhaft bleiben, daß diese nirgends in der Natur, sondern nur außerhalb der Natur zu suchen ist. Sie ist ein Metaphysisches, aber in der physischen Welt ein Unmögliches. Dennoch sind unsere einzelnen Thaten keineswegs frei; hingegen ist der individuelle Charakter eines Jeden anzusehn als seine freie That. Er selbst ist ein Solcher, weil er, ein für alle Mal, ein Solcher seyn will. Denn der Wille selbst und an sich ist, auch sofern er in einem Individuo erscheint, also das Ur- und Grundwollen desselben ausmacht, von aller Erkenntniß unabhängig, weil ihr vorhergängig. Von ihr erhält er bloß die Motive, an denen er successive sein Wesen entwickelt und sich kenntlich macht, oder in die Sichtbarkeit tritt: aber er selbst ist, als außer der Zeit liegend, unveränderlich, so lange er überhaupt ist. Daher kann Jeder, als ein Solcher,

der er nun ein Mal ist, und unter den jedesmaligen Umständen, die aber ihrerseits nach strenger Nothwendigkeit eintreten, schlechterdings nie etwas Anderes thun, als was er jedesmal gerade jetzt thut. Demnach ist der ganze empirische Verlauf des Lebens eines Menschen, in allen seinen Vorgängen, großen und kleinen, so nothwendig vorherbestimmt, wie der eines Uhrwerks. Dies entsteht im Grunde daraus, daß die Art, wie die besagte, metaphysische freie That ins erkennende Bewußtseyn fällt, eine Anschauung ist, welche Zeit und Raum zur Form hat, mittelst welcher nunmehr die Einheit und Untheilbarkeit jener That sich darstellt als auseinandergezogen in eine Reihe von Zuständen und Begebenheiten, die am Leitfaden des Satzes vom Grunde in seinen vier Gestalten, — und dies eben heißt *nothwendig*, — eintreten. Das Resultat aber ist ein moralisches, nämlich Dieses, daß wir an Dem was wir thun, erkennen was wir sind; wie wir an Dem was wir leiden, erkennen was wir verdienen.

Hieraus folgt nun ferner, daß die *Individualität* nicht allein auf dem principio individuationis beruht und daher nicht durch und durch bloße *Erscheinung* ist; sondern daß sie im Dinge an sich, im Willen des Einzelnen, wurzelt: denn sein Charakter selbst ist individuell. Wie tief nun aber hier ihre Wurzeln gehn, gehört zu den Fragen, deren Beantwortung ich nicht unternehme.

Hiebei verdient in Erinnerung gebracht zu werden, daß schon *Platon*, auf seine Weise, die Individualität eines Jeden als dessen freie That darstellt, indem er ihn, in Folge seines Herzens und Charakters, als einen Solchen, wie er ist, mittelst der Metempsychose, geboren werden läßt. (Phädr., p. 325 sq., Vol. X. ed. Bip. — De legib. X, p. 106, ed. Bip.) — Auch die Brahmanen ihrerseits drücken die unveränderliche Bestimmtheit des angeborenen Charakters mythisch dadurch aus, daß sie sagen, Brahma habe, bei der Hervorbringung jedes Menschen, sein Thun und sein Leiden, in Schriftzeichen auf seinen Schädel gegraben, denen gemäß sein Lebenslauf ausfallen müsse. Als diese Schrift weisen sie die Zacken der Suturen der Schädelknochen nach. Der Inhalt derselben sei eine Folge seines vorhergegangenen Lebens und dessen Thuns. (Siehe lettres édifiantes,

édition 1819, Vol. 6, p. 149, et Vol. 7, p. 135.) Dieſelbe Einſicht ſcheint dem chriſtlichen (ſogar ſchon pauliniſchen) Dogma von der Gnadenwahl zum Grunde zu liegen.

Eine andere Folge des Obigen, die ſich empiriſch durchgängig beſtätigt, iſt, daß alle ächten Verdienſte, die moraliſchen, wie die intellektuellen, nicht bloß einen phyſiſchen, oder ſonſt empiriſchen, ſondern einen metaphyſiſchen Urſprung haben, demnach a priori und nicht a posteriori gegeben, d. h. angeboren und nicht erworben ſind, folglich nicht in der bloßen Erſcheinung, ſondern im Ding an ſich wurzeln. Daher leiſtet Jeder im Grunde nur Das, was ſchon in ſeiner Natur, d. h. eben in ſeinem Angeborenen, unwiderruflich feſtſteht. Die intellektuellen Fähigkeiten bedürfen zwar der Ausbildung; wie manche Naturprodukte der Zurichtung, um genießbar, oder ſonſt nutzbar, zu ſeyn: wie aber hier keine Zurichtung das urſprüngliche Material erſetzen kann, ſo auch dort nicht. Daher eben ſind alle bloß erworbenen, angelernten, erzwungenen Eigenſchaften, alſo Eigenſchaften a posteriori, moraliſche, wie intellektuelle, eigentlich unächt, eiteler Schein, ohne Gehalt. Wie nun Dies aus einer richtigen Metaphyſik folgt, ſo lehrt es auch ein tieferer Blick in die Erfahrung. Sogar bezeugt es das große Gewicht, welches Alle auf die Phyſiognomie und das Aeußere, alſo das Angeborene, jedes irgendwie ausgezeichneten Menſchen legen und daher ſo begierig ſind, ihn zu ſehn. Die Oberflächlichen freilich und, aus guten Gründen, die gemeinen Naturen werden der entgegengeſetzten Anſicht ſeyn, um bei Allem, was ihnen abgeht, ſich getröſten zu können, es werde noch kommen. — So iſt denn dieſe Welt nicht bloß ein Kampfplatz, für deſſen Siege und Niederlagen die Preiſe in einer künftigen ausgetheilt werden; ſondern ſie ſelbſt ſchon iſt das jüngſte Gericht, indem Jeder Lohn und Schmach, je nach ſeinen Verdienſten, mitbringt; wie denn auch Brahmanismus und Buddhaismus, indem ſie Metempſychoſe lehren, Dies nicht anders wiſſen. —

§. 118.

Man hat die Frage aufgeworfen, was zwei Menſchen, die in der Wildniß, jeder ganz einſam, aufgewachſen wären und ſich zum erſten Male begegneten, thun würden: Hobbes, Pufendorf, Rouſſeau haben ſie entgegengeſetzt beantwortet.

Pufendorf glaubte, sie würden sich liebevoll entgegenkommen; Hobbes hingegen, feindlich; Rousseau, sich schweigend vorübergehn. Alle drei haben Recht und Unrecht: gerade da würde sich die unermeßliche Verschiedenheit angeborener moralischer Disposition der Individuen in so hellem Lichte zeigen, daß hier gleichsam der Maaßstab und Gradmesser derselben wäre. Denn Menschen giebt es, in denen der Anblick des Menschen sogleich ein feindliches Gefühl aufregt, indem ihr Innerstes den Ausspruch thut: „Nicht-Ich!" — Und Andere giebt es, bei welchen jener Anblick sogleich freundliche Theilnahme erregt; ihr Inneres sagt: „Ich noch ein Mal!" — Dazwischen liegen unzählige Grade. — Aber daß wir in diesem Hauptpunkt so grundverschieden sind, ist ein großes Problem, ja ein Mysterium. Ueber diese Apriorität des moralischen Charakters giebt zu mannigfaltigen Betrachtungen Stoff des Dänen Bastholm Buch: „Historische Nachrichten zur Kenntniß des Menschen im rohen Zustande". Ihm fällt es auf, daß Geisteskultur und moralische Güte der Nationen sich als ganz unabhängig von einander erweisen, indem die Eine oft ohne die Andere sich vorfindet. Wir werden dies daraus erklären, daß die moralische Güte keineswegs aus der Reflexion entspringt, deren Ausbildung von der Geisteskultur abhängt; sondern gerade aus dem Willen selbst, dessen Beschaffenheit angeboren ist und der an sich selbst keiner Verbesserung durch Bildung fähig ist. Bastholm schildert nun die meisten Nationen als sehr lasterhaft und schlecht: hingegen hat er von einzelnen wilden Völkern die vortrefflichsten allgemeinen Charakterzüge mitzutheilen: so von den Orotchysen, den Bewohnern der Insel Sawu, den Tungusen und den Pelew-Insulanern. Da versuchte er, das Problem zu lösen, woher es komme, daß einzelne Völkerschaften so ausgezeichnet gut sind, unter lauter bösen Nachbarn. Mir scheint, es könne daraus erklärt werden, daß, da die moralischen Eigenschaften vom Vater erblich sind, in obigen Fällen eine solche isolirte Völkerschaft aus Einer Familie entstanden, mithin dem selben Ahnherrn, der gerade ein guter Mann war, entsprossen ist und sich unvermischt erhalten hat. Haben doch auch, bei mancherlei unangenehmen Anlässen, wie Staatsschulden-Repudiationen, Raubzügen u. s. w., die Engländer den Nordamerikanern ins Gedächtniß gerufen, daß sie von

einer engliſchen Verbrecherkolonie abſtammen; — wiewohl dies nur von einem geringen Theil derſelben gelten kann.

§. 119.

Zu bewundern iſt es, wie die Individualität jedes Menſchen (d. h. dieſer beſtimmte Charakter mit dieſem beſtimmten Intellekt), gleich einem eindringenden Färbeſtoff, alle Handlungen und Gedanken deſſelben, bis auf die unbedeutendeſten herab, genau beſtimmt; in Folge wovon der ganze Lebenslauf, d. h. die äußere und innere Geſchichte, des Einen ſo grundverſchieden von der des Andern ausfällt. Wie ein Botaniker an Einem Blatte die ganze Pflanze erkennt; wie Cüvier aus Einem Knochen das ganze Thier konſtruirte; ſo kann man aus Einer charakteriſtiſchen Handlung eines Menſchen eine richtige Kenntniß ſeines Charakters erlangen, alſo ihn gewiſſermaaßen daraus konſtruiren; ſogar auch wenn dieſe Handlung eine Kleinigkeit betrifft; ja, dann oft am beſten: denn bei wichtigern Dingen nehmen die Leute ſich in Acht; bei Kleinigkeiten folgen ſie, ohne vieles Bedenken, ihrer Natur. Daher eben iſt Seneka's Ausſpruch ſo richtig: argumenta morum ex minimis quoque licet capere (ep. 52). Zeigt Einer in ſolchen, durch ſein abſolut rückſichtsloſes, egoiſtiſches Benehmen, daß die Gerechtigkeit der Geſinnung ſeinem Herzen fremd iſt; ſo ſoll man ihm, ohne gehörige Sicherheit, keinen Groſchen anvertrauen. Denn wer wird glauben, daß Der, welcher in allen andern, nicht das Eigenthum betreffenden Angelegenheiten, ſich täglich ungerecht bezeugt und deſſen gränzenloſer Egoismus aus den kleinen, keiner Rechenſchaft unterworfenen Handlungen des gemeinen Lebens überall hervorguckt, wie ein ſchmutziges Hemd aus den Löchern einer zerlumpten Jacke, — daß ein Solcher in den Angelegenheiten des Mein und Dein, ohne andern Antrieb, als den der Gerechtigkeit, ehrlich ſeyn werde? Wer im Kleinen rückſichtslos iſt, wird im Großen ruchlos ſeyn. — Wer die kleinen Charakterzüge unbeachtet läßt, hat es ſich ſelber zuzuſchreiben, wenn er nachmals aus den großen den betreffenden Charakter, zu ſeinem Schaden, kennen lernt. — Nach dem ſelben Princip ſoll man auch mit ſogenannten guten Freunden, ſelbſt über Kleinigkeiten, wenn ſie einen boshaften, oder ſchlechten, oder gemeinen

Charakter verrathen, ſogleich brechen, um dadurch ihren großen ſchlechten Streichen vorzubeugen, die nur auf Gelegenheit warten, ſich einzuſtellen. Das Selbe gilt von Dienern. Stets denke man: beſſer allein, als unter Verräthern.

Wirklich iſt die Grundlage und Propädeutik zu aller Menſchenkenntniß die Ueberzeugung, daß das Handeln des Menſchen, im Ganzen und Weſentlichen, nicht von ſeiner Vernunft und deren Vorſätzen geleitet wird; daher Keiner Dieſes oder Jenes dadurch wird, daß er es, wenn auch noch ſo gern, ſeyn möchte: ſondern aus ſeinem angeborenen und unveränderlichen Charakter geht ſein Thun hervor, wird näher und im Beſondern beſtimmt durch die Motive, iſt folglich das nothwendige Produkt dieſer beiden Faktoren. Demgemäß kann man das Handeln des Menſchen ſich veranſchaulichen an dem Lauf eines Planeten, als welcher das Reſultat der dieſem beigegebenen Tangential- und der von ſeiner Sonne aus wirkenden Centripetal-Kraft iſt; wobei denn die erſtere Kraft den Charakter, die letztere den Einfluß der Motive darſtellt. Dies iſt faſt mehr als ein bloßes Gleichniß; ſofern nämlich die Tangentialkraft, von welcher eigentlich die Bewegung ausgeht, während ſie von der Gravitation beſchränkt wird, metaphyſiſch genommen, der in einem ſolchen Körper ſich darſtellende Wille iſt.

Wer nun Dieſes begriffen hat, wird auch einſehn, daß wir über Das, was wir in einer zukünftigen Lage thun werden, eigentlich nie mehr, als eine Muthmaaßung haben; obwohl wir dieſe oft für einen Entſchluß halten. Wenn z. B. ein Menſch, in Folge eines Vorſchlags, die Verbindlichkeit, beim Eintritt noch in der Zukunft liegender Umſtände, Dieſes oder Jenes zu thun, höchſt aufrichtig und ſogar ſehr gern eingegangen iſt; ſo iſt hiedurch noch gar nicht ausgemacht, daß er ſie erfüllen werde; es ſei denn, er wäre ſo beſchaffen, daß ſein gegebenes Verſprechen ſelbſt und als ſolches ſtets und überall ein hinreichendes Motiv für ihn würde, indem es, mittelſt der Rückſicht auf ſeine Ehre, wie ein fremder Zwang auf ihn wirkte. Außerdem aber läßt ſich was er, beim Eintritt jener Umſtände, thun wird, ganz allein, jedoch mit völliger Gewißheit vorherbeſtimmen aus einer richtigen und genauen Kenntniß ſeines Charakters und der äußern Umſtände, unter deren Einwirkung er alsdann geräth. Dies

iſt ſogar ſehr leicht, wenn man ihn ſchon ein Mal in der gleichen Lage geſehn hat: denn unfehlbar wird er das zweite Mal das Selbe thun, vorausgeſetzt, daß er ſchon beim erſten die Umſtände richtig und vollkommen erkannt hatte; da, wie ich öfter bemerkt habe, causa finalis non movet secundum suum esse reale, sed secundum esse cognitum. (Suarez, disp. metaph. disp. XXIII, sect. 7. et 8.) Was er nämlich das erſte Mal nicht erkannt oder verſtanden hatte, konnte dann auch nicht auf ſeinen Willen einwirken; eben wie ein elektriſcher Proceß ſtockt, wenn irgend ein iſolirender Körper die Einwirkung eines Leiters hemmt. — Ungemein deutlich bringt die Unveränderlichkeit des Charakters und daraus hervorgehende Nothwendigkeit der Handlungen ſich Dem auf, der, bei irgend einer Gelegenheit, ſich nicht benommen hat, wie er geſollt, indem er etwan an Entſchloſſenheit, oder Feſtigkeit, oder Muth, oder ſonſtigen vom Augenblick geforderten Eigenſchaften es hat fehlen laſſen. Jetzt hinterher erkennt und bereut er ſein unrichtiges Verfahren aufrichtig und denkt auch wohl: „Ja wenn mir Das wieder geboten würde, da wollt' ich es anders machen!" Es wird ihm wieder geboten, der gleiche Fall tritt ein: und er macht es wieder ganz eben ſo, — zu ſeiner großen Verwunderung. (Vergl. Welt als Wille u. Vorſtell. II, p. 226 fg.; 3. Aufl. II, 251 fg.)

Zu der hier in Rede ſtehenden Wahrheit liefern uns durchgängig die beſte Erläuterung Shakeſpeare's Dramen. Denn er war von ihr durchdrungen und ſeine intuitive Weisheit ſpricht ſie in concreto auf jeder Seite aus. Ich will Dies jedoch jetzt an einem Fall exemplificiren, in welchem er es mit beſonderer Deutlichkeit hervorhebt, wiewohl ohne Abſichtlichkeit und Affektation, da er, als ein ächter Künſtler, nie von Begriffen ausgeht; ſondern offenbar nur, um der pſychologiſchen Wahrheit, wie er ſie anſchaulich und unmittelbar auffaßt, zu genügen, unbekümmert darum, daß es von Wenigen recht beachtet und verſtanden werden würde, und ohne Ahndung davon, daß einſt in Deutſchland ſade und flache Geſellen breit auseinanderſetzen würden, daß er ſeine Stücke geſchrieben habe, um moraliſche Gemeinplätze zu illuſtriren. Was nun ich hier meyne, iſt der Charakter des Grafen Northumberland, den wir durch drei Trauerſpiele hindurchgeführt ſehn, ohne daß derſelbe eigentlich als Hauptperſon auf-

träte, vielmehr nur in wenigen Scenen, die in 15 Akte vertheilt ſind, vorkommt; daher wer nicht mit voller Aufmerkſamkeit lieſt den in ſo weiten Zwiſchenräumen dargeſtellten Charakter und die moraliſche Identität deſſelben leicht aus den Augen verlieren kann; ſo feſt ihn auch der Dichter vor den ſeinigen behalten hat. Er läßt dieſen Grafen überall mit edlem, ritterlichem Anſtande auftreten, eine dieſem angemeſſene Sprache reden, ja, hat ihm mitunter ſehr ſchöne und ſelbſt erhabene Stellen in den Mund gelegt; indem er weit davon entfernt iſt, es zu machen wie Schiller, der gern den Teufel ſchwarz malt, und deſſen moraliſche Billigung, oder Mißbilligung, der von ihm dargeſtellten Charaktere durch ihre eigenen Worte durchklingt. Sondern bei Shakeſpeare, und auch ſo bei Goethe, hat Jeder, während er daſteht und redet, vollkommen Recht, und wäre er der Teufel ſelbſt. Man vergleiche in dieſer Hinſicht den Herzog Alba bei Goethe und bei Schiller. — Die Bekanntſchaft des Grafen Northumberland alſo machen wir ſchon in Richard II., wo er der Erſte iſt, eine Verſchwörung gegen den König anzuzetteln, zu Gunſten des Bolingbroke, nachherigen Heinrich's IV., welchem er auch ſchon (Akt 2, Sc. 3) perſönlich ſchmeichelt. Im folgenden Akt erleidet er eine Zurechtweiſung, weil er, vom Könige redend, ſchlechtweg Richard geſagt hat, verſichert jedoch, es bloß beliebter Kürze halber gethan zu haben. Bald darauf bewegt ſeine hinterliſtige Rede den König zur Kapitulation. Im folgenden Akt behandelt er dieſen, beim Kronentſagungsaktus, mit ſolcher Härte und Schnöde, daß der unglückliche, gebrochene Monarch doch noch ein Mal die Geduld verliert und ausruft: „Teufel! du quälſt mich, noch ehe ich in der Hölle bin.“ Am Schluſſe berichtet er dem neuen Könige, daß er die abgeſchlagenen Köpfe der Anhänger des vorigen nach London geſandt habe. — Im folgenden Trauerſpiele, Heinrich IV., zettelt er, ganz eben ſo, eine Verſchwörung gegen den neuen König an. Im vierten Akte ſehn wir dieſe Rebellen, vereinigt, ſich zur morgenden Hauptſchlacht vorbereiten, nur auf ihn und ſeine Heeresabtheilung mit Ungeduld wartend. Da kommt endlich ein Brief von ihm: er ſelbſt wäre krank, ſeine Heeresmacht aber könne er einem Andern nicht anvertrauen, jedoch ſollten ſie nur muthig fortfahren und tapfer darauf losgehn. Sie thun es: aber durch ſein Ausbleiben

bedeutend geschwächt, werden sie gänzlich geschlagen, die meisten ihrer Häupter gefangen und sein eigener Sohn, der heldenmüthige Hotspur, fällt von der Hand des Kronprinzen. — Wieder im folgenden Stücke, dem zweiten Theile Heinrich's IV., sehn wir ihn durch den Tod dieses Sohnes in den wildesten Zorn versetzt und wüthend Rache schnauben. Er facht daher die Rebellion wieder an: die Häupter derselben sammeln sich aufs Neue. Wie nun diese, im vierten Akte, eben die Hauptschlacht zu liefern haben und nur noch darauf warten, daß er zu ihnen stoße, kommt ein Brief: er habe die genügende Heeresmacht nicht zusammenziehn können, werde daher für jetzt seine Sicherheit in Schottland suchen, wünsche jedoch von Herzen ihrem heldenmüthigen Unternehmen den besten Erfolg. Worauf sie sich dem König unter einer Konvention ergeben, die nicht gehalten wird, und so zu Grunde gehn. —

Weit entfernt also, daß der Charakter das Werk vernünftiger Wahl und Ueberlegung wäre, hat der Intellekt beim Handeln nichts weiter zu thun, als dem Willen die Motive vorzuhalten: dann aber muß er, als bloßer Zuschauer und Zeuge, zusehn, wie aus ihrer Wirkung auf den gegebenen Charakter der Lebenslauf sich gestaltet, dessen sämmtliche Vorgänge, genau genommen, mit derselben Nothwendigkeit eintreten, wie die Bewegungen eines Uhrwerks; worüber ich auf meine Preisschrift von der Willensfreiheit verweise. Die hiebei nichtsdestoweniger Statt findende Illusion einer gänzlichen Freiheit des Willens, bei jeder einzelnen Handlung, habe ich ebendaselbst auf ihre wahre Bedeutung und ihren Ursprung zurückgeführt und dadurch die bewirkende Ursach derselben angegeben, welcher ich hier nur noch die Endursache beigeben will, in folgender teleologischer Erklärung jenes natürlichen Scheins. Indem die Freiheit und Ursprünglichkeit, welche in Wahrheit allein dem intelligibeln Charakter eines Menschen, dessen bloße Auffassung durch den Intellekt sein Lebenslauf ist, zukommt, jeder einzelnen Handlung anzuhängen scheint und so das ursprüngliche Werk, für das empirische Bewußtseyn, scheinbar in jeder einzelnen Handlung aufs Neue vollbracht wird; so erhält hiedurch unser Lebenslauf die größtmöglichste moralische νουτεθησις, indem sämmtliche schlechte Seiten unsers Charakters uns dadurch erst recht fühlbar werden.

Jede That nämlich begleitet das Gewiſſen mit dem Kommentar „du könnteſt auch anders handeln", — obwohl deſſen wahrer Sinn iſt: „Du könnteſt auch ein Andrer ſeyn." Da nun einerſeits durch die Unveränderlichkeit des Charakters, und andererſeits durch die ſtrenge Nothwendigkeit, mit der alle Umſtände, in die er ſucceſſive verſetzt wird, eintreten, der Lebenslauf eines Jeden durchgängig von A bis Z genau beſtimmt iſt, dennoch aber der eine Lebenslauf, in allen, ſowohl ſubjektiven wie objektiven Beſtimmungen ungleich glücklicher, edeler und würdiger ausfällt, als der andere; ſo führt dies, wenn man nicht alle Gerechtigkeit eliminiren will, zu der, im Brahmanismus und Buddhaismus feſt ſtehenden Annahme, daß ſowohl die ſubjektiven Bedingungen, mit welchen, als die objektiven, unter welchen Jeder geboren wird, die moraliſche Folge eines frühern Daſeyns ſind.

Machiavelli, der ſich durchaus nicht mit philoſophiſchen Spekulationen beſchäftigt zu haben ſcheint, wird, vermöge der durchdringenden Schärfe ſeines ſo einzigen Verſtandes zu folgendem, wahrhaft tiefſinnigen Ausſpruche geführt, der eine intuitive Erkenntniß der gänzlichen Nothwendigkeit, mit der, bei gegebenen Charakteren und Motiven, alle Handlungen eintreten, vorausſetzt. Er hebt mit demſelben den Prolog zu ſeiner Komödie Clitia an: Se nel mondo tornassino i medesimi uomini, come tornano i medisimi casi, non passarebbono mai cento anni, che noi non ci trovassimo un altra volta insieme, a fare le medesime cose, che hora. (Wenn, auf der Welt, dieſelben Menſchen wiederkehrten, wie die ſelben Fälle wiederkehren, ſo würden niemals hundert Jahre verlaufen, ohne daß wir abermals uns beiſammen befänden, ganz das Selbe wie jetzt wieder thuend.) Hierauf ſcheint ihn jedoch eine Reminiscenz Deſſen, was Auguſtinus de Civitate Dei, Lib. 12, c. 13 ſagt, geführt zu haben.

Das Fatum, die εἱμαρμενη, der Alten iſt eben nichts Anderes, als die zum Bewußtſeyn gebrachte Gewißheit, daß alles Geſchehende durch die Kauſalkette feſt verbunden iſt und daher ſtreng nothwendig eintritt, demnach das Zukünftige ſchon vollkommen feſt ſteht, ſicher und genau beſtimmt iſt und daran ſo wenig etwas geändert werden kann, wie am Vergangenen. Bloß das Vorherwiſſen deſſelben kann an den fataliſtiſchen Mythen

der Alten als fabelhaft angesehn werden; — wenn wir hiebei von der Möglichkeit des magnetischen Hellsehns und des zweiten Gesichts abstrahiren. Statt die Grundwahrheit des Fatalismus durch seichtes Geschwätz und alberne Ausflüchte beseitigen zu wollen, sollte man suchen, sie recht deutlich zu verstehen und zu erkennen; da sie eine demonstrable Wahrheit ist, welche ein wichtiges Datum zum Verständniß unsers so räthselhaften Daseyns liefert.

Prädestination und Fatalismus sind nicht in der Hauptsache verschieden, sondern nur darin, daß der gegebene Charakter und die von außen kommende Bestimmung des menschlichen Thuns bei jener von einem erkennenden, bei diesem von einem erkenntnißlosen Wesen ausgeht. Im Resultat treffen sie zusammen: es geschieht was geschehen muß. — Der Begriff einer moralischen Freiheit hingegen ist unzertrennlich von dem der Ursprünglichkeit. Denn daß ein Wesen das Werk eines Andern, dabei aber, seinem Wollen und Thun nach, frei sei, läßt sich mit Worten sagen, aber nicht mit Gedanken erreichen. Der nämlich, welcher ihn aus nichts ins Daseyn rief, hat eben damit auch sein Wesen, d. h. seine sämmtlichen Eigenschaften, mitgeschaffen und festgestellt. Denn nimmermehr kann man schaffen, ohne daß man ein Etwas schaffe, d. h. ein durchweg und allen seinen Eigenschaften nach genau bestimmtes Wesen. Aus diesen dadurch festgestellten Eigenschaften aber fließen nachher mit Nothwendigkeit die sämmtlichen Aeußerungen und Wirkungen desselben, indem diese eben nur die ins Spiel gesetzten Eigenschaften selbst sind, welche bloß der Veranlassung von außen bedurften, um hervorzutreten. Wie der Mensch ist, so muß er handeln: also nicht seinen einzelnen Thaten, sondern seinem Wesen und Seyn klebt Schuld und Verdienst an. Daher sind Theismus und moralische Verantwortlichkeit des Menschen unvereinbar; weil eben die Verantwortlichkeit immer auf den Urheber des Wesens zurückfällt, als woselbst sie ihren Schwerpunkt hat. Vergebens hat man gesucht, zwischen jenen beiden Unvereinbaren eine Brücke zu schlagen, mittelst des Begriffs der moralischen Freiheit des Menschen: sie stürzt immer wieder zusammen. Das freie Wesen muß auch das ursprüngliche seyn. Ist unser Wille frei, so ist er auch das Urwesen; und umgekehrt. Der vor-

kantiſche Dogmatismus, welcher dieſe beiden Prädikamente getrennt halten wollte, war eben dadurch auch genöthigt, zwei Freiheiten anzunehmen, nämlich die der erſten Welturſache, für die Kosmologie, und die des menſchlichen Willens, für die Moral und Theologie: dem entſprechend handelt auch bei Kant ſowohl die dritte, wie die vierte Antinomie von der Freiheit.

In meiner Philoſophie hingegen entſpricht die unbefangene Anerkennung der ſtrengen Neceſſitation der Handlungen der Lehre, daß auch in den erkenntnißloſen Weſen das ſich Manifeſtirende Wille ſei. Sonſt würde die, beim Wirken dieſer augenfällige Neceſſitation daſſelbe zum Wollen in Gegenſatz ſtellen, wenn nämlich es wirklich ſo eine Freiheit des einzelnen Thuns gäbe und dieſes nicht vielmehr eben ſo ſtreng neceſſitirt wäre, wie jedes andere Wirken. — Andererſeits macht, wie ich eben gezeigt habe, die ſelbe Lehre von der Neceſſitation der Willensakte nöthig, daß das Daſeyn und Weſen des Menſchen ſelbſt Werk ſeiner Freiheit, mithin ſeines Willens ſei, dieſer alſo Aſeität habe. Unter der entgegengeſetzten Vorausſetzung nämlich fiele, wie gezeigt, alle Verantwortlichkeit weg, und die moraliſche, wie die phyſiſche Welt wäre eine bloße Maſchine, die ihr außerhalb befindlicher Verfertiger zu eigener Unterhaltung ablaufen ließe. — So hängen die Wahrheiten alle zuſammen, fordern ſich, ergänzen ſich; während der Irrthum an allen Ecken anſtößt.

§. 120.

Welcher Art der Einfluß ſei, den moraliſche Belehrung auf das Handeln haben kann, und welches die Gränzen deſſelben, habe ich §. 20 meiner Abhandlung über das Fundament der Moral hinlänglich unterſucht. Im Weſentlichen analog verhält ſich der Einfluß des Beiſpiels, welcher jedoch mächtiger iſt, als der der Lehre; daher er eine kurze Analyſe wohl verdient.

Das Beiſpiel wirkt zunächſt entweder hemmend, oder befördernd. Erſteres, wenn es den Menſchen beſtimmt, zu unterlaſſen was er gern thäte. Er ſieht nämlich, daß Andere es nicht thun; woraus er im Allgemeinen abnimmt, daß es nicht räthlich ſei, alſo wohl der eigenen Perſon, oder dem Eigenthum, oder der Ehre Gefahr bringen müſſe; daran hält er ſich und ſieht ſich gern eigener Unterſuchung überhoben. Oder er ſieht gar, daß

ein Anderer, der es gethan hat, schlimme Folgen davon trägt: dies ist das abschreckende Beispiel. Befördernd hingegen wirkt das Beispiel auf zweierlei Weise: nämlich entweder so, daß es den Menschen bewegt, zu thun was er gern unterließe, jedoch ebenfalls besorgt, daß die Unterlassung ihm irgend welche Gefahr bringen, oder ihm in der Meinung Anderer schaden könne; — oder aber es wirkt so, daß es ihn ermuthigt, zu thun was er gern thut, jedoch bisher, aus Furcht vor Gefahr, oder Schande, unterließ: dies ist das verführerische Beispiel. Endlich kann auch noch das Beispiel ihn auf etwas bringen, das ihm sonst gar nicht eingefallen wäre. Offenbar wirkt es in diesem Fall zunächst nur auf den Intellekt: die Wirkung auf den Willen ist dabei sekundär und wird, wenn sie eintritt, durch einen Akt eigener Urtheilskraft, oder durch Zutrauen auf Den, der das Beispiel giebt, vermittelt werden. — Die gesammte, sehr starke Wirkung des Beispiels beruht darauf, daß der Mensch, in der Regel, zu wenig Urtheilskraft, oft auch zu wenig Kenntniß hat, um seinen Weg selbst zu exploriren, daher er gern in die Fußstapfen Anderer tritt. Demnach wird Jeder dem Einflusse des Beispiels um so mehr offen stehn, je mehr es ihm an jenen beiden Befähigungen gebricht. Diesem gemäß ist der Leitstern der allermeisten Menschen das Beispiel Anderer, und ihr ganzes Thun und Treiben im Großen, wie im Kleinen, läuft auf bloße Nachahmung zurück: nicht das Geringste thun sie nach eigenem Ermessen*). Die Ursache hievon ist ihre Scheu vor allem und jedem Nachdenken und ihr gerechtes Mißtrauen gegen das eigene Urtheil. Zugleich zeugt dieser so auffallend starke Nachahmungstrieb im Menschen auch von seiner Verwandtschaft mit dem Affen. Die Art der Wirkung des Beispiels aber wird durch den Charakter eines Jeden bestimmt: daher das selbe Beispiel auf den Einen verführerisch, auf den Andern abschreckend wirken kann. Dies zu beobachten geben gewisse gesellschaftliche Unarten, welche, früher nicht vorhanden, allmälig einreißen, uns leicht Gelegenheit. Beim ersten Wahrnehmen einer solchen wird Einer denken „pfui, wie läßt Das! wie egoistisch, wie rücksichtslos! wahrlich,

*) Nachahmung und Gewohnheit sind die Triebfedern des allermeisten Thuns der Menschen.

ich will mich hüten, nie dergleichen zu thun." Zwanzig Andere aber werden denken: „aha! thut Der Das, darf ich's auch." —

In moralischer Hinsicht kann das Beispiel, eben wie die Lehre, zwar eine civile, oder legale Besserung befördern, jedoch nicht die innerliche, welches die eigentlich moralische ist. Denn es wirkt stets nur als ein persönliches Motiv, folglich unter Voraussetzung der Empfänglichkeit für solche Art der Motive. Aber gerade Dies, ob ein Charakter für diese, oder für jene Art der Motive überwiegend empfänglich sei, ist für die eigentliche und wahre, jedoch stets nur angeborene Moralität desselben entscheidend. Ueberhaupt wirkt das Beispiel als ein Beförderungsmittel des Hervortretens der guten und schlechten Charaktereigenschaften: aber es schafft sie nicht: daher Seneka's Ausspruch velle non discitur auch hier Stich hält. Daß das Angebornseyn aller ächten moralischen Eigenschaften, der guten, wie der schlechten, besser zur Metempsychosenlehre der Brahmanisten und Buddhaisten, derzufolge „dem Menschen seine guten und schlechten Thaten aus einer Existenz in die andere, wie sein Schatten, nachfolgen," als zum Judenthum paßt, welches vielmehr erfordert, daß der Mensch als moralische Null auf die Welt komme, um nun, vermöge eines undenkbaren liberi arbitrii indifferentiae, sonach in Folge vernünftiger Ueberlegung, sich zu entscheiden, ob er ein Engel, oder ein Teufel, oder was sonst etwan zwischen beiden liegt, seyn wolle, — Das weiß ich sehr wohl, kehre mich aber durchaus nicht daran: denn meine Standarte ist die Wahrheit. Bin ich doch eben kein Philosophieprofessor und erkenne daher nicht meinen Beruf darin, nur vor allen Dingen die Grundgedanken des Judenthums sicher zu stellen, selbst wenn solche aller und jeder philosophischen Erkenntniß auf immer den Weg verrennen sollten. Liberum arbitrium indifferentiae, unter dem Namen „die sittliche Freiheit," ist eine allerliebste Spielpuppe für Philosophieprofessoren, die man ihnen lassen muß, — den geistreichen, redlichen und aufrichtigen.

Kapitel IX.

Zur Rechtslehre und Politik.

---

§. 121.

Ein eigenthümlicher Fehler der Deutſchen iſt, daß ſie, was vor ihren Füßen liegt, in den Wolken ſuchen. Ein ausgezeichnetes Beiſpiel hievon liefert die Behandlung des Naturrechts von den Philoſophieprofeſſoren. Um die einfachen menſchlichen Lebensverhältniſſe, die den Stoff deſſelben ausmachen, alſo Recht und Unrecht, Beſitz, Staat, Strafrecht u. ſ. w. zu erklären, werden die überſchwänglichſten, abſtrakteſten, folglich weiteſten und inhaltsleerſten Begriffe herbeigeholt, und nun aus ihnen bald dieſer, bald jener Babelthurm in die Wolken gebaut, je nach der ſpeciellen Grille des jedesmaligen Profeſſors. Dadurch werden die klärſten, einfachſten, und uns unmittelbar angehenden Lebensverhältniſſe unverſtändlich gemacht, zum großen Nachtheil der jungen Leute, die in ſolcher Schule gebildet werden; während die Sachen ſelbſt höchſt einfach und begreiflich ſind; wovon man ſich überzeugen kann durch meine Darſtellung derſelben (üb. das Fundament der Moral §. 17; und Welt als W. und V. Bd. 1, §. 62). Aber bei gewiſſen Worten, wie da ſind Recht, Freiheit, das Gute, das Seyn (dieſer nichtsſagende Infinitiv der Kopula) u. a. m. wird dem Deutſchen ganz ſchwindlich, er geräth alsbald in eine Art Delirium und fängt an, ſich in nichtsſagenden, hochtrabenden Phraſen zu ergehn, indem er die weiteſten, folglich hohlſten Begriffe künſtlich aneinanderreiht; ſtatt daß er die Realität ins Auge faſſen und die Dinge und Verhältniſſe leibhaftig anſchauen ſollte, aus denen jene Begriffe abſtrahirt ſind und die folglich ihren alleinigen wahren Inhalt ausmachen.

§. 122.

Wer von der vorgefaßten Meinung, daß der Begriff des Rechts ein positiver seyn müsse, ausgeht und nun ihn zu definiren unternimmt, wird nicht damit zu Stande kommen: denn er will einen Schatten greifen, verfolgt ein Gespenst, sucht ein Nonens. Der Begriff des Rechts ist nämlich, eben wie auch der der Freiheit, ein negativer: sein Inhalt ist eine bloße Negation. Der Begriff des Unrechts ist der positive und ist gleichbedeutend mit Verletzung im weitesten Sinne, also laesio. Eine solche kann nun entweder die Person, oder das Eigenthum, oder die Ehre betreffen. — Hienach sind denn die Menschenrechte leicht zu bestimmen: Jeder hat das Recht, alles Das zu thun, wodurch er Keinen verletzt. —

Ein Recht zu etwas, oder auf etwas haben, heißt nichts weiter, als es thun, oder aber es nehmen, oder benutzen können, ohne dadurch irgend einen Andern zu verletzen: — Simplex sigillum veri. — Hieraus erhellt auch die Sinnlosigkeit mancher Fragen, z. B. ob wir das Recht haben, uns das Leben zu nehmen. Was aber dabei die Ansprüche, die etwan Andere auf uns persönlich haben können, betrifft, so stehn sie unter der Bedingung, daß wir leben, fallen also mit dieser weg. Daß Der, welcher für sich selbst nicht mehr leben mag, nun noch als bloße Maschine zum Nutzen Andrer fortleben solle, ist eine überspannte Forderung.

§. 123.

Obgleich die Kräfte der Menschen ungleich sind, so sind doch ihre Rechte gleich; weil diese nicht auf den Kräften beruhen, sondern, wegen der moralischen Natur des Rechts, darauf, daß in Jedem der selbe Wille zum Leben, auf der gleichen Stufe seiner Objektivation, sich darstellt. Dies gilt jedoch nur vom ursprünglichen und abstrakten Rechte, welches der Mensch als Mensch hat. Das Eigenthum, wie auch die Ehre, welche Jeder, mittelst seiner Kräfte, sich erwirbt, richtet sich nach dem Maaße und der Art dieser Kräfte und giebt dann seinem Rechte eine weitere Sphäre: hier hört also die Gleichheit auf. Der hierin besser Ausgestattete, oder Thätigere, erweitert, durch größern Erwerb, nicht sein Recht, sondern nur die Zahl der Dinge, auf die es sich erstreckt.

§. 124.

In meinem Hauptwerke (Bd. 2, Kap. 47) habe ich dargethan, daß der Staat wesentlich eine bloße Schutzanstalt ist, gegen äußere Angriffe des Ganzen und innere der Einzelnen unter einander. Hieraus folgt, daß die Nothwendigkeit des Staats, im letzten Grunde, auf der anerkannten Ungerechtigkeit des Menschengeschlechts beruht: ohne diese würde an keinen Staat gedacht werden; da niemand Beeinträchtigung seiner Rechte zu fürchten hätte und ein bloßer Verein gegen die Angriffe wilder Thiere, oder der Elemente, nur eine schwache Aehnlichkeit mit einem Staate haben würde. Von diesem Gesichtspunkt aus sieht man deutlich die Bornirtheit und Plattheit der Philosophaster, welche, in pompösen Redensarten, den Staat als den höchsten Zweck und die Blüthe des menschlichen Daseyns darstellen und damit eine Apotheose der Philisterei liefern.

§. 125.

Wenn auf der Welt Gerechtigkeit herrschte, wäre es hinreichend, sein Haus gebaut zu haben, und es bedürfte keines anderen Schutzes, als dieses offenbaren Eigenthumsrechts. Aber weil das Unrecht an der Tagesordnung ist; so ist erfordert, daß, wer das Haus gebaut hat, auch im Stande sei, es zu schützen. Sonst ist sein Recht de facto unvollkommen: der Angreifer hat nämlich Faustrecht, welches geradezu der Rechtsbegriff des Spinoza ist, der kein anderes Recht anerkennt, sondern sagt: unusquisque tantum juris habet, quantum potentiâ valet (tract. pol. c. 2, §. 8) und uniuscujusque jus potentiâ ejus definitur (Eth. IV, pr. 37, sch. 1). — Die Anleitung zu diesem Rechtsbegriff scheint ihm gegeben zu haben Hobbes, namentlich de cive c. 1, §. 14, welcher Stelle dieser die seltsame Erläuterung hinzufügt, daß das Recht des lieben Gottes auf alle Dinge doch auch nur auf seiner Allmacht beruhe. — In der bürgerlichen Welt ist nun zwar dieser Rechtsbegriff, wie in der Theorie, so auch in der Praxis, abgeschafft; in der politischen aber in ersterer allein: in praxi gilt er hier fortwährend. Die Folgen der Vernachlässigung dieser Regel sehen wir eben jetzt in China: Rebellen von Innen und die Europäer von Außen, und steht das größte Reich der Welt wehrlos

da und muß es büßen, die Künste des Friedens allein und nicht auch die des Krieges kultivirt zu haben. — Zwischen dem Wirken der schaffenden Natur und dem der Menschen ist eine eigenthümliche, aber nicht zufällige, sondern auf der Identität des Willens in beiden beruhende Analogie. Nachdem, in der gesammten thierischen Natur, die von der Pflanzenwelt zehrenden Thiere aufgetreten waren, erschienen in jeder Thierklasse, nothwendig zuletzt, die Raubthiere, um von jenen ersteren, als ihrer Beute, zu leben. Ebenso nun, nachdem die Menschen, ehrlich und im Schweiß ihres Angesichts, dem Boden abgewonnen haben, was zum Unterhalt eines Volkes nöthig ist, treten allemal, bei einigen derselben, eine Anzahl Menschen zusammen, die, statt den Boden urbar zu machen und von seinem Ertrag zu leben, es vorziehen, ihre Haut zu Markte zu tragen und Leben, Gesundheit und Freiheit aufs Spiel zu setzen, um über die, welche den redlich erworbenen Besitz innehaben, herzufallen und die Früchte ihrer Arbeit sich anzueignen. Diese Raubthiere des menschlichen Geschlechts sind die erobernden Völker, welche wir, von den ältesten Zeiten an bis auf die neuesten, überall auftreten sehn, mit wechselndem Glück, indem ihr jeweiliges Gelingen und Mißlingen durchweg den Stoff der Weltgeschichte liefert; daher eben Voltaire Recht hat zu sagen: Dans toutes les guerres il ne s'agit que de voler. Daß sie sich der Sache schämen, geht daraus hervor, daß jede Regierung laut betheuert, nie anders, als zur Selbstvertheidigung, die Waffen ergreifen zu wollen. Statt aber die Sache mit öffentlichen, officiellen Lügen zu beschönigen, die fast noch mehr, als jene selbst, empören, sollten sie sich, frech und frei, auf die Lehre des Macchiavelli berufen. Aus dieser nämlich läßt sich entnehmen, daß zwar zwischen Individuen, und in der Moral und Rechtslehre für Diese, der Grundsatz quod tibi fieri non vis, alteri ne feceris allerdings gilt; hingegen zwischen Völkern und in der Politik der umgekehrte: quod tibi fieri non vis, id alteri tu feceris. Willst du nicht unterjocht werden; so unterjoche bei Zeiten den Nachbarn: sobald nämlich seine Schwäche dir die Gelegenheit darbietet. Denn, läßt du diese vorübergehn; so wird sie ein Mal sich als Ueberläuferin im fremden Lager zeigen: dann wird jener Dich unterjochen; wenn auch die jetzige Unterlassungssünde nicht von der

Generation, die sie beging, sondern von den folgenden abgebüßt werden sollte. Dieser Machiavellistische Grundsatz ist für die Raubluſt immer noch eine viel anständigere Hülle, als der ganz durchsichtige Lappen palpabelster Lügen in Präsidentenreden, und gar solcher, welche auf die bekannte Geschichte vom Kaninchen, welches den Hund angegriffen haben soll, hinauslaufen. Im Grunde sieht jeder Staat den andern als eine Räuberhorde an, die über ihn herfallen wird, sobald die Gelegenheit kommt.

§. 126.

Zwischen Leibeigenschaft, wie in Rußland, und Grundbesitz, wie in England, und überhaupt zwischen dem Leibeignen und dem Pächter, Einsassen, Hypothekenschuldner u. dgl. m., liegt der Unterschied mehr in der Form, als in der Sache. Ob mir der Bauer gehört, oder das Land, von welchem er sich nähren muß; der Vogel, oder sein Futter; die Frucht oder der Baum; ist im Wesentlichen wenig verschieden; wie denn auch Shakespeare den Shylok sagen läßt:

You take my life,
When you do take the means, whereby I live.

(Mein Leben nimmst du, wenn du mir die Mittel nimmst, wodurch ich lebe.)

Der freie Bauer hat zwar Dies voraus, daß er davon gehn kann, in die weite Welt; wogegen der leibeigene und glebae adscriptus den vielleicht größeren Vortheil hat, daß, wenn Mißwachs, Krankheit, Alter und Unfähigkeit ihn hülflos machen, sein Herr für ihn sorgen muß: daher schläft er ruhig, während, bei Mißwachs, der Herr sich auf dem schlaflosen Lager wälzt, auf Mittel sinnend, seinen Leibeigenen Brod zu schaffen. Daher hat schon Menander (S. Stob. Florileg., Vol. 2, p. 389. Gaisf.) gesagt: Ὡς κρειττον ἐστι δεσποτου χρηστου τυχειν, ἢ ζην ταπεινως και κακως ἐλευθερον. (Quanto benignum satius est dominum pati, quam vivere inopem liberi sub nomine.) Ein anderer Vorzug des Freien ist die Möglichkeit, sich durch etwanige Talente in einen bessern Zustand zu versetzen: aber ganz benommen ist diese dem Sklaven auch nicht. Wird er durch Leistungen höherer Art seinem Herrn werth; so wird er auch danach behandelt; wie denn in Rom die Handwerker, Fabrik-

vorsteher, Architekten, ja die Aerzte, meistens Sklaven waren, und auch noch jetzt in Rußland es große Banquiers geben soll, die Leibeigene sind. Auch kann der Sklave, in Folge seines Erwerbs, sich frei kaufen, wie in Amerika oft geschieht.

Armuth und Sklaverei sind also nur zwei Formen, fast möchte man sagen zwei Namen, der selben Sache, deren Wesen darin besteht, daß die Kräfte eines Menschen großentheils nicht für ihn selbst, sondern für Andere verwendet werden; woraus für ihn theils Ueberladung mit Arbeit, theils kärgliche Befriedigung seiner Bedürfnisse hervorgeht. Denn die Natur hat dem Menschen nur so viel Kräfte gegeben, daß er, unter mäßiger Anstrengung derselben, seinen Unterhalt der Erde abgewinnen kann: großen Ueberschuß von Kräften hat er nicht erhalten. Nimmt man nun die gemeine Last der physischen Erhaltung des Daseyns des Menschengeschlechts einem nicht ganz unbeträchtlichen Theile desselben ab; so wird dadurch der übrige übermäßig belastet und ist elend. So zunächst entspringt also jenes Uebel, welches, entweder unter dem Namen der Sklaverei, oder unter dem des Proletariats, jederzeit auf der großen Mehrzahl des Menschengeschlechts gelastet hat. Die entferntere Ursache desselben aber ist der Luxus. Damit nämlich einige Wenige das Entbehrliche, Ueberflüssige und Raffinirte haben, ja, erkünstelte Bedürfnisse befriedigen können, muß auf Dergleichen ein großes Maaß der vorhandenen Menschenkräfte verwendet und daher dem Nothwendigen, der Hervorbringung des Unentbehrlichen, entzogen werden. Statt Hütten für sich, bauen Tausende Prachtwohnungen für Wenige: statt grober Stoffe für sich und die Ihrigen, weben sie feine, oder seidene Stoffe, oder gar Spitzen, für die Reichen, und verfertigen überhaupt tausend Gegenstände des Luxus, die Reichen zu vergnügen. Aus solchen Luxusarbeitern besteht ein großer Theil der Bevölkerung der Städte: für diese also und ihre Besteller muß nun der Bauer mit pflügen, säen und weiden, hat also mehr Arbeit, als die Natur ihm ursprünglich aufgelegt hatte. Ueberdies muß auch er selbst noch viele Kräfte und Land, statt auf Getraide, Kartoffeln und Viehzucht, auf Wein, Seide, Taback, Hopfen, Spargel u. s. w. verwenden. Ferner werden eine Menge Menschen dem Ackerbau entzogen, um dem Schiffbau und der Seefahrt zu dienen, damit Zucker,

Kaffee, Thee u. s. w. herbeigeschafft werde. Die Produktion dieser Ueberflüssigkeiten wird dann wieder die Ursache des Elends jener Millionen Negersklaven, die ihrem Vaterlande gewaltsam entrissen werden, um mit ihrem Schweiß und ihrer Marter jene Gegenstände des Genusses hervorzubringen. Kurz, ein großer Theil der Kräfte des Menschengeschlechts wird der Hervorbringung des Allen Nothwendigen entzogen, um das ganz Ueberflüssige und Entbehrliche für Wenige herbeizuschaffen. So lange daher auf der einen Seite der Luxus besteht, muß nothwendig auf der andern übermäßige Arbeit und schlechtes Leben bestehn; sei es unter dem Namen der Armuth, oder dem der Sklaverei, der proletarii, oder der servi. Zwischen Beiden ist der Fundamentalunterschied, daß Sklaven ihren Ursprung der Gewalt, Arme der List zuzuschreiben haben. Der ganze unnatürliche Zustand der Gesellschaft, der allgemeine Kampf, um dem Elend zu entgehn, die so viel Leben kostende Seefahrt, das verwickelte Handelsinteresse und endlich die Kriege, zu welchen das Alles Anlaß giebt, — alles Dieses hat zur alleinigen Wurzel den Luxus, der nicht ein Mal Die, welche ihn genießen, glücklich, vielmehr kränklich und übelgelaunt macht. Demnach würde zur Milderung des menschlichen Elends das Wirksamste die Verminderung, ja, Aufhebung des Luxus seyn.

Dieser ganze Gedankengang nun hat unstreitig viel Wahres. Dennoch wird er im Resultat widerlegt durch einen anderen, den überdies das Zeugniß der Erfahrung bekräftigt. Was nämlich, durch jene dem Luxus fröhnenden Arbeiten, das Menschengeschlecht an Muskelkräften (Irritabilität) für seine nothwendigsten Zwecke verliert, wird ihm allmälig tausendfach ersetzt durch die gerade bei dieser Gelegenheit frei (im chemischen Sinn) werdenden Nervenkräfte (Sensibilität, Intelligenz). Denn da diese höherer Art sind, so übertreffen auch ihre Leistungen tausendfach jene der ersteren:

ὡς ἓν σοφον βουλευμα τας πολλων χειρας νικᾳ.
(ut vel unum sapiens consilium multorum manuum opus superat)
(Eur. Antiop.)

Ein Volk voll lauter Bauern würde wenig entdecken und erfinden: aber müßige Hände geben thätige Köpfe. Künste und Wissenschaften sind selbst Kinder des Luxus, und sie tragen ihm

ihre Schuld ab. Ihr Werk ist jene Vervollkommnung der Technologie in allen ihren Zweigen, in den mechanischen, den chemischen und den physikalischen, welche in unsern Tagen das Maschinenwesen zu einer früher nie geahndeten Höhe gebracht hat und namentlich durch Dampfmaschinen und Elektricität Dinge leistet, welche frühere Zeiten der Hülfe des Teufels zugeschrieben haben würden. Da verrichten jetzt, in Fabriken und Manufakturen jeder Art, mitunter auch beim Feldbau, Maschinen tausend Mal mehr Arbeit, als die Hände aller jetzt müßigen Wohlhabenden, Gebildeten und Kopfarbeitenden jemals vermocht hätten, und als mithin durch Abstellung alles Luxus und Einführung eines allgemeinen Bauernlebens je erreicht werden könnte. Die Erzeugnisse aller jener Betriebe aber kommen keineswegs den Reichen allein, sondern Allen zu Gute. Dinge, die ehemals kaum zu erschwingen waren, sind jetzt wohlfeil und in Menge zu haben, und auch das Leben der niedrigsten Klasse hat an Bequemlichkeit viel gewonnen. Im Mittelalter erborgte einst ein König von England von einem seiner Großen ein Paar seidene Strümpfe, um damit angethan dem französischen Gesandten Audienz zu ertheilen; sogar die Königin Elisabeth war hoch erfreut und überrascht, als sie 1560 das erste Paar seidener Strümpfe als Neujahrsgeschenk erhielt (D'Israeli, I, 332): heut zu Tage hat jeder Handlungsdiener dergleichen. Vor funfzig Jahren trugen die Damen eben solche kattunene Kleider, wie heut zu Tage die Mägde. Wenn das Maschinenwesen seine Fortschritte in demselben Maaße noch eine Zeit hindurch weiter führt; so kann es dahin kommen, daß die Anstrengung der Menschenkräfte beinahe ganz erspart wird; wie die eines großen Theils der Pferdekräfte schon jetzt. Dann freilich ließe sich an eine gewisse Allgemeinheit der Geisteskultur des Menschengeschlechts denken, welche hingegen so lange unmöglich ist, als ein großer Theil desselben schwerer körperlicher Arbeit obliegen muß; da Irritabilität und Sensibilität stets und überall, im Allgemeinen wie im Einzelnen, im Antagonismus stehn; eben weil die eine und selbe Lebenskraft beiden zum Grunde liegt. Weil ferner artes molliunt mores; so werden alsdann die Kriege im Großen und die Raufereien, oder Duelle, im Kleinen vielleicht ganz aus der Welt kommen; wie Beide schon jetzt viel seltener ge-

worden sind. Doch ist hier nicht mein Zweck, eine Utopia zu schreiben. —

Aber auch abgesehn von allen diesen Gründen, ist gegen jene oben dargelegte, auf Abschaffung des Luxus und gleichmäßige Vertheilung aller körperlichen Arbeit hinweisende Argumentation in Erwägung zu geben, daß die große Heerde des Menschengeschlechts, stets und überall, nothwendig der Führer, Leiter und Berather, in mannigfaltigen Gestalten, je nach den Angelegenheiten, bedarf: solche sind die Richter, Regierer, Heerführer, Beamte, Priester, Aerzte, Gelehrte, Philosophen u. s. w., als welche sämmtlich die Aufgabe haben, dies in der Mehrzahl höchst unfähige und verkehrte Geschlecht durch das Labyrinth des Lebens zu führen, über welches daher jeder von ihnen, je nach seiner Stellung und Befähigung, einen Ueberblick, in engerem oder weiterem Gesichtskreise, sich erworben hat. Daß nun diese Führer sowohl von körperlicher Arbeit, als von gemeinem Mangel, oder Unbequemlichkeit, befreit bleiben, ja auch, nach Maaßgabe ihrer viel größeren Leistungen, mehr besitzen und genießen müssen, als der gemeine Mann, ist natürlich und der Billigkeit gemäß. Sogar die Großhändler sind jener eximirten Führerklasse beizuzählen; sofern sie die Bedürfnisse des Volks lange vorhersehn und denselben entgegenkommen.

§. 127.

Die Frage nach der Souverainität des Volks läuft im Grunde darauf hinaus, ob irgend Jemand ursprünglich das Recht haben könne, ein Volk wider seinen Willen zu beherrschen. Wie sich Das vernünftigerweise behaupten lasse, sehe ich nicht ab. Allerdings also ist das Volk souverain: jedoch ist es ein ewig unmündiger Souverain, welcher daher unter bleibender Vormundschaft stehn muß und nie seine Rechte selbst verwalten kann, ohne gränzenlose Gefahren herbeizuführen; zumal er, wie alle Unmündigen, gar leicht das Spiel hinterlistiger Gauner wird, welche deshalb Demagogen heißen. —

Voltaire sagt: Le premier qui fut roi fut un soldat heureux. Allerdings sind ursprünglich wohl alle Fürsten siegreiche Heerführer gewesen, und lange Zeit haben sie eigentlich in dieser Eigenschaft geherrscht. Nachdem sie stehende Heere

hatten, betrachteten sie das Volk als das Mittel sich und ihre Soldaten zu ernähren, folglich als eine Heerde für die man sorgt, damit sie Wolle, Milch und Fleisch gebe. Dies beruht darauf, daß (wie im folgenden Paragraph näher erörtert wird) von Natur, also ursprünglich nicht das Recht, sondern die Gewalt auf Erden herrscht und daher vor jenem den Vorzug des primi occupantis hat; weshalb sie sich nie annulliren und wirklich aus der Welt schaffen läßt: sondern sie muß stets vertreten seyn: bloß Dies kann man wünschen und verlangen, daß sie auf der Seite des Rechts stehe und mit diesem verbunden sei. Demnach sagt der Fürst: ich herrsche über euch, durch Gewalt: dafür aber schließt meine Gewalt jede andere aus; denn ich werde keine andere neben der meinigen dulden, weder die von Außen kommende, noch im Innern die des Einen gegen den Andern: so seid ihr mit der Gewalt abgefunden. Eben weil dies durchgeführt worden, hat mit der Zeit und ihren Fortschritten sich aus dem Königthum etwas ganz Anderes entwickelt und ist jener Begriff in den Hintergrund getreten, an welchem man ihn nur noch bisweilen als Gespenst vorüberschweben sieht. An seine Stelle ist nämlich der des Landesvaters gekommen und der König ist der feste, unerschütterliche Pfeiler geworden, auf welchem allein die ganze gesetzliche Ordnung, und dadurch die Rechte Aller sich stützen und so bestehn.*) Dies aber kann er nur leisten vermöge seines angeborenen Vorrechts, welches ihm, und nur ihm, eine Auktorität giebt, der keine gleichkommt, die nicht bezweifelt und angefochten werden kann, ja, der ein Jeder wie instinktiv gehorcht. Daher heißt er mit Recht „von Gottes Gnaden" und ist allemal die nützlichste Person im Staat, deren Verdienste durch keine Civilliste zu theuer vergolten werden können, und wäre sie noch so stark.

Aber noch Machiavelli ging von jenem ersteren, mittelalterlichen Begriffe des Fürsten so ganz entschieden aus, daß er ihn, als eine Sache, die sich von selbst versteht, nicht erörtert, sondern stillschweigend voraussetzt, und darauf seine Rathschläge gründet. Ueberhaupt ist sein Buch bloß die auf die Theorie

*) Stob. Florileg. c. 44, 41 (Vol. 2, p. 201): Περσαις νομος ἡν, ὁποτε βασιλευς ἀποθανοι, ἀνομιαν ειναι πεντε ἡμερων, ἐν' αἰσθοιντο ὁσου ἀξιος ἐστιν ὁ βασιλευς και ὁ νομος.

zurückgeführte und in dieſer mit ſyſtematiſcher Konſequenz dargeſtellte, damals noch herrſchende Praxis, die dann eben in der ihr neuen, theoretiſchen Form und Vollendung ein höchſt pikantes Anſehn erhält. — Dies Letztere gilt, beiläufig geſagt, ebenfalls von dem unſterblichen Büchlein des Rochefoucauld, deſſen Thema aber das Privatleben, nicht das öffentliche iſt, und der nicht Rathſchläge, ſondern Bemerkungen giebt. An dem herrlichen Büchlein könnte man allenfalls den Titel tadeln: meiſtentheils nämlich ſind es nicht maximes, noch réflexions, ſondern apperçus: ſo ſollte es daher heißen. — Uebrigens findet ſelbſt im Machiavelli Vieles auch auf das Privatleben Anwendung.

§. 128.

Das Recht an ſich ſelbſt iſt machtlos: von Natur herrſcht die Gewalt. Dieſe nun zum Rechte hinüber zu ziehn, ſo daß mittelſt der Gewalt das Recht herrſche, Dies iſt das Problem der Staatskunſt. Und wohl iſt es ein ſchweres. Man wird Dies erkennen, wenn man bedenkt, welch ein gränzenloſer Egoismus faſt in jeder Menſchenbruſt niſtet, zu welchem meiſtens noch ein angehäufter Vorrath von Haß und Bosheit ſich geſellt, ſo daß urſprünglich das νεικος die φιλια bei Weitem überwiegt; und nun dazu nimmt, daß viele Millionen ſo beſchaffener Individuen es ſind, die in den Schranken der Ordnung, des Friedens, der Ruhe und Geſetzlichkeit gehalten werden ſollen, während doch urſprünglich Jeder das Recht hat, zu Jedem zu ſagen „was Du biſt, bin ich auch!“ Dies wohl erwogen, muß man ſich wundern, daß es im Ganzen noch ſo ruhig und friedlich, rechtlich und ordentlich in der Welt hergeht, wie wir es ſehn; welches doch die Staatsmaſchine allein zu Wege bringt. — Denn unmittelbar kann immer nur die phyſiſche Gewalt wirken; da vor ihr allein die Menſchen, wie ſie in der Regel ſind, Empfänglichkeit und Reſpekt haben. Wenn man, um ſich hievon durch die Erfahrung zu überzeugen, ein Mal allen Zwang beſeitigen und ihnen bloß Vernunft, Recht und Billigkeit, aber ihrem Intereſſe entgegen, auf das Deutlichſte und Eindringlichſte vorhalten wollte; ſo würde die Machtloſigkeit bloß moraliſcher Gewalten daran augenfällig werden, daß man meiſtens nur ein Hohngelächter zur Antwort erhielte. Alſo allein die

physische Gewalt vermag sich Respekt zu verschaffen. Nun ist aber diese Gewalt ursprünglich bei der Masse, bei welcher Unwissenheit, Dummheit und Unrechtlichkeit ihr Gesellschaft leisten. Die Aufgabe der Staatskunst ist demnach zunächst diese, unter so schwierigen Umständen, dennoch die physische Gewalt der Intelligenz, der geistigen Ueberlegenheit, zu unterwerfen und dienstbar zu machen. Ist jedoch diese selbst nicht mit der Gerechtigkeit und der guten Absicht gepaart; so ist, wenn es gelingt, das Resultat, daß der so errichtete Staat aus Betrügern und Betrogenen besteht. Dies aber kommt dann allmälig, durch die Fortschritte der Intelligenz der Masse, so sehr man diese auch zu hemmen sucht, an den Tag und führt zu einer Revolution. Ist hingegen bei der Intelligenz die Gerechtigkeit und die gute Absicht; so giebt es einen, nach dem Maaßstabe menschlicher Dinge überhaupt, vollkommenen Staat. Sehr zweckdienlich ist es hiezu, daß die Gerechtigkeit und gute Absicht nicht nur vorhanden, sondern auch nachweisbar sei und offen dargelegt werde, daher der öffentlichen Rechenschaft und Kontrole sich unterwerfe; wobei jedoch zu verhüten ist, daß durch die hiedurch entstehende Betheiligung Mehrerer der Einheitspunkt der Macht des ganzen Staates, mit welchem er nach innen und außen zu wirken hat, an seiner Koncentration und Kraft verliere; wie dies Letztere in Republiken fast immer der Fall ist. Allen diesen Anforderungen durch die Form des Staates zu genügen wäre sonach die höchste Aufgabe der Staatskunst: diese hat jedoch, in der Wirklichkeit, auch noch das gegebene Volk, mit seinen nationalen Eigenheiten, als das rohe Material zu berücksichtigen, dessen Beschaffenheit daher auf die Vollkommenheit des Werkes stets großen Einfluß haben wird.

Es wird immer schon viel seyn, wenn die Staatskunst ihre Aufgabe so weit löst, daß möglichst wenig Unrecht im Gemeinwesen übrig bleibe: denn daß es ganz, ohne irgend einen Rest, geschehn sollte, ist bloß das ideale Ziel, welches nur approximativ erreicht werden kann. Wird nämlich das Unrecht von Einer Seite herausgeworfen, so schleicht es sich von der andern wieder herein; weil eben die Unrechtlichkeit tief im menschlichen Wesen liegt. Man sucht jenes Ziel durch die künstliche Form der Verfassung und die Vollkommenheit der Gesetzgebung zu

erreichen: doch bleibt es die Asymptote; schon weil festgestellte Begriffe nie alle einzelnen Fälle erschöpfen und nicht bis auf's Individuelle herabzuführen sind; indem sie den Steinen des Musivbildes, nicht den Pinselnüancen des Gemäldes gleichen. Zudem sind hier alle Experimente gefährlich; weil man es mit dem am schwersten zu behandelnden Stoff, dem Menschengeschlechte, zu thun hat, dessen Handhabung fast so gefährlich ist, wie die des Knallgoldes. In dieser Hinsicht ist allerdings für die Staatsmaschine die Preßfreiheit Das, was für die Dampfmaschine die Sicherheitsvalve: denn mittelst derselben macht jede Unzufriedenheit sich alsbald durch Worte Luft, ja wird sich, wenn sie nicht sehr viel Stoff hat, an ihnen erschöpfen. Hat sie jedoch diesen, so ist es gut, daß man ihn bei Zeiten erkenne, um abzuhelfen. So geht es sehr viel besser, als wenn die Unzufriedenheit eingezwängt bleibt, brütet, gährt, kocht und anwächst, bis sie endlich zur Explosion gelangt. — Andrerseits jedoch ist die Preßfreiheit anzusehn als die Erlaubniß Gift zu verkaufen: Gift für Geist und Gemüth. Denn was läßt sich nicht dem kenntniß- und urtheilslosen großen Haufen in den Kopf setzen? zumal wenn man ihm Vortheil und Gewinn vorspiegelt. Und zu welcher Unthat ist der Mensch nicht fähig, dem man etwas in den Kopf gesetzt hat? Ich fürchte daher sehr, daß die Gefahren der Preßfreiheit ihren Nutzen überwiegen; zumal wo gesetzliche Wege jeder Beschwerde offen stehn. Jedenfalls aber sollte Preßfreiheit durch das strengste Verbot aller und jeder Anonymität bedingt seyn. —

Im Allgemeinen ließe sich sogar die Hypothese aufstellen, daß das Recht von einer analogen Beschaffenheit sei, wie gewisse chemische Substanzen, die sich nicht rein und isolirt, sondern höchstens nur mit einer geringen Beimischung, die ihnen zum Träger dient, oder die nöthige Konsistenz ertheilt, darstellen lassen, wie z. B. Fluor, selbst Alkohol, Blausäure u. a. m.; daß demnach auch das Recht, wenn es in der wirklichen Welt Fuß fassen und sogar herrschen soll, eines geringen Zusatzes von Willkür und Gewalt nothwendig bedürfe, um, seiner eigentlichen nur idealen und daher ätherischen Natur ungeachtet, in dieser realen und materialen Welt wirken und bestehn zu können, ohne sich zu evaporiren und davon zu fliegen, in den Himmel; wie

dies beim Hesiodus geschieht. Als eine solche nothwendige chemische Basis, oder Legierung, mag wohl anzusehn seyn alles Geburtsrecht, alle erblichen Privilegien, jede Staatsreligion und manches Andere; indem erst auf einer wirklich festgestellten Grundlage dieser Art das Recht sich geltend machen und konsequent durchführen ließe: sie wäre also gleichsam das δος μοι που στω des Rechts.

Des Linnäus künstliches und arbiträr gewähltes Pflanzensystem kann durch kein natürliches ersetzt werden, so sehr auch ein solches der Vernunft angemessen wäre, und so vielfach es auch versucht worden; weil nämlich ein solches nie die Sicherheit und Festigkeit der Bestimmungen gewährt, die das künstliche und arbiträre hat. Eben so nun kann die künstliche und arbiträre Grundlage der Staatsverfassung, wie sie im obigen angedeutet ist, nicht ersetzt werden durch eine rein natürliche Grundlage, welche, die besagten Bedingungen verwerfend, an die Stelle der Vorrechte der Geburt die des persönlichen Werthes, an die Stelle der Landesreligion die Resultate der Vernunftforschung u. s. f. setzen wollte; weil eben, so sehr auch dieses Alles der Vernunft angemessen wäre, es demselben doch an derjenigen Sicherheit und Festigkeit der Bestimmungen fehlt, welche allein die Stabilität des gemeinen Wesens sichern. Eine Staatsverfassung, in welcher bloß das abstrakte Recht sich verkörperte, wäre eine vortreffliche Sache für andere Wesen, als die Menschen sind: weil nämlich die große Mehrzahl derselben höchst egoistisch, ungerecht, rücksichtslos, lügenhaft, mitunter sogar boshaft und dabei mit sehr dürftiger Intelligenz ausgestattet ist, so erwächst hieraus die Nothwendigkeit einer in Einem Menschen koncentrirten, selbst über dem Gesetz und dem Recht stehenden, völlig unverantwortlichen Gewalt, vor der sich Alles beugt, und die betrachtet wird als ein Wesen höherer Art, ein Herrscher von Gottes Gnaden. Nur so läßt sich auf die Länge die Menschheit zügeln und regieren.

Dagegen sehn wir in den vereinigten Staaten von Nordamerika den Versuch, ganz ohne alle solche arbiträre Grundlage fertig zu werden, also das ganz unversetzte, reine abstrakte Recht herrschen zu lassen. Allein der Erfolg ist nicht anlockend: denn, bei aller materiellen Prosperität des Landes, finden wir daselbst

als herrschende Gesinnung den niedrigen Utilitarianismus, nebst seiner unausbleiblichen Gefährtin, der Unwissenheit, welche der stupiden anglikanischen Bigotterie, dem dummen Dünkel, der brutalen Rohheit, im Verein mit einfältiger Weiberveneration, den Weg gebahnt hat. Und sogar noch schlimmere Dinge sind dort an der Tagesordnung, nämlich himmelschreiende Negersklaverei, verbunden mit äußerster Grausamkeit gegen die Sklaven, ungerechteste Unterdrückung der freien Schwarzen, lynchlaw, häufiger und oft ungestrafter Meuchelmord, unerhört brutale Duelle, mitunter offene Verhöhnung des Rechts und der Gesetze, Repudiation öffentlicher Schulden, empörende politische Eskrokerie einer Nachbarsprovinz, in Folge derselben gierige Raubzüge in das reiche Nachbarland, welche sodann von höchster Stelle aus, durch Unwahrheiten, die Jeder im Lande als solche kennt und verlacht, beschönigt werden mußten, immer wachsende Ochlokratie und endlich der ganze verderbliche Einfluß, welchen die erwähnte Verleugnung der Rechtlichkeit in der obern Region auf die Privatmoralität ausüben muß. Also dies Probestück einer reinen Rechtsverfassung, auf jener Kehrseite des Planeten, spricht gar wenig für die Republiken, noch weniger aber die Nachahmungen desselben in Mexiko, Guatimala, Kolumbien und Peru. Ein ganz besonderer und dabei paradoxer Nachtheil der Republiken ist noch dieser, daß es in ihnen den überlegenen Köpfen schwerer werden muß, zu hohen Stellen und dadurch zu unmittelbarem politischen Einfluß zu gelangen, als in Monarchien. Denn gegen solche Köpfe sind nun ein Mal, überall, immerdar und in allen Verhältnissen, sämmtliche bornirte, schwache und gewöhnliche Köpfe, als gegen ihren natürlichen Feind, verschworen, oder instinktmäßig verbündet, und werden fest zusammengehalten durch ihre gemeinsame Furcht vor jenen. Ihrer stets zahlreichen Schaar nun wird es, bei einer republikanischen Verfassung, leicht gelingen, die überlegenen zu unterdrücken und auszuschließen, um ja nicht von ihnen überflügelt zu werden: sind sie doch, und zwar hier bei gleichem ursprünglichem Rechte, stets Fünfzig gegen Einen. In der Monarchie hingegen ist diese überall natürliche Ligue der bornirten gegen die bevorzugten Köpfe doch nur einseitig vorhanden, nämlich bloß von unten: von oben hingegen haben hier Verstand und Talent natürliche Fürsprache und Be-

schützer. Denn zuvörderst der Monarch selbst steht viel zu hoch und zu fest, als daß er irgend jemandes Kompetenz zu fürchten hätte: zudem dient er selbst dem Staate mehr durch seinen Willen, als durch seinen Kopf, als welcher so vielen Anforderungen nie gewachsen seyn kann. Er muß also stets sich fremder Köpfe bedienen, und wird natürlich, angesehn, daß sein Interesse mit dem des Landes fest verwachsen, unzertrennlich und Eines ist, die allerbesten, weil sie die tauglichsten Werkzeuge für ihn sind, vorziehn und begünstigen; sobald er nur die Fähigkeit hat, sie herauszufinden; was so gar schwer nicht ist, wenn man sie aufrichtig sucht. Eben so haben selbst die Minister vor angehenden Staatsmännern einen zu großen Vorsprung, als daß sie solche mit Eifersucht betrachten sollten, und werden daher, aus analogen Gründen, die ausgezeichneten Köpfe gern hervorziehn und in Thätigkeit setzen, um ihre Kräfte zu benutzen. Auf diese Art also hat in Monarchien der Verstand immer noch viel bessere Chancen gegen seinen unversöhnlichen und allgegenwärtigen Feind, die Dummheit, als in Republiken. Dieser Vorzug aber ist ein großer.

Ueberhaupt aber ist die monarchische Regierungsform die dem Menschen natürliche; fast so, wie sie es den Bienen und Ameisen, den reisenden Kranichen, den wandernden Elephanten, den zu Raubzügen vereinigten Wölfen und andern Thieren mehr ist, welche alle Einen an die Spitze ihrer Unternehmung stellen. Auch muß jede menschliche, mit Gefahr verknüpfte Unternehmung, jeder Heereszug, jedes Schiff, Einem Oberbefehlshaber gehorchen: überall muß Ein Wille der leitende seyn. Sogar der thierische Organismus ist monarchisch konstruirt: das Gehirn allein ist der Lenker und Regierer, das ἡγεμονικον. Wenn gleich Herz, Lunge und Magen zum Bestande des Ganzen viel mehr beitragen; so können diese Spießbürger darum doch nicht lenken und leiten: Dies ist Sache des Gehirns allein und muß von Einem Punkte ausgehn. Selbst das Planetensystem ist monarchisch. Hingegen ist das republikanische System dem Menschen so widernatürlich, wie es dem höhern Geistesleben, also Künsten und Wissenschaften, ungünstig ist. Diesem Allen entsprechend finden wir, auf der ganzen Erde und zu allen Zeiten, die Völker, sie mögen civilisirt, oder wild seyn, oder auf den Zwischenstufen stehn, allemal monarchisch regiert.

Οὐκ ἀγαθον πολυκοιρανιη· εἷς κοιρανος ἐστω,
εἷς βασιλευς. Il. II, 204.

Wie wäre es überhaupt möglich, daß wir, durchgängig und zu allen Zeiten, viele Millionen, ja, bis zu Hunderten von Millionen Menſchen Einem Manne, ſogar bisweilen einem Weibe, vorläufig ſelbſt einem Kinde, unterworfen und ihm willig gehorchen ſehn, wenn nicht ein monarchiſcher Inſtinkt im Menſchen läge, der ihn dazu, als dem ihm Angemeſſenen, treibt. Denn Dies iſt nicht aus der Reflexion hervorgegangen. Ueberall iſt Einer der König, und ſeine Würde iſt, in der Regel, erblich. Er iſt gleichſam die Perſonifikation, oder das Monogramm, des ganzen Volkes, welches in ihm zur Individualität gelangt: in dieſem Sinne kann er ſogar mit Recht ſagen: l'état c'est moi. Gerade daher ſehn wir in Shakeſpeares hiſtoriſchen Dramen die Könige von England und Frankreich ſich gegenſeitig France und England, auch den Herzog von Oeſterreich Austria (K. John, III, 1) anreden, gleichſam ſich als Inkarnation ihrer Nationalitäten betrachtend. So iſt es eben der menſchlichen Natur gemäß; und eben deshalb kann der erbliche Monarch ſein und ſeiner Familie Wohl von dem des Landes gar nicht trennen; wie Dies hingegen beim gewählten meiſtens der Fall iſt: — man ſehe den Kirchenſtaat. Die Chineſen können allein von einer monarchiſchen Regierung ſich einen Begriff machen: was eine Republik ſei verſtehn ſie gar nicht. Als im Jahre 1658 eine holländiſche Geſandtſchaft in China war, ſah dieſe ſich genöthigt, den Prinzen von Oranien als ihren König darzuſtellen; weil ſonſt die Chineſen geneigt geweſen wären, Holland für ein Neſt von Seeräubern zu halten, die ohne Oberherrn lebten. (S. Jean Nieuhoff, L'Ambassade de la Compagnie orientale des Provinces Unies vers l'Empereur de la Chine, trad. par Jean le Charpentier à Leyde 1665. Chap. 45.) — Stobäos hat, in einem eigenen Kapitel, überſchrieben: ὁτι καλλιστον ἡ μοναρχια (Floril. Tit. 47; Vol. 2, pag. 256—263) die beſten Stellen der Alten, worin ſie die Vorzüge der Monarchie darlegen, zuſammengeſtellt. Republiken ſind eben widernatürlich, künſtlich gemacht und aus der Reflexion entſprungen, kommen daher auch nur als ſeltene Ausnahmen in der ganzen Weltgeſchichte vor, nämlich die kleinen griechiſchen Republiken, die römiſche und die karthagiſche, welche

noch dazu sämmtlich dadurch bedingt waren, daß $^5/_6$, vielleicht gar $^7/_8$, der Bevölkerung aus Sklaven bestanden. Hatten doch auch, im Jahre 1840, die vereinigten Staaten in Amerika auf 16 Millionen Einwohner 3 Millionen Sklaven. Zudem ist die Dauer der Republiken des Alterthums, gegen die der Monarchien, sehr kurz gewesen. — Republiken sind überhaupt leicht zu errichten, hingegen schwer zu erhalten: von Monarchien gilt gerade das Umgekehrte.

Will man utopische Pläne, so sage ich: die einzige Lösung des Problems wäre die Despotie der Weisen und Edelen einer ächten Aristokratie, eines ächten Adels, erzielt auf dem Wege der Generation, durch Vermählung der edelmüthigsten Männer mit den klügsten und geistreichsten Weibern. Dieser Vorschlag ist mein Utopien und meine Republik des Platon.

Die konstitutionellen Könige haben eine unleugbare Aehnlichkeit mit den Göttern des Epikuros, als welche, ohne sich in die menschlichen Angelegenheiten zu mischen, in ungestörter Seeligkeit und Gemüthsruhe, da oben in ihrem Himmel sitzen. Sie sind nun aber ein Mal jetzt Mode geworden, und in jedem deutschen Duodezfürstenthum wird eine Parodie der englischen Verfassung aufgeführt, ganz komplet, mit Oberhaus und Unterhaus, bis auf die habeas corpus Akte und die Jury herab. Aus dem englischen Charakter und englischen Verhältnissen hervorgegangen und Beide voraussetzend sind diese Formen dem englischen Volke gemäß und natürlich: eben so aber ist dem deutschen Volke sein Getheiltseyn in viele Stämme, die unter eben so vielen, wirklich regierenden Fürsten stehn, mit einem Kaiser über Alle, der den Frieden im Innern wahrt und des Reiches Einheit nach außen vertritt, natürlich; weil aus seinem Charakter und seinen Verhältnissen hervorgegangen. Ich bin der Meinung, daß wenn Deutschland nicht dem Schicksal Italiens entgegengehen soll, die von seinem Erzfeinde, dem ersten Bonaparte, aufgehobene Kaiserwürde, und zwar möglichst effektiv, hergestellt werden muß. Denn an ihr hängt die deutsche Einheit und wird ohne sie stets bloß nominell, oder prekär seyn. Weil wir aber nicht mehr zur Zeit Günthers von Schwarzburg leben, da mit der Kaiserwahl Ernst gemacht wurde; so sollte die Kaiserkrone abwechselnd an Oesterreich und Preußen übergehn, auf Lebens-

zeit. Die absolute Souveränität der kleinen Staaten ist, in jedem Fall, illusorisch. Napoleon I. hat für Deutschland eben das gethan, was Otto der Große für Italien, nämlich es in viele kleine und unabhängige Staaten getheilt, nach dem Grundsatz divide et impera. — Die Engländer zeigen ihren großen Verstand auch darin, daß sie ihre alten Institutionen, Sitten und Gebräuche fest und heilig halten, auf die Gefahr hin, diese Tenacität zu weit und bis ins Lächerliche zu treiben; weil eben jene Dinge nicht in einem müssigen Kopfe ausgeheckt, sondern allmälig aus der Macht der Umstände und der Weisheit des Lebens selbst erwachsen, und daher ihnen, als Nation, angemessen sind. Hingegen hat der deutsche Michel sich von seinem Schulmeister einreden lassen, er müsse in einem englischen Frack einhergehn; das schicke sich nicht anders: er hat ihn demnach vom Papa ertrotzt und sieht nun, mit seinen linkischen Manieren und ungelenkem Wesen, lächerlich genug darin aus. Aber der Frack wird ihn noch sehr drücken und inkommodiren, und zwar zu allernächst durch die Jury, als welche, aus dem rohesten englischen Mittelalter, den Zeiten Königs Alfred des Großen, da noch lesen und schreiben können den Menschen von der Todesstrafe eximirte, stammend, das schlechteste aller Kriminalgerichte ist, wo nämlich, statt gelehrter und geübter Kriminalrichter, welche unter täglicher Entwirrung der von Dieben, Mördern und Gaunern versuchten Schliche und Finten grau geworden sind und so den Sachen auf die Spur zu kommen gelernt haben, nunmehr Gevatter Schneider und Handschuhmacher zu Gerichte sitzen, um mit ihrem plumpen, rohen, ungeübten, tölpelhaften, ja, nicht ein Mal einer anhaltenden Aufmerksamkeit gewohnten Verstande die Wahrheit aus dem täuschenden Gewebe des Truges und Scheines herauszufinden, während sie noch obendrein dazwischen an ihr Tuch und ihr Leder denken und sich nach Hause sehnen, vollends aber vom Unterschiede zwischen Wahrscheinlichkeit und Gewißheit durchaus keinen deutlichen Begriff haben, vielmehr so eine Art von calculus probabilium in ihrem dumpfen Kopfe anstellen, nach welchem sie sodann getrost über das Leben Anderer den Stab brechen. Auf sie ist anwendbar, was Samuel Johnson von einem so eben über eine wichtige Sache zusammengerufenen Kriegsgericht, dem er wenig zutrauete, sagte, nämlich, daß

vielleicht kein einziger der Beisitzer desselben, jemals in seinem Leben auch nur eine Stunde, für sich allein, mit dem Abwägen von Wahrscheinlichkeiten zugebracht hätte. (Boswell, Life of Johnson, a. 1780 aetat. 71; Vol. IV, p. 292 der Ausg. in 5 Bänden.) Aber Die, meint man, würden so recht unparteiisch seyn. — Das malignum vulgus da? Als ob nicht Parteilichkeit zehn Mal mehr von den Standes-Gleichen des Beklagten zu befürchten wäre, als von den ihm völlig fremden, in ganz andern Regionen lebenden, unabsetzbaren und ihrer Amtsehre sich bewußten Kriminalrichtern. Nun aber gar die Verbrechen gegen den Staat und sein Oberhaupt, nebst Preßvergehn, von der Jury richten lassen, heißt recht eigentlich den Bock zum Gärtner machen.

§. 129.

Ueberall und zu allen Zeiten hat es viel Unzufriedenheit mit den Regierungen, Gesetzen und öffentlichen Einrichtungen gegeben; großentheils aber nur, weil man stets bereit ist, diesen das Elend zur Last zu legen, welches dem menschlichen Daseyn selbst unzertrennlich anhängt, indem es, mythisch zu reden, der Fluch ist, den Adam empfing, und mit ihm sein ganzes Geschlecht. Jedoch nie ist jene falsche Vorspiegelung auf lügenhaftere und frechere Weise gemacht worden, als von den Demagogen der „Jetztzeit". Diese nämlich sind, als Feinde des Christenthums, Optimisten: die Welt ist ihnen „Selbstzweck" und daher an sich selbst, d. h. ihrer natürlichen Beschaffenheit nach, ganz vortrefflich eingerichtet, ein rechter Wohnplatz der Glückseligkeit. Die nun hiegegen schreienden, kolossalen Uebel der Welt schreiben sie gänzlich den Regierungen zu: thäten nämlich nur diese ihre Schuldigkeit; so würde der Himmel auf Erden existiren, d. h. Alle würden ohne Mühe und Noth vollauf fressen, saufen, sich propagiren und krepiren können: denn dies ist die Paraphrase ihres „Selbstzweck" und das Ziel des „unendlichen Fortschritts der Menschheit", den sie in pomphaften Phrasen unermüdlich verkündigen.

§. 130.

Weiland war die Hauptstütze des Thrones der Glaube; heut zu Tage ist es der Kredit. Kaum mag dem Papste selbst das Zutrauen seiner Gläubigen mehr am Herzen liegen, als das

seiner Gläubiger. Beklagte man ehemals die Schuld der Welt, so sieht man jetzt mit Grausen auf die Schulden der Welt und, wie ehemals den jüngsten Tag, so prophezeit man jetzt die dereinstige große σεισαχθεια, den universellen Staatsbankrott, jedoch ebenfalls mit der zuversichtlichen Hoffnung, ihn nicht selbst zu erleben.

§. 131.

Das Recht des Besitzes ist zwar ethisch und rationell ungleich besser begründet, als das Recht der Geburt; jedoch ist es mit diesem verwandt und verwachsen, welches man daher schwerlich würde wegschneiden können, ohne jenes in Gefahr zu setzen. Der Grund hievon ist, daß der meiste Besitz ererbt, folglich auch eine Art Geburtsrecht ist; wie denn eben der alte Adel auch nur den Namen des Stammgutes führt, also durch denselben bloß seinen Besitz ausdrückt. — Demgemäß sollten alle Besitzenden, wenn sie, statt neidisch zu seyn, klug wären, auch der Erhaltung der Rechte der Geburt anhängen.

Der Adel als solcher gewährt sonach den doppelten Nutzen, daß er einerseits das Recht des Besitzes und andrerseits das Geburtsrecht des Königs zu stützen hilft: denn der König ist der erste Edelmann im Lande, behandelt auch, in der Regel, den Adeligen als einen geringen Anverwandten und ganz anders, als den noch so hoch betrauten Bürgerlichen. Es ist auch ganz natürlich, daß er mehr Zutrauen zu Denen hat, deren Vorfahren meistens die ersten Diener und stets die nächste Umgebung seiner Vorfahren gewesen sind. Mit Recht beruft deshalb ein Edelmann sich auf seinen Namen, wann er, bei etwan entstehendem Verdacht, seinem Könige die Versicherung seiner Treue und Ergebenheit wiederholt. Allerdings ist der Charakter vom Vater erblich; wie meinen Lesern bekannt ist. Bornirt und lächerlich ist es, nicht darauf sehn zu wollen, wessen Sohn Einer ist.

§. 132.

Alle Weiber, mit seltenen Ausnahmen, sind zur Verschwendung geneigt. Daher muß jedes vorhandene Vermögen, mit Ausnahme der seltenen Fälle, wo sie es selbst erworben haben, vor ihrer Thorheit sicher gestellt werden. Eben darum bin ich der Meinung, daß die Weiber nie ganz mündig werden, sondern

ſtets unter wirklicher männlicher Aufſicht ſtehen ſollten, ſei es die des Vaters, des Gatten, des Sohnes, oder des Staats, — wie es in Indien iſt; daß ſie demnach niemals über ein Vermögen, welches ſie nicht ſelbſt erworben haben, müßten eigenmächtig verfügen können. Daß hingegen eine Mutter ſogar beſtellter Vormund und Verwalter des väterlichen Erbtheils ihrer Kinder werden könne, halte ich für unverzeihliche und verderbliche Thorheit. In den allermeiſten Fällen wird ein ſolches Weib das vom Vater der Kinder, und mit ſtärkendem Hinblick auf ſie, durch die Arbeit ſeines ganzen Lebens Erworbene mit ihrem Buhlen verpraſſen; gleichviel, ob ſie ihn heirathet, oder nicht. Dieſe Warnung giebt uns ſchon Vater Homer:

Οιοθα γαρ, οιος θυμος ενι στηθεσσι γυναικος·
Κεινου βουλεται οικον οφελλειν, ὁς κεν οπυιοι,
Παιδων δε προτερων και κουριδιοιο φιλοιο
Ουκετι μεμνηται τεθνηοτος, ουδε μεταλλα.

Od. XV, 20.

Die wirkliche Mutter wird, nach dem Tode des Mannes, oft zur Stiefmutter. Stehn doch überhaupt nur die Stiefmütter in ſo ſchlechtem Kredit, der das Wort „ſtiefmütterlich" erzeugt hat; während von ſtiefväterlich nie die Rede geweſen: jenen Kredit aber hatten ſie ſchon zu Herodot's (IV, 154) Zeit und haben ihn ſich zu erhalten gewußt. Jedenfalls bedarf ein Weib ſtets des Vormundes, darf alſo nie Vormund ſeyn. Ueberhaupt aber wird eine Frau, die ihren Mann nicht geliebt hat, auch ihre Kinder von ihm nicht lieben, nämlich nachdem die Zeit der bloß inſtinktiven, daher nicht moraliſch ihr anzurechnenden Mutterliebe vorüber iſt. — Ferner bin ich der Meinung, daß, vor Gericht, das Zeugniß eines Weibes, caeteris paribus, weniger Gewicht haben ſollte, als das eines Mannes, ſo daß z. B. zwei männliche Zeugen etwan drei, oder gar vier, weibliche aufwögen. Denn ich glaube, daß das weibliche Geſchlecht, in Maſſe genommen, täglich drei Mal ſo viel Lügen in die Luft ſchickt, als das männliche, und noch dazu mit einem Anſchein von Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, den das männliche nie erlangt. Die Mohammedaner freilich excediren auf der andern Seite. Ein junger Türke von Bildung ſagte ein Mal zu mir: „Wir betrachten das Weib bloß als das Erdreich, darin man das Samen-

korn legt. Daher ist auch ihre Religion gleichgültig: wir können eine Christin heirathen, ohne ihre Bekehrung zu verlangen." Auf meine Frage, ob die Derwische verheirathet seien, sagte er: „das versteht sich von selbst: war doch der Prophet verheirathet, und sie dürfen nicht heiliger seyn wollen, als dieser." —

Sollte es nicht besser seyn, wenn es gar keine Feiertage gäbe, dafür aber so viel mehr Feierstunden? Wie wohlthätig würden die 16 Stunden des langweiligen und eben dadurch gefährlichen Sonntags wirken, wenn 12 davon auf alle Tage der Woche vertheilt wären! Zur Religionsübung hätte der Sonntag an zweien immer noch genug, und mehr werden derselben doch fast nie gewidmet, noch weniger der andächtigen Meditation. Die Alten hatten auch keinen wöchentlichen Ruhetag. Freilich aber würde es sehr schwer halten, die so erkauften zwei täglichen Mußestunden den Leuten wirklich zu erhalten und vor Eingriffen zu sichern.

§. 133.

Der ewige Jude Ahasverus ist nichts Anderes, als die Personifikation des ganzen jüdischen Volks. Weil er an dem Heiland und Welterlöser schwer gefrevelt hat, soll er von dem Erdenleben und seiner Last nie erlöst werden und dabei heimathslos in der Fremde umherirren. Dies ist ja eben das Vergehn und das Schicksal des kleinen Jüdischen Volks, welches, wirklich wunderſamer Weise, seit bald zwei Tausend Jahren aus seinem Wohnsitze vertrieben, noch immer fortbesteht und heimathslos umherirrt; während so viele große und glorreiche Völker, neben welchen eine solche Winkelnation gar nicht zu nennen ist, Assyrer, Meder, Perser, Phönizier, Aegypter, Hetrurier u. s. w. zur ewigen Ruhe eingegangen und gänzlich verschwunden sind. So ist denn noch heute diese gens extorris, dieser Johann ohne Land unter den Völkern, auf dem ganzen Erdboden zu finden, nirgends zu Hause und nirgends fremd, behauptet dabei mit beispielloser Hartnäckigkeit seine Nationalität, ja, möchte, eingedenk des Abraham, der in Kanaan wohnte als ein Fremdling, aber allmälig, wie sein Gott es ihm verheißen, Herr des ganzen Landes ward (1. Mos. 17, 8), — auch gern irgendwo recht fußen und Wurzel schlagen, um wieder zu einem Lande zu gelangen,

ohne welches ja ein Volk ein Ball in der Luft iſt*). — Bis dahin lebt es paraſitiſch auf den andern Völkern und ihrem Boden, iſt aber dabei nichtsdeſtoweniger vom lebhafteſten Patriotismus für die eigene Nation beſeelt, den es an den Tag legt durch das feſteſte Zuſammenhalten, wonach Alle für Einen und Einer für Alle ſtehn; ſo daß dieſer Patriotismus sine patria begeiſternder wirkt, als irgend ein anderer. Das Vaterland des Juden ſind die übrigen Juden: daher kämpft er für ſie, wie pro ara et focis, und keine Gemeinſchaft auf Erden hält ſo feſt zuſammen, wie dieſe. Daraus geht hervor, wie abſurd es iſt, ihnen einen Antheil an der Regierung oder Verwaltung irgend eines Staates einräumen zu wollen. Ihre Religion, von Hauſe aus mit ihrem Staate verſchmolzen und Eins, iſt dabei keineswegs die Hauptſache, vielmehr nur das Band, welches ſie zuſammenhält, der point de ralliement und das Feldzeichen, daran ſie ſich erkennen. Dies zeigt ſich auch daran, daß ſogar der getaufte Jude, keineswegs, wie doch ſonſt alle Apoſtaten, den Haß und Abſcheu der Uebrigen auf ſich ladet, vielmehr, in der Regel, nicht aufhört, Freund und Genoſſe derſelben, mit Ausnahme einiger Orthodoxen, zu ſeyn und ſie als ſeine wahren Landsleute zu betrachten. Sogar kann, bei dem regelmäßigen und feierlichen Gebete der Juden, zu welchem zehn vereint ſeyn müſſen, wenn einer mangelt, ein getaufter Jude dafür eintreten, jedoch kein anderer Chriſt. Daſſelbe gilt von allen übrigen religiöſen Handlungen. Noch deutlicher würde die Sache hervortreten, wenn ein Mal das Chriſtenthum ganz in

---

*) Moſes, Lib. IV, c. 13 sqq., nebſt Lib. V, c. 2, giebt uns ein lehrreiches Beiſpiel des Hergangs bei der allmäligen Bevölkerung der Erde, wie nämlich ausgewanderte mobile Horden bereits angeſeſſene Völker zu verdrängen ſuchten, die gutes Land inne hatten. Der ſpäteſte Schritt dieſer Art war die Völkerwanderung oder vielmehr die Eroberung Amerika's, ja, das noch fortfahrende Zurückdrängen der amerikaniſchen Wilden, auch der in Auſtralien.

Die Rolle der Juden, bei ihrer Niederlaſſung im gelobten Lande, und die der Römer, bei der ihrigen in Italien, iſt im Weſentlichen die ſelbe, nämlich die eines eingewanderten Volkes, welches ſeine früher dageweſenen Nachbarn fortwährend bekriegt und ſie endlich unterjocht. Nur daß die Römer es ungleich weiter gebracht haben, als die Juden.

Verfall geriethe und aufhörte; indem alsdann die Juden deshalb nicht aufhören würden als Juden gesondert und für sich zu seyn und zusammenzuhalten. Demnach ist es eine höchst oberflächliche und falsche Ansicht, wenn man die Juden bloß als Religionssekte betrachtet: wenn aber gar, um diesen Irrthum zu begünstigen, das Judenthum, mit einem der Christlichen Kirche entlehnten Ausdruck, bezeichnet wird als „Jüdische Konfession"; so ist Dies ein grundfalscher, auf das Irreleiten absichtlich berechneter Ausdruck, der gar nicht gestattet seyn sollte. Vielmehr ist „Jüdische Nation" das Richtige. Die Juden haben gar keine Konfession: der Monotheismus gehört zu ihrer Nationalität und Staatsverfassung und versteht sich bei ihnen von selbst. Ja, wohlverstanden, sind Monotheismus und Judenthum Wechselbegriffe. — Daß die dem Nationalcharakter der Juden anhängenden, bekannten Fehler, worunter eine wundersame Abwesenheit alles Dessen, was das Wort verecundia ausdrückt, der hervorstechendeste, wenn gleich ein Mangel ist, der in der Welt besser weiter hilft, als vielleicht irgend eine positive Eigenschaft; daß, sage ich, diese Fehler hauptsächlich dem langen und ungerechten Drucke, den sie erlitten haben, zuzuschreiben sind, entschuldigt solche zwar, aber hebt sie nicht auf. Den vernünftigen Juden, welcher, alte Fabeln, Flausen und Vorurtheile aufgebend, durch die Taufe, aus einer Genossenschaft heraustritt, die ihm weder Ehre, noch Vortheil bringt (wenn auch in Ausnahmefällen Letzteres vorkommt), muß ich durchaus loben, selbst wenn es ihm mit dem christlichen Glauben kein großer Ernst seyn sollte: ist es denn ein solcher jedem jungen Christen, der bei der Konfirmation sein Credo hersagt? Um ihm jedoch auch diesen Schritt zu ersparen und auf die sanfteste Art von der Welt dem ganzen tragikomischen Unwesen ein Ende zu machen, ist gewiß das beste Mittel, daß man die Ehe zwischen Juden und Christen gestatte, ja, begünstige; wogegen die Kirche nichts einwenden kann, da es die Auktorität des Apostels selbst für sich hat (1. Cor. 7, 12—16). Dann wird es über 100 Jahre nur noch sehr wenige Juden geben, und bald darauf das Gespenst ganz gebannt, der Ahasverus begraben seyn, und das auserwählte Volk wird selbst nicht wissen, wo es geblieben ist. Jedoch wird dieses wünschenswerth Resultat vereitelt werden, wenn man die Emancipation

der Juden so weit treibt, daß sie Staatsrechte, also Theilnahme an der Verwaltung und Regierung christlicher Länder erhalten. Denn alsdann werden sie erst recht con amore Juden seyn und bleiben. Daß sie mit Andern gleiche bürgerliche Rechte genießen, heischt die Gerechtigkeit: aber ihnen Antheil am Staat einzuräumen, ist absurd: sie sind und bleiben ein fremdes, orientalisches Volk, müssen daher stets nur als ansässige Fremde gelten. Als, vor ungefähr 25 Jahren, im englischen Parlament, die Judenemancipation debattirt wurde, stellte ein Redner folgenden hypothetischen Fall auf: ein englischer Jude kommt nach Lissabon, woselbst er zwei Männer in äußerster Noth und Bedrängniß antrifft, jedoch so, daß es in seine Macht gegeben ist, einen von ihnen zu retten. Persönlich sind ihm beide fremd. Jedoch ist der eine ein Engländer, aber ein Christ; der andere ein Portugiese, aber ein Jude. Wen wird er retten? — Ich glaube, daß kein einsichtiger Christ und kein aufrichtiger Jude über die Antwort im Zweifel seyn wird. Sie aber giebt den Maaßstab für die den Juden einzuräumenden Rechte.

§. 134.

Bei keiner Angelegenheit greift die Religion so unmittelbar und augenfällig in das praktische und materielle Leben ein, wie beim Eide. Es ist schlimm genug, daß dadurch Leben und Eigenthum des Einen von den metaphysischen Ueberzeugungen des Andern abhängig gemacht werden. Wenn nun aber gar dereinst, wie doch zu besorgen steht, die Religionen sämmtlich in Verfall gerathen und aller Glaube aufhören sollte; wie wird es dann mit dem Eide stehn? — Daher ist es wohl der Mühe werth, zu untersuchen, ob es nicht eine rein moralische, von allem positiven Glauben unabhängige und doch auf deutliche Begriffe zu bringende Bedeutung des Eides gebe, welche, als ein Allerheiligstes aus reinem Golde, jenen universellen Kirchenbrand überstehn könnte; wenn gleich dieselbe, neben dem Pomp und der Kraftsprache des religiösen Eides, sich etwas kahl und nüchtern ausnehmen sollte.

Der unbestrittene Zweck des Eides ist, der nur zu häufigen Falschheit und Lügenhaftigkeit des Menschen auf bloß moralischem Wege zu begegnen, dadurch, daß man die von ihm anerkannte

moralische Verpflichtung, die Wahrheit zu sagen, durch irgend eine außerordentliche, hier eintretende Rücksicht erhöht, ihm lebhaft zum Bewußtseyn bringt. Den rein moralischen, von allem Transscendenten und Mythischen freien Sinn einer solchen Hervorhebung jener Pflicht will ich versuchen, gemäß meiner Ethik, deutlich zu machen.

Ich habe, in meinem Hauptwerk, Bd. 1, §. 62, S. 401 und ausführlicher in der Preisschrift über das Fundament der Moral §. 17, S. 221—226 den paradoxen, jedoch wahren Satz, daß in gewissen Fällen dem Menschen ein Recht zu lügen zustehe, aufgestellt und denselben mittelst einer durchgeführten Erläuterung und Begründung gestützt. Jene Fälle waren erstlich Die, wo er das Recht hätte, Gewalt gegen Andere zu gebrauchen, und zweitens Die, wo völlig unbefugte Fragen an ihn gerichtet werden, die dabei so beschaffen sind, daß er eben so wohl durch Ablehnen der Beantwortung, als durch das aufrichtige Ertheilen derselben, sein Interesse gefährden würde. Eben weil, in dergleichen Fällen, eine Berechtigung zur Unwahrheit unstreitig Statt findet, bedarf es, in wichtigen Angelegenheiten, deren Entscheidung von der Aussage eines Menschen abhängig wird, wie auch bei Versprechungen, deren Erfüllung von großer Wichtigkeit ist, zunächst der ausdrücklichen und feierlichen Erklärung desselben, daß er die besagten Fälle als hier nicht vorhanden anerkenne, also wisse und einsehe, daß ihm hier keine Gewalt geschieht, oder gedroht wird, sondern bloß das Recht waltet, und gleichfalls, daß er die ihm vorgelegte Frage als eine wohl befugte anerkenne, endlich auch, daß ihm bewußt sei, was Alles von seiner gegenwärtigen Aussage über dieselbe abhänge. Diese Erklärung schließt in sich, daß, wenn er unter solchen Umständen lügt, er mit deutlichem Bewußtseyn ein schweres Unrecht begeht, indem er jetzt dasteht als Einer, dem man, im Vertrauen auf seine Redlichkeit, volle Gewalt für diesen Fall in die Hände gegeben hat, die er zum Unrechte, wie zum Rechte gebrauchen kann. Wenn er jetzt lügt; so trägt er das klare Bewußtseyn davon, daß er Einer sei, der, wenn er freie Gewalt hat, sie, bei ruhigster Ueberlegung, zum Unrechte gebraucht. Dies Zeugniß über ihn selbst giebt ihm der Meineid. Hieran nun aber knüpft sich der Umstand, daß, weil kein Mensch ohne das Bedürfniß irgend einer Meta-

physik ist, auch jeder die, wenngleich undeutliche, Ueberzeugung in sich trägt, daß die Welt nicht bloß eine physische Bedeutung habe, sondern zugleich irgend wie eine metaphysische, und sogar auch, daß, in Bezug auf solche, unser individuelles Handeln, seiner bloßen Moralität nach, noch ganz anderartige und viel wichtigere Folgen habe, als ihm vermöge seiner empirischen Wirksamkeit zukommen, und sonach wirklich von transscendenter Bedeutsamkeit sei. Hierüber verweise ich auf meine Preisschrift über das Fundament der Moral §. 21, und füge nur hinzu, daß der Mensch, welcher seinem eigenen Handeln jede andere, als die empirische Bedeutsamkeit, abspricht, diese Behauptung nie ohne innern Widerspruch dagegen zu spüren und Selbstzwang zu üben aufstellen wird. Die Aufforderung zum Eide stellt nun den Menschen ausdrücklich auf den Standpunkt, wo er sich, in diesem Sinne, als bloß moralisches Wesen, und mit Bewußtseyn der hohen Wichtigkeit für ihn selbst seiner in dieser Eigenschaft gegebenen Entscheidungen anzusehn hat, wodurch jetzt bei ihm alle andern Rücksichten zusammenschrumpfen sollen, bis zum gänzlichen Verschwinden. — Hiebei nun ist es unwesentlich, ob die also in Anregung gebrachte Ueberzeugung, von einer metaphysischen und zugleich moralischen Bedeutung unsers Daseyns, bloß dumpf gefühlt, oder in allerlei Mythen und Fabeln gekleidet und dadurch belebt, oder aber zur Klarheit des philosophischen Denkens gebracht sei; woraus wieder folgt, daß es im Wesentlichen nicht darauf ankommt, ob die Eidesformel diese, oder jene mythologische Beziehung ausdrücke, oder aber ganz abstrakt sei, wie das in Frankreich gebräuchliche je le jure. Die Formel müßte nach dem Grade der intellektuellen Bildung des Schwörenden gewählt werden; wie man sie ja auch je nach seinem positiven Glauben verschieden auswählt. Die Sache so betrachtet, könnte sogar Einer, der sich zu keiner Religion bekennte, sehr wohl zum Eide gelassen werden.

Kapitel X.

Zur Lehre von der Unzerſtörbarkeit unſers wahren Weſens durch den Tod.

---

§. 135.

Obgleich ich in meinem Hauptwerke dieſen Gegenſtand im Zuſammenhange und ausführlich behandelt habe, glaube ich doch, daß eine kleine Nachleſe vereinzelter Betrachtungen darüber, welche auf jene Darſtellung immer noch einiges Licht zurückwerfen, für Manchen nicht ohne Werth ſeyn werde. —

Man muß Jean Paul's Selina leſen, um zu ſehn, wie ein höchſt eminenter Geiſt ſich herumſchlägt mit den ſich ihm aufdringenden Abſurditäten eines falſchen Begriffs, den er nicht aufgeben will, weil er ſein Herz daran gehängt hat, dabei aber ſtets von den Ungereimtheiten, die er nicht verdauen kann, beunruhigt wird. Es iſt der Begriff der individuellen Fortdauer unſers geſammten perſönlichen Bewußtſeyns, nach dem Tode. Eben jenes Kämpfen und Ringen Jean Paul's beweiſt, daß dergleichen, aus Falſchem und Wahrem zuſammengeſetzte Begriffe nicht, wie man behauptet, heilſame Irrthümer, vielmehr entſchieden ſchädlich ſind. Denn nicht nur wird, durch den falſchen Gegenſatz von Seele und Leib, wie auch durch Erhebung der geſammten Perſönlichkeit zu einem Dinge an ſich ſelbſt, welches ewig beſtehn ſoll, die wahre, auf dem Gegenſatz zwiſchen Erſcheinung und Ding an ſich beruhende Erkenntniß von der Unzerſtörbarkeit unſers eigentlichen Weſens, als eines von Zeit, Kauſalität und Veränderung Unberührten, unmöglich gemacht, ſondern jener falſche Begriff kann nicht einmal als Stellvertreter

der Wahrheit feſt gehalten werden; weil die Vernunft ſich ſtets von Neuem gegen das darin liegende Abſurde empört, mit dieſem dann aber auch das demſelben amalgamiſch verbundene Wahre aufgeben muß. Denn das Wahre kann, auf die Länge, doch nur in ſeiner Lauterkeit beſtehn: mit Irrthümern verſetzt, wird es ihrer Hinfälligkeit theilhaft; wie der Granit zerfällt, wenn ſein Feldſpath verwittert, obgleich Quarz und Glimmer ſolcher Verwitterung nicht unterworfen ſind. Es ſteht alſo ſchlimm um die Surrogate der Wahrheit.

§. 136.

Wenn man, ſo im täglichen Umgange, von einem der vielen Leute, die Alles wiſſen möchten, aber nichts lernen wollen, über die Fortdauer nach dem Tode befragt wird, iſt wohl die paſſendeſte, auch zunächſt richtigſte Antwort: „nach deinem Tode wirſt du ſeyn was du vor deiner Geburt warſt“. Denn ſie implicirt die Verkehrtheit der Forderung, daß die Art von Exiſtenz, welche einen Anfang hat, ohne Ende ſeyn ſolle; zudem aber enthält ſie die Andeutung, daß es wohl zweierlei Exiſtenz und, dem entſprechend, zweierlei Nichts geben möge. — Imgleichen jedoch könnte man antworten: „was immer du nach deinem Tode ſeyn wirſt, — und wäre es nichts, — wird dir alsdann eben ſo natürlich und angemeſſen ſeyn, wie es dir jetzt dein individuelles, organiſches Daſeyn iſt: alſo hätteſt du höchſtens den Augenblick des Uebergangs zu fürchten. Ja, da eine reifliche Erwägung der Sache das Reſultat ergiebt, daß einem Daſeyn, wie das unſrige, das gänzliche Nichtſeyn vorzuziehn ſeyn würde; ſo kann der Gedanke des Aufhörens unſrer Exiſtenz, oder einer Zeit, da wir nicht mehr wären, uns vernünftigerweiſe ſo wenig betrüben, wie der Gedanke, daß wir nie geworden wären. Da nun dieſes Daſeyn weſentlich ein perſönliches iſt, ſo iſt demnach auch das Ende der Perſönlichkeit nicht als ein Verluſt anzuſehn.“

Dem hingegen, der, auf dem objektiven und empiriſchen Wege, dem plauſibeln Faden des Materialismus nachgegangen wäre und nun voll Schrecken über die gänzliche Vernichtung durch den Tod, die ihm da entgegenſtarrte, ſich an uns wendete, würden wir vielleicht auf die kürzeſte und ſeiner empiriſchen Auf-

fassung entsprechende Weise Beruhigung verschaffen, wenn wir ihm den Unterschied zwischen der Materie und der temporär sie in Besitz nehmenden stets metaphysischen Kraft augenfällig nachwiesen, z. B. am Vogelei, dessen homogene, gestaltlose Flüssigkeit, sobald nur die gehörige Temperatur hinzutritt, die so komplicirte und genau bestimmte Gestalt der Gattung und Art seines Vogels annimmt. Gewissermaaßen ist Dies doch eine Art generatio aequivoca: und höchst wahrscheinlich ist dadurch, daß sie einst in der Urzeit und zur glücklichen Stunde, vom Typus des Thieres, welchem das Ei angehörte, zu einem höhern übersprang, die aufsteigende Reihe der Thierformen entstanden. Jedenfalls tritt hier am augenscheinlichsten ein von der Materie Verschiedenes hervor, zumal da es, beim geringsten ungünstigen Umstande, ausbleibt. Dadurch wird fühlbar, das es, nach vollbrachtem, oder später behindertem Wirken, auch eben so unversehrt von ihr weichen kann; welches denn auf eine ganz anderartige Permanenz hindeutet, als das Beharren der Materie in der Zeit ist.

§. 137.

Wenn wir uns ein Wesen denken, welches Alles erkennte, verstände und übersähe; so würde die Frage, ob wir nach dem Tode fortdauern, für dasselbe wahrscheinlich gar keinen Sinn haben; weil über unser jetziges zeitliches, individuelles Daseyn hinaus Fortdauern und Aufhören keine Bedeutung mehr hätten und ununterscheidbare Begriffe wären; wonach auf unser eigentliches und wahres Wesen, oder das in unsrer Erscheinung sich darstellende Ding an sich, weder der Begriff des Untergangs, noch der der Fortdauer Anwendung fände, da Diese aus der Zeit entlehnt sind, welche bloß die Form der Erscheinung ist. — Wir inzwischen können die Unzerstörbarkeit jenes Kerns unsrer Erscheinung uns nur als eine Fortdauer desselben denken und zwar eigentlich nach dem Schema der Materie, als welche, unter allen Veränderungen der Formen, in der Zeit beharrt. — Wird nun demselben diese Fortdauer abgesprochen; so sehn wir unser zeitliches Ende an als eine Vernichtung, nach dem Schema der Form, welche verschwindet, wann ihr die sie tragende Materie entzogen wird. Beides ist jedoch eine μεταβασις εις αλλο γενος, nämlich ein Uebertragen der Formen der Erschei-

nung auf das Ding an ſich. Von einer Unzerſtörbarkeit aber, die keine Fortdauer wäre, können wir kaum uns auch nur einen abſtrakten Begriff bilden; weil uns alle Anſchauung, ihn zu belegen, mangelt.

In Wahrheit aber iſt das beſtändige Entſtehen neuer Weſen und Zunichtewerden der vorhandenen anzuſehn als eine Illuſion, hervorgebracht durch den Apparat zweier geſchliffener Gläſer (Gehirnfunktionen), durch die allein wir etwas ſehn können: ſie heißen Raum und Zeit, und in ihrer Wechſeldurchdringung Kauſalität. Denn Alles, was wir unter dieſen Bedingungen wahrnehmen, iſt bloße Erſcheinung; nicht aber erkennen wir die Dinge, wie ſie an ſich ſelbſt, d. h. unabhängig von unſerer Wahrnehmung, ſeyn mögen. Dies iſt eigentlich der Kern der Kantiſchen Philoſophie; an welche und ihren Inhalt man nicht zu oft erinnern kann, nach einer Periode, wo feile Scharlatanerie, durch ihren Verdummungsproceß, die Philoſophie aus Deutſchland vertrieben hatte, unter williger Beihülfe der Leute, denen Wahrheit und Geiſt die gleichgültigſten Dinge auf der Welt ſind, hingegen Gehalt und Honorar die wichtigſten.

§. 138.

Wie kann man nur, beim Anblick des Todes eines Menſchen, vermeinen, hier werde ein Ding an ſich ſelbſt zu nichts? Daß vielmehr nur eine Erſcheinung, in der Zeit, dieſer Form aller Erſcheinungen, ihr Ende finde, ohne daß das Ding an ſich ſelbſt dadurch angefochten werde, iſt eine unmittelbare, intuitive Erkenntniß jedes Menſchen; daher man es zu allen Zeiten, in den verſchiedenſten Formen, und Ausdrücken, die aber alle der Erſcheinung entnommen, in ihrem eigentlichen Sinn, ſich nur auf dieſe beziehn, auszuſprechen bemüht geweſen iſt. Jeder fühlt, daß er etwas Anderes iſt, als ein von einem Andern einſt aus Nichts geſchaffenes Weſen. Daraus entſteht ihm die Zuverſicht, daß der Tod wohl ſeinem Leben, jedoch nicht ſeinem Daſeyn ein Ende machen kann. Der Menſch iſt etwas Anderes, als ein belebtes Nichts: — und das Thier auch. Wer da meint, ſein Daſeyn ſei auf ſein jetziges Leben beſchränkt, hält ſich für ein belebtes Nichts: denn vor 30 Jahren war er nichts, und über 30 Jahre iſt er wieder nichts.

§. 139.

Je deutlicher Einer sich der Hinfälligkeit, Nichtigkeit und traumartigen Beschaffenheit aller Dinge bewußt wird, desto deutlicher wird er sich auch der Ewigkeit seines eigenen innern Wesens bewußt; weil doch eigentlich nur im Gegensatz zu diesem jene Beschaffenheit der Dinge erkannt wird; wie man den raschen Lauf seines Schiffs nur nach dem festen Ufer sehend wahrnimmt, nicht wenn man in das Schiff selbst sieht.

§. 140.

Die Gegenwart hat zwei Hälften, eine objektive und eine subjektive. Die objektive allein hat die Anschauung der Zeit zur Form und rollt daher unaufhaltsam fort: die subjektive steht fest und ist daher immer dieselbe. Hieraus entspringt unsere lebhafte Erinnerung des längst Vergangenen und das Bewußtseyn unserer Unvergänglichkeit, trotz der Erkenntniß der Flüchtigkeit unsers Daseyns.

Jeder denke, daß sein innerster Kern etwas ist, das die Gegenwart enthält und mit sich herumträgt. Wann immer wir auch leben mögen; stets stehn wir, mit unserm Bewußtseyn, im Centro der Zeit, nie an ihren Endpunkten, und könnten daraus abnehmen, daß Jeder den unbeweglichen Mittelpunkt der ganzen unendlichen Zeit in sich selbst trägt. Dies ist es auch im Grunde, was ihm die Zuversicht giebt, mit der er ohne beständige Todesschauer dahinlebt. Wer nun aber, vermöge der Stärke seiner Erinnerung und Phantasie, sich das längst Vergangene seines eigenen Lebenslaufs am lebhaftesten vergegenwärtigen kann, der wird sich der Identität des Jetzt in aller Zeit deutlicher, als die Andern, bewußt. Vielleicht sogar gilt dieser Satz richtiger umgekehrt. Jedenfalls aber ist ein solches deutlicheres Bewußtseyn der Identität alles Jetzt ein wesentliches Erforderniß zur philosophischen Anlage. Mittelst seiner faßt man das Allerflüchtigste, das Jetzt, als das allein Beharrende auf. Wer nun auf solche intuitive Weise inne wird, daß die Gegenwart, welche doch die alleinige Form aller Realität, im engsten Sinne, ist, ihre Quelle in uns hat, also von innen, nicht von außen quillt, der kann an der Unzerstörbarkeit seines eigenen Wesens nicht zweifeln. Vielmehr wird er begreifen, daß

bei ſeinem Tode zwar die objektive Welt, mit dem Medio ihrer Darſtellung, dem Intellekt, für ihn untergeht, Dies aber ſein Daſeyn nicht anficht: denn es war eben ſo viel Realität innerhalb, wie außerhalb. Er wird mit vollem Verſtändniß ſagen: εγω ειμι παν το γεγονος, και ον, και εσομενον. (S. Stob. Floril. Tit. 44, 42; Vol. 2, p. 201.)

Wer alles Dieſes nicht gelten läßt, muß das Gegentheil behaupten und ſagen: „die Zeit iſt etwas rein Objektives und Reales, das ganz unabhängig von mir exiſtirt. Ich bin nur zufällig hineingeworfen, eines kleinen Theils derſelben habhaft geworden und dadurch zu einer vorübergehenden Realität gelangt, wie tauſend Andere vor mir, die jetzt eben nichts mehr ſind, und auch ich werde ſehr bald nichts ſeyn. Die Zeit hingegen, die iſt das Reale: ſie zieht dann weiter ohne mich.“ Ich denke, daß das Grundverkehrte, ja Abſurde dieſer Anſicht durch die Entſchiedenheit des Ausdrucks fühlbar wird.

Das Leben kann, dieſem Allen zufolge, allerdings angeſehen werden als ein Traum, und der Tod als das Erwachen. Dann aber gehört die Perſönlichkeit, das Individuum, dem träumenden und nicht dem wachen Bewußtſeyn an; weshalb denn jenem der Tod ſich als Vernichtung darſtellt. Jedenfalls jedoch iſt er, von dieſem Geſichtspunkt aus, nicht zu betrachten als der Uebergang zu einem uns ganz neuen und fremden Zuſtande, vielmehr nur als der Rücktritt zu dem uns urſprünglich eigenen, als von welchem das Leben nur eine kurze Epiſode war.

Wenn inzwiſchen ein Philoſoph etwan vermeinen ſollte, er würde im Sterben einen ihm allein eigenen Troſt, jedenfalls eine Diverſion, darin finden, daß dann ihm ein Problem ſich löſte, welches ihn ſo häufig beſchäftigt hat; ſo wird es ihm vermuthlich gehn, wie Einem, dem, als er eben das Geſuchte zu finden im Begriff iſt, die Laterne ausgeblaſen wird.

Denn im Tode geht allerdings das Bewußtſeyn unter; hingegen keineswegs Das, was bis dahin daſſelbe hervorgebracht hatte. Das Bewußtſeyn nämlich beruht zunächſt auf dem Intellekt; dieſer aber auf einem phyſiologiſchen Proceß. Denn er iſt augenſcheinlich die Funktion des Gehirns und daher bedingt durch das Zuſammenwirken des Nerven- und Gefäßſyſtems; näher, durch das vom Herzen aus ernährte, belebte und fort-

während erschütterte Gehirn, durch dessen künstlichen und geheimnißvollen Bau, welchen die Anatomie beschreibt, aber die Physiologie nicht versteht, das Phänomen der objektiven Welt und das Getriebe unsrer Gedanken zu Stande kommt. Ein individuelles Bewußtseyn, also überhaupt ein Bewußtseyn, läßt sich an einem unkörperlichen Wesen nicht denken; weil die Bedingung jedes Bewußtseyns, die Erkenntniß, nothwendig Gehirnfunktion ist, — eigentlich weil der Intellekt sich objektiv als Gehirn darstellt. — Wie nun also der Intellekt, physiologisch, mithin in der empirischen Realität, d. i. in der Erscheinung, als ein Sekundäres, ein Resultat des Lebensprocesses, auftritt; so ist er auch psychologisch sekundär, im Gegensatz des Willens, der allein das Primäre und überall das Ursprüngliche ist. Ist doch sogar der Organismus selbst eigentlich nur der im Gehirne anschaulich und objektiv, mithin in dessen Formen Raum und Zeit, sich darstellende Wille; wie ich Dies öfter auseinandergesetzt habe, besonders im „Willen in der Natur" und in meinem Hauptwerk Bd. 2, Kap. 20. Da also das Bewußtseyn nicht unmittelbar dem Willen anhängt, sondern durch den Intellekt und dieser durch den Organismus bedingt ist; so bleibt kein Zweifel, daß durch den Tod das Bewußtseyn erlischt, — wie ja schon durch den Schlaf und jede Ohnmacht.*) Aber getrost! was für ein Bewußtseyn ist denn dieses? — ein cerebrales, ein animales, ein etwas höher potenzirtes thierisches, sofern wir es, im Wesentlichen, mit der ganzen Thierreihe gemein haben, wenn gleich es in uns seinen Gipfel erreicht. Dasselbe ist, wie ich genugsam nachgewiesen habe, seinem Zweck und Ursprung nach, eine bloße μηχανη der Natur, ein Auskunftsmittel, den thierischen Wesen zu ihrem Bedarf zu verhelfen. Der Zustand hingegen, in welchen uns der Tod zurückversetzt, ist unser ursprünglicher, d. h. ist der selbsteigene Zustand des Wesens, dessen Urkraft in der Hervorbringung und Unterhaltung des jetzt aufhörenden Lebens sich darstellt. Es ist nämlich der Zustand des Dinges an sich, im Gegensatz der Erscheinung. In

*) Es wäre freilich allerliebst, wenn mit dem Tode nicht der Intellekt untergienge: da brächte man das Griechisch, was man in dieser Welt gelernt hat, ganz fertig in die andere mit.

dieſem Urzuſtande nun iſt, ohne Zweifel, ein ſolcher Nothbehelf, wie das cerebrale, höchſt mittelbare und eben deshalb bloße Erſcheinungen liefernde Erkennen, durchaus überflüſſig; daher wir es eben verlieren. Sein Wegfallen iſt Eins mit dem Aufhören der Erſcheinungswelt für uns, deren bloßes Medium es war und zu nichts Anderm dienen kann. Würde in dieſem unſerm Urzuſtande die Beibehaltung jenes animalen Bewußtſeyns uns ſogar angeboten; ſo würden wir es von uns weiſen, wie der geheilte Lahme die Krücken. Wer alſo den bevorſtehenden Verluſt dieſes cerebralen, bloß erſcheinungsmäßigen und erſcheinungsfähigen Bewußtſeyns beklagt, iſt den Grönländiſchen Konvertiten zu vergleichen, welche nicht in den Himmel wollten, als ſie vernahmen, es gäbe daſelbſt keine Seehunde.

Zudem beruht Alles hier Geſagte auf der Vorausſetzung, daß wir nun einmal einen nicht bewußtloſen Zuſtand uns nicht anders vorſtellen können, als daß er ein erkennender ſei, mithin die Grundform alles Erkennens, das Zerfallen in Subjekt und Objekt, in ein Erkennendes und ein Erkanntes, an ſich trage. Allein wir haben zu erwägen, daß dieſe ganze Form des Erkennens und Erkanntwerdens bloß durch unſere animale, mithin ſehr ſekundäre und abgeleitete Natur bedingt, alſo keineswegs der Urzuſtand aller Weſenheit und alles Daſeyns iſt, welcher daher ganz anderartig und doch nicht bewußtlos ſeyn mag. Iſt doch ſogar unſer eigenes, gegenwärtigs Weſen, ſoweit wir es in ſein Inneres zu verfolgen vermögen, bloßer Wille, dieſer aber, an ſich ſelbſt, ſchon ein Erkenntnißloſes. Wenn wir nun, durch den Tod, den Intellekt einbüßen; ſo werden wir dadurch nur in den erkenntnißloſen Urzuſtand verſetzt, der aber deshalb nicht ein ſchlechthin bewußtloſer, vielmehr ein über jene Form erhabener ſeyn wird, ein Zuſtand, wo der Gegenſatz von Subjekt und Objekt wegfällt; weil hier das zu Erkennende mit dem Erkennenden ſelbſt wirklich und unmittelbar Eins ſeyn würde, alſo die Grundbedingung alles Erkennens (eben jener Gegenſatz) fehlt. Hiemit iſt, als Erläuterung, zu vergleichen „Welt als Wille und Vorſtellung", Bd. II, p. 273, (3. Aufl. 310). Als ein anderer Ausdruck des daſelbſt und hier Geſagten iſt anzuſehn der Ausſpruch des J. Brunus (ed. Wagner, Vol. I, p. 287): La divina mente, e la unità assoluta, senza

specie alcuna è ella medesimo lo che intende, e lo ch' è inteso.

Auch wird, im tiefsten Innern, vielleicht eines Jeden, dann und wann ein Mal, ein Bewußtseyn sich spüren lassen, daß ihm doch eigentlich eine ganz andere Art von Existenz angemessen wäre und zukäme, als diese so unaussprechlich lumpige, zeitliche, individuelle, mit lauter Miseren beschäftigte; wobei er dann denkt, daß zu jener der Tod ihn zurückführen könnte.

§. 141.

Wenn wir jetzt, im Gegensatz zu dieser nach innen gerichteten Betrachtungsweise, wieder nach außen blicken und die sich uns darstellende Welt ganz objektiv auffassen; so erscheint uns allerdings der Tod als ein Uebergang ins Nichts; dagegen aber auch die Geburt als ein Hervorgehn aus dem Nichts. Das Eine wie das Andere kann jedoch nicht unbedingt wahr seyn, da es nur die Realität der Erscheinung hat. Auch ist, daß wir, in irgend einem Sinne, den Tod überleben sollten, immer noch kein größeres Wunder, als das der Zeugung, welches wir täglich vor Augen haben. Was stirbt geht dahin, wo alles Leben herkommt und auch das seine. In diesem Sinne haben die Aegypter den Orkus Amenthes genannt, welches, nach Plutarch (de Is. et Osir. c. 29), bedeutet ὁ λαμβανων και διδους, „der Nehmende und Gebende", um auszudrücken, daß es der selbe Quell ist, in den Alles zurück und aus dem Alles hervorgeht. Von diesem Gesichtspunkt aus wäre unser Leben anzusehn als ein vom Tode erhaltenes Darlehn: der Schlaf wäre dann der tägliche Zins dieses Darlehns. Der Tod giebt sich unverholen kund als das Ende des Individuums, aber in diesem Individuum liegt der Keim zu einem neuen Wesen. Demnach nun also stirbt nichts von Allem, was da stirbt, für immer; aber auch Keines, das geboren wird, empfängt ein von Grund aus neues Daseyn. Das Sterbende geht unter: aber ein Keim bleibt übrig, aus welchem ein neues Wesen hervorgeht, welches jetzt ins Daseyn tritt, ohne zu wissen woher es kommt und weshalb es gerade ein solches ist, wie es ist. Dies ist das Mysterium der Palingenesie, als dessen Erläuterung man das 41ste Kapitel im zweiten Bande meines Hauptwerks

betrachten kann. Danach leuchtet uns ein, daß alle in dieſem Augenblicke lebenden Weſen den eigentlichen Kern aller künftig leben werdenden enthalten, dieſe alſo gewiſſermaaßen ſchon jetzt da ſind. Imgleichen ſcheint jedes in voller Blüthe daſtehende Thier uns zuzurufen: „was klagſt du über die Vergänglichkeit der Lebendigen? wie könnte ich daſeyn, wenn nicht alle Die meiner Gattung, welche vor mir waren, geſtorben wären?“ — So ſehr auch, demzufolge, auf der Bühne der Welt die Stücke und die Masken wechſeln, ſo bleiben doch in allen die Schauſpieler die ſelben. Wir ſitzen zuſammen und reden und regen einander auf, und die Augen leuchten und die Stimmen werden ſchallender: ganz eben ſo haben *Andere* geſeſſen, vor tauſend Jahren: es war das Selbe, und es waren *die Selben*: eben ſo wird es ſeyn über tauſend Jahre. Die Vorrichtung, wodurch wir deſſen nicht inne werden, iſt *die Zeit*.

Sehr wohl könnte man unterſcheiden *Metempſychoſe*, als Uebergang der geſammten ſogenannten Seele in einen andern Leib, — und *Palingeneſie*, als *Zerſetzung* und Neubildung des Individui, indem allein ſein *Wille* beharrt und, die Geſtalt eines neuen Weſens annehmend, einen neuen Intellekt erhält; alſo das Individuum ſich zerſetzt wie ein Neutralſalz, deſſen Baſis ſodann mit einer andern Säure ſich zu einem neuen Salz verbindet. Der Unterſchied zwiſchen *Metempſychoſe* und *Palingeneſie*, den Servius, der Kommentator Virgils annimmt, und der kurz angegeben iſt in Wernsdorffii dissertat. de metempsychosi, p. 48, iſt offenbar falſch und nichtig.

Aus Spence Hardy's Manual of Buddhism (p. 394—96, womit zu vergleichen p. 429, 440 und 445 deſſelben Buches), auch aus Sangermano's Burmese empire, p. 6, ſowie aus den Asiat. researches, Vol. 6, p. 179 und Vol. 9, p. 256, geht hervor, daß es im *Buddhaismus*, in Hinſicht auf die Fortdauer nach dem Tode, eine exoteriſche und eine eſoteriſche Lehre giebt: erſtere iſt eben die *Metempſychoſe*, wie im Brahmanismus, letztere aber iſt eine viel ſchwerer faßliche *Palingeneſie*, die in großer Uebereinſtimmung ſteht mit meiner Lehre vom metaphyſiſchen Beſtande des Willens, bei der bloß phyſiſchen Beſchaffenheit und dieſer entſprechenden Vergänglichkeit des Intellekts. Παλιγγενεσια kommt ſchon im N. T. vor.

Wenn wir nun aber, um in das Geheimniß der Palingeneſie tiefer einzudringen, hier noch das 43ſte Kapitel des zweiten Bandes meines Hauptwerks zu Hülfe nehmen; ſo wird uns die Sache, näher betrachtet, ſo zu ſtehn ſcheinen, daß, alle Zeit hindurch, das männliche Geſchlecht der Aufbewahrer des Willens, das weibliche aber der des Intellekts der Menſchengattung ſei, wodurch dann dieſe immerwährenden Beſtand erhält. Danach nun hat Jeder einen väterlichen und einen mütterlichen Beſtandtheil; und wie dieſe durch die Zeugung vereint wurden, ſo werden ſie durch den Tod zerſetzt, welcher alſo das Ende des Individuums iſt. Dieſes Individuum iſt es, deſſen Tod wir ſo ſehr betrauern, im Gefühl, daß es wirklich verloren geht, da es eine bloße Verbindung war, die unwiederbringlich aufhört. — Jedoch dürfen wir bei allem Dieſen nicht vergeſſen, daß die Erblichkeit des Intellekts von der Mutter nicht eine ſo entſchiedene und unbedingte iſt, wie die des Willens vom Vater, wegen der ſekundären und bloß phyſiſchen Weſenheit des Intellekts und ſeiner gänzlichen Abhängigkeit vom Organismus, nicht allein hinſichtlich des Gehirns, ſondern auch anderweitig; wie Dies in meinem beſagten Kapitel ausgeführt worden. — Beiläufig ſei hier noch erwähnt, daß ich mit Platon zwar inſofern zuſammentreffe, als auch er in ſeiner ſogenannten Seele einen ſterblichen und einen unſterblichen Theil unterſcheidet: allein er tritt in diametralen Gegenſatz mit mir und mit der Wahrheit, indem er, nach Weiſe aller mir vorhergängigen Philoſophen, den Intellekt für den unſterblichen, den Willen hingegen, d. h. den Sitz der Begierden und Leidenſchaften, für den ſterblichen Theil hält; — wie zu erſehn aus dem Timäos (p. p. 386, 387 et 395, ed. Bip.). Das Selbe ſtatuirt Ariſtoteles.*)

Wie aber auch immer, durch Zeugung und Tod, nebſt ſichtlicher Zuſammenſetzung der Individuen aus Willen und Intellekt, und nachmaliger Auflöſung derſelben, das Phyſiſche wunderlich und bedenklich walten mag; ſo iſt doch das ihm zu Grunde

*) De anima (I, 4. p. 408) entfährt ihm gleich Anfangs beiläufig ſeine Herzensmeinung, daß der νους die eigentliche Seele und unſterblich wäre, — welches er mit falſchen Behauptungen belegt. Das Haſſen und Lieben gehöre nicht der Seele, ſondern ihrem Organ, dem vergänglichen Theil an!

liegende Metaphyſiſche ſo ganz heterogener Weſenheit, daß es davon nicht angefochten wird und wir getroſt ſeyn dürfen.

Man kann demnach jeden Menſchen aus zwei entgegengeſetzten Geſichtspunkten betrachten: aus dem einen iſt er das zeitlich anfangende und endende, flüchtig vorübereilende Individuum, σκιας οναρ, dazu mit Fehlern und Schmerzen ſchwer behaftet; — aus dem andern iſt er das unzerſtörbare Urweſen, welches in allem Daſeyenden ſich objektivirt und darf, als ſolches, wie das Iſisbild zu Sais, ſagen: εγω ειμι παν το γεγονος, και ον, και εσομενον. — Freilich könnte ein ſolches Weſen etwas Beſſeres thun, als in einer Welt, wie dieſe iſt, ſich darzuſtellen. Denn es iſt die Welt der Endlichkeit, des Leidens und des Todes. Was in ihr und aus ihr iſt muß enden und ſterben. Allein was nicht aus ihr iſt und nicht aus ihr ſeyn will durchzuckt ſie mit Allgewalt, wie ein Blitz, der nach oben ſchlägt, und kennt dann weder Zeit noch Tod. — Alle dieſe Gegenſätze zu vereinen iſt eigentlich das Thema der Philoſophie.

§. 142.

Kleine dialogiſche Schlußbeluſtigung.

Thraſymachos. Kurzum, was bin ich nach meinem Tode? — Klar und präcis!

Philalethes. Alles und Nichts.

Thraſymachos. Da haben wir's! Als Löſung eines Problems ein Widerſpruch. Der Pfiff iſt abgenutzt.

Philalethes. Transſcendente Fragen in der für immanente Erkenntniß geſchaffenen Sprache zu beantworten, kann allerdings auf Widerſprüche führen.

Thraſymachos. Was nennſt du transſcendente und was immanente Erkenntniß? — Mir ſind dieſe Ausdrücke zwar auch bekannt, von meinem Profeſſor her; aber nur als Prädikate des lieben Gottes, mit welchem ſeine Philoſophie, wie ſich das eben auch geziemt, es ausſchließlich zu thun hatte. Steckt nämlich der in der Welt drinne; ſo iſt er immanent: ſitzt er aber irgendwo draußen; ſo iſt er transſcendent. — Ja ſieh, Das iſt klar, Das iſt faßlich! Da weiß man, woran man ſich zu halten hat. Aber deine altmodiſche Kantiſche Kunſtſprache verſteht kein Menſch

mehr. Das Zeitbewußtseyn der Jetztzeit ist, von der Metropole der deutschen Wissenschaft —

Philalethes (leise für sich:) — deutschen, philosophischen Windbeutelei —

Thrasymachos. — aus, durch eine ganze Succession großer Männer, besonders durch den großen Schleiermacher und den Riesengeist Hegel, von allen Dem zurück, oder vielmehr so weit vorwärts gebracht, daß es das Alles hinter sich hat und nichts mehr davon weiß. — Also was soll's damit?

Philalethes. Transscendente Erkenntniß ist die, welche, über alle Möglichkeit der Erfahrung hinausgehend, das Wesen der Dinge, wie sie an sich selbst sind, zu bestimmen anstrebt; immanente Erkenntniß hingegen die, welche sich innerhalb der Schranken der Möglichkeit der Erfahrung hält, daher aber auch nur von Erscheinungen reden kann. — Du, als Individuum, endest mit deinem Tode. Allein das Individuum ist nicht dein wahres und letztes Wesen, vielmehr eine bloße Aeußerung desselben: es ist nicht das Ding an sich selbst, sondern nur dessen Erscheinung, welche in der Form der Zeit sich darstellt und demgemäß Anfang und Ende hat. Dein Wesen an sich selbst hingegen kennt weder Zeit, noch Anfang, noch Ende, noch die Schranke einer gegebenen Individualität: daher kann es von keiner Individualität ausgeschlossen werden; sondern ist in Jedem und Allem da. Im ersteren Sinne also wirst du durch deinen Tod zu nichts; im zweiten bist und bleibst du Alles. Daher sagte ich, daß du, nach deinem Tode, Alles und Nichts seyn würdest. Schwerlich läßt deine Frage eine richtigere Antwort, so in der Kürze, zu, als eben diese, welche aber allerdings einen Widerspruch enthält; weil eben dein Leben in der Zeit ist, deine Unsterblichkeit aber in der Ewigkeit. — Daher kann diese auch eine Unzerstörbarkeit ohne Fortdauer genannt werden, — welches denn abermals auf einen Widerspruch hinausläuft. Aber so geht es, wenn das Transscendente in die immanente Erkenntniß gebracht werden soll: dieser geschieht dabei eine Art Gewalt, indem sie mißbraucht wird zu Dem, wozu sie nicht geboren ist.

Thrasymachos. Höre, ohne Fortdauer meiner Individualität, gebe ich für deine ganze Unsterblichkeit keinen Heller.

Philalethes. Vielleicht läßt du doch noch mit dir handeln. Setze, ich garantirte dir die Fortdauer deiner Individualität, machte jedoch zur Bedingung, daß vor dem Wiedererwachen derſelben ein völlig bewußtloſer Todesſchlaf von drei Monaten vorherginge.

Thraſymachos. Ließe ſich eingehen.

Philalethes. Da wir nun aber in einem völlig bewußtloſen Zuſtande durchaus kein Zeitmaaß haben; ſo iſt es für uns ganz einerlei, ob, während wir in jenem Todesſchlafe lagen, derweilen, in der ſich bewußten Welt, drei Monate, oder zehn Tauſend Jahre verſtrichen ſind. Denn Eines, wie das Andere, müſſen wir, beim Erwachen, auf Treu und Glauben annehmen. Demnach kann es dir gleichgültig ſeyn, ob dir deine Individualität nach drei Monaten, oder nach zehn Tauſend Jahren zurückgegeben wird.

Thraſymachos. Läßt ſich im Grunde wohl nicht leugnen.

Philalethes. Wenn nun aber, nach Verfluß der zehn Tauſend Jahre, etwan ganz vergeſſen würde, dich zu wecken: ſo glaube ich, daß, nachdem dir jenes auf ein gar kurzes Daſeyn gefolgte lange Nichtſeyn ſchon ſo ſehr zur Gewohnheit geworden, das Unglück nicht groß ſeyn würde. Gewiß aber iſt, daß du nichts davon ſpüren könnteſt. Und gänzlich würdeſt du dich über die Sache tröſten, wenn du wüßteſt, daß das geheime Triebwerk, welches deine jetzige Erſcheinung in Bewegung erhält, auch in jenen zehn Tauſend Jahren nicht einen Augenblick aufgehört hätte, andere Erſcheinungen derſelben Art darzuſtellen und zu bewegen.

Thraſymachos. So?! — und auf dieſe Art gedenkſt du mich ganz ſachte und unvermerkt um meine Individualität zu prellen? Solche Naſen dreht man mir nicht. Die Fortdauer meiner Individualität habe ich mir ausbedungen, und über die können mich keine Triebfedern und Erſcheinungen tröſten. Sie liegt mir am Herzen und von ihr laſſe ich nicht.

Philalethes. Du hältſt alſo wohl deine Individualität für ſo angenehm, vortrefflich, vollkommen und unvergleichlich, daß es keine vorzüglichere geben könne, daher du ſie nicht vertauſchen möchteſt gegen irgend eine andere, von welcher etwan behauptet würde, daß in ihr es ſich beſſer und leichter leben ließe?

Thrasymachos. Siehe, meine Individualität, sie sei nun wie sie sei, das bin Ich.

„Mir geht nun auf der Welt nichts über mich:
Denn Gott ist Gott, und ich bin ich."

Ich, ich, ich will daseyn! daran ist mir gelegen, und nicht an einem Daseyn, von welchem mir erst anräsonnirt werden muß, daß es das meinige sei.

Philalethes. Sieh dich doch um! Was da ruft „Ich, ich, ich will daseyn", Das bist du nicht allein, sondern Alles, durchaus Alles, was nur eine Spur von Bewußtseyn hat. Folglich ist dieser Wunsch in dir gerade Das, was nicht individuell ist, sondern Allen, ohne Unterschied, gemein: er entspringt nicht aus der Individualität, sondern aus dem Daseyn überhaupt, ist Jedem, das da ist, wesentlich, ja, ist Das wodurch es da ist und wird demgemäß befriedigt durch das Daseyn überhaupt, als auf welches allein er sich bezieht; nicht aber ausschließlich durch irgend ein bestimmtes, individuelles Daseyn; da er auf ein solches gar nicht gerichtet ist; obgleich es jedesmal den Schein hievon hat, weil er nicht anders, als in einem individuellen Wesen, zum Bewußtseyn gelangen kann und deshalb jedesmal auf dieses allein sich zu beziehn scheint. Dies ist jedoch ein bloßer Schein, an welchem zwar die Befangenheit des Individuums klebt, den aber die Reflexion zerstören und uns davon befreien kann. Was nämlich so ungestüm das Daseyn verlangt, ist bloß mittelbar das Individuum! unmittelbar und eigentlich ist es der Wille zum Leben überhaupt, welcher in Allen Einer und derselbe ist. Da nun das Daseyn selbst sein freies Werk, ja, sein bloßer Abglanz ist; so kann dasselbe ihm nicht entgehn: er aber wird durch das Daseyn überhaupt vorläufig befriedigt; so weit nämlich, als er, der ewig Unzufriedene, befriedigt werden kann. Die Individualitäten sind ihm gleich: er redet eigentlich nicht von ihnen; obgleich er dem Individuo, welches unmittelbar ihn nur in sich vernimmt, davon zu reden scheint. Dadurch wird herbeigeführt, daß er dieses sein eigenes Daseyn mit einer Sorgfalt bewacht, wie es außerdem nicht geschehen würde, und eben dadurch die Erhaltung der Gattung sichert. Hieraus ergiebt sich, daß die Individualität keine Vollkommenheit, sondern eine Beschränkung ist: daher ist, sie los zu werden, kein Verlust, viel-

mehr Gewinn. Laß daher eine Sorge fahren, welche dir wahrlich, wenn du dein eigenes Weſen ganz und bis auf den Grund erkennteſt, nämlich als den univerſellen Willen zum Leben, der du biſt, — kindiſch und überaus lächerlich erſcheinen würde.

Thraſymachos. Kindiſch und überaus lächerlich biſt du ſelbſt und alle Philoſophen; und es geſchieht bloß zum Spaaß und Zeitvertreib, wenn ein geſetzter Mann, wie ich, mit dieſer Art von Narren ſich auf ein Viertelſtündchen einläßt. Habe jetzt wichtigere Dinge vor: Gottbefohlen!

Anhang verwandter Stellen. *)

Zu glauben, das Leben wäre ein Roman, zu welchem, wie zu Schiller's Geisterseher, die Fortsetzung mangelt, zumal er oft, wie Sterne's sentimental Journey, mitten im Kontext abbricht, — ist, ästhetisch wie moralisch, ein ganz unverdaulicher Gedanke. —

Vermöge der Erkenntnißform der Zeit stellt der Mensch, (d. i. die Bejahung des Willens zum Leben auf ihrer höchsten Objektivationsstufe) sich dar als ein Geschlecht stets von Neuem geborener und dann sterbender Menschen. —

Es giebt nur Eine Gegenwart und diese ist immer: denn sie ist die alleinige Form des wirklichen Daseyns. Man muß dahin gelangen, einzusehen, daß die Vergangenheit nicht an sich von der Gegenwart verschieden ist, sondern nur in unserer Apprehension, als welche die Zeit zur Form hat, vermöge welcher allein sich das Gegenwärtige als verschieden vom Vergangenen darstellt. Zur Beförderung dieser Einsicht denke man sich alle Vorgänge und Scenen des Menschenlebens, schlechte und gute, glückliche und unglückliche, erfreuliche und entsetzliche, wie sie im Laufe der Zeiten und Verschiedenheit der Oerter sich successiv in bunteſter Mannigfaltigkeit und Abwechselung uns darstellen, als auf ein Mal und zugleich und immerdar vorhanden, im Nunc stans, während nur scheinbar jetzt Dies, jetzt Das ist; — dann wird man verstehn, was die Objektivation

*) Zu diesem, wie zu mehreren folgenden Kapiteln hat Schopenhauer zahlreiche Stellen seiner Manuscripte beigesetzt, jedoch meistens ohne nähere Angabe des Ortes, wo sie einzufügen seien. Da dieselben theils nur Varianten des bereits im Texte Gesagten sind, theils, wenn auch den Gegenstand noch von andern Seiten beleuchtend, doch sich der Form nach nicht gut in den Text einfügen ließen, so gebe ich sie hier, wie bei den folgenden Kapiteln, anhangsweise. Der Herausg.

des Willens zum Leben eigentlich beſagt. — Auch unſer Wohlgefallen an Genre-Bildern beruht hauptſächlich darauf, daß ſie die flüchtigen Scenen des Lebens fixiren. — Aus dem Gefühl der ausgeſprochenen Wahrheit iſt das Dogma von der Metempſychoſe hervorgegangen. —

Für uns iſt und bleibt der Tod ein Negatives, — das Aufhören des Lebens: allein er muß auch eine poſitive Seite haben, die jedoch uns verdeckt bleibt, weil unſer Intellekt durchaus unfähig iſt, ſie zu faſſen. Daher erkennen wir wohl, was wir durch den Tod verlieren, aber nicht, was wir durch ihn gewinnen. —

Wenn wir unſer eigenes Weſen durch und durch, bis ins Innerſte, ganz erkannt hätten, würden wir es lächerlich finden, die Unvergänglichkeit des Individuums zu verlangen; weil dies hieße, jenes Weſen ſelbſt gegen eine einzelne ſeiner zahlloſen Aeußerungen — Fulgurationen — aufgeben. —

Zu ewiger Fortdauer iſt kein Individuum geeignet: es geht im Tode unter. Wir jedoch verlieren dabei nichts. Denn dem individuellen Daſeyn liegt ein ganz anderes, deſſen Aeußerung es iſt, unter. Dieſes kennt keine Zeit, alſo auch weder Fortdauer, noch Untergang. —

Dasjenige Daſeyn, welches beim Tode des Individuums unbetheiligt bleibt, hat nicht Zeit und Raum zur Form: alles für uns Reale erſcheint aber in dieſen: daher alſo ſtellt der Tod ſich uns als Vernichtung dar. —

Der Verluſt des Intellekts, den durch den Tod der Wille erleidet, welcher der Kern der hier untergehenden Erſcheinung und als Ding an ſich unzerſtörbar iſt, — iſt der Lethe eben dieſes individuellen Willens, ohne welchen nämlich er ſich der vielen Erſcheinungen erinnern würde, deren Kern er ſchon geweſen iſt. —

Wenn man ſtirbt, ſollte man ſeine Individualität abwerfen, wie ein altes Kleid, und ſich freuen über die neue und beſſere, die man jetzt, nach erhaltener Belehrung, dagegen annehmen wird. —

Würfe man dem Weltgeiſt vor, daß er die Individuen, nach kurzem Beſtehn, vernichtet, ſo würde er ſagen: „Siehe ſie nur an, dieſe Individuen, ſiehe ihre Fehler, Lächerlichkeiten,

Schlechtigkeiten und Abscheulichkeiten! Die sollte ich auf immer bestehn lassen?!" —

Zum Demiurgos würde ich sagen: „Warum, statt, durch ein halbes Wunder, unaufhörlich neue Menschen zu machen und die schon lebenden zu vernichten, läßt du es nicht, ein für alle Mal, bei den vorhandenen bewenden und diese fortbestehn, in alle Ewigkeit?" — Wahrscheinlich würde er antworten: „Sie wollen ja selbst immer neue machen, da muß ich für Platz sorgen. Ja, wenn Das nicht wäre! — Obwohl, unter uns gesagt, ein immer so fortlebendes und es immer so forttreibendes Geschlecht, ohne weiteren Zweck, als den, so dazusehn, objektiv lächerlich und subjektiv langweilig wäre, — viel mehr als du dir denken kannst. Mal' es dir nur aus!" —

Ich: „Nun, sie könnten etwas vor sich bringen, in jeder Art".

Kapitel XI.

Nachträge zur Lehre von der Nichtigkeit des Daſeyns.

---

§. 143.

Dieſe Nichtigkeit findet ihren Ausdruck an der ganzen Form des Daſeyns, an der Unendlichkeit der Zeit und des Raumes, gegenüber der Endlichkeit des Individuums in Beiden; an der dauerloſen Gegenwart, als der alleinigen Daſeynsweiſe der Wirklichkeit; an der Abhängigkeit und Relativität aller Dinge; am ſteten Werden ohne Seyn; am ſteten Wünſchen ohne Befriedigung; an der ſteten Hemmung des Strebens, durch die das Leben beſteht, bis dieſelbe ein Mal überwunden wird. Die Zeit und die Vergänglichkeit aller Dinge in ihr und mittelſt ihrer iſt bloß die Form, unter welcher dem Willen zum Leben, der als Ding an ſich unvergänglich iſt, die Nichtigkeit ſeines Strebens ſich offenbart. — Die Zeit iſt das, vermöge deſſen Alles jeden Augenblick unter unſern Händen zu Nichts wird; — wodurch es allen wahren Werth verliert.

§. 144.

Was geweſen iſt, das iſt nicht mehr; iſt eben ſo wenig, wie Das, was nie geweſen iſt. Aber Alles, was iſt, iſt im nächſten Augenblick ſchon geweſen. Daher hat vor der bedeutendeſten Vergangenheit die unbedeutendeſte Gegenwart die Wirklichkeit voraus; wodurch ſie zu jener ſich verhält, wie Etwas zu Nichts. —

Man iſt mit Einem Male, zu ſeiner Verwunderung, da, nachdem man, zahlloſe Jahrtauſende hindurch, nicht geweſen, und nach einer kurzen Zeit eben ſo lange wieder nicht zu ſeyn hat. — Das iſt nimmermehr richtig, ſagt das Herz: und ſelbſt dem rohen

Verstande muß aus Betrachtungen dieser Art eine Ahndung der Idealität der Zeit aufgehn. Diese aber, nebst der des Raumes, ist der Schlüssel zu aller wahren Metaphysik; weil durch dieselbe für eine ganz andre Ordnung der Dinge, als die der Natur ist, Platz gewonnen wird. Daher ist Kant so groß.

Jedem Vorgang unsers Lebens gehört nur auf einen Augenblick das Ist; sodann für immer das War. Jeden Abend sind wir um einen Tag ärmer. Wir würden vielleicht, beim Anblick dieses Ablaufens unsrer kurzen Zeitspanne, rasend werden; wenn nicht im tiefsten Grunde unsres Wesens ein heimliches Bewußtseyn läge, daß uns der nie zu erschöpfende Born der Ewigkeit gehört, um immerdar die Zeit des Lebens daraus erneuern zu können.

Auf Betrachtungen, wie die obigen, kann man allerdings die Lehre gründen, daß die Gegenwart zu genießen und Dies zum Zwecke seines Lebens zu machen, die größte Weisheit sei; weil ja jene allein real, alles Andere nur Gedankenspiel wäre. Aber eben so gut könnte man es die größte Thorheit nennen: denn was im nächsten Augenblicke nicht mehr ist, was so gänzlich verschwindet, wie ein Traum, ist nimmermehr eines ernstlichen Strebens werth.

§. 145.

Unser Daseyn hat keinen Grund und Boden, darauf es fußte, als die dahin schwindende Gegenwart. Daher hat es wesentlich die beständige Bewegung zur Form, ohne Möglichkeit der von uns stets angestrebten Ruhe. Es gleicht dem Laufe eines bergab Rennenden, der, wenn er stillstehn wollte, fallen müßte und nur durch Weiterrennen sich auf den Beinen erhält; — ebenfalls der auf der Fingerspitze balancirten Stange; — wie auch dem Planeten, der in seine Sonne fallen würde, sobald er aufhörte, unaufhaltsam vorwärts zu eilen. — Also Unruhe ist der Typus des Daseyns.

In einer solchen Welt, wo keine Stabilität irgend einer Art, kein dauernder Zustand möglich, sondern Alles in rastlosem Wirbel und Wechsel begriffen ist, Alles eilt, fliegt, sich auf dem Seile, durch stetes Schreiten und Bewegen, aufrecht erhält, — läßt Glückseligkeit sich nicht ein Mal denken. Sie kann nicht wohnen, wo Platon's „beständiges Werden und nie Seyn" allein

Statt findet. Zuvörderst: Keiner ist glücklich, sondern strebt sein Leben lang nach einem vermeintlichen Glücke, welches er selten erreicht und auch dann nur, um enttäuscht zu werden: in der Regel aber läuft zuletzt Jeder schiffbrüchig und entmastet in den Hafen ein. Dann aber ist es auch einerlei, ob er glücklich oder unglücklich gewesen, in einem Leben, welches bloß aus dauerloser Gegenwart bestanden hat und jetzt zu Ende ist.

Inzwischen muß man sich wundern, wie, in der Menschen- und Thierwelt, jene so große, mannigfaltige und rastlose Bewegung hervorgebracht und im Gange erhalten wird durch die zwei einfachen Triebfedern, Hunger und Geschlechtstrieb, denen allenfalls nur noch die Langeweile ein wenig nachhilft, und daß diese es vermögen, das primum mobile einer so komplicirten, das bunte Puppenspiel bewegenden Maschine abzugeben.

Betrachten wir nun aber die Sache näher, so sehn wir zuvörderst die Existenz des Unorganischen jeden Augenblick angegriffen und endlich aufgerieben von den chemischen Kräften; die des Organischen hingegen nur möglich gemacht durch den beständigen Wechsel der Materie, welcher fortwährenden Zufluß, folglich Hülfe von außen, erfordert. Schon an sich selbst also gleicht das organische Leben der auf der Hand balancirten Stange, die stets bewegt seyn muß, und ist daher ein beständiges Bedürfen, stets wiederkehrender Mangel und endlose Noth. Jedoch ist erst vermittelst dieses organischen Lebens Bewußtseyn möglich. — Dies Alles demnach ist das endliche Daseyn, als dessen Gegensatz ein unendliches zu denken wäre als weder dem Angriff von außen ausgesetzt, noch der Hülfe von außen bedürftig und daher αει ὡσαυτως ον, in ewiger Ruhe, ουτε γιγνομενον, ουτε απολλυμενον, ohne Wechsel, ohne Zeit, ohne Vielheit und Verschiedenheit, — dessen negative Erkenntniß der Grundton der Philosophie des Platon ist. Ein solches muß dasjenige seyn, wohin die Verneinung des Willens zum Leben den Weg eröffnet.

§. 146.

Die Scenen unsers Lebens gleichen den Bildern in grober Musaik, welche in der Nähe keine Wirkung thun, sondern von denen man fern stehn muß, um sie schön zu finden. Daher heißt etwas Ersehntes erlangen dahinter kommen, daß es eitel ist, und

leben wir allezeit in der Erwartung des Beſſeren, auch oft zugleich in reuiger Sehnſucht nach dem Vergangenen. Das Gegenwärtige hingegen wird nur einſtweilen ſo hingenommen und für nichts geachtet, als für den Weg zum Ziel. Daher werden die Meiſten, wenn ſie am Ende zurückblicken, finden, daß ſie ihr ganzes Leben hindurch ad interim gelebt haben, und verwundert ſeyn, zu ſehn, daß Das, was ſie ſo ungeachtet und ungenoſſen vorübergehn ließen, eben ihr Leben war, eben Das war, in deſſen Erwartung ſie lebten. Und ſo iſt denn der Lebenslauf des Menſchen, in der Regel, dieſer, daß er, von der Hoffnung genarrt, dem Tode in die Arme tanzt.

Nun aber dazu die Unerſättlichkeit des individuellen Willens, vermöge welcher jede Befriedigung einen neuen Wunſch erzeugt und ſein Begehren, ewig ungenügſam, ins Unendliche geht! Sie beruht jedoch im Grunde darauf, daß der Wille, an ſich ſelbſt genommen, der Herr der Welten iſt, dem Alles angehört, dem daher kein Theil, ſondern nur das Ganze, welches aber unendlich iſt, Genüge geben könnte. — Wie muß es inzwiſchen unſer Mitleid erregen, wenn wir betrachten, wie blutwenig dagegen dieſem Herrn der Welt, in ſeiner individuellen Erſcheinung, wird: meiſtens eben nur ſo viel, als hinreicht, den individuellen Leib zu erhalten. Daher ſein tiefes Weh.

§. 147.

In der gegenwärtigen, geiſtig impotenten und ſich durch die Verehrung des Schlechten in jeder Gattung auszeichnenden Periode, — welche ſich recht paſſend mit dem ſelbſtfabricirten, ſo prätenſiöſen, wie kakophoniſchen Worte „Jetztzeit" bezeichnet, als wäre ihr Jetzt das Jetzt κατ' εξοχην, das Jetzt, welches heranzubringen alle andern Jetzt allein dageweſen, — entblöden denn auch die Pantheiſten ſich nicht, zu ſagen, das Leben ſei, wie ſie es nennen, „Selbſtzweck". — Wenn dieſes unſer Daſeyn der letzte Zweck der Welt wäre; ſo wäre es der albernſte Zweck der je geſetzt worden; möchten nun wir ſelbſt, oder ein Anderer ihn geſetzt haben. —

Das Leben ſtellt ſich zunächſt dar als eine Aufgabe, nämlich die, es zu erhalten, de gagner sa vie. Iſt dieſe gelöſt, ſo iſt das Gewonnene eine Laſt, und es tritt die zweite Aufgabe ein,

darüber zu disponiren, um nämlich die Langeweile abzuwehren, die über jedes gesicherte Leben, wie ein lauernder Raubvogel, herfällt. Also ist die erste Aufgabe, etwas zu gewinnen, und die zweite, dasselbe, nachdem es gewonnen ist, unfühlbar zu machen, indem es sonst eine Last ist. —

Daß das menschliche Daseyn eine Art Verirrung seyn müsse, geht zur Genüge aus der einfachen Bemerkung hervor, daß der Mensch ein Konkrement von Bedürfnissen ist, deren schwer zu erlangende Befriedigung ihm doch nichts gewährt, als einen schmerzlosen Zustand, in welchem er nur noch der Langenweile Preis gegeben ist, welche dann geradezu beweist, daß das Daseyn an sich selbst keinen Werth hat: denn sie ist eben nur die Empfindung der Leerheit desselben. Wenn nämlich das Leben, in dem Verlangen nach welchem unser Wesen und Daseyn besteht, einen positiven Werth und realen Gehalt in sich selbst hätte: so könnte es gar keine Langeweile geben: sondern das bloße Daseyn, an sich selbst, müßte uns erfüllen und befriedigen. Nun aber werden wir unsers Daseyns nicht anders froh, als entweder im Streben, wo die Ferne und die Hindernisse das Ziel als befriedigend uns vorspiegeln, — welche Illusion nach der Erreichung verschwindet; — oder aber in einer rein intellektuellen Beschäftigung, in welcher wir jedoch eigentlich aus dem Leben heraustreten, um es von außen zu betrachten, gleich Zuschauern in den Logen. Sogar der Sinnengenuß selbst besteht in einem fortwährenden Streben und hört auf, sobald sein Ziel erreicht ist. So oft wir nun nicht in einem jener beiden Fälle begriffen, sondern auf das Daseyn selbst zurückgewiesen sind, werden wir von der Gehaltlosigkeit und Nichtigkeit desselben überführt, — und Das ist die Langeweile. — Sogar das uns inwohnende und unvertilgbare, begierige Haschen nach dem Wunderbaren zeigt an, wie gern wir die so langweilige, natürliche Ordnung des Verlaufs der Dinge unterbrochen sähen. — Auch die Pracht und Herrlichkeit der Großen, in ihrem Prunk und ihren Festen, ist doch im Grunde nichts, als ein vergebliches Bemühen, über die wesentliche Armsäligkeit unsers Daseyns hinauszukommen. Denn was sind, beim Lichte betrachtet, Edelsteine, Perlen, Federn, rother Sammt bei vielen Kerzen, Tänzer und Springer, Masken- An- und Aufzüge u. dgl. m.?

§. 148.

Daß die vollkommenste Erscheinung des Willens zum Leben, die sich in dem so überaus künstlich komplicirten Getriebe des menschlichen Organismus darstellt, zu Staub zerfallen muß und so ihr ganzes Wesen und Streben am Ende augenfällig der Vernichtung anheim gegeben wird, — Dies ist die naive Aussage der allezeit wahren und aufrichtigen Natur, daß das ganze Streben dieses Willens ein wesentlich nichtiges sei. Wäre es etwas an sich Werthvolles, etwas, das unbedingt seyn sollte; so würde es nicht das Nichtseyn zum Ziele haben. — Das Gefühl hievon liegt auch Goethe's schönem Liede:

„Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist",

zum Grunde. — Die Nothwendigkeit des Todes ist zunächst daraus abzuleiten, daß der Mensch eine bloße Erscheinung, kein Ding an sich, also kein οντως ον ist. Denn wäre er dieses, so könnte er nicht vergehn. Daß aber nur in Erscheinungen dieser Art das ihnen zum Grunde liegende Ding an sich sich darstellen kann, ist eine Folge der Beschaffenheit desselben.

Welch ein Abstand ist doch zwischen unserm Anfang und unserm Ende! jener in dem Wahn der Begier und dem Entzücken der Wollust; dieses in der Zerstörung aller Organe und dem Moderdufte der Leichen. Auch geht der Weg zwischen Beiden, in Hinsicht auf Wohlseyn und Lebensgenuß, stetig bergab: die seelig träumende Kindheit, die fröhliche Jugend, das mühsälige Mannesalter, das gebrechliche, oft jämmerliche Greisenthum, die Marter der letzten Krankheit und endlich der Todeskampf; — sieht es nicht geradezu aus, als wäre das Daseyn ein Fehltritt, dessen Folgen allmälig und immer mehr offenbar würden?

Am richtigsten werden wir das Leben fassen als einen desengaño, eine Enttäuschung: darauf ist, sichtbarlich genug, Alles abgesehn.

Anhang verwandter Stellen.

Wenn man von der Betrachtung des Weltlaufs im Großen und zumal der reißend ſchnellen Succeſſion der Menſchengeſchlechter und ihres ephemeren Scheindaſeyns ſich hinwendet auf das Detail des Menſchenlebens, wie etwan die Komödie es darſtellt; ſo iſt der Eindruck, den jetzt dieſes macht, dem Anblick zu vergleichen, den, mittelſt des Sonnenmikroſkops, ein von Infuſionsthierchen wimmelnder Tropfen, oder ein ſonſt unſichtbares Häuflein Käſemilben gewährt, deren eifrige Thätigkeit und Streit uns zum Lachen bringt. Denn, wie hier im engſten Raum, ſo dort in der kürzeſten Spanne Zeit, wirkt die große und ernſtliche Aktivität komiſch. —

Unſer Leben iſt mikroſkopiſcher Art: es iſt ein untheilbarer Punkt, den wir durch die beiden ſtarken Linſen Raum und Zeit auseinander gezogen und daher in höchſt anſehnlicher Größe erblicken. —

Die Zeit iſt eine Vorrichtung in unſerm Gehirn, um dem durchaus nichtigen Daſeyn der Dinge und unſerer ſelbſt einen Schein von Realität, mittelſt der Dauer, zu geben. —

Wie thöricht, zu bedauern und zu beklagen, daß man in vergangener Zeit die Gelegenheit zu dieſem oder jenem Glück oder Genuß hat unbenutzt gelaſſen! — was hätte man denn jetzt mehr davon? Die dürre Mumie einer Erinnerung. So iſt es aber auch mit Allem, was uns wirklich zu Theil geworden. Demnach aber iſt die Form der Zeit ſelbſt geradezu das Mittel und wie darauf berechnet, uns die Nichtigkeit aller irdiſchen Genüſſe beizubringen.

Unſer und aller Thiere Daſeyn iſt nicht ein feſt daſtehendes und, wenigſtens zeitlich, beharrendes; ſondern es iſt eine bloße existentia fluxa, die nur durch den ſteten Wechſel beſteht, einem Waſſerſtrudel vergleichbar. Denn zwar hat die Form

des Leibes eine Zeitlang ungefähren Bestand, aber nur unter der Bedingung, daß die Materie unaufhörlich wechsele, alte abgeführt und neue zugeführt werde. Dem entsprechend ist die Hauptbeschäftigung aller jener Wesen, die zu diesem Zufluß geeignete Materie allezeit herbeizuschaffen. Zugleich sind sie sich bewußt, daß ihr so geartetes Daseyn sich nur eine Zeitlang besagtermaaßen erhalten läßt; daher sie trachten, bei ihrem Abgang, es auf ein Anderes zu übertragen, das ihre Stelle einnimmt: dieses Trachten tritt in der Form des Geschlechtstriebes im Selbstbewußtseyn auf und stellt sich, im Bewußtseyn anderer Dinge, also in der objektiven Anschauung, in Gestalt der Genitalien dar. Vergleichen kann man diesen Trieb dem Faden einer Perlenschnur, wo dann jene sich rasch succedirenden Individuen den Perlen entsprächen. Wenn man, in der Phantasie, diese Succession beschleunigt und in der ganzen Reihe, eben wie in den Einzelnen, immer nur die Form bleibend, den Stoff stets wechselnd erblickt; so wird man inne, daß wir nur ein Quasi-Daseyn haben. Diese Auffassung liegt auch der Platonischen Lehre von den allein existirenden Ideen und der schattenähnlichen Beschaffenheit der ihnen entsprechenden Dinge zum Grunde. —

Daß wir bloße Erscheinungen im Gegensatz der Dinge an sich sind, wird dadurch belegt, exemplificirt und veranschaulicht, daß die conditio sine qua non unsers Daseyns der beständige Ab- und Zufluß von Materie ist, als Ernährung, deren Bedürfniß immer wiederkehrt: denn darin gleichen wir den durch einen Rauch, eine Flamme, einen Wasserstrahl zu Wege gebrachten Erscheinungen, welche verblassen oder stocken, sobald es an Zufluß fehlt. —

Man kann auch sagen: der Wille zum Leben stellt sich dar in lauter Erscheinungen, welche total zu nichts werden. Dieses Nichts mit sammt den Erscheinungen bleibt aber innerhalb des Willens zum Leben, ruht auf seinem Grunde. Das ist freilich dunkel. —

Versucht man, die Gesammtheit der Menschenwelt in einen Blick zusammenzufassen; so erblickt man überall einen rastlosen Kampf, ein gewaltiges Ringen, mit Anstrengung aller Körper- und Geisteskräfte, um Leben und Daseyn, drohenden und jeden Augenblick treffenden Gefahren und Uebeln aller Art gegenüber. —

Und betrachtet man dann den Preis, dem alles Dieſes gilt, das Daſeyn und Leben ſelbſt; ſo findet man einige Zwiſchenräume ſchmerzloſer Exiſtenz, auf welche ſogleich die Langeweile Angriff macht, und welche neue Noth ſchnell beendigt. —

Daß hinter der Noth ſogleich die Langeweile liegt, welche ſogar die klügeren Thiere befällt, iſt ein Folge davon, daß das Leben keinen wahren ächten Gehalt hat, ſondern bloß durch Bedürfniß und Illuſion in Bewegung erhalten wird: ſobald aber dieſe ſtockt, tritt die gänzliche Kahlheit und Leere des Daſeyns zu Tage. —

Ganz glücklich, in der Gegenwart, hat ſich noch kein Menſch gefühlt; er wäre denn betrunken geweſen. —

Kapitel XII.

Nachträge zur Lehre vom Leiden der Welt.

---

§. 149.

Wenn nicht der nächſte und unmittelbare Zweck unſers Lebens das Leiden iſt; ſo iſt unſer Daſeyn das Zweckwidrigſte auf der Welt. Denn es iſt abſurd, anzunehmen, daß der endloſe, aus der dem Leben weſentlichen Noth entſpringende Schmerz, davon die Welt überall voll iſt, zwecklos und rein zufällig ſeyn ſollte. Jedes einzelne Unglück erſcheint zwar als eine Ausnahme; aber das Unglück überhaupt iſt die Regel.

§. 150.

Wie der Bach keine Strudel macht, ſo lange er auf keine Hinderniſſe trifft, ſo bringt die menſchliche, wie die thieriſche Natur es mit ſich, daß wir Alles, was unſerm Willen gemäß geht, nicht recht merken und inne werden. Sollen wir es merken; ſo muß es nicht ſogleich unſerm Willen gemäß gegangen ſeyn, ſondern irgend einen Anſtoß gefunden haben. — Hingegen Alles, was unſerm Willen ſich entgegenſtellt, ihn durchkreuzt, ihm widerſtrebt, alſo alles Unangenehme und Schmerzliche empfinden wir unmittelbar, ſogleich und ſehr deutlich. Wie wir die Geſundheit unſers ganzen Leibes nicht fühlen, ſondern nur die kleine Stelle, wo uns der Schuh drückt; ſo denken wir auch nicht an unſere geſammten, vollkommen wohl gehenden Angelegenheiten, ſondern an irgend eine unbedeutende Kleinigkeit, die uns verdrießt. — Hierauf beruht die, von mir öfter hervorgehobene Negativität des Wohlſeyns und Glücks, im Gegenſatz der Poſitivität des Schmerzes.

Ich kenne demnach keine größere Abſurdität, als die der meiſten metaphyſiſchen Syſteme, welche das Uebel für etwas Nega-

tives erklären; während es gerade das Positive, das sich selbst fühlbar machende ist. Besonders stark ist hierin Leibnitz, welcher (Théod. §. 153) die Sache durch ein handgreifliches und erbärmliches Sophisma zu erhärten bestrebt ist. Hingegen das Gute, d. h. alles Glück und alle Befriedigung, ist das Negative, nämlich das bloße Aufheben des Wunsches und Endigen einer Pein.

Hiezu stimmt auch Dies, daß wir, in der Regel, die Freuden weit unter, die Schmerzen weit über unsere Erwartung finden. —

Wer die Behauptung, daß, in der Welt, der Genuß den Schmerz überwiegt, oder wenigstens sie einander die Waage halten, in der Kürze prüfen will, vergleiche die Empfindung des Thieres, welches ein anderes frißt, mit der dieses andern. —

§. 151.

Der wirksamste Trost, bei jedem Unglück, in jedem Leiden, ist, hinzusehen auf die Andern, die noch unglücklicher sind, als wir: und Dies kann Jeder. Was aber ergiebt sich daraus für das Ganze? —

Wir gleichen den Lämmern, die auf der Wiese spielen, während der Metzger schon eines und das andere von ihnen mit den Augen auswählt: denn wir wissen nicht, in unsern guten Tagen, welches Unheil eben jetzt das Schicksal uns bereitet, — Krankheit, Verfolgung, Verarmung, Verstümmelung, Erblindung, Wahnsinn u. s. w. —

Alles was wir anfassen widersetzt sich, weil es seinen eigenen Willen hat, der überwunden werden muß. Die Geschichte zeigt uns das Leben der Völker, und findet nichts, als Kriege und Empörungen zu erzählen: die friedlichen Jahre erscheinen nur als kurze Pausen, Zwischenakte, dann und wann ein Mal. Und eben so ist das Leben des Einzelnen ein fortwährender Kampf, nicht etwan bloß metaphorisch mit der Noth, oder mit der Langenweile; sondern auch wirklich mit Andern. Er findet überall den Widersacher, lebt in beständigem Kampfe und stirbt, die Waffen in der Hand. —

§. 152.

Zur Plage unsers Daseyns trägt nicht wenig auch Dieses bei, daß stets die Zeit uns drängt, uns nicht zu Athem kommen läßt und hinter Jedem her ist, wie ein Zuchtmeister mit

der Peitsche. — Bloß Dem setzt sie nicht zu, den sie der Langenweile überliefert hat.

§. 153.

Jedoch, wie unser Leib auseinanderplatzen müßte, wenn der Druck der Atmosphäre von ihm genommen wäre; — so würde, wenn der Druck der Noth, Mühsäligkeit, Widerwärtigkeit und Vereitelung der Bestrebungen vom Leben der Menschen weggenommen wäre, ihr Uebermuth sich steigern, wenn auch nicht bis zum Platzen, doch bis zu den Erscheinungen der zügellosesten Narrheit, ja, Raserei. — Sogar bedarf Jeder allezeit eines gewissen Quantums Sorge, oder Schmerz, oder Noth, wie das Schiff des Ballasts, um fest und gerade zu gehn.

Arbeit, Plage, Mühe und Noth ist allerdings, ihr ganzes Leben hindurch, das Loos fast aller Menschen. Aber, wenn alle Wünsche, kaum entstanden, auch schon erfüllt wären; womit sollte dann das menschliche Leben ausgefüllt, womit die Zeit zugebracht werden? Man versetze dies Geschlecht in ein Schlaraffenland, wo Alles von selbst wüchse und die Tauben gebraten herumflögen, auch jeder seine Heißgeliebte alsbald fände, und ohne Schwierigkeit erhielte. — Da werden die Menschen zum Theil vor langer Weile sterben, oder sich aufhängen, zum Theil aber einander bekriegen, würgen und morden, und so sich mehr Leiden verursachen, als jetzt die Natur ihnen auflegt. — Also für ein solches Geschlecht paßt kein anderer Schauplatz, kein anderes Daseyn.

§. 154.

Wegen der oben in Erinnerung gebrachten Negativität des Wohlseyns und Genusses, im Gegensatz der Positivität des Schmerzes, ist das Glück eines gegebenen Lebenslaufs nicht nach dessen Freuden und Genüssen abzuschätzen, sondern nach der Abwesenheit der Leiden, als des Positiven. Dann aber erscheint das Loos der Thiere erträglicher, als das des Menschen. Wir wollen Beide etwas näher betrachten.

So mannigfaltig auch die Formen sind, unter denen das Glück und Unglück des Menschen sich darstellt und ihn zum Verfolgen, oder Fliehen, anregt; so ist doch die materielle Basis von dem Allen der körperliche Genuß, oder Schmerz. Diese Basis ist sehr schmal: es ist Gesundheit, Nahrung, Schutz vor Nässe

und Kälte, und Geschlechtsbefriedigung; oder aber der Mangel an diesen Dingen. Folglich hat der Mensch an realem physischem Genusse nicht mehr, denn das Thier; als etwan nur insofern sein höher potenzirtes Nervensystem die Empfindung jedes Genusses, jedoch auch die jedes Schmerzes, steigert. Allein, wie sehr viel stärker sind die Affekte, welche in ihm erregt werden, als die des Thieres! wie ungleich tiefer und heftiger wird sein Gemüth bewegt! — um zuletzt doch nur das selbe Resultat zu erlangen: Gesundheit, Nahrung, Bedeckung u. s. w.

Dies entsteht zuvörderst daraus, daß bei ihm Alles eine mächtige Steigerung erhält durch das Denken an das Abwesende und Zukünftige, wodurch nämlich Sorge, Furcht und Hoffnung erst eigentlich ins Daseyn treten, dann aber ihm viel stärker zusetzen, als die gegenwärtige Realität der Genüsse, oder Leiden, auf welche das Thier beschränkt ist, es vermag. Diesem nämlich fehlt, mit der Reflexion, der Kondensator der Freuden und Leiden, welche daher sich nicht anhäufen können, wie dies beim Menschen, mittelst Erinnerung und Vorhersehung, geschieht: sondern beim Thiere bleibt das Leiden der Gegenwart, auch wenn es unzählige Mal hinter einander wiederkehrt, doch immer nur wie das erste Mal, das Leiden der Gegenwart, und kann sich nicht aufsummiren. Daher die beneidenswerthe Sorglosigkeit und Gemüthsruhe der Thiere. Hingegen mittelst der Reflexion und Dem, was an ihr hängt, entwickelt sich im Menschen, aus jenen nämlichen Elementen des Genusses und Leidens, die das Thier mit ihm gemein hat, eine Steigerung der Empfindung seines Glücks und Unglücks, die bis zum augenblicklichen, bisweilen sogar tödtlichen Entzücken, oder auch zum verzweifelten Selbstmord führen kann. Näher betrachtet ist der Gang der Sache folgender. Seine Bedürfnisse, die ursprünglich nur wenig schwerer zu befriedigen sind, als die des Thieres, steigert er absichtlich, um den Genuß zu steigern: daher Luxus, Leckerbissen, Tabak, Opium, geistige Getränke, Pracht und Alles, was dahin gehört. Dann kommt, ebenfalls in Folge der Reflexion, noch hinzu eine ihm allein fließende Quelle des Genusses, und folglich der Leiden, die ihm über alle Maaßen viel, ja, fast mehr als alle übrigen zu schaffen macht, nämlich Ambition, und Gefühl für Ehre und Schande: — in Prosa, seine Meinung von der Meinung An-

derer von ihm. Diese nun wird, in tausendfachen und oft seltsamen Gestalten, das Ziel fast aller seiner, über den physischen Genuß, oder Schmerz, hinausgehenden Bestrebungen. Zwar hat er allerdings vor dem Thiere noch die eigentlich intellektuellen Genüsse voraus, die gar viele Abstufungen zulassen, von der einfältigsten Spielerei, oder auch Konversation, bis zu den höchsten geistigen Leistungen: aber als Gegengewicht dazu, auf der Seite der Leiden, tritt bei ihm die Langeweile auf, welche das Thier, wenigstens im Naturzustande, nicht kennt, sondern von der nur im gezähmten Zustande die allerklügsten Thiere leichte Anfälle spüren; während sie beim Menschen zu einer wirklichen Geissel wird, wie besonders zu ersehn an jenem Heer der Erbärmlichen, die stets nur darauf bedacht gewesen sind, ihren Beutel, aber nie ihren Kopf zu füllen, und denen nun gerade ihr Wohlstand zur Strafe wird, indem er sie der marternden Langenweile in die Hände liefert, welcher zu entgehn, sie jetzt bald herumjagen, bald herumschleichen, bald herumreisen, und überall, kaum angelangt, sich ängstlich erkundigen nach den Ressourcen des Ortes, wie der Bedürftige nach den Hülfsquellen desselben: — denn freilich sind Noth und Langeweile die beiden Pole des Menschenlebens. Endlich ist noch zu erwähnen, daß beim Menschen sich an die Geschlechtsbefriedigung eine nur ihm eigene, sehr eigensinnige Auswahl knüpft, die bisweilen sich zu der, mehr oder minder, leidenschaftlichen Liebe steigert, welcher ich, im zweiten Bande meines Hauptwerks, ein ausführliches Kapitel gewidmet habe. Jene wird dadurch bei ihm eine Quelle langer Leiden und kurzer Freuden.

Zu bewundern ist es inzwischen, wie, mittelst der Zuthat des Denkens, welches dem Thiere abgeht, auf der selben schmalen Basis der Leiden und Freuden, die auch das Thier hat, das so hohe und weitläuftige Gebäude des Menschenglücks und Unglücks sich erhebt, in Beziehung auf welches sein Gemüth so starken Affekten, Leidenschaften und Erschütterungen Preis gegeben ist, daß das Gepräge derselben in bleibenden Zügen auf seinem Gesichte lesbar wird; während doch am Ende und im Realen es sich nur um die selben Dinge handelt, die auch das Thier erlangt, und zwar mit unvergleichlich geringerem Aufwande von Affekten und Quaalen. Durch dieses Alles aber wächst im

Menschen das Maaß des Schmerzes viel mehr, als das des Genusses, und wird nun noch speciell dadurch gar sehr vergrößert, daß er vom Tode wirklich weiß; während das Thier diesen nur instinktiv flieht, ohne ihn eigentlich zu kennen und daher ohne jemals ihn wirklich ins Auge zu fassen, wie der Mensch, der diesen Prospekt stets vor sich hat. Wenn nun also auch nur wenige Thiere natürlichen Todes sterben, die meisten aber nur so viel Zeit gewinnen, ihr Geschlecht fortzupflanzen, und dann, wenn nicht schon früher, die Beute eines andern werden, der Mensch allein hingegen es dahin gebracht hat, daß, in seinem Geschlechte, der sogenannte natürliche Tod zur Regel geworden ist, die inzwischen beträchtliche Ausnahmen leidet; so bleiben, aus obigem Grunde, die Thiere doch im Vortheil. Ueberdies aber erreicht er sein wirklich natürliches Lebensziel eben so selten, wie jene; weil die Widernatürlichkeit seiner Lebensweise, nebst seinen Anstrengungen und Leidenschaften, und die durch alles Dieses entstandene Degeneration der Rasse ihn selten dahin gelangen läßt.

Die Thiere sind viel mehr, als wir, durch das bloße Daseyn befriedigt; die Pflanze ist es ganz und gar; der Mensch je nach dem Grade seiner Stumpfheit. Dem entsprechend enthält das Leben des Thieres weniger Leiden, aber auch weniger Freuden, als das menschliche, und Dies beruht zunächst darauf, daß es einerseits von der Sorge und Besorgniß, nebst ihrer Quaal, frei bleibt, andererseits aber auch die eigentliche Hoffnung entbehrt, und daher jener Anticipation einer freudigen Zukunft durch die Gedanken, nebst der diese begleitenden, von der Einbildungskraft hinzugegebenen beseeligenden Phantasmagorie, dieser Quelle unserer meisten und größten Freuden und Genüsse, nicht theilhaft wird, folglich in diesem Sinne hoffnungslos ist: Beides, weil sein Bewußtseyn auf das Anschauliche, und dadurch auf die Gegenwart, beschränkt ist. Das Thier ist die verkörperte Gegenwart; daher es nur in Beziehung auf Gegenstände, die in dieser bereits anschaulich vorliegen, ein, mithin äußerst kurz angebundenes, Fürchten und Hoffen kennt; während das menschliche einen Gesichtskreis hat, der das ganze Leben umfaßt, ja darüber hinausgeht. — Aber eben in Folge hievon erscheinen die Thiere, mit uns verglichen, in Einem Betracht, wirklich weise, nämlich im ruhigen, ungetrübten Genusse der Gegenwart: die augenscheinliche

Gemüthsruhe, deren sie dadurch theilhaft sind, beschämt oft unsern, durch Gedanken und Sorgen häufig unruhigen und unzufriedenen Zustand. Und sogar die in Rede stehenden Freuden der Hoffnung und Anticipation haben wir nicht unentgeltlich. Was nämlich Einer durch das Hoffen und Erwarten einer Befriedigung zum voraus genießt, geht nachher, als vom wirklichen Genuß derselben vorweggenommen, von diesem ab, indem die Sache selbst dann um so weniger befriedigt. Das Thier hingegen bleibt, wie vom Vorgenuß, so auch von dieser Deduktion vom Genusse frei und genießt sonach das Gegenwärtige und Reale selbst und ganz unvermindert. Und ebenfalls drücken auch die Uebel auf dasselbe bloß mit ihrer wirklichen und eigenen Schwere, während uns das Fürchten und Vorhersehn, ἡ προσδοκια των κακων, diese oft verzehnfacht.

Eben dieses den Thieren eigene, gänzliche Aufgehn in der Gegenwart trägt viel bei zu der Freude, die wir an unsern Hausthieren haben: sie sind die personificirte Gegenwart und machen uns gewissermaaßen den Werth jeder unbeschwerten und ungetrübten Stunde fühlbar, während wir mit unsern Gedanken meistens über diese hinausgehn und sie unbeachtet lassen. Aber die angeführte Eigenschaft der Thiere, mehr, als wir, durch das bloße Daseyn befriedigt zu seyn, wird vom egoistischen und herzlosen Menschen mißbraucht und oft dermaaßen ausgebeutet, daß er ihnen, außer dem bloßen kahlen Daseyn, nichts, gar nichts gönnt: den Vogel, der organisirt ist, die halbe Welt zu durchstreifen, sperrt er in einen Kubikfuß Raum, wo er sich langsam zu Tode sehnt und schreit: denn l'uccello nella gabbia canta non di piacere, ma di rabbia', und seinen treuesten Freund, den so intelligenten Hund, legt er an die Kette! Nie sehe ich einen solchen ohne inniges Mitleid mit ihm und tiefe Indignation gegen seinen Herrn, und mit Befriedigung denke ich an den vor einigen Jahren von den Times berichteten Fall, daß ein Lord, der einen großen Kettenhund hielt, einst, seinen Hof durchschreitend, sich beigehn ließ, den Hund liebkosen zu wollen, darauf dieser sogleich ihm den Arm von oben bis unten aufriß, — mit Recht! er wollte damit sagen: „Du bist nicht mein Herr, sondern mein Teufel, der mir mein kurzes Daseyn zur Hölle macht.“ Möge es Jedem so gehn, der Hunde ankettet. Auch Vögel im Käfig

zu halten ist Thierquälerei. Diese von der Natur so begünstigt Lebenden, welche im schnellsten Flug die Himmelsräume durchstreifen, auf einen Kubikfuß Raum zu beschränken; um sich an ihrem Geschrei zu weiden! —

§. 155.

Hat sich uns nun im Obigen ergeben, daß die erhöhte Erkenntnißkraft es ist, welche das Leben des Menschen schmerzensreicher macht, als das des Thieres; so können wir Dieses auf ein allgemeineres Gesetz zurückführen und dadurch einen viel weiteren Ueberblick erlangen.

Erkenntniß ist, an sich selbst, stets schmerzlos. Der Schmerz trifft allein den Willen und besteht in der Hemmung, Hinderung, Durchkreuzung desselben: dennoch ist dazu erfordert, daß diese Hemmung von der Erkenntniß begleitet sei. Wie nämlich das Licht den Raum nur dann erhellt, wann Gegenstände dasind, es zurückzuwerfen; wie der Ton der Resonanz bedarf, und der Schall überhaupt nur dadurch, daß die Wellen der vibrirenden Luft sich an harten Körpern brechen, weit hörbar wird; daher er auf isolirten Bergspitzen auffallend schwach ausfällt, ja, schon ein Gesang im Freien wenig Wirkung thut; — eben so nun muß die Hemmung des Willens, um als Schmerz empfunden zu werden, von der Erkenntniß, welcher doch, an sich selbst, aller Schmerz fremd ist, begleitet seyn.

Daher ist schon der physische Schmerz durch Nerven und deren Verbindung mit dem Gehirn bedingt, weshalb die Verletzung eines Gliedes nicht gefühlt wird, wenn dessen zum Gehirn gehende Nerven durchschnitten sind, oder das Gehirn selbst, durch Chloroform, depotenzirt ist. Ebendeswegen auch halten wir, sobald im Sterben das Bewußtseyn erloschen ist, alle noch folgenden Zuckungen für schmerzlos. Daß der geistige Schmerz durch Erkenntniß bedingt sei, versteht sich von selbst, und daß er mit dem Grade derselben wachse, ist leicht abzusehn, zudem im Obigen, wie auch in meinem Hauptwerke (Bd. 1, §. 56), nachgewiesen worden. — Wir können also das ganze Verhältniß bildlich so ausdrücken: der Wille ist die Saite, seine Durchkreuzung, oder Hinderung, deren Vibration, die Erkenntniß der Resonanzboden, der Schmerz ist der Ton.

Demzufolge nun ist nicht nur das Unorganische, sondern auch die Pflanze keines Schmerzes fähig; so viele Hemmungen auch der Wille in Beiden erleiden mag. Hingegen jedes Thier, selbst ein Infusorium, leidet Schmerz; weil Erkenntniß, sei sie auch noch so unvollkommen, der wahre Charakter der Thierheit ist. Mit ihrer Steigerung, auf der Skala der Animalität, wächst demgemäß auch der Schmerz. Er ist sonach bei den untersten Thieren noch äußerst gering: daher kommt es z. B. daß Insekten, die ihren abgerissenen und bloß an einem Darm hängenden Hinterleib nach sich schleppen, dabei noch fressen. Aber sogar bei den obersten Thieren kommt, wegen Abwesenheit der Begriffe und des Denkens, der Schmerz dem des Menschen noch nicht nahe. Auch durfte die Fähigkeit zu diesem ihren Höhepunkt erst da erreichen, wo vermöge der Vernunft und ihrer Besonnenheit, auch die Möglichkeit zur Verneinung des Willens vorhanden ist. Denn ohne diese wäre sie eine zwecklose Grausamkeit gewesen.

§. 156.

In früher Jugend sitzen wir vor unserm bevorstehenden Lebenslauf, wie die Kinder vor dem Theatervorhang, in froher und gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Ein Glück, daß wir nicht wissen, was wirklich kommen wird. Denn wer es weiß, dem können zu Zeiten die Kinder vorkommen wie unschuldige Delinquenten, die zwar nicht zum Tode, hingegen zum Leben verurtheilt sind, jedoch den Inhalt ihres Urtheils noch nicht vernommen haben. — Nichtsdestoweniger wünscht Jeder sich ein hohes Alter, also einen Zustand, darin es heißt: „es ist heute schlecht und wird nun täglich schlechter werden, — bis das Schlimmste kommt."

§. 157.

Wenn man, so weit es annäherungsweise möglich ist, die Summe von Noth, Schmerz und Leiden jeder Art sich vorstellt, welche die Sonne in ihrem Laufe bescheint; so wird man einräumen, daß es viel besser wäre, wenn sie auf der Erde so wenig, wie auf dem Monde, hätte das Phänomen des Lebens hervorrufen können, sondern, wie auf diesem, so auch auf jener die Oberfläche sich noch im krystallinischen Zustande befände. —

Man kann auch unſer Leben auffaſſen als eine unnützerweiſe ſtörende Epiſode in der ſeeligen Ruhe des Nichts. Jedenfalls wird ſelbſt Der, dem es darin erträglicher ergangen, je länger er lebt, deſto deutlicher inne, daß es im Ganzen a disappointment, nay, a cheat iſt, oder deutſch zu reden, den Charakter einer großen Myſtification, nicht zu ſagen einer Prellerei, trägt. Wenn zwei Jugendfreunde, nach der Trennung eines ganzen Menſchenalters, ſich als Greiſe wiederſehn; ſo iſt das vorherrſchende Gefühl, welches ihr eigener Anblick, weil an ihn ſich die Erinnerung früherer Zeit knüpft, gegenſeitig erregt, das des gänzlichen disappointment über das ganze Leben, als welches ehemals im roſigen Morgenlichte der Jugend ſo ſchön vor ihnen lag, ſo viel verſprach und ſo wenig gehalten hat. — Dies Gefühl herrſcht bei ihrem Wiederſehn ſo entſchieden vor, daß ſie gar nicht einmal nöthig erachten, es mit Worten auszudrücken, ſondern es gegenſeitig ſtillſchweigend vorausſetzend, auf dieſer Grundlage weiter ſprechen. —

Wer zwei oder gar drei Generationen des Menſchengeſchlechts erlebt, dem wird zu Muthe, wie dem Zuſchauer der Vorſtellungen der Gaukler aller Art in Buden, während der Meſſe, wenn er ſitzen bleibt und eine ſolche Vorſtellung zwei oder drei Mal hinter einander wiederholen ſieht: die Sachen waren nämlich nur auf Eine Vorſtellung berechnet, machen daher keine Wirkung mehr, nachdem die Täuſchung und die Neuheit verſchwunden iſt. —

Man möchte toll werden, wenn man die überſchwänglichen Anſtalten betrachtet, die zahlloſen flammenden Fixſterne im unendlichen Raume, die nichts weiter zu thun haben, als Welten zu beleuchten, die der Schauplatz der Noth und des Jammers ſind und im glücklichſten Fall nichts abwerfen, als Langeweile; — wenigſtens nach dem uns bekannten Probeſtück zu urtheilen. —

Sehr zu beneiden iſt Niemand, ſehr zu beklagen Unzählige. —

Das Leben iſt ein Penſum zum Abarbeiten: in dieſem Sinne iſt defunctus ein ſchöner Ausdruck. —

Man denke ſich ein Mal, daß der Zeugungsakt weder ein Bedürfniß, noch von Wolluſt begleitet, ſondern eine Sache der reinen vernünftigen Ueberlegung wäre: könnte wohl dann das

Menschengeschlecht noch bestehn? würde nicht vielmehr Jeder so viel Mitleid mit der kommenden Generation gehabt haben, daß er ihr die Last des Daseyns lieber erspart, oder wenigstens es nicht hätte auf sich nehmen mögen, sie kaltblütig ihr aufzulegen? —

Die Welt ist eben die Hölle, und die Menschen sind einerseits die gequälten Seelen und andererseits die Teufel darin. —

Da werde ich wohl wieder vernehmen müssen, meine Philosophie sei trostlos; — eben nur weil ich nach der Wahrheit rede, die Leute aber hören wollen, Gott der Herr habe Alles wohlgemacht. Geht in die Kirche und laßt die Philosophen in Ruhe. Wenigstens verlangt nicht, daß sie ihre Lehren eurer Abrichtung gemäß einrichten sollen: das thun die Lumpe, die Philosophaster: bei denen könnt ihr euch Lehren nach Belieben bestellen. Dem obligaten Optimismus der Philosophieprofessoren das Koncept zu verrücken ist so leicht, wie angenehm. —

Brahma bringt durch eine Art Sündenfall, oder Verirrung, die Welt hervor, bleibt aber dafür selbst darin, es abzubüßen, bis er sich daraus erlöst hat. — Sehr gut! — Im Buddhaismus entsteht sie in Folge einer, nach langer Ruhe eintretenden, unerklärlichen Trübung in der Himmelsklarheit des, durch Buße erlangten, seeligen Zustandes Nirwana, also durch eine Art Fatalität, die aber doch im Grunde moralisch zu verstehn ist; wiewohl die Sache sogar im Physischen, durch das unerklärliche Entstehn so eines Urweltnebelstreifs, aus dem eine Sonne wird, ein genau entsprechendes Bild und Analogon hat. Danach aber wird sie, in Folge moralischer Fehltritte, auch physisch gradweise schlechter und immer schlechter, bis sie gegenwärtige traurige Gestalt angenommen hat. Vortrefflich! — Den Griechen waren Welt und Götter das Werk einer unergründlichen Nothwendigkeit: — das ist erträglich, sofern es uns einstweilen zufrieden stellt. — Ormuzd lebt im Kampfe mit Ahriman: — das läßt sich hören. — Aber so ein Gott Jehovah, der animi causa und de gaieté de cœur diese Welt der Noth und des Jammers hervorbringt und dann noch gar sich selber Beifall klatscht, mit παντα καλα λιαν, — Das ist nicht zu ertragen. Sehn wir also in dieser Hinsicht die Judenreligion den niedrigsten Rang unter den Glaubenslehren civilisirter Völker einnehmen, so stimmt dies ganz zu Dem, daß sie auch die einzige ist, die

durchaus keine Unsterblichkeitslehre, noch irgend eine Spur davon hat. (S. den ersten Band dieses Werkes S. 136 fg.)

Wenn auch die Leibnitzische Demonstration, daß unter den möglichen Welten diese immer noch die beste sei, richtig wäre; so gäbe sie doch noch keine Theodicee. Denn der Schöpfer hat ja nicht bloß die Welt, sondern auch die Möglichkeit selbst geschaffen: er hätte demnach diese darauf einrichten sollen, daß sie eine bessere Welt zuließe.

Ueberhaupt aber schreit gegen eine solche Ansicht der Welt, als des gelungenen Werkes eines allweisen, allgütigen und dabei allmächtigen Wesens, zu laut einerseits das Elend, dessen sie voll ist, und andrerseits die augenfällige Unvollkommenheit und selbst burleske Verzerrung der vollendetesten ihrer Erscheinungen, der menschlichen. Hier liegt eine nicht aufzulösende Dissonanz. Hingegen werden eben jene Instanzen zu unsrer Rede stimmen und als Belege derselben dienen, wenn wir die Welt auffassen als das Werk unserer eigenen Schuld, mithin als etwas, das besser nicht wäre. Während dieselben, unter jener ersten Annahme, zu einer bittern Anklage gegen den Schöpfer werden und zu Sarkasmen Stoff geben, treten sie, unter der andern, als eine Anklage unsers eigenen Wesens und Willens auf, geeignet uns zu demüthigen. Denn sie leiten uns zu der Einsicht hin, daß wir, wie die Kinder liederlicher Väter, schon verschuldet auf die Welt gekommen sind und daß nur, weil wir fortwährend diese Schuld abzuverdienen haben, unser Daseyn so elend ausfällt und den Tod zum Finale hat. Nichts ist gewisser, als daß, allgemein ausgesprochen, die schwere Sünde der Welt es ist, welche das viele und große Leiden der Welt herbeiführt; wobei hier nicht der physisch empirische, sondern der metaphysische Zusammenhang gemeint ist. Dieser Ansicht gemäß ist es allein die Geschichte vom Sündenfall, die mich mit dem A. T. aussöhnt: sogar ist sie in meinen Augen die einzige metaphysische, wenn auch im Gewande der Allegorie auftretende Wahrheit in demselben. Denn nichts Anderm sieht unser Daseyn so völlig ähnlich, wie der Folge eines Fehltritts und eines strafbaren Gelüstens. Ich kann mich nicht entbrechen, dem denkenden Leser eine populare, aber überaus innige Betrachtung über diesen Gegenstand von Claudius zu empfehlen, welche den wesentlich pessimistischen Geist

des Christenthums an den Tag legt: sie steht, unter dem Titel „Verflucht sei der Acker um deinetwillen", im 4. Theile des Wandsbecker Boten.

Um allezeit einen sichern Kompaß, zur Orientirung im Leben, bei der Hand zu haben, und um dasselbe, ohne je irre zu werden, stets im richtigen Lichte zu erblicken, ist nichts tauglicher, als daß man sich angewöhne, diese Welt zu betrachten als einen Ort der Buße, also gleichsam als eine Strafanstalt, a penal colony, — ein ἐργαστηριον, wie schon die ältesten Philosophen sie nannten (Clem. Alex. Strom. L. III, c. 3, p. 399) und unter den christlichen Vätern Origenes es mit lobenswerther Kühnheit aussprach (Augustin. de civit. Dei, L. XI, c. 23); — welche Ansicht derselben auch ihre theoretische und objektive Rechtfertigung findet, nicht bloß in meiner Philosophie, sondern in der Weisheit aller Zeiten, nämlich im Brahmanismus, im Buddhaismus, beim Empedokles und Pythagoras; wie denn auch Cicero (Fragmenta de philosophia, Vol. 12, p. 316 ed. Bip.) anführt, daß von alten Weisen und bei der Einweihung in die Mysterien gelehrt wurde, nos ob aliqua scelera suscepta in vita superiore, poenarum luendarum causa natos esse. Am stärksten drückt es Vanini aus, den es leichter war zu verbrennen, als zu widerlegen, indem er sagt: Tot, tantisque homo repletus miseriis, ut si Christianae religioni non repugnaret, dicere auderem: si daemones dantur, ipsi, in hominum corpora transmigrantes, sceleris poenas luunt. (De admirandis naturae arcanis, dial. L, p. 353.) Aber selbst im ächten und wohlverstandenen Christenthum wird unser Daseyn aufgefaßt als die Folge einer Schuld, eines Fehltritts. Hat man jene Gewohnheit angenommen; so wird man seine Erwartungen vom Leben so stellen, wie sie der Sache angemessen sind, und demnach die Widerwärtigkeiten, Leiden, Plagen und Noth desselben, im Großen und im Kleinen, nicht mehr als etwas Regelwidriges und Unerwartetes ansehn, sondern ganz in der Ordnung finden, wohl wissend, daß hier Jeder für sein Daseyn gestraft wird, und zwar Jeder auf seine Weise. Zu den Uebeln einer Strafanstalt gehört denn auch die Gesellschaft, welche man daselbst antrifft. Wie es um diese hieselbst stehe, wird wer irgendwie einer bessern würdig wäre auch ohne mein Sagen

wiſſen. Der ſchönen Seele nun gar, wie auch dem Genie, mag bisweilen darin zu Muthe ſeyn, wie einem edlen Staatsgefangenen, auf der Galeere, unter gemeinen Verbrechern; daher ſie, wie dieſer, ſuchen werden, ſich zu iſoliren. Ueberhaupt jedoch wird die beſagte Auffaſſung uns befähigen, die ſogenannten Unvollkommenheiten, d. h. die moraliſch und intellektuell und dem entſprechend auch phyſiognomiſch nichtswürdige Beſchaffenheit der meiſten Menſchen, ohne Befremden, geſchweige mit Entrüſtung, zu betrachten: denn wir werden ſtets im Sinne behalten, wo wir ſind, folglich Jeden anſehn zunächſt als ein Weſen, welches nur in Folge ſeiner Sündhaftigkeit exiſtirt, deſſen Leben die Abbüßung der Schuld ſeiner Geburt iſt. Dieſe macht eben Das aus, was das Chriſtenthum die ſündige Natur des Menſchen nennt: ſie alſo iſt die Grundlage der Weſen, welchen man in dieſer Welt als ſeines Gleichen begegnet; wozu noch kommt, daß ſie, in Folge der Beſchaffenheit dieſer Welt, ſich meiſtentheils, mehr oder weniger, in einem Zuſtande des Leidens und der Unzufriedenheit befinden, der nicht geeignet iſt, ſie theilnehmender und liebreicher zu machen, und endlich noch, daß ihr Intellekt, in den allermeiſten Fällen, ein ſolcher iſt, wie er zum Dienſte ſeines Willens knapp ausreicht. Danach alſo haben wir unſere Anſprüche auf die Geſellſchaft in dieſer Welt zu regeln. Wer dieſen Geſichtspunkt feſthält, könnte den Trieb zur Geſelligkeit eine verderbliche Neigung nennen.

In der That iſt die Ueberzeugung, daß die Welt, alſo auch der Menſch, etwas iſt, das eigentlich nicht ſeyn ſollte, geeignet, uns mit Nachſicht gegen einander zu erfüllen: denn was kann man von Weſen unter ſolchem Prädikament erwarten? — Ja, von dieſem Geſichtspunkt aus könnte man auf den Gedanken kommen, daß die eigentlich paſſende Anrede zwiſchen Menſch und Menſch, ſtatt Monsieur, Sir, u. ſ. w., ſeyn möchte „Leidensgefährte, Socî malorum, compagnon de misères, my fellow-sufferer.“ So ſeltſam dies klingen mag; ſo entſpricht es doch der Sache, wirft auf den Andern das richtigſte Licht und erinnert an das Nöthigſte, an die Toleranz, Geduld, Schonung und Nächſtenliebe, deren Jeder bedarf und die daher auch Jeder ſchuldig iſt.

Anhang verwandter Stellen.

Der Charakter der Dinge dieſer Welt, namentlich der Menſchenwelt, iſt nicht ſowohl, wie oft geſagt worden, Unvollkommenheit, als vielmehr Verzerrung, im Moraliſchen, im Intellektuellen, Phyſiſchen, in Allem. —

Die bisweilen für manche Laſter gehörte Entſchuldigung: „und doch iſt es dem Menſchen natürlich", reicht keineswegs aus; ſondern man ſoll darauf erwidern: „eben weil es ſchlecht iſt, iſt es natürlich, und eben weil es natürlich iſt, iſt es ſchlecht." — Dies recht zu verſtehn muß man den Sinn der Lehre von der Erbſünde erkannt haben. —

Bei Beurtheilung eines menſchlichen Individuums ſollte man ſtets den Geſichtspunkt feſthalten, daß die Grundlage deſſelben etwas iſt, das gar nicht ſeyn ſollte, etwas Sündliches, Verkehrtes, Das, weshalb es dem Tode verfallen iſt; welche ſchlechte Grundbeſchaffenheit ſogar ſich darin charakteriſirt, daß Keiner verträgt, daß man ihn aufmerkſam betrachte. Was darf man von einem ſolchen Weſen erwarten? Geht man alſo hievon aus, ſo wird man ihn nachſichtiger beurtheilen, wird ſich nicht wundern, wenn die Teufel, die in ihm ſtecken, einmal wach werden und herausſchauen, und wird das Gute, welches dennoch, ſei es nun in Folge des Intellekts oder woher ſonſt, in ihm ſich eingefunden hat, beſſer zu ſchätzen wiſſen. — Zweitens aber ſoll man auch ſeine Lage bedenken und wohl erwägen, daß das Leben weſentlich ein Zuſtand der Noth und oft des Jammers iſt, wo Jedes um ſein Daſeyn zu ringen und zu kämpfen hat und daher nicht immer liebliche Mienen aufſetzen kann. Wäre, im Gegentheil, der Menſch Das, wozu ihn alle optimiſtiſchen Religionen und Philoſophien machen wollen, das Werk oder gar die Inkarnation eines Gottes, überhaupt ein Weſen, das in jedem Sinne ſeyn und ſo ſeyn ſollte, wie es iſt; — wie ganz anders müßte dann der erſte Anblick, die nähere Bekanntſchaft und der fort-

gesetzte Umgang eines jeden Menschen mit uns wirken, als jetzt der Fall ist! —

Zur Geduld im Leben und dem gelassenen Ertragen der Uebel und der Menschen kann nichts tauglicher seyn, als eine Buddhaistische Erinnerung dieser Art: „Dies ist Sansara: die Welt des Gelüstes und Verlangens, und daher die Welt der Geburt, der Krankheit, des Alterns und Sterbens: es ist die Welt, welche nicht seyn sollte. Und Dies hier ist die Bevölkerung der Sansara. Was also könnt ihr Besseres erwarten?" Ich möchte vorschreiben, daß Jeder sich Dies täglich vier Mal mit Bewußtseyn der Sache wiederholte. —

Der rechte Maaßstab zur Beurtheilung eines jeden Menschen ist, daß er eigentlich ein Wesen sei, welches gar nicht existiren sollte, sondern sein Daseyn abbüßt durch vielgestaltetes Leiden und Tod: — was kann man von einem solchen erwarten? Sind wir denn nicht Alle zum Tode verurtheilte Sünder? Wir büßen unsere Geburt erstlich durch das Leben und zweitens durch das Sterben ab. — Dies allegorisirt auch die Erbsünde. —

Pardon's the word to all (Cymbeline A. 5, Sc. 5). Mit jeder menschlichen Thorheit, Fehler, Laster sollen wir Nachsicht haben, bedenkend, daß, was wir da vor uns haben, eben nur unsere eigenen Thorheiten, Fehler und Laster sind: denn es sind eben die Fehler der Menschheit, welcher auch wir angehören und sonach ihre sämmtlichen Fehler an uns haben, also auch die, über welche wir eben jetzt uns entrüsten, bloß weil sie nicht gerade jetzt bei uns hervortreten: sie sind nämlich nicht auf der Oberfläche, aber sie liegen unten auf dem Grund und werden beim ersten Anlaß heraufkommen und sich zeigen, ebenso wie wir sie jetzt am Andern sehn; wenngleich bei Einem dieser, bei Jenem ein anderer hervorsticht, oder wenn auch nicht zu leugnen ist, daß das gesammte Maaß aller schlechten Eigenschaften beim Einen sehr viel größer, als beim Andern ist. Denn der Unterschied der Individualitäten ist unberechenbar groß.

Kapitel XIII.

Ueber den Selbstmord.

---

§. 158.

So viel ich sehe, sind es allein die monotheistischen, also jüdischen Religionen, deren Bekenner die Selbsttödtung als ein Verbrechen betrachten. Dies ist um so auffallender, als weder im alten, noch im neuen Testament irgend ein Verbot, oder auch nur eine entschiedene Mißbilligung derselben zu finden ist; daher denn die Religionslehrer ihre Verpönung des Selbstmordes auf ihre eigenen philosophischen Gründe zu stützen haben, um welche es aber so schlecht steht, daß sie, was den Argumenten an Stärke abgeht, durch die Stärke der Ausdrücke ihres Abscheues, also durch Schimpfen, zu ersetzen suchen. Da müssen wir denn hören, Selbstmord sei die größte Feigheit, sei nur im Wahnsinn möglich, und dergleichen Abgeschmacktheiten mehr, oder auch die ganz sinnlose Phrase, der Selbstmord sei „unrecht"; während doch offenbar Jeder auf Nichts in der Welt ein so unbestreitbares Recht hat, wie auf seine eigene Person und Leben. (Vergl. §. 122.) Sogar den Verbrechen wird, wie gesagt, der Selbstmord beigezählt, und daran knüpft sich, zumal im pöbelhaft bigotten England, ein schimpfliches Begräbniß und die Einziehung des Nachlasses, — weshalb die Jury fast immer auf Wahnsinn erkennt. Man lasse hierüber zunächst einmal das moralische Gefühl entscheiden und vergleiche den Eindruck, welchen die Nachricht, daß ein Bekannter ein Verbrechen, also einen Mord, eine Grausamkeit, einen Betrug, einen Diebstahl begangen habe, auf uns macht, mit dem der Nachricht von seinem freiwilligen Tode. Während die erstere lebhafte Indignation, höchsten Unwillen, Aufruf zur Bestrafung oder zur Rache hervorruft, wird die

letztere Wehmuth und Mitleiden erregen, denen ſich wohl öfter eine Bewunderung ſeines Muthes, als die moraliſche Mißbilligung, welche eine ſchlechte Handlung begleitet, beimiſcht. Wer hat nicht Bekannte, Freunde, Verwandte gehabt, die freiwillig aus der Welt geſchieden ſind? — und an dieſe ſollte Jeder mit Abſcheu denken, als an Verbrecher? Nego ac pernego! Vielmehr bin ich der Meinung, daß die Geiſtlichkeit einmal aufgefordert werden ſollte Rede zu ſtehen, mit welcher Befugniß ſie, ohne irgend eine bibliſche Auktorität aufweiſen zu können, ja, auch nur irgend ſtichhaltige philoſophiſche Argumente zu haben, von der Kanzel und in Schriften eine Handlung, die viele von uns geehrte und geliebte Menſchen begangen haben, zum Verbrechen ſtempelt und Denen, die freiwillig aus der Welt gehn, das ehrliche Begräbniß verweigert; wobei aber feſtzuſtellen, daß man Gründe verlangt, nicht aber leere Redensarten oder Schimpfworte dafür annehmen wird.*) — Wenn die Kriminaljuſtiz den Selbſtmord verpönt, ſo iſt Dies kein kirchlich gültiger Grund und überdies entſchieden lächerlich: denn welche Strafe kann Den abſchrecken, der den Tod ſucht? — Beſtraft man den Verſuch zum Selbſtmord, ſo iſt es die Ungeſchicklichkeit, durch welche er mißlang, die man beſtraft.

Auch waren die Alten weit davon entfernt, die Sache in jenem Lichte zu betrachten. Plinius (histor. nat. lib. 28, c. 1; vol. IV, p. 351 ed. Bip.) ſagt: Vitam quidem non adeo expetendam censemus, ut quoque modo trahenda sit. Quisquis es talis, aeque moriere, etiam cum obscoenus vixeris, aut nefandus. Quapropter hoc primum quisque in remediis animi sui habeat: ex omnibus bonis, quae homini tribuit natura, nullum melius esse tempestiva morte: idque in ea optimum, quod illam sibi quisque praestare

*) Eine beigeſchriebene „Variante" zu Obigem lautet: „... daß die Geiſtlichkeit einmal aufgefordert werden ſollte, die Gründe darzulegen, aus welchen ſie (in ſolchem Fall) unſere Freunde und Verwandte zu Verbrechern ſtempelt und ihnen das ehrliche Begräbniß verſagt. Bibliſche Gründe giebt es nicht, und philoſophiſche ſind nicht ſtichhaltig, gelten überdies nicht in der Kirche. Alſo woher? woher? woher? loquimini! Der Tod iſt eine uns zu nöthige letzte Zuflucht, als daß wir durch bloße Machtſprüche der Pfaffen ſie uns ſollten nehmen laſſen." Der Herausg.

poterit. Auch ſagt derſelbe (Lib. 2, c. 7; vol. I, p. 125): ne Deum quidem posse omnia. Namque nec sibi potest mortem consciscere, si velit, quod homini dedit optimum in tantis vitae poenis etc. Wurde doch, in Maſſilia und auf der Inſel Keos, der Schierlingstrank ſogar öffentlich, vom Magiſtrat, Demjenigen überreicht, der triftige Gründe das Leben zu verlaſſen, anführen konnte (Val. Max. L. II. c. 6, §. 7 et 8)*). Und wie viele Helden und Weiſe des Alterthums haben nicht ihr Leben durch freiwilligen Tod geendet! Zwar ſagt Ariſtoteles (Eth. Nicom. V, 15) der Selbſtmord ſei ein Unrecht gegen den Staat, wiewohl nicht gegen die eigene Perſon: jedoch führt Stobäos in ſeiner Darſtellung der Ethik der Peripatetiker (Ecl. eth. II, c. 7, p. 286) den Satz an: Φευκτον δε τον βιον γιγνεσθαι τοις μεν ἀγαθοις ἐν ταις ἀγαν ἀτυχιαις· τοις δε κακοις και ἐν ταις ἀγαν εὐτυχιαις. (Vitam autem relinquendam esse bonis in nimiis quidem miseriis, pravis vero in nimium quoque secundis.) Und auf ähnliche Weiſe p. 312: Διο και γαμησειν, και παιδοποιησεσθαι, και πολιτευσεσθαι etc. και καθολου την ἀρετην ἀσκουντα και μενειν ἐν τῳ βιῳ, και παλιν, εἰ δεοι, ποτε δι' ἀναγκας ἀπαλλαγησεσθαι, ταφης προνοησαντα etc. (Ideoque et uxorem ducturum, et liberos procreaturum, et ad civitatem accessurum etc. atque omnino virtutem colendo tum vitam servaturum, tum iterum, cogente necessitate, relicturum etc.) Nun gar von den Stoikern finden wir den Selbſtmord als eine edle und heldenmüthige Handlung geprieſen; was ſich durch Hunderte von Stellen, die ſtärkſten aus dem Seneka, belegen ließe. Bei den Hindu ferner kommt bekanntlich die Selbſttödtung oft als religiöſe Handlung vor, namentlich als Witwenverbrennung, auch als Hinwerfen unter die Räder des Götterwagens zu Jaggernaut, als Sichpreisgeben den Krokodilen des Ganges, oder heiliger Tempelteiche, und ſonſt. Eben ſo auf dem Theater, dieſem Spiegel des Lebens: da ſehn wir z. B. in dem berühmten chine-

*) Auf der Inſel Keos war es Sitte, daß die Greiſe ſich freiwillig den Tod gaben. S. Valerius Maximus, Lib. II, c. 6. — Heraclides Ponticus, fragmenta de rebus publicis IX. — Aelian. var. hist. III, 37. — Strabo, lib. X, cap. 5, §. 6. ed. Kramer.

sischen Stück l'orphelin de la Chine (trad. p. St. Julien 1834) fast alle edele Charaktere durch Selbstmord enden, ohne daß irgend angedeutet wäre, oder es dem Zuschauer einfiele, sie begiengen ein Verbrechen. Ja, auf unserer eigenen Bühne ist es im Grunde nicht anders; z. B. Palmira im Mahomet; Mortimer in Maria Stuart; Othello; Gräfin Terzky. Ist Hamlets Monolog die Meditation eines Verbrechens? er besagt bloß, daß, wenn wir gewiß wären, durch den Tod absolut vernichtet zu werden, er, angesehen die Beschaffenheit der Welt, unbedingt zu wählen seyn würde. But there lies the rub. — Die Gründe aber gegen den Selbstmord, welche von den Geistlichen der monotheistischen, d. i. jüdischen Religionen und den ihnen sich anbequemenden Philosophen aufgestellt werden, sind schwache, leicht zu widerlegende Sophismen. (Siehe meine Abhandlung über das Fundament der Moral, §. 5.) Die gründlichste Widerlegung derselben hat Hume geliefert in seinem Essay on Suicide, der erst nach seinem Tode erschienen ist und von der schimpflichen Bigotterie und schmählichen Pfaffenherrschaft in England sogleich unterdrückt wurde; daher nur sehr wenige Exemplare heimlich und zu theurem Preise verkauft wurden, und wir die Erhaltung dieser und einer andern Abhandlung des großen Mannes dem Baseler Nachdruck verdanken: Essays on Suicide and the Immortality of the soul, by the late Dav. Hume, Basil 1799, sold by James Decker. 124 S. 8°. Daß aber eine rein philosophische, mit kalter Vernunft die gangbaren Gründe gegen den Selbstmord widerlegende und von einem der ersten Denker und Schriftsteller Englands herrührende Abhandlung sich hat daselbst heimlich, wie ein Bubenstück durchschleichen müssen, bis sie im Auslande Schutz fand, gereicht der englischen Nation zu großer Schande. Zugleich zeigt es, was für ein gutes Gewissen in diesem Punkte die Kirche hat. — Den allein triftigen moralischen Grund gegen den Selbstmord habe ich dargelegt in meinem Hauptwerk Bd. 1. §. 69. Er liegt darin, daß der Selbstmord der Erreichung des höchsten moralischen Zieles entgegensteht, indem er der wirklichen Erlösung aus dieser Welt des Jammers eine bloß scheinbare unterschiebt. Allein von dieser Verirrung bis zu einem Verbrechen, wozu ihn die christliche Geistlichkeit stempeln will, ist ein sehr weiter Weg.

Das Christenthum trägt in seinem Innersten die Wahrheit, daß das Leiden (Kreuz) der eigentliche Zweck des Lebens ist: daher verwirft es, als diesem entgegenstehend, den Selbstmord, welchen hingegen das Alterthum, von einem niedrigern Standpunkt aus, billigte, ja ehrte. Jener Grund gegen den Selbstmord ist jedoch ein asketischer, gilt also nur von einem viel höheren ethischen Standpunkt aus, als der, den europäische Moralphilosophen jemals eingenommen haben. Steigen wir aber von jenem sehr hohen Standpunkt herab; so giebt es keinen haltbaren moralischen Grund mehr, den Selbstmord zu verdammen. Der außerordentlich lebhafte, und doch weder durch die Bibel, noch durch triftige Gründe unterstützte Eifer der Geistlichkeit monotheistischer Religionen gegen denselben scheint daher auf einem verhehlten Grunde beruhen zu müssen: sollte es nicht dieser seyn, daß das freiwillige Aufgeben des Lebens ein schlechtes Kompliment ist für Den, welcher gesagt hat παντα καλα λιαν? — So wäre es denn abermals der obligate Optimismus dieser Religionen, welcher die Selbsttödtung anklagt, um nicht von ihr angeklagt zu werden.

§. 159.

Im Ganzen wird man finden, daß, sobald es dahin gekommen ist, daß die Schreckniſſe des Lebens die Schreckniſſe des Todes überwiegen, der Mensch seinem Leben ein Ende macht. Der Widerstand der letzteren ist jedoch bedeutend: sie stehn gleichsam als Wächter vor der Ausgangspforte. Vielleicht lebt Keiner, der nicht schon seinem Leben ein Ende gemacht hätte, wenn dies Ende etwas rein Negatives wäre, ein plötzliches Aufhören des Daseyns. — Allein es ist etwas Positives dabei: die Zerstörung des Leibes. Diese scheucht zurück; eben weil der Leib die Erscheinung des Willens zum Leben ist.

Inzwischen ist der Kampf mit jenen Wächtern, in der Regel, nicht so schwer, wie es uns von Weitem scheinen mag; und zwar in Folge des Antagonismus zwischen geistigen und körperlichen Leiden. Nämlich wenn wir körperlich sehr schwer, oder anhaltend leiden, werden wir gegen allen andern Kummer gleichgültig: unsre Herstellung allein liegt uns am Herzen. Eben so nun machen starke geistige Leiden uns gegen körperliche unempfindlich: wir verachten sie. Ja, wenn sie etwan das Ueber-

gewicht erlangen; ſo iſt uns Dies eine wohlthuende Zerſtreuung, ein Pauſe der geiſtigen Leiden. Dies eben iſt es, was den Selbſtmord erleichtert, indem der mit demſelben verknüpfte körperliche Schmerz in den Augen des von übergroßen geiſtigen Leiden Gepeinigten alle Wichtigkeit verliert. Beſonders ſichtbar wird Dies an Denen, welche durch rein krankhafte, tiefe Mißſtimmung zum Selbſtmord getrieben werden. Dieſen koſtet er gar keine Selbſtüberwindung: ſie brauchen gar keinen Anlauf dazu zu nehmen; ſondern ſobald der ihnen beigegebene Hüter ſie auf zwei Minuten allein läßt, machen ſie raſch ihrem Leben ein Ende.

§. 160.

Wenn in ſchweren, grauſenhaften Träumen die Beängſtigung den höchſten Grad erreicht: ſo bringt eben ſie ſelbſt uns zum Erwachen, durch welches alle jene Ungeheuer der Nacht verſchwinden. Das Selbe geſchieht im Traume des Lebens, wann der höchſte Grad der Beängſtigung uns nöthigt, ihn abzubrechen.

§. 161.

Der Selbſtmord kann auch angeſehen werden als ein Experiment, eine Frage, die man der Natur ſtellt und die Antwort darauf erzwingen will: nämlich, welche Aenderung das Daſeyn und die Erkenntniß des Menſchen durch den Tod erfahre. Aber es iſt ein ungeſchicktes: denn es hebt die Identität des Bewußtſeyns, welches die Antwort zu vernehmen hätte, auf.

Kapitel XIV.

Nachträge zur Lehre von der Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben.

---

§. 162.

Gewiſſermaaßen iſt es a priori einzuſehn, vulgo verſteht es ſich von ſelbſt, daß Das, was jetzt das Phänomen der Welt hervorbringt, auch fähig ſeyn müſſe, dieſes nicht zu thun, mithin in Ruhe zu verbleiben, — oder, mit andern Worten, daß es zur gegenwärtigen διαστολη auch eine συστολη geben müſſe. Iſt nun die Erſtere die Erſcheinung des Wollens des Lebens; ſo wird die Andere die Erſcheinung des Nichtwollens deſſelben ſeyn. Auch wird dieſe, im Weſentlichen, das Selbe ſeyn mit dem magnum Sakhepat der Vedalehre (im Oupnekhat Vol. 1, p. 163), der Nirwana der Buddhaiſten, auch mit dem επεκεινα der Neuplatoniker.

Gegen gewiſſe alberne Einwürfe bemerke ich, daß die Verneinung des Willens zum Leben keineswegs die Vernichtung einer Subſtanz beſage, ſondern den bloßen Aktus des Nichtwollens: das Selbe, was bisher gewollt hat, will nicht mehr. Da wir dies Weſen, den Willen, als Ding an ſich bloß in und durch den Aktus des Wollens kennen, ſo ſind wir unvermögend zu ſagen oder zu faſſen, was es, nachdem es dieſen Aktus aufgegeben hat, noch ferner ſei oder treibe: daher iſt die Verneinung für uns, die wir die Erſcheinung des Wollens ſind, ein Uebergang in's Nichts.

§. 163.

Zwiſchen der Ethik der Griechen und der Hindu iſt ein greller Gegenſatz. Jene (wiewohl mit Ausnahme des Platon) hat zum Zweck die Befähigung, ein glückliches Leben, vitam

beatam, zu führen; dieſe hingegen die Befreiung und Erlöſung vom Leben überhaupt; — wie Solches direkt ausgeſprochen iſt gleich im erſten Satz der Sankhya Karika.

Einen hiemit verwandten und durch die Anſchaulichkeit ſtärkern Kontraſt wird man erhalten, wenn man den ſchönen antiken Sarkophag auf der Gallerie zu Florenz betrachtet, deſſen Rilievi die ganze Reihe der Ceremonien einer Hochzeit, vom erſten Antrag an, bis wo Hymens Fackel zum Torus leuchtet, darſtellen, und nun daneben ſich den chriſtlichen Sarg denkt, ſchwarz behängt, zum Zeichen der Trauer, und mit dem Krucifix darauf. Der Gegenſatz iſt ein höchſt bedeutſamer. Beide wollen über den Tod tröſten; beide auf entgegengeſetzte Weiſe, und beide haben Recht. Der eine bezeichnet die Bejahung des Willens zum Leben, als welcher das Leben, alle Zeit hindurch, gewiß bleibt, ſo ſchnell auch die Geſtalten wechſeln mögen. Der andere bezeichnet, durch die Symbole des Leidens und des Todes, die Verneinung des Willens zum Leben und die Erlöſung aus einer Welt, wo Tod und Teufel regieren. — Zwiſchen dem Geiſte des griechiſch-römiſchen Heidenthums und dem des Chriſtenthums iſt der eigentliche Gegenſatz der der Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben, — wonach an letzter Stelle das Chriſtenthum im Grunde Recht behält.

§. 164.

Zu allen Ethiken europäiſcher Philoſophie ſteht die meinige im Verhältniß des neuen Teſtaments zum alten; nach dem kirchlichen Begriff dieſes Verhältniſſes. Das A. T. nämlich ſtellt den Menſchen unter die Herrſchaft des Geſetzes, welches jedoch nicht zur Erlöſung führt. Das N. T. hingegen erklärt das Geſetz für unzulänglich, ja, ſpricht davon los (z. B. Röm. 7, Gal. 2 u. 3). Dagegen predigt es das Reich der Gnade, zu welchem man gelange durch Glauben, Nächſtenliebe und gänzliche Verleugnung ſeiner ſelbſt: Dies ſei der Weg zur Erlöſung vom Uebel und von der Welt. Denn allerdings iſt, allen proteſtantiſch-rationaliſtiſchen Verdrehungen zum Trotz, der asketiſche Geiſt ganz eigentlich die Seele des N. T. Dieſer aber iſt eben die Verneinung des Willens zum Leben, und jener Uebergang vom A. T. zum N. T., von der Herrſchaft des Geſetzes zur Herrſchaft des

Glaubens, von der Rechtfertigung durch Werke zur Erlösung durch den Mittler, von der Herrschaft der Sünde und des Todes zum ewigen Leben in Christo, bedeutet, sensu proprio, den Uebergang von den bloß moralischen Tugenden zur Verneinung des Willens zum Leben. — Im Geiste des A. T. nun sind alle mir vorhergängigen philosophischen Ethiken gehalten, mit ihrem absoluten (d. h. des Grundes, wie des Zieles entbehrenden) Sittengesetz und allen ihren moralischen Geboten und Verboten zu denen im Stillen der befehlende Jehovah hinzugedacht wird; so verschieden auch die Formen und Darstellungen der Sache bei ihnen ausfallen. Meine Ethik hingegen hat Grund, Zweck und Ziel: sie weist zuvörderst theoretisch den metaphysischen Grund der Gerechtigkeit und Menschenliebe nach und zeigt dann auch das Ziel, zu welchem diese, wenn vollkommen geleistet, am Ende hinführen müssen. Zugleich gesteht sie die Verwerflichkeit der Welt aufrichtig ein und weist auf die Verneinung des Willens, als den Weg zur Erlösung aus ihr, hin. Sie ist sonach wirklich im Geiste des N. T., während die andern sämmtlich in dem des alten sind und demgemäß auch theoretisch auf bloßes Judenthum (nackten, despotischen Theismus) hinauslaufen. In diesem Sinne könnte man meine Lehre die eigentliche Christliche Philosophie nennen; — so paradox Dies Denen scheinen mag, die nicht auf den Kern der Sache gehn, sondern bei der Schaale stehn bleiben.

§. 165.

Wer etwas tiefer zu denken fähig ist wird bald absehn, daß die menschlichen Begierden nicht erst auf dem Punkte anfangen können, sündlich zu seyn, wo sie, in ihren individuellen Richtungen einander zufällig durchkreuzend, Uebel von der einen und Böses von der andern Seite veranlassen; sondern daß, wenn Dieses ist, sie auch schon ursprünglich und ihrem Wesen nach sündlich und verwerflich seyn müssen, folglich der ganze Wille zum Leben selbst ein verwerflicher ist. Ist ja doch aller Gräuel und Jammer, davon die Welt voll ist, bloß das nothwendige Resultat der gesammten Charaktere, in welchen der Wille zum Leben sich objektivirt, unter den an der ununterbrochenen Kette der Nothwendigkeit eintretenden Umständen, welche ihnen die

Motive liefern; alſo der bloße Commentar zur Bejahung des Willens zum Leben. (Vergl. Theologia, deutſch, p. 93.)*) — Daß unſer Daſeyn ſelbſt eine Schuld implicirt, beweiſt der Tod.

§. 166.

Ein edler Charakter wird nicht leicht über ſein eigenes Schickſal klagen; vielmehr wird von ihm gelten, was Hamlet dem Horatio nachrühmt:

for thou hast been
As one, in suffering all, that suffers nothing.

(Denn du biſt, während du Alles zu leiden hatteſt, geweſen wie Einer, dem nichts widerfuhr.)

Und Dies iſt daraus zu verſtehn, daß ein ſolcher, ſein eigenes Weſen auch in Andern erkennend und daher an ihrem Schickſale Theil nehmend, rings um ſich, faſt immer, noch härtere Looſe als ſein eigenes erblickt; weshalb er zu einer Klage über dieſes nicht kommen kann. Hingegen wird ein unedler Egoiſt, der alle Realität auf ſich ſelbſt beſchränkt und die Andern als bloße Larven und Phantasmen anſieht, am Schickſal dieſer keinen Theil nehmen, ſondern ſeinem eigenen ſeine ganze Theilnahme zuwenden; wovon denn große Empfindlichkeit und häufige Klagen die Folge ſind.

Eben jenes Sichwiedererkennen in der fremden Erſcheinung, aus welchem, wie ich oft nachgewieſen habe, zunächſt Gerechtigkeit und Menſchenliebe hervorgehn, führt endlich zum Aufgeben des Willens; weil die Erſcheinungen, in denen dieſer ſich darſtellt, ſo entſchieden im Zuſtande des Leidens ſich befinden, daß wer ſein Selbſt auf ſie alle ausdehnt es nicht ferner wollen kann; — eben wie Einer, der alle Looſe der Lotterie nimmt, nothwendig großen Verluſt erleiden muß. Die Bejahung des Willens ſetzt Beſchränkung des Selbſtbewußtſeyns auf das eigene Individuum voraus und baut auf die Möglichkeit eines günſtigen Lebenslaufs aus der Hand des Zufalls.

---

*) Theologia, deutſch, herausgeg. von Franz Pfeiffer, Stuttgart 1851, p. 93, iſt ſchon oben, S. 106, zu Kap. 5 dieſes Bandes citirt.
Der Herausg.

§. 167.

Geht man, bei der Auffaſſung der Welt, vom Dinge an ſich, dem Willen zum Leben, aus; ſo findet man als deſſen Kern, als deſſen größte Koncentration, den Generationsakt: dieſer ſtellt ſich dann dar als das Erſte, als der Ausgangspunkt: er iſt das punctum saliens des Welteies und die Hauptſache. Welch ein Kontraſt hingegen, wenn man von der als Erſcheinung gegebenen, empiriſchen Welt, der Welt als Vorſtellung, ausgeht! Hier nämlich ſtellt jener Akt ſich dar als ein ganz Einzelnes und Beſonderes, von untergeordneter Wichtigkeit, ja, als eine verdeckte und verſteckte Nebenſache, die ſich nur einſchleicht, eine paradoxe Anomalie, die häufigen Stoff zum Lachen giebt. Es könnte uns jedoch auch bedünken, der Teufel habe nur ſein Spiel dabei verſtecken wollen: denn der Beiſchlaf iſt ſein Handgeld und die Welt ſein Reich. Hat man denn nicht bemerkt, wie illico post coitum cachinnus auditur Diaboli? welches, ernſtlich geſprochen, darauf beruht, daß die Geſchlechtsbegierde, zumal wenn, durch Fixiren auf ein beſtimmtes Weib, zur Verliebtheit koncentrirt, die Quinteſſenz der ganzen Prellerei dieſer nobeln Welt iſt; da ſie ſo unausſprechlich, unendlich und überſchwänglich viel verſpricht und dann ſo erbärmlich wenig hält. —

Der Antheil des Weibes an der Zeugung iſt, in gewiſſem Sinne, ſchuldloſer, als der des Mannes; ſofern nämlich dieſer dem zu Erzeugenden den Willen giebt, welcher die erſte Sünde und daher die Quelle alles Böſen und Uebels iſt; das Weib hingegen die Erkenntniß, welche den Weg zur Erlöſung eröffnet. Der Generationsakt iſt der Weltknoten, indem er beſagt: „der Wille zum Leben hat ſich aufs Neue bejaht". In dieſem Sinne wehklagt eine ſtehende Brahmaniſche Floskel „wehe, wehe! der Lingam iſt in der Yoni". — Die Konception und Schwangerſchaft hingegen beſagt: „dem Willen iſt auch wieder das Licht der Erkenntniß beigegeben"; — bei welchem nämlich er ſeinen Weg wieder hinausfinden kann, und alſo die Möglichkeit der Erlöſung aufs Neue eingetreten iſt.

Hieraus erklärt ſich die beachtungswerthe Erſcheinung, daß, während jedes Weib, wenn beim Generationsakte überraſcht, vor Schaam vergehn möchte, ſie hingegen ihre Schwangerſchaft, ohne eine Spur von Schaam, ja, mit einer Art Stolz, zur Schau

trägt; da doch sonst überall ein unfehlbar sicheres Zeichen als gleichbedeutend mit der bezeichneten Sache selbst genommen wird, daher denn auch jedes andere Zeichen des vollzogenen Coitus das Weib im höchsten Grade beschämt; nur allein die Schwangerschaft nicht. Dies ist daraus zu erklären, daß, laut Obigem, die Schwangerschaft, in gewissem Sinne, eine Tilgung der Schuld, welche der Coitus contrahirt, mit sich bringt, oder wenigstens in Aussicht stellt. Daher trägt der Coitus alle Schaam und Schande der Sache; hingegen die ihm so nahe verschwisterte Schwangerschaft bleibt rein und unschuldig, ja, wird gewissermaaßen ehrwürdig.

Der Coitus ist hauptsächlich die Sache des Mannes; die Schwangerschaft ganz allein des Weibes. Vom Vater erhält das Kind den Willen, den Charakter; von der Mutter den Intellekt. Dieser ist das erlösende Princip; der Wille das bindende. Das Anzeichen des steten Daseyns des Willens zum Leben in der Zeit, trotz aller Steigerung der Beleuchtung durch den Intellekt, ist der Coitus: das Anzeichen des diesem Willen aufs Neue zugesellten, die Möglichkeit der Erlösung offen haltenden Lichtes der Erkenntniß, und zwar im höchsten Grade der Klarheit, ist die erneuerte Menschwerdung des Willens zum Leben. Das Zeichen dieser ist die Schwangerschaft, welche daher frank und frei, ja, stolz einhergeht, während der Coitus sich verkriecht, wie ein Verbrecher.

§. 168.

Einige Kirchenväter haben gelehrt, daß sogar die eheliche Beiwohnung nur dann erlaubt sei, wann sie bloß der Kindererzeugung wegen geschehe, ἐπι μονῃ παιδοποιᾳ, wie Clemens Alex. Strom. L. III, c. 11 sagt. (Die betreffenden Stellen findet man zusammengestellt in P. E. Lind, de coelibatu Christianorum, c. 1.) Clemens (Strom. III, c. 3) legt diese Ansicht auch den Pythagoreern bei. Dieselbe ist jedoch, genau genommen, irrig. Denn, wird der Coitus nicht mehr seiner selbst wegen gewollt; so ist schon die Verneinung des Willens zum Leben eingetreten, und dann ist die Fortpflanzung des Menschengeschlechts überflüssig und sinnleer; sofern der Zweck bereits erreicht ist. Zudem, ohne alle subjektive Leidenschaft, ohne Ge-

lüste und physischen Drang, bloß aus reiner Ueberlegung und kaltblütiger Absicht einen Menschen in die Welt zu setzen, damit er darin sei, — dies wäre eine moralisch sehr bedenkliche Handlung, welche wohl nur Wenige auf sich nehmen würden, ja, der vielleicht gar Einer nachsagen könnte, daß sie zur Zeugung aus bloßem Geschlechtstrieb sich verhielte, wie der kaltblütig überlegte Mord zum Todtschlag im Zorn.

Auf dem umgekehrten Grunde beruht eigentlich die Verdammlichkeit aller widernatürlichen Geschlechtsbefriedigungen; weil durch diese dem Triebe willfahren, also der Wille zum Leben bejaht wird, die Propagation aber wegfällt, welche doch allein die Möglichkeit der Verneinung des Willens offen erhält. Hieraus ist zu erklären, daß erst mit dem Eintritt des Christenthums, weil dessen Tendenz asketisch ist, die Päderastie als eine schwere Sünde erkannt wurde.

§. 169.

Ein Kloster ist ein Zusammentreten von Menschen, die Armuth, Keuschheit, Gehorsam (d. i. Entsagung dem Eigenwillen) gelobt haben und sich durch das Zusammenleben theils die Existenz selbst, noch mehr aber jenen Zustand schwerer Entsagung zu erleichtern suchen, indem der Anblick ähnlich Gesinnter und auf gleiche Weise Entsagender ihren Entschluß stärkt und sie tröstet, sodann die Geselligkeit des Zusammenlebens in gewissen Schranken der menschlichen Natur angemessen und eine unschuldige Erholung bei vielen schweren Entbehrungen ist. Dies ist der Normalbegriff der Klöster. Und wer kann eine solche Gesellschaft einen Verein von Thoren und Narren nennen, wie man doch nach jeder Philosophie außer meiner muß? —

Der innere Geist und Sinn des ächten Klosterlebens, wie der Askese überhaupt, ist dieser, daß man sich eines bessern Daseyns, als unseres ist, würdig und fähig erkannt hat und diese Ueberzeugung dadurch bekräftigen und erhalten will, daß man was diese Welt bietet verachtet, alle ihre Genüsse als werthlos von sich wirft und nun das Ende dieses, seines eitlen Köders beraubten Lebens mit Ruhe und Zuversicht abwartet, um einst die Stunde des Todes, als die der Erlösung, willkommen zu heißen. Das Saniassithum hat ganz dieselbe Tendenz und Bedeutung, und eben so das Mönchsthum der Buddhaisten. Aller-

dings entspricht bei keiner Sache die Praxis so selten der Theorie, wie beim Mönchsthum; eben weil der Grundgedanke desselben so erhaben ist; und abusus optimi pessimus. Ein ächter Mönch ist ein höchst ehrwürdiges Wesen: aber in den allermeisten Fällen ist die Kutte ein bloßer Maskenanzug, in welchem so wenig wie in dem auf der Maskerade ein wirklicher Mönch steckt.

§. 170.

Zur Verneinung des eigenen Willens ist die Vorstellung, daß man sich einem fremden, individuellen Willen gänzlich und ohne Rückhalt unterwerfe und ergebe, ein psychisches Erleichterungsmittel und daher ein passendes allegorisches Vehikel der Wahrheit.

§. 171.

Die Zahl der regulären Trappisten ist freilich klein; dagegen aber besteht wohl die Hälfte der Menschheit aus *unfreiwilligen Trappisten*: Armuth, Gehorsam, Ermangelung aller Genüsse, ja, der nothwendigsten Erleichterungsmittel, — und oft auch gezwungene, oder durch Mangel herbeigeführte Keuschheit sind ihr Loos. Der Unterschied ist bloß, daß die Trappisten die Sache aus freier Wahl, methodisch und ohne Hoffnung auf Besserwerden betreiben; während hingegen die erstere Weise Dem beizuzählen ist, was ich, in meinen asketischen Kapiteln, mit dem Ausdrucke δευτερος πλους bezeichnet habe; welches herbeizuführen die Natur also schon vermöge der Grundlage ihrer Ordnung genugsam gesorgt hat; zumal wenn man den direkt aus ihr entspringenden Uebeln noch jene andern hinzurechnet, welche die Zwietracht und Bosheit der Menschen herbeiführt, im Kriege und im Frieden. Aber eben diese Nothwendigkeit unfreiwilliger Leiden, zum ewigen Heile, drückt auch jener Ausspruch des Heilandes (Matth. 19, 24) aus: ευκοπωτερον εστιν, καμιλον δια τρυπηματος ραφιδος διελθειν, η πλουσιον εις την βασιλειαν του θεου εισελθειν. (Facilius est, funem ancorarium per foramen acus transire, quam divitem regnum divinum ingredi.) Darum haben auch Die, denen es um ihr ewiges Heil großer Ernst war, freiwillige Armuth gewählt, wenn das Geschick sie ihnen versagt hatte und sie im Reichthum geboren waren: so *Buddha* Schakya Muni, der, ein

geborener Prinz, freiwillig zum Bettelstabe griff, und Franz von Assisi, der Gründer der Bettelorden, der, als junger Fant, auf dem Ball, wo die Töchter der Notabeln beisammen saßen, gefragt: „Nun, Herr Franz, werdet ihr nicht bald eine Wahl unter diesen Schönen treffen?“ erwiderte: „eine viel Schönere habe ich mir auserſehn!“ — „O, welche?“ — „La poverta“; — worauf er bald nachher Alles verließ und bettelnd das Land durchzog. *)

Wer, durch solche Betrachtungen, sich vergegenwärtigt, wie nothwendig zu unserm Heil Noth und Leiden meistens sind; der wird erkennen, daß wir Andere nicht sowohl um ihr Glück, als um ihr Unglück zu beneiden hätten.

Auch ist, aus demselben Grunde, der Stoicismus der Gesinnung, welcher dem Schicksale Trotz bietet, zwar ein guter Panzer gegen die Leiden des Lebens und dienlich, die Gegenwart besser zu ertragen: aber dem wahren Heile steht er entgegen. Denn er verstockt das Herz. Wie sollte doch dieses durch Leiden gebessert werden, wenn es, von einer steinernen Rinde umgeben, sie nicht empfindet? — Uebrigens ist ein gewisser Grad dieses Stoicismus nicht sehr selten. Oft mag er affektirt seyn und auf bonne mine au mauvais jeu zurücklaufen: wo er jedoch unverstellt ist, entspringt er meistens aus bloßer Gefühllosigkeit, aus Mangel an der Energie, Lebhaftigkeit, Empfindung und Phantasie, die sogar zu einem großen Herzeleid erfordert sind. Dieser Art des Stoicismus ist das Phlegma und die Schwerfälligkeit der Deutschen besonders günstig.

§. 172.

Ungerechte, oder boshafte Handlungen sind, in Hinsicht auf Den, der sie ausübt, Anzeichen der Stärke seiner Bejahung des

*) Schopenhauer hat nicht angegeben, aus welcher Quelle er diesen Bericht über Franz von Assisi geschöpft. In den bekannten Biographien des heiligen Franziscus wird die Sache nicht so erzählt. Hase sagt bloß, daß, als man denselben fragte, ob er etwa daran denke, sich ein Weib zu nehmen, er geantwortet habe: „Ihr habt wahr gesprochen, ich denke daran, eine edlere, reichere, schönere Braut heimzuführen, als ihr je gesehen habt.“ Eben dasselbe erzählt der französische Biograph Chavin. Hase setzt hinzu: „Seine Biographen deuten es auf die Religion; wir dürfen es noch bestimmter auf die Armuth deuten, wie Dante (Par. XI, 58) und Giotto es gethan haben.“ Der Herausg.

Willens zum Leben und demnach der Ferne, in der von ihm noch das wahre Heil, die Verneinung desſelben, mithin die Erlöſung von der Welt liegt, ſonach auch der langen Schule der Erkenntniß und des Leidens, die er noch durchzumachen hat, bis er dahin gelangt. — In Hinſicht aber auf Den, der durch jene Handlungen zu leiden hat, ſind ſie zwar phyſiſch ein Uebel, hingegen metaphyſiſch ein Gut und im Grunde eine Wohlthat, da ſie beitragen, ihn ſeinem wahren Heile entgegenzuführe

§. 173.

Weltgeiſt. Hier alſo iſt das Penſum deiner Arbeiten und deiner Leiden: dafür ſollſt du daſeyn, wie alle andern Dinge daſind.

Menſch. Was aber habe ich vom Daſeyn? Iſt es beſchäftigt, habe ich Noth; iſt es unbeſchäftigt, Langeweile. Wie kannſt du mir für ſo viel Arbeit und ſo viel Leiden einen ſo kümmerlichen Lohn bieten?

Weltgeiſt. Und doch iſt er ein Aequivalent aller deiner Mühen und aller deiner Leiden: und dies iſt er gerade vermöge ſeiner Dürftigkeit.

Menſch. So?! Das freilich überſteigt meine Faſſungskraft.

Weltgeiſt. Ich weiß es. — (bei Seite) Sollte ich Dem ſagen, daß der Werth des Lebens gerade darin beſteht, daß es ihn lehrt, es nicht zu wollen?! Zu dieſer höchſten Weihe muß erſt das Leben ſelbſt ihn vorbereiten.

§. 174.

Können wir nun, durch Betrachtungen, wie die obigen, alſo von einem ſehr hohen Standpunkt aus, eine Rechtfertigung der Leiden der Menſchheit abſehn; ſo erſtreckt jedoch dieſe ſich nicht auf die Thiere, deren Leiden, zwar großentheils durch den Menſchen herbeigeführt, oft aber auch ohne deſſen Zuthun, bedeutend ſind. (Vergl. Welt als Wille und Vorſtell., 3. Aufl., Bd. II, S. 404 fg.) Da drängt ſich alſo die Frage auf: wozu dieſer gequälte, geängſtigte Wille in ſo tauſendfachen Geſtalten, ohne die durch Beſonnenheit bedingte Freiheit zur Erlöſung? — Das Leiden der Thierwelt iſt bloß daraus zu rechtfertigen, daß der Wille zum Leben, weil außer ihm, in der Erſcheinungswelt, gar

nichts vorhanden und er ein hungriger Wille ist, an seinem eigenen Fleische zehren muß. Daher die Stufenfolge seiner Erscheinungen, deren jede auf Kosten einer andern lebt. Ferner verweise ich auf §. 154 und 155 zurück, als welche darthun, daß die Fähigkeit zum Leiden im Thiere sehr viel geringer ist, als im Menschen. Was nun aber darüber hinaus sich noch beibringen ließe würde hypothetisch, ja sogar mythisch ausfallen, mag also der eigenen Spekulation des Lesers überlassen bleiben.

Anhang verwandter Stellen.

Wenn, wie ich gesagt habe, jedes Menschenleben, im Ganzen überblickt, die Eigenschaften eines Trauerspiels zeigt und wir sehn, daß das Leben in der Regel nichts anderes ist als eine Reihe fehlgeschlagener Hoffnungen, vereitelter Entwürfe und zu spät erkannter Irrthümer, und an ihm der traurige Vers seine Wahrheit behauptet:

> Then old age and experience, hand in hand,
> Lead him to death and make him unterstand,
> After a search so painful and so long,
> That all his life he has been in the wrong

— so stimmt Dies ganz und gar mit meiner Weltansicht überein, welche das Daseyn selbst betrachtet als etwas, das besser nicht wäre, als eine Art Verirrung, von der die Erkenntniß desselben uns zurückbringen soll. Der Mensch, ὁ ἀνθρωπος, is in the wrong schon im Allgemeinen, sofern er da ist und Mensch ist: folglich ist es ganz dem entsprechend, daß auch jeder individuelle Mensch, τις ἀνθρωπος, sein Leben überblickend, sich durchgängig in the wrong findet: daß er es im Allgemeinen einsehe, ist seine Erlösung, und dazu muß er damit anfangen, es im einzelnen Fall, d. i. in seinem individuellen Lebenslauf zu erkennen. Denn quidquid valet de genere, valet et de specie. —

Das Leben ist durchaus anzusehn als eine strenge Lektion, die uns ertheilt wird, wenngleich wir, mit unsern auf ganz andere Zwecke angelegten Denkformen, nicht verstehn können, wie wir haben dazu kommen können, ihrer zu bedürfen. Demgemäß aber sollen wir auf unsere hingeschiedenen Freunde zurücksehn mit Befriedigung, erwägend, daß sie ihre Lektion überstanden haben, und mit dem herzlichen Wunsch, daß sie angeschlagen habe; und vom selben Gesichtspunkt aus sollen wir unserm eigenen Tode entgegensehn, als einer erwünschten und erfreu-

lichen Begebenheit; — ſtatt, wie meiſtens geſchieht, mit Zagen und Grauſen. —

Ein glückliches Leben iſt unmöglich: das höchſte, was der Menſch erlangen kann, iſt ein heroiſcher Lebenslauf. Einen ſolchen führt Der, welcher, in irgend einer Art und Angelegenheit, für das Allen irgendwie zu Gute Kommende, mit übergroßen Schwierigkeiten kämpft und am Ende ſiegt, dabei aber ſchlecht oder gar nicht belohnt wird. Dann bleibt er, am Schluß, wie der Prinz im Re corvo des Gozzi, verſteinert, aber in edler Stellung und mit großmüthiger Gebärde ſtehn. Sein Andenken bleibt und wird als Das eines Heros gefeiert; ſein Wille, durch Mühe und Arbeit, ſchlechten Erfolg und Undank der Welt, ein ganzes Leben hindurch, mortificirt, erliſcht in der Nirwana. (Carlyle hat in dieſem Sinn geſchrieben on Heroes and Hero worship. Lond. 1842.)

Kapitel XV.

Ueber Religion.

---

§. 175.

Ein Dialog.

Demopheles. Unter uns geſagt, lieber alter Freund, es gefällt mir nicht, daß du gelegentlich deine philoſophiſche Befähigung durch Sarkasmen, ja, offenbaren Spott über die Religion an den Tag legſt. Der Glaube eines Jeden iſt ihm heilig, ſollte es daher auch dir ſeyn.

Philalethes. Nego consequentiam! Sehe nicht ein, warum ich, der Einfalt des Andern wegen, Reſpekt vor Lug und Trug haben ſollte. Die Wahrheit achte ich überall; eben darum aber nicht was ihr entgegenſteht. Mein Wahlſpruch iſt: vigeat veritas, et pereat mundus, dem der Juriſten angepaßt: fiat justitia, et pereat mundus. Jede Fakultät ſollte einen analogen zur Deviſe haben.

Demopheles. Da würde der der mediciniſchen wohl lauten: fiant pilulae, et pereat mundus, — welcher am leichteſten in Erfüllung zu bringen wäre.

Philalethes. Bewahre der Himmel! Alles cum grano salis.

Demopheles. Nun gut: eben darum aber wollte ich, daß du auch die Religion cum grano salis verſtändeſt und einſäheſt, daß dem Bedürfniß des Volks nach Maaßgabe ſeiner Faſſungskraft begegnet werden muß. Die Religion iſt das einzige Mittel, dem rohen Sinn und ungelenken Verſtande der in niedriges Treiben und materielle Arbeit tief eingeſenkten Menge die hohe Bedeutung des Lebens anzukündigen und fühlbar zu machen. Denn der Menſch, wie er in der Regel iſt, hat urſprünglich für nichts Anderes Sinn, als für die Befriedigung ſeiner phyſiſchen Bedürfniſſe und Gelüſte, und danach für etwas Unterhaltung und

Kurzweil. Religionsstifter und Philosophen kommen auf die Welt, ihn aus seiner Betäubung aufzurütteln und auf den hohen Sinn des Daseyns hinzudeuten: Philosophen, für die Wenigen, die Eximirten, Religionsstifter, für die Vielen, die Menschheit im Großen. Denn φιλοσοφον πληθος αδυνατον ειναι, wie schon dein Platon gesagt hat und du nicht vergessen solltest. Die Religion ist die Metaphysik des Volks, die man ihm schlechterdings lassen und daher sie äußerlich achten muß: denn sie diskreditiren heißt sie ihm nehmen. Wie es eine Volkspoesie giebt und, in den Sprichwörtern, eine Volksweisheit; so muß es auch eine Volksmetaphysik geben; denn die Menschen bedürfen schlechterdings einer Auslegung des Lebens, und sie muß ihrer Fassungskraft angemessen seyn. Daher ist sie allemal eine allegorische Einkleidung der Wahrheit, und sie leistet, in praktischer und gemüthlicher Hinsicht, d. h. als Richtschnur für das Handeln und als Beruhigung und Trost im Leiden und im Tode, vielleicht eben so viel, wie die Wahrheit, wenn wir sie besäßen, selbst leisten könnte. Nimm keinen Anstoß an ihrer krausen, barocken, scheinbar widersinnigen Form: denn du, in deiner Bildung und Gelehrsamkeit, kannst dir nicht denken, welcher Umwege es bedarf, um dem Volke in seiner Rohheit beizukommen, mit tiefen Wahrheiten. Die verschiedenen Religionen sind eben nur verschiedene Schemata, in welchen das Volk die ihm an sich selbst unfaßbare Wahrheit ergreift und sich vergegenwärtigt, mit welchen sie ihm jedoch unzertrennlich verwächst. Daher, mein Lieber, ist, nimm mir's nicht übel, sie zu verspotten, beschränkt und ungerecht zugleich.

Philalethes. Aber ist es nicht eben so beschränkt und ungerecht, zu verlangen, daß es keine andere Metaphysik, als diese, nach dem Bedürfniß und der Fassungskraft des Volkes zugeschnittene, geben solle? daß ihre Lehren der Markstein des menschlichen Forschens und die Richtschnur alles Denkens seyn sollen, so daß auch die Metaphysik der Wenigen und Eximirten, wie du sie nennst, hinauslaufen müsse auf Bestätigung, Befestigung und Erläuterung jener Metaphysik des Volks? daß also die höchsten Kräfte des menschlichen Geistes unbenutzt und unentwickelt bleiben, ja, im Keim erstickt werden sollen, damit nicht etwan ihre Thätigkeit sich mit jener Volksmetaphysik durch-

kreuze? Und ſteht es denn, bei den Prätenſionen der Religion, im Grunde anders? Ziemt es Dem, Toleranz, ja, zarte Schonung zu predigen, der die Intoleranz und Schonungsloſigkeit ſelbſt iſt? Ich rufe Ketzergerichte und Inquiſitionen, Religionskriege und Kreuzzüge, Sokrates' Becher und Bruno's und Vanini's Scheiterhaufen zum Zeugen an! Und iſt es nun damit zwar heut zu Tage vorbei; was kann dem ächten philoſophiſchen Streben, dem aufrichtigen Forſchen nach Wahrheit, dieſem edelſten Beruf edelſter Menſchheit, mehr im Wege ſtehn, als jene konventionelle, vom Staate mit dem Monopol belehnte Metaphyſik, deren Satzungen jedem Kopfe, in früheſter Jugend, eingeprägt werden, ſo ernſtlich, ſo tief, ſo feſt, daß ſie, wenn er nicht von mirakuloſer Elaſticität iſt, unauslöſchlich haften, wodurch ſeiner geſunden Vernunft Ein für alle Mal das Koncept verrückt wird, d. h. ſeine ohnehin ſchwache Fähigkeit zum eigenen Denken und unbefangenen Urtheilen, hinſichtlich auf alles damit Zuſammenhangende, auf immer gelähmt und verdorben iſt.

Demopheles. Eigentlich heißt dies wohl, die Leute haben alsdann eine Ueberzeugung gewonnen, die ſie nicht aufgeben wollen, um die Deinige dagegen anzunehmen.

Philalethes. O, wenn es auf Einſicht gegründete Ueberzeugung wäre! Der wäre mit Gründen beizukommen und uns ſtände das Feld zum Kampfe mit gleichen Waffen offen. Allein die Religionen wenden ſich ja eingeſtändlich nicht an die Ueberzeugung, mit Gründen, ſondern an den Glauben, mit Offenbarungen. Zu dieſem letzteren iſt nun aber die Fähigkeit am ſtärkſten in der Kindheit: daher iſt man, vor Allem, darauf bedacht, ſich dieſes zarten Alters zu bemächtigen. Hiedurch, viel mehr noch, als durch Drohungen und Berichte von Wundern, ſchlagen die Glaubenslehren Wurzel. Wenn nämlich dem Menſchen, in früher Kindheit, gewiſſe Grundanſichten und Lehren mit ungewohnter Feierlichkeit und mit der Miene des höchſten, bis dahin von ihm noch nie geſehenen Ernſtes wiederholt vorgetragen werden, dabei die Möglichkeit eines Zweifels daran ganz übergangen, oder aber nur berührt wird, um darauf als den erſten Schritt zum ewigen Verderben hinzudeuten; da wird der Eindruck ſo tief ausfallen, daß, in der Regel, d. h. in faſt allen Fällen, der Menſch beinahe ſo unfähig ſeyn wird, an jenen

Lehren, wie an seiner eigenen Existenz, zu zweifeln; weshalb dann unter vielen Tausenden kaum Einer die Festigkeit des Geistes besitzen wird, sich ernstlich und aufrichtig zu fragen: ist Das wahr? Passender, als man glaubte, hat man daher Die, welche es dennoch vermögen, starke Geister, esprits forts, benannt. Für die Uebrigen nun aber giebt es nichts so Absurdes, oder Empörendes, daß nicht, wenn auf jenem Wege eingeimpft, der festeste Glaube daran in ihnen Wurzel schlüge. Wäre es z. B., daß die Tödtung eines Ketzers, oder Ungläubigen, ein wesentliches Stück zum dereinstigen Seelenheil sei; so würde fast Jeder Dies zur Hauptangelegenheit seines Lebens machen und im Sterben aus der Erinnerung des Gelingens Trost und Stärkung schöpfen; wie ja wirklich ehemals fast jeder Spanier ein auto de fè für das frömmste und gottgefälligste Werk hielt; wozu wir ein Gegenstück in Indien haben, an der erst vor Kurzem durch zahlreiche Hinrichtungen, von den Engländern, unterdrückten religiösen Genossenschaft der Thugs, deren Mitglieder ihre Religiosität und Verehrung der Göttin Kali dadurch bethätigten, daß sie, bei jeder Gelegenheit, ihre eigenen Freunde und Reisegefährten meuchlerisch ermordeten, um sich ihres Eigenthums zu bemächtigen, und ganz ernstlich in dem Wahne standen etwas sehr Löbliches und ihrem ewigen Heile Förderliches damit zu leisten*). So stark demnach ist die Gewalt früh eingeprägter religiöser Dogmen, daß sie das Gewissen und zuletzt alles Mitleid und alle Menschlichkeit zu ersticken vermag. Willst du aber was frühe Glaubenseinimpfung leistet mit eigenen Augen und in der Nähe sehn; so betrachte die Engländer. Sieh' diese von Natur vor allen andern begünstigte und mit Verstand, Geist, Urtheilskraft und Charakterfestigkeit mehr, als alle übrigen, ausgestattete Nation, sieh' sie, tief unter alle andern herabgesetzt, ja, geradezu verächtlich gemacht, durch ihren stupiden Kirchenaberglauben, welcher, zwischen ihren übrigen Fähigkeiten, ordentlich wie ein fixer Wahn, eine Monomanie, erscheint. Das haben sie bloß Dem zu danken, daß die Erziehung in den Händen der Geistlichen ist, welche Sorge trägt, ihnen

*) Illustrations of the history and practice of the Thugs. London 1837, auch Edinburgh Review, Octr. — Jan. 1836/37.

sämmtliche Glaubensartikel in früheſter Jugend ſo einzuprägen, daß es bis zu einer Art partieller Gehirnlähmung geht, die ſich dann zeitlebens in jener blödſinnigen Bigotterie äußert, durch welche ſogar übrigens höchſt verſtändige und geiſtreiche Leute unter ihnen ſich degradiren und uns an ihnen ganz irre werden laſſen. Wenn wir nun aber erwägen, wie weſentlich es zu dergleichen Meiſterſtücken iſt, daß die Glaubensimpfung im zarten Kindesalter geſchehe; ſo wird uns das Miſſionsweſen nicht mehr bloß als der Gipfel menſchlicher Zudringlichkeit, Arroganz und Impertinenz, ſondern auch als abſurd erſcheinen, ſo weit nämlich, als es ſich nicht auf Völker beſchränkt, die noch im Zuſtande der Kindheit ſind, wie etwan Hottentotten, Kaffern, Südſeeinſulaner und dergleichen, wo es demgemäß auch wirklich Erfolg gehabt hat; während hingegen in Indien die Brahmanen die Vorträge der Miſſionarien mit herablaſſendem beifälligen Lächeln, oder mit Achſelzucken erwidern und überhaupt unter dieſem Volke, der bequemſten Gelegenheit ungeachtet, die Bekehrungsverſuche der Miſſionarien durchgängig geſcheitert ſind. Ein authentiſcher Bericht, im 21. Bande des Asiatic Journal, von 1826 giebt an, daß, nach ſo vieljähriger Thätigkeit der Miſſionarien, in ganz Indien (davon die Engliſchen Beſitzungen allein 115 Millionen Einwohner haben) nicht mehr als 300 lebende Konvertiten zu finden ſind, und zugleich wird eingeſtanden, daß die Chriſtlichen Konvertiten ſich durch die äußerſte Immoralität auszeichnen. Es werden eben 300 feile, erkaufte Seelen geweſen ſeyn, aus ſo vielen Millionen. Daß es ſeitdem in Indien mit dem Chriſtenthum beſſer gienge, erſehe ich nirgends;*) wiewohl die Miſſionäre jetzt ſuchen, in den ausſchließlich dem weltlichen Engliſchen Unterricht gewidmeten Schulen, dennoch, gegen die Abrede, in ihrem Sinn auf die Kinder zu wirken, um das Chriſtenthum einzuſchwärzen, wogegen jedoch die Hindu mit größter Eiferſucht auf ihrer Hut ſind. Denn, wie geſagt, nur die Kindheit, nicht das Mannesalter, iſt die Zeit, die Saat des Glaubens zu ſäen, zumal nicht, wo ſchon ein früherer wurzelt; die gewonnene Ueberzeugung aber, welche erwachſene Konvertiten vorgeben, iſt, in der Regel, nur die Maske irgend eines

*) Vergl. oben §. 116.

persönlichen Interesses. Eben weil man fühlt, daß Dies fast nicht anders seyn könne, wird überall ein Mensch, der im reifen Alter seine Religion wechselt, von den Meisten verachtet: gleichwohl legen eben diese dadurch an den Tag, daß sie die Religion nicht für Sache vernünftiger Ueberzeugung, sondern bloß des früh und vor aller Prüfung eingeimpften Glaubens halten. Daß sie aber hierin Recht haben geht auch daraus hervor, daß nicht bloß die blind glaubende Menge, sondern auch die Priesterschaft jeder Religion, welche, als solche, die Quellen und Gründe und Dogmen und Streitigkeiten derselben studirt hat, in allen ihren Mitgliedern, getreu und eifrig der Religion ihres jedesmaligen Vaterlandes anhängt; daher der Uebergang eines Geistlichen der einen Religion, oder Konfession, zu einer andern die seltenste Sache der Welt ist. So z. B. sehn wir die katholische Geistlichkeit von der Wahrheit aller Sätze ihrer Kirche vollkommen überzeugt, und eben so die protestantische von der der ihrigen, und Beide vertheidigen die Satzungen ihrer Konfession mit gleichem Eifer. Dennoch richtet diese Ueberzeugung sich bloß nach dem Lande, wo jeder geboren ist: dem süddeutschen Geistlichen nämlich leuchtet die Wahrheit des katholischen Dogma's vollkommen ein, dem norddeutschen aber die des protestantischen. Wenn nun also dergleichen Ueberzeugungen auf objektiven Gründen beruhen; so müssen diese Gründe klimatisch seyn und, wie die Pflanzen, die einen nur hier, die andern nur dort gedeihen. Das Volk nun aber nimmt überall auf Treu und Glauben die Ueberzeugungen dieser Lokal-Ueberzeugten an.

Demopheles. Schadet nicht und macht im Wesentlichen keinen Unterschied: auch ist z. B. wirklich der Protestantismus dem Norden, der Katholicismus dem Süden angemessener.

Philalethes. Es scheint so. Ich aber habe einen höheren Gesichtspunkt gefaßt und behalte einen wichtigeren Gegenstand im Auge, nämlich die Fortschritte der Erkenntniß der Wahrheit im Menschengeschlecht. Für diese ist es eine schreckliche Sache, daß Jedem, wo immer auch er geboren sei, schon in frühester Jugend gewisse Behauptungen eingeprägt werden, unter der Versicherung, daß er, bei Gefahr sein ewiges Heil zu verwirken, sie nie in Zweifel ziehn dürfe: sofern nämlich, als es Behauptungen sind, welche die Grundlage aller unserer übrigen Erkenntnisse

betreffen, demzufolge für dieſe den Geſichtspunkt auf immer feſtſtellen und, falls ſie ſelbſt falſch ſind, ihn auf immer verrücken: da ferner ihre Folgeſätze in das ganze Syſtem unſerer Erkenntniſſe überall eingreifen, wird dann durch ſie das geſammte menſchliche Wiſſen durch und durch verfälſcht. Dies belegt jede Litteratur, am auffallendeſten die des Mittelalters, aber nur zu ſehr auch die des 16. und 17. Jahrhunderts. Sehn wir doch, in allen jenen Zeiten, ſelbſt die Geiſter erſten Ranges wie gelähmt durch ſolche falſche Grundvorſtellungen, beſonders aber alle Einſicht in das wahre Weſen und Wirken der Natur ihnen wie mit einem Brette vernagelt. Denn während des ganzen Chriſtlichen Zeitraums liegt der Theismus wie ein drückender Alp auf allen geiſtigen, zumal philoſophiſchen Beſtrebungen und hemmt, oder verkümmert, jeden Fortſchritt. Gott, Teufel, Engel und Dämonen verdecken den Gelehrten jener Zeiten die ganze Natur: keine Unterſuchung wird zu Ende geführt, keiner Sache auf den Grund gegangen; ſondern Alles, was über den augenfälligſten Kauſalnexus hinausgeht, durch jene Perſönlichkeiten alsbald zur Ruhe gebracht, indem es ſogleich heißt, wie, bei einer ſolchen Gelegenheit, Pomponatius ſich ausdrückt: certe philosophi nihil verisimile habent ad haec, quare necesse est, ad Deum, ad angelos et daemones recurrere (de incantat. c. 7). Dieſen Mann freilich kann man dabei in den Verdacht der Ironie nehmen; da ſeine Tücke anderweitig bekannt iſt: jedoch hat er damit nur die allgemeine Denkungsart ſeines Zeitalters ausgeſprochen. Hatte hingegen wirklich einer die ſeltene Elaſticität des Geiſtes, welche allein die Feſſeln zu ſprengen vermag; ſo wurden ſeine Schriften, und wohl gar er mit, verbrannt; wie es dem Bruno und Vanini ergangen iſt. — Wie völlig gelähmt aber die gewöhnlichen Köpfe durch jene frühzeitige, metaphyſiſche Zurichtung werden, kann man am grellſten und von der lächerlichen Seite dann ſehn, wann ein ſolcher eine fremde Glaubenslehre zu kritiſiren unternimmt. Da findet man ihn in der Regel bloß bemüht, ſorgfältig darzuthun, daß die Dogmen derſelben zu denen ſeiner eigenen nicht ſtimmen, indem er mühſam auseinanderſetzt, daß in jenen nicht nur nicht das Selbe geſagt, ſondern auch ganz gewiß nicht das Selbe gemeint ſei, wie in denen der ſeinigen. Damit glaubt er, in aller Ein-

falt, die Falſchheit der fremden Glaubenslehre bewieſen zu haben. Es fällt ihm wirklich gar nicht ein, die Frage aufzuwerfen, welche von Beiden wohl Recht haben möge; ſondern ſeine eigenen Glaubensartikel ſind ihm ſichere Principien a priori. Ein beluſtigendes Beiſpiel dieſer Art hat der Reverend Mr. Morrison im 20. Bande des Asiatic Journal geliefert, woſelbſt er die Religion und Philoſophie der Chineſen kritiſirt, — daß es eine Freude iſt.

Demopheles. Das iſt nun alſo dein höherer Geſichtspunkt. Aber ich verſichere dich, daß es einen noch höheren giebt. Das primum vivere, deinde philosophari hat einen umfaſſenderen Sinn, als den, der ſogleich ins Auge fällt. — Vor Allem kommt es darauf an, die rohen und ſchlechten Gemüther der Menge zu bändigen, um ſie vom äußerſten Unrecht, von Grauſamkeiten, von Gewalt- und Schandthaten abzuhalten. Wenn man nun damit warten wollte, bis ſie die Wahrheit erkannt und gefaßt hätten; ſo käme man unfehlbar zu ſpät. Denn, geſetzt auch, ſie wäre bereits gefunden; ſo wird ſie ihre Faſſungskraft überſteigen. Für ſie taugt jedenfalls bloß eine allegoriſche Einkleidung derſelben, eine Parabel, ein Mythos. Es muß, wie Kant geſagt hat, eine öffentliche Standarte des Rechts und der Tugend geben, ja, dieſe muß allezeit hoch flattern. Es iſt am Ende einerlei, welche heraldiſche Figuren darauf ſtehn, wenn ſie nur bezeichnet was gemeint iſt. Eine ſolche Allegorie der Wahrheit iſt jederzeit und überall, für die Menſchheit im Großen, ein taugliches Surrogat der ihr doch ewig unzugänglichen Wahrheit ſelbſt und überhaupt der ihr nimmermehr faßlichen Philoſophie; zu geſchweigen, daß dieſe täglich ihre Geſtalt wechſelt und noch in keiner zur allgemeinen Anerkennung gelangt iſt. Die praktiſchen Zwecke alſo, mein guter Philalethes, gehn, in jeder Beziehung, den theoretiſchen vor.

Philalethes. Dies trifft nahe genug mit dem uralten Rath des Pythagoreers Timäus Lokrus zuſammen: τας ψυχας ἀπειργομες ψευδεσι λογοις, εἰ κα μη ἀγηται ἀλαθεσι (de anim. mundi p. 104 d. Steph.), und faſt argwöhne ich, du wollteſt, nach heutiger Mode, mir zu Gemüthe führen

„Doch guter Freund, die Zeit kommt auch heran,
Wo wir was Gut's in Ruhe ſchmauſen mögen,"

und deine Empfehlung laufe darauf hinaus, daß wir bei Zeiten Sorge tragen sollen, damit alsdann die Wogen der unzufriedenen, tobenden Menge uns nicht bei Tafel stören mögen. Dieser ganze Gesichtspunkt aber ist so falsch, wie er heut zu Tage allgemein beliebt und belobt ist; daher ich mich beeile, Verwahrung dagegen einzulegen. Es ist falsch, daß Staat, Recht und Gesetz nicht ohne Beihülfe der Religion und ihrer Glaubensartikel aufrecht erhalten werden können, und daß Justiz und Polizei, um die gesetzliche Ordnung durchzusetzen, der Religion, als ihres nothwendigen Komplementes bedürfen. Falsch ist es, und wenn es hundert Mal wiederholt wird. Denn eine faktische und schlagende instantia in contrarium liefern uns die Alten, zumal die Griechen. Das nämlich, was wir unter Religion verstehn, hatten sie durchaus nicht. Sie hatten keine heilige Urkunden und kein Dogma, das gelehrt, dessen Annahme von Jedem gefordert und das der Jugend frühzeitig eingeprägt worden wäre. — Eben so wenig wurde von den Dienern der Religion Moral gepredigt, oder kümmerten sich die Priester irgend um die Moralität, oder überhaupt um das Thun und Lassen der Leute. Ganz und gar nicht! Sondern die Pflicht der Priester erstreckte sich bloß auf Tempelceremonien, Gebete, Gesänge, Opfer, Processionen, Lustrationen u. dgl. m., welches Alles nichts weniger, als die moralische Besserung der Einzelnen zum Zweck hatte. Vielmehr bestand die ganze sogenannte Religion bloß darin, daß, vorzüglich in den Städten, einige der Deorum majorum gentium, hier dieser, dort jener, Tempel hatten, in denen ihnen der besagte Kultus, von Staats wegen, geleistet wurde, der also im Grunde Polizeisache war. Kein Mensch, außer den dabei thätigen Funktionarien, war irgend genöthigt, dabei gegenwärtig zu seyn, oder auch nur daran zu glauben. Im ganzen Alterthum ist keine Spur von einer Verpflichtung, irgend ein Dogma zu glauben. Bloß wer die Existenz der Götter öffentlich leugnete, oder sonst sie verunglimpfte, war strafbar: denn er beleidigte den Staat, der ihnen diente: außerdem aber blieb Jedem überlassen, was er davon halten wollte. Beliebte es Einem, sich privatim, durch Gebete oder Opfer, die Gunst eben jener Götter zu erwerben; so stand ihm Dies, auf eigene Kosten und Gefahr, frei: that er es nicht; so hatte auch kein Mensch

etwas dagegen: am wenigſten der Staat. Zu Hauſe hatte, bei den Römern, Jeder ſeine eigenen Laren und Penaten, die aber im Grunde bloß die verehrten Bilder ſeiner Ahnen waren. (Apulejus de Deo Socratis c. 15, vol. II, p. 237 ed Bip.) Von der Unſterblichkeit der Seele und einem Leben nach dem Tode hatten die Alten gar keine feſte, deutliche, am wenigſten dogmatiſch fixirte Begriffe, ſondern ganz lockere, ſchwankende, unbeſtimmte und problematiſche Vorſtellungen, Jeder in ſeiner Weiſe: und eben ſo verſchieden, individuell und vage waren auch die Vorſtellungen von den Göttern. Alſo Religion, in unſerm Sinne des Wortes, hatten die Alten wirklich nicht. Hat nun aber deswegen bei ihnen Anarchie und Geſetzloſigkeit geherrſcht? iſt nicht vielmehr Geſetz und bürgerliche Ordnung ſo ſehr ihr Werk, daß es noch die Grundlage der unſrigen ausmacht? war nicht das Eigenthum, obwohl es ſogar großen Theils aus Sklaven beſtand, vollkommen geſichert? Und hat dieſer Zuſtand nicht weit über ein Jahrtauſend gedauert?

Alſo kann ich die praktiſchen Zwecke und die Nothwendigkeit der Religion, in dem von dir angedeuteten und heut zu Tage allgemein beliebten Sinne, nämlich als einer unentbehrlichen Grundlage aller geſetzlichen Ordnung nicht anerkennen, und muß mich dagegen verwahren. Denn von einem ſolchen Standpunkt aus würde das reine und heilige Streben nach Licht und Wahrheit wenigſtens donquichotiſch und, falls es wagen ſollte, im Gefühl ſeines Rechts, den Auktoritätsglauben als den Uſurpator, der den Thron der Wahrheit in Beſitz genommen hat und ihn durch fortgeſetzten Trug behauptet, zu denunziren, als verbrecheriſch erſcheinen.

Demopheles. Zur Wahrheit ſteht die Religion aber nicht im Gegenſatz: denn ſie lehrt ſelbſt die Wahrheit. Nur darf ſie, weil ihr Wirkungskreis nicht ein enger Hörſal, ſondern die Welt und die Menſchheit im Großen iſt, dem Bedürfniſſe und der Faſſungskraft eines ſo großen und gemiſchten Publikums gemäß, die Wahrheit nicht nackt auftreten laſſen, oder, ein mediciniſches Gleichniß zu gebrauchen, ſie nicht unverſetzt eingeben, ſondern muß ſich, als eines Menſtruums, eines mythiſchen Vehikels bedienen. Auch kannſt du ſie, in dieſer Hinſicht, gewiſſen chemiſchen, an ſich ſelbſt gasförmigen Stoffen vergleichen, welche man,

zum offizinellen Gebrauch, wie auch zur Aufbewahrung, oder zur Versendung, an eine feste, palpable Basis binden muß, weil sie sonst sich verflüchtigen: z. B. das Chlor, welches, zu allen solchen Zwecken, nur in Gestalt der Chlorüren angewandt wird. Im Fall aber, daß die reine und abstrakte, von allem Mythischen freie Wahrheit, uns Allen, auch den Philosophen, auf immer unerreichbar bleiben sollte; dann wäre sie dem Fluor zu vergleichen, welches für sich allein gar nicht einmal darstellbar ist, sondern nur an andere Stoffe gebunden auftreten kann. Oder, — weniger gelehrt: die überhaupt nicht anders, als mythisch und allegorisch aussprechbare Wahrheit gliche dem Wasser, welches ohne Gefäß nicht transportabel ist; die Philosophen aber, welche darauf bestehn, sie unversetzt zu besitzen, glichen Dem, der das Gefäß zerschlüge, um das Wasser für sich allein zu haben. Vielleicht verhält es sich wirklich so. Jedenfalls aber ist Religion die allegorisch und mythisch ausgesprochene, und dadurch der Menschheit im Großen zugänglich und verdaulich gemachte Wahrheit: denn rein und unversetzt könnte sie solche nimmermehr vertragen; wie wir nicht im reinen Oxygen leben können, sondern eines Zusatzes von $^4/_5$ Azot bedürfen. Und ohne Bild geredet: dem Volke kann der tiefe Sinn und das hohe Ziel des Lebens nur symbolisch eröffnet und vorgehalten werden; weil es nicht fähig ist, solche im eigentlichen Verstande zu fassen. Philosophie hingegen soll seyn wie die Eleusinischen Mysterien, für die Wenigen, die Auserwählten.

Philalethes. Verstehe schon: die Sache läuft hinaus auf die Wahrheit im Gewande der Lüge. Aber damit tritt sie in eine ihr verderbliche Allianz. Denn was für eine gefährliche Waffe wird nicht Denen in die Hände gegeben, welche die Befugniß erhalten, sich der Unwahrheit als Vehikels der Wahrheit zu bedienen! Wenn es so steht, fürchte ich, daß das Unwahre an der Sache mehr Schaden stiften wird, als das Wahre je Nutzen. Ja, wenn die Allegorie sich eingeständlich als eine solche geben dürfte, da gienge es schon an: allein das würde ihr allen Respekt und damit alle Wirksamkeit benehmen. Sie muß daher als sensu proprio wahr sich geltend machen und behaupten; während sie höchstens sensu allegorico wahr ist. Hier liegt der unheilbare Schaden, der bleibende Uebelstand, welcher

Urſache iſt, daß die Religion mit dem unbefangenen, edlen Streben nach reiner Wahrheit ſtets in Konflikt gerathen iſt und es immer von Neuem wird.

Demopheles. Doch nicht: denn auch dafür iſt geſorgt. Darf gleich die Religion ihre allegoriſche Natur nicht geradezu bekennen; ſo deutet ſie ſolche doch genugſam an.

Philalethes. Und wo denn Das?

Demopheles. In ihren Myſterien. Sogar iſt „Myſterium" im Grunde nur der theologiſche terminus technicus für religiöſe Allegorie. Auch haben alle Religionen ihre Myſterien. Eigentlich iſt ein Myſterium ein offenbar abſurdes Dogma, welches jedoch eine hohe, an ſich ſelbſt dem gemeinen Verſtande der rohen Menge völlig unfaßliche Wahrheit in ſich verbirgt, die nun derſelbe in dieſer Verhüllung aufnimmt, auf Treu und Glauben, ohne ſich von der, auch ihm augenfälligen Abſurdität irre machen zu laſſen: dadurch nun wird er des Kerns der Sache, ſo weit es ihm möglich iſt, theilhaft. Zur Erläuterung kann ich hinzuſetzen, daß ſogar in der Philoſophie der Gebrauch des Myſteriums verſucht worden iſt, z. B. wenn Paskal, welcher Pietiſt, Mathematiker und Philoſoph zugleich war, in dieſer dreifachen Eigenſchaft ſagt: Gott iſt Centrum überall und nirgends Peripherie. Auch Malebranche hat ganz richtig bemerkt: la liberté est un mystère. — Man könnte weiter gehn und behaupten, an den Religionen ſei eigentlich Alles Myſterium. Denn die Wahrheit sensu proprio dem Volke, in ſeiner Rohheit, beizubringen iſt ſchlechterdings unmöglich: nur ein mythiſch-allegoriſcher Abglanz derſelben kann ihm zufallen und es erleuchten. Die nackte Wahrheit gehört nicht vor die Augen des profanen Vulgus: nur dicht verſchleiert darf ſie vor ihm erſcheinen. Dieſerwegen nun iſt es eine ganz unbillige Zumuthung an eine Religion, daß ſie sensu proprio wahr ſeyn ſolle, und daher, beiläufig geſagt, ſind, in unſern Tagen, ſowohl Rationaliſten, als Supranaturaliſten abſurd, indem Beide von der Vorausſetzung, daß ſie es ſeyn müſſe, ausgehn, unter welcher dann Jene beweiſen, daß ſie es nicht ſei, und Dieſe hartnäckig behaupten, ſie ſei es: oder vielmehr Jene das Allegoriſche ſo zuſchneiden und zurechtlegen, daß es sensu proprio wahr ſeyn könnte, dann aber eine Plattitüde wäre; Dieſe aber es, ohne weitere Zurich-

tung, als sensu proprio wahr behaupten wollen, — welches doch ohne Ketzergerichte und Scheiterhaufen gar nicht durchzusetzen ist; wie sie wissen sollten. Wirklich hingegen ist Mythos und Allegorie das eigentliche Element der Religion: aber unter dieser, wegen der geistigen Beschränktheit des großen Haufens, unumgänglichen Bedingung, leistet sie dem so unvertilgbaren, metaphysischen Bedürfniß des Menschen sehr wohl Genüge und vertritt die Stelle der, unendlich schwer und vielleicht nie zu erreichenden, reinen philosophischen Wahrheit.

Philalethes. O ja, ungefähr so, wie ein hölzernes Bein die Stelle eines natürlichen vertritt: es füllt sie aus, thut auch nothdürftig dessen Dienste, prätendirt dabei für ein natürliches angesehn zu werden, ist bald mehr, bald weniger künstlich zusammengesetzt u. s. f. Ein Unterschied dagegen ist, daß, in der Regel, ein natürliches Bein früher dawar, als das hölzerne, die Religion hingegen überall der Philosophie den Vorsprung abgewonnen hat.

Demopheles. Mag Alles seyn! aber für Den, der kein natürliches Bein hat, ist ein hölzernes von großem Werth. Du mußt im Auge behalten, daß das metaphysische Bedürfniß des Menschen schlechterdings Befriedigung verlangt; weil der Horizont seiner Gedanken abgeschlossen werden muß, nicht unbegränzt bleiben darf. Urtheilskraft nun aber, Gründe abzuwiegen und dann zwischen Wahrem und Falschem zu entscheiden, hat der Mensch, in der Regel, nicht: zudem läßt die von der Natur und ihrer Noth ihm auferlegte Arbeit ihm keine Zeit zu derartigen Untersuchungen, noch zu der Bildung, die sie voraussetzen. Also kann bei ihm nicht die Rede seyn von Ueberzeugung aus Gründen; sondern auf Glauben und Auktorität ist er verwiesen. Selbst wenn eine wirklich wahre Philosophie die Stelle der Religion eingenommen hätte; so würde sie von allerwenigstens $^9/_{10}$ der Menschen doch nur auf Auktorität angenommen werden, also wieder Glaubenssache seyn: denn bei Platons φιλοσοφον πληθος αδυνατον ειναι wird es immerdar bleiben. Auktorität nun aber wird allein durch Zeit und Umstände begründet; daher wir sie nicht Dem verleihen können, was nichts, als Gründe, für sich hat: sonach müssen wir sie Dem lassen, was, durch den Weltlauf, sie ein Mal erlangt hat, wenn es auch nur die allegorisch

dargeſtellte Wahrheit iſt. Dieſe nun, auf Auktorität geſtützt, wendet ſich zunächſt an die eigentlich metaphyſiſche Anlage des Menſchen, alſo an das theoretiſche Bedürfniß, welches aus dem ſich aufdringenden Räthſel unſers Daſeyns und aus dem Bewußtſeyn hervorgeht, daß hinter dem Phyſiſchen der Welt irgendwie ein Metaphyſiſches ſtecken müſſe, ein Unwandelbares, welches dem beſtändigen Wandel zur Grundlage dient; ſodann aber an den Willen, an Furcht und Hoffnung der in ſteter Noth lebenden Sterblichen: ſie ſchafft ihnen demnach Götter und Dämonen, die ſie anrufen, die ſie beſänftigen, die ſie gewinnen können; endlich aber auch wendet ſie ſich an ihr unleugbar vorhandenes moraliſches Bewußtſeyn, dem ſie Beſtätigung und Anhalt von außen verleiht, eine Stütze, ohne welche daſſelbe, im Kampfe mit ſo vielen Verſuchungen, ſich nicht leicht würde aufrecht erhalten können. Eben von dieſer Seite gewährt die Religion, in den zahlloſen und großen Leiden des Lebens, eine unerſchöpfliche Quelle des Troſtes und der Beruhigung, welche den Menſchen auch im Tode nicht verläßt, vielmehr gerade dann ihre ganze Wirkſamkeit entfaltet. Sonach gleicht die Religion Dem, der einen Blinden bei der Hand faßt und leitet, da er nicht ſelbſt ſehn kann und es ja nur darauf ankommt, daß er ſein Ziel erreiche, nicht, daß er Alles ſehe.

Philalethes. Dieſe letztere Seite iſt allerdings der Glanzpunkt der Religion. Iſt ſie eine fraus; ſo iſt ſie wahrlich eine pia fraus: das iſt nicht zu leugnen. Sonach aber werden uns die Prieſter zu einem ſonderbaren Mittelding von Betrügern und Sittenlehrern. Denn die eigentliche Wahrheit dürfen ſie, wie du ſelbſt ganz richtig auseinandergeſetzt haſt, nicht lehren, auch wenn ſie ihnen bekannt wäre; wie ſie es nicht iſt. Eine wahre Philoſophie kann es danach allenfalls geben; aber gar keine wahre Religion: ich meyne wahr im wahren und eigentlichen Wortverſtande und nicht bloß ſo durch die Blume, oder Allegorie, wie du es geſchildert haſt, in welchem Sinne vielmehr jede wahr ſeyn wird, nur in verſchiedenen Graden. Allerdings aber iſt es dem unentwirrbaren Gemiſche von Wohl und Uebel, Redlichkeit und Falſchheit, Güte und Bosheit, Edelmuth und Niederträchtigkeit, welches die Welt uns durchgängig darbietet, ganz entſprechend, daß die wichtigſte, höchſte und heiligſte Wahr-

heit nicht anders, als mit der Lüge verſetzt, auftreten kann, ja, von dieſer, als welche ſtärker auf die Menſchen wirkt, Kraft borgen und von ihr eingeführt werden muß, als Offenbarung. Man könnte ſogar dies Faktum als Monogramm der moraliſchen Welt betrachten. Indeſſen wollen wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Menſchheit dereinſt auf den Punkt der Reife und Bildung gelangen wird, wo ſie die wahre Philoſophie einerſeits hervorzubringen und andrerſeits aufzunehmen vermag. Iſt doch simplex sigillum veri: die nackte Wahrheit muß ſo einfach und faßlich ſeyn, daß man ſie in ihrer wahren Geſtalt Allen muß beibringen können, ohne ſie mit Mythen und Fabeln zu verſetzen, — d. h. als Religion zu vermummen.

Demopheles. Du haſt von der elenden Kapacität der Menge keinen ausreichenden Begriff.

Philalethes. Ich ſpreche es auch nur als Hoffnung aus: aber aufgeben kann ich ſie nicht. Dann würde die Wahrheit in einfacher und faßlicher Geſtalt freilich die Religion von dem Platze herunterſtoßen, den ſie ſo lange vikarirend eingenommen, aber eben dadurch jener offen gehalten hatte. Dann nämlich wird die Religion ihren Begriff erfüllt und ihre Bahn durchlaufen haben: ſie kann dann das bis zur Mündigkeit geleitete Geſchlecht entlaſſen, ſelbſt aber in Frieden dahinſcheiden. Dies wird die Euthanaſie der Religion ſeyn. Aber ſo lange ſie lebt hat ſie zwei Geſichter: eines der Wahrheit und eines des Truges. Je nachdem man das eine, oder das andere ins Auge faßt, wird man ſie lieben, oder anfeinden. Daher muß man ſie als ein nothwendiges Uebel betrachten, deſſen Nothwendigkeit auf der erbärmlichen Geiſtesſchwäche der großen Mehrzahl der Menſchen beruht, welche die Wahrheit zu faſſen unfähig iſt und daher, in einem dringenden Fall, eines Surrogats derſelben bedarf.

Demopheles. Wahrhaftig, man ſollte denken, daß ihr Philoſophen die Wahrheit ſchon ganz fertig liegen hättet und es nur noch darauf ankäme, ſie zu faſſen.

Philalethes. Wenn wir ſie nicht haben, ſo iſt Dies hauptſächlich dem Drucke zuzuſchreiben, unter welchem, zu allen Zeiten und in allen Ländern, die Philoſophie von der Religion gehalten worden iſt. Nicht nur das Ausſprechen und die Mittheilung der Wahrheit, nein, ſelbſt das Denken und Auffinden

derselben hat man unmöglich zu machen gesucht, dadurch, daß man in frühester Kindheit die Köpfe den Priestern, zum Bearbeiten, in die Hände gab, die nun das Gleis, in welchem die Grundgedanken sich fortan zu bewegen hatten, so fest hineindrückten, daß solche, in der Hauptsache, auf die ganze Lebenszeit festgestellt und bestimmt waren. Erschrecken muß ich bisweilen, wenn ich, zumal von meinen orientalischen Studien kommend, die Schriften, selbst der vortrefflichsten Köpfe, des 16. und 17. Jahrhunderts in die Hand nehme und nun sehe, wie sie überall durch den jüdischen Grundgedanken paralysirt und von allen Seiten eingehemmt sind. So zugerichtet ersinne mir Einer die wahre Philosophie!

Demopheles. Und wäre sie übrigens gefunden, diese wahre Philosophie; so würde darum doch nicht, wie du meinst, die Religion aus der Welt kommen. Denn es kann nicht Eine Metaphysik für Alle geben: der natürliche Unterschied der Geisteskräfte und der hinzukommende ihrer Ausbildung läßt es nimmermehr zu. Die große Mehrzahl der Menschen muß nothwendig der schweren körperlichen Arbeit obliegen, die zur Herbeischaffung des endlosen Bedarfs des ganzen Geschlechts unerläßlich erfordert ist: nicht nur läßt ihr Dies keine Zeit zur Bildung, zum Lernen, zum Nachdenken; sondern, vermöge des entschiedenen Antagonismus zwischen Irritabilität und Sensibilität, stumpft die viele und angestrengte körperliche Arbeit den Geist ab, macht ihn schwer, plump, ungelenk und daher unfähig andere, als ganz einfache und palpable Verhältnisse zu fassen. Unter diese Kategorie nun aber fallen wenigstens $^9/_{10}$ des Menschengeschlechts. Einer Metaphysik aber, d. i. einer Rechenschaft über die Welt und unser Daseyn, bedürfen die Leute darum doch; weil solche zu den natürlichsten Bedürfnissen des Menschen gehört; und zwar einer Volksmetaphysik, welche, um Dies seyn zu können, gar viele und seltene Eigenschaften vereinigen muß: nämlich eine große Faßlichkeit mit einer gewissen Dunkelheit, ja, Undurchdringlichkeit, an den rechten Stellen; sodann muß mit ihren Dogmen eine richtige und ausreichende Moral verknüpft seyn: vor Allem aber muß sie unerschöpflichen Trost im Leiden und im Tode mit sich bringen. Hieraus folgt nun schon, daß sie nur sensu allegorico, nicht sensu proprio wird wahr seyn können. Ferner muß sie nun

noch die Stütze einer, durch hohes Alter, allgemeine Anerkennung, Urkunden, nebst Ton und Vortrag derselben, imponirenden Autorität haben, lauter Eigenschaften, die so unendlich schwer zu vereinigen sind, daß gar Mancher, wenn er es erwöge, nicht so bereitwillig mithelfen würde, eine Religion zu unterminiren, sondern bedenken, daß sie der heiligste Schatz des Volkes ist. Wer über die Religion urtheilen will, soll stets die Beschaffenheit des großen Haufens, für den sie bestimmt ist, im Auge behalten, also dessen ganze moralische und intellektuelle Niedrigkeit sich vergegenwärtigen. Es ist unglaublich, wie weit es hiemit geht, und wie beharrlich, selbst unter der rohesten Hülle monstroser Fabeln und grottesker Ceremonien ein Fünklein Wahrheit fortglimmt, so unvertilgbar haftend, wie der Geruch des Moschus an Allem, was einmal mit ihm in Berührung gewesen ist. Als Erläuterung hiezu betrachte einerseits die tiefe indische Weisheit, welche in den Upanischaden niedergelegt ist, und blicke dann auf den tollen Götzendienst im heutigen Indien, wie er bei Wallfahrten, Processionen und Festen zu Tage tritt, und auf das rasende und fratzenhafte Treiben der Saniassis dieser Zeit. Dennoch aber ist nicht zu leugnen, daß in allen diesen Rasereien und Fratzen doch noch etwas tief verhüllt liegt, was mit der erwähnten tiefen Weisheit im Einklang ist, oder einen Reflex derselben abgiebt. Es hat aber dieser Zurichtung bedurft für den brutalen großen Haufen. — Wir haben an diesem Gegensatz die beiden Pole der Menschheit vor uns: die Weisheit der Einzelnen und die Bestialität der Menge, — welche beide jedoch im Moralischen ihre Uebereinstimmung finden. O, wem fällt hier nicht der Spruch des Kural ein: „Das gemeine Volk sieht wie Menschen aus; Etwas diesem Gleiches habe ich nie gesehn.“ (V. 1071.) — Der höher Gebildete mag immerhin sich die Religion cum grano salis auslegen; der Gelehrte, der denkende Kopf, mag sie, in der Stille, gegen eine Philosophie vertauschen. Und paßt doch sogar hier nicht eine Philosophie für Alle, sondern eine jede zieht, nach Gesetzen der Wahlverwandtschaft, dasjenige Publikum an sich, dessen Bildung und Geisteskräften sie angemessen ist. Daher giebt es allezeit eine niedrige Schulmetaphysik, für den gelehrten Plebs, und eine höhere, für die Elite. Mußte z. B. doch auch Kant's hohe Lehre erst für die Schulen

herabgezogen und verdorben werden, durch Fries, Krug, Salat und ähnliche Leute. Kurz, hier gilt so sehr, als irgendwo, Goethe's „Eines paßt sich nicht für Alle." Reiner Offenbarungsglaube und reine Metaphysik sind für die beiden Extreme: für die Zwischenstufen sind eben auch Modifikationen jener Beiden wechselseitig durch einander, in zahllosen Kombinationen und Gradationen. So erfordert es der unermeßliche Unterschied, den Natur und Bildung zwischen Menschen setzen.

Philalethes. Dieser Gesichtspunkt erinnert mich ernstlich an die, von dir schon erwähnten Mysterien der Alten, als welchen die Absicht zum Grunde zu liegen scheint, jenem, aus der Verschiedenheit der geistigen Anlagen und der Bildung entspringenden Uebelstande abzuhelfen. Ihr Plan dabei war, aus dem großen Haufen der Menschen, welchem die unverschleierte Wahrheit durchaus unzugänglich ist, Einige auszusondern, denen man solche, bis auf einen gewissen Grad, enthüllen durfte; aus diesen aber wieder Einige, denen man noch mehr offenbarte, da sie mehr zu fassen vermochten; und so aufwärts bis zu den Epopten. So gab es denn μικρα, και μειζονα, και μεγιστα μυστηρια. Eine richtige Erkenntniß der intellektuellen Ungleichheit der Menschen lag der Sache zum Grunde.

Demopheles. Gewissermaaßen vertritt bei uns die Bildung auf niedern, mittleren und hohen Schulen die verschiedenen Weihen der Mysterien.

Philalethes. Doch nur sehr annäherungsweise, und auch Dies nur, so lange über Gegenstände des höheren Wissens ausschließlich latein geschrieben wurde. Aber seitdem Das aufgehört hat, werden alle Mysterien profanirt.

Demopheles. Wie Dem auch seyn möge, so wollte ich, hinsichtlich der Religion, noch erinnern, daß du sie weniger von der theoretischen, und mehr von der praktischen Seite auffassen solltest. Mag immerhin die personificirte Metaphysik ihre Feindin, so wird doch die personificirte Moral ihre Freundin seyn. Vielleicht ist in allen Religionen das Metaphysische falsch: aber das Moralische ist in allen wahr: Dies ist schon daraus zu vermuthen, daß in jenem sie einander sämmtlich widerstreiten, in diesem aber alle übereinstimmen, —

Philalethes. Welches einen Beleg abgiebt zu der logi-

ſchen Regel, daß aus falſchen Prämiſſen eine wahre Konkluſion folgen kann.

Demopheles. Nun ſo halte dich an die Konkluſion und ſei ſtets eingedenk, daß die Religion zwei Seiten hat. Sollte ſie auch, bloß von der theoretiſchen, alſo intellektualen Seite geſehn, nicht zu Recht beſtehn können; ſo zeigt ſie dagegen von der moraliſchen Seite ſich als das alleinige Lenkungs-, Bändigungs- und Beſänftigungsmittel dieſer Raſſe vernunftbegabter Thiere, deren Verwandtſchaft mit dem Affen die mit dem Tiger nicht ausſchließt. Zugleich iſt ſie die, in der Regel, ausreichende Befriedigung des dumpfen metaphyſiſchen Bedürfniſſes derſelben. Du ſcheinſt mir keinen ausreichenden Begriff zu haben von dem himmelweiten Unterſchied, der tiefen Kluft, zwiſchen deinem gelehrten, denkgeübten und aufgehellten Kopf und dem dumpfen, ungelenken, trüben und trägen Bewußtſeyn jener Laſtthiere der Menſchheit, deren Gedanken die Richtung auf die Sorge für ihren Unterhalt ein für alle Mal angenommen haben und in einer andern nicht in Bewegung zu ſetzen ſind, und deren Muskelkraft ausſchließlich ſo angeſtrengt wird, daß die Nervenkraft, welche die Intelligenz ausmacht, dabei tief herabſinkt. Dergleichen Leute müſſen durchaus etwas Handfeſtes haben, daran ſie ſich halten können, auf dem ſchlüpfrigen und dornigen Pfade ihres Lebens, irgend eine ſchöne Fabel, mittelſt welcher Dinge, die ihr roher Verſtand ſchlechterdings nicht anders, als im Bild und Gleichniß aufnehmen kann, ihnen beigebracht werden. Mit tiefen Erklärungen und feinen Diſtinktionen iſt ihnen nicht beizukommen. Wenn du die Religion ſo auffaſſeſt, und bedenkſt, daß ihre Zwecke überwiegend praktiſch und nur untergeordnet theoretiſch ſind; ſo wird ſie dir höchſt achtungswerth erſcheinen.

Philalethes. Welcher Reſpekt denn doch am Ende auf dem Grundſatz beruhen würde, daß der Zweck die Mittel heiligt. Ich fühle jedoch zu einem darauf errichteten Kompromiß keine Neigung. Mag immerhin die Religion ein excellentes Zähmungs- und Abrichtungsmittel des verkehrten, ſtumpfen und boshaften bipediſchen Geſchlechtes ſeyn; in den Augen des Freundes der Wahrheit bleibt jede fraus, ſei ſie auch noch ſo pia, verwerflich. Lug und Trug wären doch ein ſeltſames Tugendmittel. Die Fahne, zu der ich geſchworen habe, iſt die Wahrheit: ihr werde

ich überall treu bleiben und, unbekümmert um den Erfolg, kämpfen für Licht und Wahrheit. Erblicke ich die Religionen in der feindlichen Reihe; so werde ich — — — —

Demopheles. Da findest du sie aber nicht! Die Religion ist kein Betrug: sie ist wahr und ist die wichtigste aller Wahrheiten. Weil aber, wie schon gesagt, ihre Lehren so hoher Art sind, daß der große Haufen sie nicht unmittelbar fassen könnte: weil, sage ich, das Licht derselben das gemeine Auge blenden würde; so tritt sie in den Schleier der Allegorie gehüllt auf und lehrt Das, was nicht geradezu an sich selbst, wohl aber dem hohen, darin enthaltenen Sinne nach, wahr ist: und so verstanden, ist sie die Wahrheit.

Philalethes. Das ließe sich schon hören, — wenn sie nur sich als bloß allegorisch wahr geben dürfte. Allein sie tritt auf mit dem Anspruch, geradezu und im ganz eigentlichen Sinne des Wortes wahr zu seyn: darin liegt der Trug, und hier ist es, wo der Freund der Wahrheit sich ihr feindlich entgegenstellen muß.

Demopheles. Aber Das ist ja conditio sine qua non. Wollte sie eingestehn, daß bloß der allegorische Sinn ihrer Lehren das Wahre daran sei; so würde ihr dies alle Wirksamkeit benehmen, und ihr unschätzbar wohlthätiger Einfluß auf das Moralische und Gemüthliche im Menschen würde durch solchen Rigorismus verloren gehn. Statt also mit pedantischem Starrsinn darauf zu bestehn, richte den Blick auf ihre großen Leistungen im praktischen Gebiet, im Moralischen, im Gemüthlichen, als Lenkerin des Handelns, als Stütze und Trost der leidenden Menschheit, im Leben und im Tode. Wie sehr wirst du danach dich hüten, durch theoretische Kritteleien dem Volke etwas zu verdächtigen und dadurch endlich zu entreißen, was ihm eine unerschöpfliche Quelle des Trostes und der Beruhigung ist, deren es so sehr, ja, bei seinem härteren Loose, mehr als wir bedarf: denn schon darum sollte es schlechthin unantastbar seyn.

Philalethes. Mit dem Argument hätte man den Luther aus dem Felde schlagen können, als er die Ablaßkrämerei angriff: denn wie Manchem haben nicht die Ablaßzettel zum unersetzlichen Trost und vollkommener Beruhigung gereicht, so daß er, im vollen Vertrauen auf ein Päckchen derselben, welches er

ſterbend in der Hand feſthielt, überzeugt, eben ſo viele Eintrittskarten in alle neun Himmel daran zu haben, mit froher Zuverſicht dahinſchied. — Was helfen Troſt- und Beruhigungsgründe, über welchen beſtändig das Damoklesſchwerdt der Enttäuſchung ſchwebt! Die Wahrheit, mein Freund, die Wahrheit allein hält Stich, beharrt und bleibt treu: ihr Troſt allein iſt der ſolide: ſie iſt der unzerſtörbare Diamant.

Demopheles. Ja, wenn ihr die Wahrheit in der Taſche hättet, um uns auf Verlangen damit zu beglücken. Aber was ihr habt ſind eben nur metaphyſiſche Syſteme, an denen nichts gewiß iſt, als das Kopfbrechen, welches ſie koſten. Ehe man Einem etwas nimmt, muß man etwas Beſſeres an deſſen Stelle zu geben haben.

Philalethes. Wenn ich nur Das nicht immer hören müßte! Einen von einem Irrthum befreien heißt nicht ihm etwas nehmen, ſondern geben: denn die Erkenntniß, daß etwas falſch ſei, iſt eben eine Wahrheit. Kein Irrthum aber iſt unſchädlich; ſondern jeder wird früher oder ſpäter Dem, der ihn hegt, Unheil bereiten. Darum betrüge man niemanden, geſtehe lieber ein, nicht zu wiſſen was man nicht weiß, und überlaſſe Jedem, ſich ſeine Glaubensſätze ſelbſt zu machen. Vielleicht werden ſie ſo übel nicht ausfallen, zumal da ſie ſich an einander abreiben und gegenſeitig rektificiren werden: jedenfalls wird die Mannigfaltigkeit der Anſichten Toleranz begründen. Die aber, denen Kenntniſſe und Fähigkeit beiwohnen, mögen ſich an das Studium der Philoſophen machen, oder wohl gar ſelbſt die Geſchichte der Philoſophie weiter führen.

Demopheles. Das würde etwas Schönes werden! Ein ganzes Volk naturaliſirender, ſich ſtreitender und eventualiter prügelnder Metaphyſiker!

Philalethes. Je nun, etwas Prügel, hin und wieder, ſind die Würze des Lebens, oder wenigſtens ein gar kleines Uebel, wenn verglichen mit Pfaffenherrſchaft, Laienplünderung, Ketzerverfolgungen, Inquiſitionsgerichten, Kreuzzügen, Religionskriegen, Bartholomäusnächten u. ſ. w. Das ſind denn doch die Erfolge der oktroyirten Volksmetaphyſik geweſen: daher bleibe ich dabei, daß vom Dornbuſch keine Trauben und von Lug und Trug kein Heil zu erwarten ſteht.

Demopheles. Wie oft soll ich dir wiederholen, daß die Religion nichts weniger, als Lug und Trug, sondern die Wahrheit selbst, nur in mythisch-allegorischem Gewande ist? — Aber hinsichtlich deines Plans, daß Jeder sein eigener Religionsstifter seyn solle, hatte ich dir noch zu sagen, daß ein solcher Partikularismus ganz und gar der Natur des Menschen widerstreitet und eben daher alle gesellschaftliche Ordnung aufheben würde. Der Mensch ist ein animal metaphysicum, d. h. hat ein überwiegend starkes metaphysisches Bedürfniß; demnach faßt er das Leben vor Allem in seiner metaphysischen Bedeutung und will aus dieser Alles abgeleitet wissen. Daher ist, so seltsam es, bei der Ungewißheit aller Dogmen, klingt, die Uebereinstimmung in den metaphysischen Grundansichten für ihn die Hauptsache, dermaaßen, daß nur unter den hierin Gleichgesinnten ächte und dauernde Gemeinschaft möglich ist. In Folge hievon identificiren und scheiden die Völker sich viel mehr nach den Religionen, als nach den Regierungen, oder selbst nach den Sprachen. Demgemäß steht das Gebäude der Gesellschaft, der Staat, erst dann vollkommen fest, wann ein vollkommen anerkanntes System der Metaphysik ihm zur Unterlage dient. Natürlich kann ein solches nur Volksmetaphysik, d. i. Religion, seyn. Dasselbe schmilzt aber dann mit der Staatsverfassung und allen gemeinschaftlichen Lebensäußerungen des Volkes, wie auch mit allen feierlichen Akten des Privatlebens, zusammen. So war es im alten Indien, so bei den Persern, den Aegyptern, den Juden, auch bei den Griechen und Römern, so ist es noch bei den Brahmanischen, Buddhaistischen und Mohammedanischen Völkern. In China sind zwar drei Glaubenslehren, von welchen gerade die am meisten verbreitete, der Buddhaismus, am wenigsten vom Staate gepflegt wird: jedoch lautet ein in China allgemein geltender und täglich gebrauchter Spruch so: „die drei Lehren sind nur Eine", d. h. sie stimmen in der Hauptsache überein. Auch bekennt der Kaiser sich zu allen dreien zugleich und im Verein. Europa endlich ist der christliche Staatenbund: das Christenthum ist die Basis jedes seiner Glieder und das gemeinschaftliche Band aller; daher auch die Türkei, obgleich in Europa gelegen, eigentlich nicht dazu gerechnet wird. Dem entsprechend sind die Europäischen Fürsten es „von Gottes Gnaden", und ist der Papst der

Statthalter Gottes, welcher demgemäß, als sein Ansehn am höchsten stand, alle Throne nur als von ihm verliehene Lehen betrachtet haben wollte: Dem entsprach auch, daß Erzbischöfe und Bischöfe als solche weltliche Herrschaft hatten, wie noch jetzt, in England, Sitz und Stimme im Oberhause. Protestantische Herrscher sind, als solche, Häupter ihrer Kirche: in England war dies, noch vor wenig Jahren, ein achtzehnjähriges Mädchen. Schon durch den Abfall vom Papste hat die Reformation das Europäische Staatengebäude erschüttert, besonders aber hat sie, durch Aufhebung der Glaubensgemeinschaft, die wahre Einheit Deutschlands aufgelöst, welche daher später, nachdem sie faktisch auseinandergefallen war, durch künstliche, bloß politische Bande wiederhergestellt werden mußte. Du siehst also, wie wesentlich der Glaube und seine Einheit mit der gesellschaftlichen Ordnung und jedem Staate zusammenhängt. Er ist überall die Stütze der Gesetze und der Verfassung, also die Grundlage des geselligen Gebäudes, das sogar schwerlich bestehn könnte, wenn nicht er der Auktorität der Regierung und dem Ansehn des Herrschers Nachdruck verliehe.

Philalethes. O ja, den Fürsten ist der Herrgott der Knecht Ruprecht, mit dem sie die großen Kinder zu Bette jagen, wenn nichts Anderes mehr helfen will; daher sie auch viel auf ihn halten. Schon recht: inzwischen möchte ich jedem regierenden Herrn anrathen, halbjährlich an einem fest bestimmten Tage, das 15. Kapitel des ersten Buches Samuelis mit Ernst und Aufmerksamkeit durchzulesen; damit er stets vor Augen behalte, was es auf sich habe, den Thron auf den Altar zu stützen. Ueberdies hat, seitdem die ultima ratio theologorum, der Scheiterhaufen, außer Gebrauch gekommen, jenes Regierungsmittel sehr an Wirksamkeit verloren. Denn, du weißt es, die Religionen sind wie die Leuchtwürmer: sie bedürfen der Dunkelheit um zu leuchten. Ein gewisser Grad allgemeiner Unwissenheit ist die Bedingung aller Religionen, ist das Element, in welchem allein sie leben können. Sobald hingegen Astronomie, Naturwissenschaft, Geologie, Geschichte, Länder- und Völkerkunde ihr Licht allgemein verbreiten und endlich gar die Philosophie zum Worte kommen darf; da muß jeder auf Wunder und Offenbarung gestützte Glaube untergehn; worauf dann die Philosophie

seinen Platz einnimmt. In Europa brach gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts, mit der Ankunft gelehrter Neugriechen, jener Tag der Erkenntniß und Wissenschaft an, seine Sonne stieg immer höher, in dem so ergiebigen 16ten und 17ten Jahrhundert, und zerstreute die Nebel des Mittelalters. In gleichem Maaße mußte allmälig die Kirche und der Glaube sinken; daher im 18ten Jahrhundert Englische und Französische Philosophen sich schon direkt gegen dieselben erheben konnten, bis endlich, unter Friedrich dem Großen, Kant kam, der dem religiösen Glauben die bisherige Stütze der Philosophie entzog nnd die ancilla theologiae emancipirte, indem er die Sache mit deutscher Gründlichkeit und Gelassenheit angriff, wodurch sie eine weniger frivole, aber desto ernsthaftere Miene annahm. In Folge davon sehn wir im 19ten Jahrhundert das Christenthum sehr geschwächt dastehn, vom ernstlichen Glauben fast ganz verlassen, ja, schon um seine eigene Existenz kämpfend; während besorgliche Fürsten ihm durch künstliche Reizmittel aufzuhelfen suchen, wie der Arzt dem Sterbenden durch Moschus. Allein höre hier aus dem Condorcet, des progrès de l'esprit humain, eine Stelle, die zur Warnung unserer Zeit geschrieben zu seyn scheint: le zèle religieux des philosophes et des grands n'était qu'une dévotion politique: et toute religion, qu'on se permet de défendre comme une croyance qu'il est utile de laisser au peuple, ne peut plus espérer qu'une agonie plus ou moins prolongée (ep. 5). — Im ganzen Verlaufe des beschriebenen Hergangs kannst du immer beobachten, daß Glauben und Wissen sich verhalten wie die zwei Schaalen einer Waage: in dem Maaße, als die eine steigt, sinkt die andere. Ja, so empfindlich ist diese Waage, daß sie sogar momentane Einflüsse indicirt: als z. B., im Anfange dieses Jahrhunderts, die Raubzüge Französischer Horden, unter ihrem Anführer Buonaparte, und die große Anstrengung, welche nachher die Austreibung und Züchtigung dieses Raubgesindels erforderte, eine temporäre Vernachlässigung der Wissenschaften und dadurch eine gewisse Abnahme in der allgemeinen Verbreitung der Kenntnisse herbeigeführt hatte, fing sogleich die Kirche wieder an, ihr Haupt zu erheben, und der Glaube zeigte sofort eine neue Belebung, die freilich, dem Zeitalter gemäß, zum Theil nur poetischer Natur

war. Hingegen in dem darauf folgenden, mehr als dreißigjährigen Frieden hat Muße und Wohlstand den Anbau der Wissenschaften und die Verbreitung der Kenntnisse in seltenem Maaße befördert; wovon die Folge der besagte, Auflösung drohende Verfall der Religion ist. Vielleicht daß sogar der so oft prophezeite Zeitpunkt bald daseyn wird, wo diese von der Europäischen Menschheit scheidet, wie eine Amme, deren Pflege das Kind entwachsen ist, welches nunmehr der Belehrung des Hofmeisters zufällt. Denn ohne Zweifel sind bloße, auf Auktorität, Wunder und Offenbarung gestützte Glaubenslehren eine nur dem Kindesalter der Menschheit angemessene Aushülfe: daß aber ein Geschlecht, dessen ganze Dauer, nach übereinstimmender Anzeige aller physischen und historischen Data, bis jetzt nicht mehr beträgt, als ungefähr 100 Mal das Leben eines 60jährigen Mannes, noch in der ersten Kindheit sich befinde, wird Jeder zugeben.

Demopheles. O, wenn du doch, statt mit unverhohlenem Wohlgefallen den Untergang des Christenthums zu prophezeien, betrachten wolltest, wie unendlich viel die Europäische Menschheit dieser ihr, aus ihrer wahren alten Heimath, dem Orient, spät nachgefolgten Religion zu verdanken hat! Sie erhielt durch dieselbe eine ihr bis dahin fremde Tendenz, vermöge der Erkenntniß der Grundwahrheit, daß das Leben nicht Selbstzweck seyn könne, sondern der wahre Zweck unsers Daseyns jenseit desselben liege. Griechen und Römer nämlich hatten ihn durchaus in das Leben selbst gesetzt, daher sie, in diesem Sinne, allerdings blinde Heiden heißen können. Demgemäß laufen auch alle ihre Tugenden auf das dem Gemeinwohl Dienliche, — das Nützliche, zurück, und Aristoteles sagt ganz naiv: „nothwendigerweise müssen die Tugenden die größten seyn, welche Andern die nützlichsten sind." (αναγκη δε μεγιστας ειναι αρετας τας τοις αλλοις χρησιμωτατας. Rhetor. I, c. 9.) Daher ist denn auch die Vaterlandsliebe die höchste Tugend bei den Alten, — wiewohl sie eigentlich eine gar zweideutige ist, indem Beschränktheit, Vorurtheil, Eitelkeit und wohlverstandener Eigennutz großen Antheil an ihr haben. Dicht vor der so eben angeführten Stelle zählt Aristoteles sämmtliche Tugenden auf, um sie sodann einzeln zu erläutern. Sie sind: Gerechtigkeit, Muth, Mäßigkeit, Splendidität (μεγαλοπρεπεια), Großmuth, Liberalität, Sanftmuth, Vernünftigkeit und

Weisheit. Wie verſchieden von den chriſtlichen! Selbſt Platon, der ohne Vergleich transſcendenteſte Philoſoph des vorchriſtlichen Alterthums, kennt keine höhere Tugend als die Gerechtigkeit, welche ſogar nur er allein unbedingt und ihrer ſelbſt wegen empfiehlt; während bei allen ihren übrigen Philoſophen das Ziel aller Tugend ein glückliches Leben, vita beata, iſt und die Moral die Anleitung zu einem ſolchen. Von dieſem platten und rohen Aufgehn in einem ephemeren, ungewiſſen und ſchaalen Daſeyn befreite das Chriſtenthum die Europäiſche Menſchheit,

coelumque tueri
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.

Demgemäß predigte das Chriſtenthum nicht bloße Gerechtigkeit, ſondern Menſchenliebe, Mitleid, Wohlthätigkeit, Verſöhnlichkeit, Feindesliebe, Geduld, Demuth, Entſagung, Glaube und Hoffnung. Ja, es ging weiter: es lehrte, daß die Welt vom Uebel ſei, und daß wir der Erlöſung bedürften: demnach predigte es Weltverachtung, Selbſtverleugnung, Keuſchheit, Aufgeben des eigenen Willens, d. h. Abwendung vom Leben und deſſen trügeriſchen Genüſſen: ja, es lehrte die heiligende Kraft des Leidens erkennen und ein Marterinſtrument iſt das Symbol des Chriſtenthums. — Ich geſtehe dir gern zu, daß dieſe ernſte und allein richtige Anſicht des Lebens, unter andern Formen, in ganz Aſien ſchon Jahrtauſende früher verbreitet war, wie ſie es, unabhängig vom Chriſtenthum, auch jetzt noch iſt: aber für die Europäiſche Menſchheit war dieſelbe eine neue und große Offenbarung. Denn bekanntlich beſteht die Bevölkerung Europa's aus verdrängten und verirrten, nach und nach eingetroffenen Aſiatiſchen Stämmen, welchen, auf der weiten Wanderung, ihre heimathliche Urreligion und damit die richtige Lebensanſicht verloren gegangen war; daher ſie alsdann, im neuen Klima, ſich eigene und ziemlich rohe Religionen bildeten, hauptſächlich die Druidiſche, die Odiniſche und die Griechiſche, deren metaphyſiſcher Gehalt gering und gar ſeicht war. — Inzwiſchen entwickelte ſich bei den Griechen ein ganz ſpezieller, man möchte ſagen inſtinktartiger, ihnen allein, unter allen Völkern der Erde, die je geweſen ſind, eigener, feiner und richtiger Schönheitsſinn: daher nahm, im Munde ihrer Dichter und unter den Händen ihrer

Bildner, ihre Mythologie eine überaus schöne und ergötzliche Gestalt an. Hingegen die ernste, wahre und tiefe Bedeutung des Lebens war Griechen und Römern verloren gegangen: sie lebten dahin, wie große Kinder, bis das Christenthum kam und sie zum Ernst des Lebens zurückrief.

Philalethes. Und um den Erfolg zu beurtheilen, brauchen wir nur das Alterthum mit dem darauf folgenden Mittelalter zu vergleichen, etwan das Zeitalter des Perikles mit dem 14ten Jahrhundert. Kaum glaubt man in beiden die selbe Art von Wesen vor sich zu haben: dort die schönste Entfaltung der Humanität, vortreffliche Staatseinrichtungen, weise Gesetze, klug vertheilte Magistraturen, vernünftig geregelte Freiheit, sämmtliche Künste, nebst Poesie und Philosophie, auf ihrem Gipfel, Werke schaffend, die noch nach Jahrtausenden als unerreichte Muster, beinahe als Werke höherer Wesen, denen wir es nie gleichthun können, dastehn, und dabei das Leben durch die edelste Geselligkeit verschönert, wie das Gastmahl des Xenophon sie uns abschattet. Und nun sieh' hieher, wenn du es vermagst. — Siehe die Zeit, da die Kirche die Geister und die Gewalt die Leiber gefesselt hatte, damit Ritter und Pfaffen ihrem gemeinsamen Lastthiere, dem dritten Stande, die ganze Bürde des Lebens auflegen konnten. Da findest du Faustrecht, Feudalismus und Fanatismus in engem Bunde, und in ihrem Gefolge gräuliche Unwissenheit und Geistesfinsterniß, ihr entsprechende Intoleranz, Glaubenszwiste, Religionskriege, Kreuzzüge, Ketzerverfolgungen und Inquisitionen; als Form der Geselligkeit aber das aus Rohheit und Geckerei zusammengeflickte Ritterwesen, mit seinen pedantisch ausgebildeten und in ein System gebrachten Fratzen und Flausen, mit degradirendem Aberglauben und affenwürdiger Weiberveneration, von der ein noch vorhandener Rest, die Galanterie, mit wohlverdienter Weiberarroganz bezahlt wird und allen Asiaten dauernden Stoff zu einem Lachen giebt, in welches die Griechen miteingestimmt haben würden. Im goldenen Mittelalter freilich ging das Ding bis zum förmlichen und methodischen Frauendienst, mit auferlegten Heldenthaten, cours d'amour, schwülstigem Troubadoursgesang u. s. w.; wiewohl zu bemerken ist, daß diese letzteren Possen, die denn doch eine intellektuelle Seite haben, hauptsächlich in Frankreich zu Hause waren; wäh-

rend bei den materiellen und ſtumpfen Deutſchen die Ritter mehr im Saufen und Rauben ſich hervorthaten: Humpen und Raubſchlöſſer waren ihre Sache; an den Höfen freilich fehlte es auch nicht an einiger faden Minneſängerei. Wodurch nun hatte die Scene ſo gewechſelt? Durch Völkerwanderung und Chriſtenthum.

Demopheles. Gut, daß du daran erinnerſt. Die Völkerwanderung war die Quelle des Uebels und das Chriſtenthum der Damm, an dem es ſich brach. Eben für die durch die Fluth der Völkerwanderung herangeſchwemmten, rohen, wilden Horden wurde das Chriſtenthum zunächſt das Bändigungs- und Zähmungsmittel. Der rohe Menſch muß zuerſt niederknieen, Verehrung und Gehorſam erlernen: danach erſt kann man ihn civiliſiren. Dies leiſtete, wie in Irland St. Patricius, ſo in Deutſchland Winfried der Sachs und ward ein wahrer Bonifacius. Die Völkerwanderung, dieſes letzte Nachrücken aſiatiſcher Stämme nach Europa, dem nur noch fruchtloſe Verſuche der Art, unter Attila, Dſchengiſchan und Timur und, als komiſches Nachſpiel, die Zigeuner gefolgt ſind, die Völkerwanderung war es, welche die Humanität des Alterthums weggeſchwemmt hatte: das Chriſtenthum aber war gerade das der Rohheit entgegenwirkende Princip; wie ſelbſt noch ſpäterhin, das ganze Mittelalter hindurch, die Kirche, mit ihrer Hierarchie, höchſt nöthig war, der Rohheit und Barbarei der phyſiſchen Gewalthaber, der Fürſten und Ritter, Schranken zu ſetzen: ſie wurde der Eisbrecher dieſer mächtigen Schollen. Jedoch iſt ja überhaupt der Zweck des Chriſtenthums nicht ſowohl, dieſes Leben angenehm, als vielmehr uns eines beſſern würdig zu machen: über dieſe Spanne Zeit, über dieſen flüchtigen Traum, ſieht es weg, um uns dem ewigen Heile zuzuführen. Seine Tendenz iſt ethiſch, im allerhöchſten, bis dahin in Europa nicht gekannten Sinne des Worts; wie ich dir ja ſchon, durch Zuſammenſtellung der Moral und Religion der Alten mit der chriſtlichen, bemerklich gemacht habe.

Philalethes. Mit Recht, ſoweit es die Theorie betrifft: aber ſieh' die Praxis an. Unſtreitig waren, im Vergleich mit den folgenden chriſtlichen Jahrhunderten, die Alten weniger grauſam, als das Mittelalter, mit ſeinen geſuchten Todesmartern und Scheiterhaufen ohne Zahl; ferner waren die Alten ſehr duldſam, hielten beſonders viel auf Gerechtigkeit, opferten ſich häufig fürs

Vaterland, zeigten edelmüthige Züge jeder Art und eine so ächte Humanität, daß, bis auf den heutigen Tag, die Bekanntschaft mit ihrem Thun und Denken Humanitätsstudium heißt. Religionskriege, Religionsmetzeleien, Kreuzzüge, Inquisition, nebst andern Ketzergerichten, Ausrottung der Urbevölkerung Amerika's und Einführung Africanischer Sklaven an ihre Stelle, — waren Früchte des Christenthums, und nichts ihnen Analoges, oder die Waage Haltendes, ist bei den Alten zu finden: denn die Sklaven der Alten, die familia, die vernae, ein zufriedenes, dem Herrn treu ergebenes Geschlecht, sind von den unglückseligen, die Menschheit anklagenden Negern der Zuckerplantagen so weit verschieden, wie ihre beiderseitigen Farben. Die allerdings tadelnswerthe Toleranz der Päderastie, welche man hauptsächlich der Moral der Alten vorwirft, ist, gegen die angeführten christlichen Gräuel gehalten, eine Kleinigkeit, und ist solche auch bei den Neueren lange nicht in dem Maaße seltener geworden, als sie weniger zum Vorschein kommt. Kannst du, Alles wohlerwogen, behaupten, daß durch das Christenthum die Menschheit wirklich moralisch besser geworden sei?

Demopheles. Wenn der Erfolg nicht überall der Reinheit und Richtigkeit der Lehre entsprochen hat; so mag es daher kommen, daß diese Lehre zu edel, zu erhaben für die Menschheit gewesen ist, mithin dieser das Ziel zu hoch gesteckt war: der heidnischen Moral nachzukommen war freilich leichter; wie eben auch der mohammedanischen. Sodann steht überall gerade das Erhabenste am meisten dem Mißbrauch und Betruge offen: abusus optimi pessimus: daher haben denn auch jene hohen Lehren mitunter dem abscheulichsten Treiben und wahren Unthaten zum Vorwande gedient. — Der Untergang der alten Staatseinrichtungen aber, wie auch der Künste und Wissenschaften der alten Welt, ist, wie gesagt, dem Eindringen fremder Barbaren zuzuschreiben. Daß danach Unwissenheit und Rohheit die Oberhand gewannen und, als Folge hievon, Gewalt und Betrug sich der Herrschaft bemächtigten, so daß Ritter und Pfaffen auf der Menschheit lasteten, war unausbleiblich. Zum Theil ist es jedoch auch daraus erklärlich, daß die neue Religion, statt des zeitlichen, das ewige Heil suchen lehrte, die Einfalt des Herzens dem Wissen des Kopfes vorzog, und allen weltlichen Genüssen, welchen ja

auch die Wissenschaften und Künste dienen, abhold war. Soweit jedoch letztere sich der Religion dienstbar machten, wurden sie befördert und erlangten einen gewissen Flor.

Philalethes. In gar engem Bereich. Die Wissenschaften aber waren verdächtige Gesellen und wurden als solche in Schranken gehalten; hingegen die liebe Unwissenheit, dieses den Glaubenslehren so nothwendige Element, wurde sorgfältig gepflegt.

Demopheles. Und doch wurde was die Menschheit bis dahin am Wissen sich erworben und in den Schriften der Alten niedergelegt hatte, allein durch die Geistlichkeit, zumal in den Klöstern, vom Untergange gerettet. O, wie wäre es, nach der Völkerwanderung, gekommen, wenn das Christenthum nicht kurz zuvor eingetreten wäre!

Philalethes. Es würde wirklich eine höchst nützliche Untersuchung seyn, wenn man ein Mal, mit größter Unbefangenheit und Kälte, die durch die Religionen erlangten Vortheile und die durch dieselben herbeigeführten Nachtheile unpartheiisch, genau und richtig gegen einander abzuwägen versuchte. Dazu bedarf es freilich einer viel größeren Menge historischer und psychologischer Data, als uns Beiden zu Gebote stehn. Akademieen könnten es zum Gegenstand einer Preisfrage machen.

Demopheles. Werden sich hüten.

Philalethes. Mich wundert, daß du das sagst: denn es ist ein schlimmes Zeichen für die Religionen. Uebrigens aber giebt es ja auch Akademieen, bei deren Fragen die stillschweigende Bedingung ist, daß den Preis erhält wer am besten ihnen nach dem Maule zu reden versteht. — Wenn nur zunächst ein Statistiker uns angeben könnte, wie viele Verbrechen alljährlich aus religiösen Motiven unterbleiben, und wie viele aus andern. Der Ersteren werden gar wenige seyn. Denn, wenn Einer sich versucht fühlt, ein Verbrechen zu begehn, da ist zuverlässig das Erste, was sich dem Gedanken daran entgegenstellt, die darauf gesetzte Strafe und die Wahrscheinlichkeit von ihr erreicht zu werden; danach aber kommt, als das Zweite, die Gefahr für seine Ehre in Betracht. An diesen beiden Anstößen wird er, wenn ich nicht irre, Stunden lang ruminiren, ehe ihm die religiösen Rücksichten auch nur einfallen. Ist er aber über jene beiden ersten Schutz-

wehren gegen das Verbrechen hinweggekommen; so glaube ich, daß höchst selten die Religion allein ihn noch abhalten wird.

Demopheles. Ich aber glaube, daß sie es recht oft wird; zumal wenn ihr Einfluß schon durch das Medium der Gewohnheit wirkt, so daß der Mensch vor großen Uebelthaten sogleich zurückbebt. Der frühe Eindruck haftet. Bedenke, zur Erläuterung, wie Viele, namentlich vom Adel, ihr gegebenes Versprechen oft mit schweren Opfern erfüllen, ganz allein dadurch bestimmt, daß in der Kindheit ihnen der Vater, mit ernster Miene, oft vorgesagt hat: „ein Mann von Ehre, — oder, ein gentleman, — oder, ein Kavalier, — hält stets und unverbrüchlich sein Wort."

Philalethes. Ohne eine gewisse angeborene probitas wirkt auch das nicht. Du darfst überhaupt nicht der Religion zuschreiben, was Folge der angeborenen Güte des Charakters ist, vermöge welcher sein Mitleid mit Dem, den das Verbrechen treffen würde, ihn davon abhält. Dies ist das ächte moralische Motiv und als solches von allen Religionen unabhängig.

Demopheles. Selbst dieses aber wirkt bei dem großen Haufen selten ohne Einkleidung in religiöse Motive, durch die es jedenfalls verstärkt wird. Jedoch auch ohne solche natürliche Unterlage verhüten oft die religiösen Motive für sich allein die Verbrechen: auch darf Dies uns beim Volke nicht wundern, wenn wir ja sehn, daß sogar Leute von hoher Bildung bisweilen unter dem Einfluß, nicht etwan religiöser Motive, denen doch immer die Wahrheit wenigstens allegorisch zum Grunde liegt, sondern selbst des absurdesten Aberglaubens stehn und ihr Leben lang sich von ihm lenken lassen, z. B. Freitags nichts unternehmen, nicht zu Dreizehn am Tische sitzen, zufälligen ominibus gehorchen, u. dgl. m., wie viel mehr das Volk. Du vermagst nur nicht genugsam, dich in die große Beschränktheit roher Geister hineinzudenken: es sieht darin gar finster aus, zumal wenn, wie nur zu oft, ein schlechtes, ungerechtes, boshaftes Herz die Grundlage bildet. Dergleichen Menschen, welche die Masse des Geschlechts ausmachen, muß man einstweilen lenken und bändigen, wie man kann, und geschehe es durch wirklich superstitiose Motive, bis sie für richtigere und bessere empfänglich werden. Von der direkten Wirkung der Religion zeugt aber z. B., daß gar oft, namentlich in Italien, ein Dieb das Gestohlene durch seinen Beichtvater

zurückstellen läßt; weil nämlich dieser solches zur Bedingung der Absolution macht. Sodann denke an den Eid, bei welchem ja die Religion den entschiedensten Einfluß zeigt; sei es nun, weil dabei der Mensch sich ausdrücklich auf den Standpunkt eines bloß moralischen Wesens gestellt und als solches feierlich angerufen sieht, — so scheint man es in Frankreich zu nehmen, wo die Eidesformel bloß ist je le jure, und eben so nimmt man es mit den Quäkern, indem man ihr feierliches Ja, oder Nein, statt des Eides gelten läßt; — oder sei es, daß er wirklich an die Verwirkung seiner ewigen Seeligkeit glaubt, die er dabei ausspricht, — welcher Glaube auch dann wohl nur die Einkleidung des ersteren Gefühls ist. Jedenfalls aber sind die religiösen Vorstellungen das Mittel, seine moralische Natur zu wecken und hervorzurufen. Wie oft sind nicht zugeschobene falsche Eide zuerst angenommen, aber, wenn es zur Sache kam, plötzlich verweigert worden; wodurch dann Wahrheit und Recht den Sieg erlangten.

Philalethes. Und noch öfter sind falsche Eide wirklich geschworen worden, wodurch Wahrheit und Recht, bei deutlicher Mitwissenheit aller Zeugen des Akts, mit Füßen getreten wurden. Der Eid ist die metaphysische Eselsbrücke der Juristen: sie sollten sie so selten, als irgend möglich, betreten. Wenn es aber unvermeidlich ist, da sollte es mit größter Feierlichkeit, nie ohne Gegenwart des Geistlichen, ja, sogar in der Kirche, oder in einer dem Gerichtshofe beigegebenen Kapelle, geschehn. In höchst verdächtigen Fällen ist es zweckmäßig, sogar die Schuljugend dabei gegenwärtig seyn zu lassen. Die Französische abstrakte Eidesformel taugt, eben darum, gar nichts: das Abstrahiren vom gegebenen Positiven sollte dem eigenen Gedankengange eines Jeden, dem Grade seiner Bildung gemäß, überlassen bleiben. — Inzwischen hast du Recht, den Eid als unleugbares Beispiel praktischer Wirksamkeit der Religion anzuführen. Daß jedoch diese auch außerdem weit reicht, muß ich, trotz Allem was du gesagt hast, bezweifeln. Denke dir ein Mal, es würden jetzt plötzlich, durch öffentliche Proklamation, alle Kriminalgesetze aufgehoben erklärt; so glaube ich, daß weder du noch ich den Muth hätten, unter dem Schutz der religiösen Motive, auch nur von hier allein nach Hause zu gehn. Würde hingegen, auf gleiche Weise, alle

Religion für unwahr erklärt; so würden wir, unter dem Schutze der Gesetze allein, ohne sonderliche Vermehrung unsrer Besorgnisse und Vorsichtsmaaßregeln, nach wie vor leben. — Aber ich will dir mehr sagen: die Religionen haben sehr häufig einen entschieden demoralisirenden Einfluß. Im Allgemeinen ließe sich behaupten, daß was den Pflichten gegen Gott beigelegt wird, den Pflichten gegen die Menschen entzogen wird, indem es sehr bequem ist, den Mangel des Wohlverhaltens gegen diese durch Adulation gegen jenen zu ersetzen. Demgemäß sehen wir, in allen Zeiten und Ländern, die große Mehrzahl der Menschen es viel leichter finden, den Himmel durch Gebete zu erbetteln, als durch Handlungen zu verdienen. In jeder Religion kommt es bald dahin, daß für die nächsten Gegenstände des göttlichen Willens nicht sowohl moralische Handlungen, als Glaube, Tempelceremonien und Latreia mancherlei Art ausgegeben werden; ja, allmälig werden die Letzteren, zumal wann sie mit Emolumenten der Priester verknüpft sind, auch als Surrogate der Ersteren betrachtet: Thieropfer im Tempel, oder Messeleſenlassen, oder Errichtung von Kapellen, oder Kreuzen am Wege, sind bald die verdienstlichsten Werke, so daß selbst grobe Verbrechen durch sie gesühnt werden, wie auch durch Buße, Unterwerfung der Priesterauktorität, Beichte, Pilgerfahrten, Donationen an die Tempel und ihre Priester, Klosterbauten u. dgl. m., wodurch zuletzt die Priester fast nur noch als die Vermittler des Handels mit bestechlichen Göttern erscheinen. Und wenn es auch so weit nicht kommt; wo ist die Religion, deren Bekenner nicht wenigstens Gebete, Lobgesänge und mancherlei Andachtsübungen für einen wenigstens theilweisen Ersatz des moralischen Wandels halten? Sieh' z. B. nach England, wo dreister Pfaffentrug den, von Konstantin dem Großen, in Opposition zum Judensabbath, eingesetzten christlichen Sonntag dennoch lügenhafterweise mit jenem, sogar dem Namen nach, identifizirt, um Jehovah's Satzungen für den Sabbath, d. h. den Tag, da die von sechstägiger Arbeit ermüdete Allmacht sich ausruhen mußte, weshalb er wesentlich der letzte Tag der Woche ist, zu übertragen auf den Sonntag der Christen, den diem solis, diesen ersten, die Woche glorreich eröffnenden Tag, diesen Tag der Andacht und Freude. In Folge dieses Unterschleifs ist denn in England das sabbathbreaking,

oder the desacration of the Sabbath, d. h. jede, auch die leichteſte, nützliche, oder angenehme Beſchäftigung, jedes Spiel, jede Muſik, jeder Strickſtrumpf, jedes weltliche Buch, am Sonntage, den ſchweren Sünden beigezählt. Muß da nicht der gemeine Mann glauben, daß, wenn er nur allezeit, wie ihm ſeine geiſtlichen Lenker vorſagen, a strict observance of the holy sabbath, and a regular attendance on divine service beobachtet, d. h. wenn er nur am Sonntage unverbrüchlich, recht gründlich faullenzt und nicht verfehlt, zwei Stunden in der Kirche zu ſitzen, um dieſelbe Litanei zum tauſendſten Male anzuhören und a tempo mitzuplappern, — er dafür wohl anderweitig auf Nachſicht mit Dieſem und Jenem, was er ſich gelegentlich erlaubt, rechnen darf? Jene Teufel in Menſchengeſtalt, die Sklavenhalter und Sklavenhändler in den Nordamerikaniſchen Freiſtaaten (ſollte heißen Sklavereiſtaaten) ſind in der Regel orthodoxe und fromme Anglikaner, die es für ſchwere Sünde halten würden, am Sonntag zu arbeiten, und im Vertrauen hierauf und auf ihren pünktlichen Kirchenbeſuch u. ſ. w. ihre ewige Seeligkeit hoffen. — Der demoraliſirende Einfluß der Religionen iſt alſo weniger problematiſch, als der moraliſirende. Wie groß und gewiß müßte hingegen nicht dieſer ſeyn, um einen Erſatz zu bieten für die Gräuel, welche die Religionen, namentlich die Chriſtliche und Mohammedaniſche, hervorgerufen und den Jammer, welchen ſie über die Welt gebracht haben! Denke an den Fanatismus, an die endloſen Verfolgungen, zunächſt an die Religionskriege, dieſen blutigen Wahnſinn, von dem die Alten keinen Begriff hatten; dann an die Kreuzzüge, die ein zweihundertjähriges, ganz unverantwortliches Gemetzel, mit dem Feldgeſchrei „Gott will es", waren, um das Grab Deſſen, der Liebe und Duldung gepredigt hat, zu erobern; denke an die grauſame Vertreibung und Ausrottung der Mauren und Juden aus Spanien; denke an die Bluthochzeiten, an die Inquiſitionen, und andern Ketzergerichte, nicht weniger an die blutigen und großen Eroberungen der Mohammedaner in drei Welttheilen; dann aber auch an die der Chriſten in Amerika, deſſen Bewohner ſie größtentheils, auf Kuba ſogar gänzlich, ausgerottet und, nach Las Caſas, binnen 40 Jahren, zwölf Millionen Menſchen gemordet haben, verſteht ſich Alles in majorem Dei gloriam und zum Behuf der Verbreitung des Evan-

geliums und weil überdies was nicht Christ war auch nicht als Mensch angesehn wurde. Zwar habe ich diese Dinge schon vorhin berührt: aber wenn noch in unsern Tagen „Neueste Nachrichten aus dem Reiche Gottes"*) gedruckt werden, wollen auch wir nicht müde werden, diese älteren Nachrichten in Erinnerung zu bringen. Besonders laß uns Indien nicht vergessen, diesen heiligen Boden, diese Wiege des Menschengeschlechts, wenigstens der Rasse, welcher wir angehören, woselbst zuerst Mohammedaner und nachher Christen auf das Gräuelichste gegen die Anhänger des heiligen Urglaubens der Menschheit gewüthet haben und die ewig beklagenswerthe, muthwillige und grausame Zerstörung und Verunstaltung urältester Tempel und Götterbilder noch jetzt die Spuren des monotheistischen Wüthens der Mohammedaner uns vorhält, wie es von Mahmud dem Ghazneviden, verfluchten Andenkens, an, bis zum Aureng-Zeb, dem Brudermörder, herab, betrieben wurde, welchen nachher es gleich zu thun die portugiesischen Christen sich treulich bemüht haben, sowohl durch Tempelzerstörungen als durch Autos de Fe der Inquisition zu Goa. Auch das auserwählte Volk Gottes laß uns nicht vergessen, welches, nachdem es, in Aegypten, auf Jehovah's ausdrücklichen Special-Befehl, seinen alten, zutrauensvollen Freunden die dargeliehenen goldenen und silbernen Gefäße gestohlen hatte, nunmehr, den Mörder Moses an der Spitze, seinen Mord- und Raubzug ins gelobte Land antrat, um es, als „Land der Verheißung", auf desselben Jehovah's ausdrücklichen, stets wiederholten Befehl, nur ja kein Mitleid zu kennen, unter völlig schonungslosem Morden und Ausrotten aller Bewohner, selbst der Weiber und Kinder, (Josua, Kap. 10 und 11) den rechtmäßigen Besitzern zu entreißen, — weil sie eben nicht beschnitten waren und den Jehovah nicht kannten, welches Grund genug war, alle Gräuel gegen sie zu rechtfertigen; wie ja, aus demselben Grunde, auch früher die infame Schurkerei des Patriarchen Jakob und seiner Auserwählten gegen Hemor, den König von Salem und sein Volk uns (1. Mos. 34) ganz glorreich erzählt wird, weil ja

*) Zeitschrift, welche über die Leistungen der Missionen berichtet. Der 40. Jahrgang derselben ist 1856 erschienen.

eben die Leute Ungläubige waren*). Wahrlich Dies ist die schlimmste Seite der Religionen, daß die Gläubigen einer jeden gegen die aller andern sich Alles erlaubt halten und daher mit der äußersten Ruchlosigkeit und Grausamkeit gegen sie verfahren: so die Mohammedaner gegen Christen und Hindu; die Christen gegen Hindu, Mohammedaner, amerikanische Völker, Neger, Juden, Ketzer u. s. f. Doch gehe ich vielleicht zu weit, wenn ich sage alle Religionen: denn zur Steuer der Wahrheit muß ich hinzufügen, daß die aus diesem Grundsatz entsprungenen fanatischen Gräuel uns eigentlich doch nur von den Anhängern der monotheistischen Religionen, also allein des Judenthums und seiner zwei Verzweigungen, Christenthum und Islam, bekannt sind. Von Hindu und Buddhaisten wird Dergleichen uns nicht berichtet. Obwohl wir nämlich wissen, daß der Buddhaismus, etwan im 5ten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, aus seiner ursprünglichen Heimath, der vordersten Halbinsel Indiens, von den Brahmanen vertrieben worden ist, wonach er sich über ganz Asien ausgebreitet hat; so haben wir doch, meines Wissens, keine bestimmte Kunde von Gewaltthätigkeiten, Kriegen und Grausamkeiten, durch die es geschehn wäre. Allerdings mag Dies der Dunkelheit zuzuschreiben seyn, in welche die Geschichte jener Länder gehüllt ist: doch läßt der überaus milde Charakter jener, Schonung alles Lebenden unaufhörlich einprägenden Religionen, wie auch der Umstand, daß der Brahmanismus, wegen des Kastenwesens, eigentlich keine Proselyten zuläßt, uns hoffen, daß ihre Anhänger von Blutvergießen im Großen und Grausamkeiten jeder Art sich frei gehalten haben. Spence Hardy in seinem vortrefflichen Buch Eastern Monachism p. 412 lobt die außerordentliche Toleranz der Buddhaisten und fügt die Versicherung hinzu, daß die Annalen des Buddhaismus wenigere Beispiele von Religionsverfolgung liefern, als die irgend einer

*) Wenn ein Mal, im Lauf der Zeiten, wieder ein Volk erstehn sollte, welches sich einen Gott hält, der ihm die Nachbarländer schenkt, die sodann, als Länder der „Verheißung" zu erobern sind; so rathe ich den Nachbarn solches Volkes, bei Zeiten dazu zu thun und nicht abzuwarten, daß nach Jahrhunderten endlich ein edler König Nebukadnezar komme, die verspätete Gerechtigkeit auszuüben, sondern solchem Volke zeitig die Verheißungen auszutreiben, wie auch den Tempel des so großmüthig die Nachbarländer ver-

andern Religion.*) In der That ist Intoleranz nur dem Monotheismus wesentlich: ein alleiniger Gott ist, seiner Natur nach,

---

schenkenden Gottes bis auf den letzten Stein zu zermalmen, — und das von Rechtswegen.

Tacitus (histor. L. V, c. 2) und Justinus (L. XXXVI, c. 2) haben uns die historische Grundlage der Exodus hinterlassen, welche so belehrend, wie ergötzlich zu lesen ist, und aus der wir entnehmen können, wie es um die historische Grundlage der übrigen Bücher des A. T. steht. Dort (am angeführten Orte) ersehn wir, daß der Pharao das eingeschlichene, unfläthige, mit schmutzigen Krankheiten (scabies), welche Ansteckung drohten, behaftete Judenvolk nicht länger im reinen Aegypten dulden wollte, also sie auf Schiffe bringen und auf die Arabische Küste abwerfen ließ. Daß ihnen ein Detachement Aegypter nachgesandt worden, ist richtig, jedoch nicht, um die pretiösen Kerle, die man ja exportirte, zurückzubringen, sondern um ihnen abzunehmen was sie gestohlen hatten; gestohlen nämlich hatten sie goldene Gefäße aus den Tempeln: wer würde auch solchem Gesindel etwas borgen! — Auch ist wahr, daß besagtes Detachement durch ein Naturereigniß verhindert worden ist. — Auf der arabischen Küste war ein großer Mangel, zunächst an Wasser. Da trat ein verwegener Kerl auf und erbot sich Alles zu schaffen, wenn man ihm folgen und gehorchen wolle. Er hatte wilde Esel gesehn u. s. w. — Ich betrachte Dies als die historische Grundlage, weil es offenbar die Prosa ist, auf welche die Poesie der Exodus gebaut worden. Wenn auch dabei Justinus (d. i. Pompejus Trogus) ein Mal einen gewaltigen Anachronismus (d. h. nach unsern Annahmen, die sich auf die Exodus gründen) begeht, so macht mich Dies nicht irre: denn zehn Anachronismen sind mir noch nicht so bedenklich, wie ein einziges Mirakel. — Auch ersehn wir aus den beiden angeführten römischen Klassikern, wie sehr zu allen Zeiten und bei allen Völkern die Juden verabscheut und verachtet gewesen sind: zum Theil mag Dies daher stammen, daß sie das einzige Volk auf Erden waren, welches dem Menschen kein Daseyn über dieses Leben hinaus zuschrieb, daher als Vieh betrachtet wurde, Auswurf der Menschheit, — aber große Meister im Lügen. —.

Wer, ohne hebräisch zu verstehn, wissen will, was das A. T. sei, muß es in der Septuaginta lesen, als der richtigsten, ächtesten und zugleich schönsten aller Uebersetzungen: da hat es einen ganz andern Ton und Farbe. Der Stil der LXX ist meistens zugleich edel und naiv, hat auch nichts Kirchliches und keine Ahndung vom Christlichen: dagegen gehalten, erscheint die Lutherische Uebersetzung zugleich gemein und fromm, ist auch oft unrichtig, bisweilen wohl mit Absicht, und durchaus im kirchlichen, erbaulichen Ton gehalten. In den oben angeführten Stellen hat Luther sich Milderungen erlaubt, die man Fälschungen nennen könnte: wo er „verbannen" setzt, steht ἐφονευσαν u. dgl. m.

*) Sp. Hardy. East. Mon. p. 412: „The priests of Budha manifes little hostility to the various religions that are professed around them. This indifference is easily explained, as, upon their own principles, all

ein eiferſüchtiger Gott, der keinem andern das Leben gönnt. Hingegen ſind polytheiſtiſche Götter, ihrer Natur nach, tolerant: ſie leben und laſſen leben: zunächſt dulden ſie gern ihre Kollegen, die Götter derſelben Religion, und nachher erſtreckt dieſe Toleranz ſich auch auf fremde Götter, die demnach gaſtfrei aufgenommen werden und ſpäter bisweilen ſogar das Bürgerrecht erlangen; wie uns zunächſt das Beiſpiel der Römer zeigt, welche Phrygiſche, Aegyptiſche und andere fremde Götter willig aufnahmen und ehrten. Daher ſind es die monotheiſtiſchen Religionen allein, welche uns das Schauſpiel der Religionskriege, Religionsverfolgungen und Ketzergerichte liefern, wie auch das der Bilderſtürmerei und der Vertilgung fremder Götterbilder, Umſtürzung Indiſcher Tempel und Aegyptiſcher Koloſſe, die drei Jahrtauſende hindurch in die Sonne geſehn hatten; weil nämlich ihr eifriger Gott geſagt hatte: „Du ſollſt dir kein Bildniß machen" u. ſ. w. — Doch auf die Hauptſache zurückzukommen; ſo haſt du gewiß Recht, das ſtarke metaphyſiſche Bedürfniß des Menſchen zu urgiren: aber die Religionen ſcheinen mir nicht ſowohl die Befriedigung, als der Mißbrauch deſſelben zu ſeyn. Wenigſtens haben wir geſehn, daß in Hinſicht auf Beförderung der Moralität ihr Nutzen großentheils problematiſch iſt, ihre Nachtheile hingegen und zumal die Gräuelthaten, welche in ihrem Gefolge ſich eingeſtellt haben, am Tage liegen. Anders freilich ſtellt ſich die Sache, wenn wir den Nutzen der Religionen als Stützen der Throne in Erwägung ziehen: denn ſofern dieſe von Gottes Gnaden verliehen ſind, ſtehn Altar und Thron in genauer Verwandtſchaft. Auch wird demnach jeder weiſe Fürſt, der ſeinen Thron und ſeine Familie liebt, ſtets als ein Muſter wahrer Religioſität ſeinem Volke vorangehn; wie denn auch ſogar Machiavelli den Fürſten die Religioſität dringend anempfiehlt, im

---

violent opposition, even to error, would be contrary to the precepts. For this reason, the annals of Budhism record fewer instances of persecution than those of any other creed. Truth is to be held in reverence, by whomsoever it may be professed. The bana alone contains pure, unmixed, perfect truth; but as in all systems there is a portion of truth, they are to be regarded as being less beneficial, rather than as an absolute injury, to be destroyed by fire and faggot. This principle is exhibited wherever Budhism prevails."

18ten Kapitel. Ueberdies könnte man anführen, daß die geoffenbarten Religionen zur Philoſophie ſich gerade ſo verhielten, wie die Souveräne von Gottes Gnaden zur Souveränität des Volkes; weshalb denn die beiden vordern Glieder dieſer Gleichung in natürlicher Allianz ſtänden.

Demopheles. O, nur dieſen Ton ſtimme nicht an! Sondern bedenke, daß du damit in das Horn der Ochlokratie und Anarchie ſtoßen würdeſt, des Erzfeindes aller geſetzlichen Ordnung, aller Civiliſation und aller Humanität.

Philalethes. Du haſt Recht. Es waren eben Sophismen, oder was die Fechtmeiſter Sauhiebe nennen. Ich nehme es alſo zurück. Aber ſieh', wie doch das Disputiren mitunter auch den Redlichen ungerecht und boshaft machen kann. Laß uns alſo abbrechen.

Demopheles. Zwar muß ich, nach aller angewandten Mühe, bedauern, deine Stimmung in Hinſicht auf die Religionen nicht geändert zu haben: dagegen aber kann auch ich dich verſichern, daß Alles, was du vorgebracht haſt, meine Ueberzeugung vom hohen Werth und der Nothwendigkeit derſelben durchaus nicht erſchüttert hat.

Philalethes. Das glaube ich dir: denn, wie es im Hudibras heißt:

A man convinc'd against his will
Is of the same opinion still.*)

Aber ich tröſte mich damit, daß bei Kontroverſen und Mineralbädern die Nachwirkung erſt die eigentliche iſt.

Demopheles. So wünſche ich dir eine geſegnete Nachwirkung.

Philalethes. Könnte ſich vielleicht einſtellen, wenn mir nur nicht wieder ein ſpaniſches Sprichwort auf dem Magen läge.

Demopheles. Und das lautet?

Philalethes. Detras de la cruz está el Diablo.

Demopheles. Zu deutſch, Spaniard!

Philalethes. Aufzuwarten! — „Hinterm Kreuze ſteht der Teufel."

Demopheles. Komm, wir wollen nicht mit Spitzreden

*) Wer überzeugt wird wider Willen
Bleibt ſeiner Meinung doch im Stillen.

von einander scheiden, sondern vielmehr einsehn, daß die Religion, wie der Janus —, oder besser, wie der Brahmanische Todesgott Yama, zwei Gesichter hat und eben auch, wie dieser, ein sehr freundliches und ein sehr finsteres: wir aber haben Jeder ein anderes in's Auge gefaßt.

Philalethes. Hast Recht, Alter!*)

§. 176.

Glauben und Wissen.

Die Philosophie hat, als eine Wissenschaft, es durchaus nicht damit zu thun, was geglaubt werden soll, oder darf; sondern bloß damit, was man wissen kann. Sollte nun dieses auch etwas ganz Anderes seyn, als was man zu glauben hat; so wäre selbst für den Glauben dies kein Nachtheil: denn dafür ist er Glaube, daß er lehrt was man nicht wissen kann. Könnte man es wissen; so würde der Glaube als unnütz und lächerlich dastehn; etwan wie wenn hinsichtlich der Mathematik eine Glaubenslehre aufgestellt würde.

Hiegegen ließe sich nun aber einwenden, daß zwar der Glaube immerhin mehr, und viel mehr, als die Philosophie lehren könne; jedoch nichts mit den Ergebnissen dieser Un-

*) Als den Keim dieses Gespräch kann man folgendes Pro und Contra aus Schopenhauer's Manuscript „Adversaria, angefangen 1828, März, Berlin" betrachten:

„Pro: Weil auf der Welt das Praktische dem Theoretischen vorgeht, die ganze Tendenz der Welt eine praktische, das Theoretische Nebensache ist, und weil die rohe Menge, die Wahrheit zu verstehn unfähig, ein praktisches Surrogat derselben an einem mythischen Wahn, mit dem ein Gran Wahrheit, wie es praktisch nützt, versetzt ist, haben muß, um gebändigt und zum Rechtthun gebracht zu werden; ist die Religion jedes Volkes heilig und sie anzutasten Frevel. Denn la paix vaut encore mieux que la vérité. Es muß eine öffentliche Standarte des Rechts und der Tugend geben. Kant.

Contra: Aber das Princip ist falsch: die rohe Menge muß durch Ordnung und Gesetz, nächst dem durch richtige Erkenntniß ihres eigenen Wohls gebändigt und geleitet werden. Die Religion ist eine Krücke für schlechte Staatsverfassungen. In tauglichen, wie in Amerika, kommt man ohne sie viel besser aus. Und weil der Zweck nicht die Mittel heiligt, so ist jedes öffentlich sanktionirte Gewebe von Lug und Trug verwerflich. Moralischen Werth haben Thaten, die wirklich und rein aus Superstition geschehn, doch nicht." Der Herausg.

vereinbares: weil nämlich das Wiſſen aus einem härteren Stoff iſt, als der Glaube, ſo daß, wenn ſie gegen einander ſtoßen, dieſer bricht.

Jedenfalls ſind Beide von Grund aus verſchiedene Dinge, die, zu ihrem beiderſeitigen Wohl, ſtreng geſchieden bleiben müſſen, ſo daß jedes ſeinen Weg gehe, ohne vom andern auch nur Notiz zu nehmen.

§. 177.

Offenbarung.

Die ephemeren Geſchlechter der Menſchen entſtehn und vergehn in raſcher Succeſſion, während die Individuen unter Angſt, Noth und Schmerz dem Tode in die Arme tanzen. Dabei fragen ſie unermüdlich, was es mit ihnen ſei, und was die ganze tragikomiſche Poſſe zu bedeuten habe, und rufen den Himmel an, um Antwort. Aber der Himmel bleibt ſtumm. Hingegen kommen Pfaffen mit Offenbarungen.

Der aber iſt nur noch ein großes Kind, welcher im Ernſt denken kann, daß jemals Weſen, die keine Menſchen waren, unſerm Geſchlecht Aufſchlüſſe über ſein und der Welt Daſeyn und Zweck gegeben hätten. Es giebt keine andere Offenbarung, als die Gedanken der Weiſen; wenn auch dieſe, dem Looſe alles Menſchlichen gemäß, dem Irrthum unterworfen, auch oft in wunderliche Allegorien und Mythen eingekleidet ſind, wo ſie dann Religionen heißen. Inſofern iſt es alſo einerlei, ob Einer im Verlaß auf eigene, oder auf fremde Gedanken, lebt und ſtirbt: denn immer ſind es nur menſchliche Gedanken, denen er vertraut, und menſchliches Bedünken. Jedoch haben die Menſchen, in der Regel, die Schwäche, lieber Andern, welche übernatürliche Quellen vorgeben, als ihrem eigenen Kopfe zu trauen. Faſſen wir nun aber die ſo überaus große intellektuelle Ungleichheit zwiſchen Menſch und Menſch ins Auge; ſo könnten allenfalls wohl die Gedanken des Einen dem Andern gewiſſermaaßen als Offenbarungen gelten. —

Hingegen das Grundgeheimniß und die Urliſt aller Pfaffen, auf der ganzen Erde und zu allen Zeiten, mögen ſie brahmaniſchet oder mohammedaniſche, buddhaiſtiſche, oder chriſtliche ſeyn, iſt Folgendes. Sie haben die große Stärke und Unvertilgbarkei

des metaphyſiſchen Bedürfniſſes des Menſchen richtig erkannt und wohl gefaßt: nun geben ſie vor, die Befriedigung deſſelben zu beſitzen, indem das Wort des großen Räthſels ihnen, auf außerordentlichem Wege, direkt zugekommen wäre. Dies nun den Menſchen Ein Mal eingeredet, können ſie ſolche leiten und beherrſchen, nach Herzensluſt. Von den Regenten gehn daher die klügeren eine Allianz mit ihnen ein: die andern werden ſelbſt von ihnen beherrſcht. Kommt aber ein Mal, als die ſeltenſte aller Ausnahmen, ein Philoſoph auf den Thron, ſo entſteht die ungelegenſte Störung der ganzen Komödie.

§. 178.

Ueber das Chriſtenthum.

Um über daſſelbe gerecht zu urtheilen, muß man auch betrachten was vor ihm dawar und von ihm verdrängt wurde. Zuvörderſt das Griechiſch-Römiſche Heidenthum: als Volks-Metaphyſik genommen, eine höchſt unbedeutende Erſcheinung, ohne eigentliche, beſtimmte Dogmatik, ohne entſchieden ausgeſprochene Ethik, ja, ohne wahre moraliſche Tendenz und ohne heilige Urkunden; ſo daß es kaum den Namen einer Religion verdient, vielmehr nur ein Spiel der Phantaſie und ein Machwerk der Dichter aus Volksmährchen iſt, zum beſten Theil eine augenfällige Perſonifikation der Naturmächte. Man kann ſich kaum denken, daß es mit dieſer kindiſchen Religion jemals Männern Ernſt geweſen ſei: dennoch zeugen hievon manche Stellen der Alten, vorzüglich das erſte Buch des Valerius Maximus, ſogar aber auch gar manche Stellen im Herodot, davon ich nur die im letzten Buch Kapitel 65, erwähnen will, wo er ſeine eigene Meinung ausſpricht und wie ein altes Weib redet. In ſpätern Zeiten und bei fortgeſchrittener Philoſophie war dieſer Ernſt freilich verſchwunden; wodurch es dem Chriſtenthum möglich wurde, jene Staats-Religion, trotz ihrer äußern Stützen, zu verdrängen. Daß jedoch dieſelbe, ſogar in der beſten Griechiſchen Zeit, keineswegs mit dem Ernſt genommen worden ſei, wie in der neuern die Chriſtliche, oder in Aſien die Buddhaiſtiſche, Brahmaniſche, oder auch die Mohammedaniſche, daß mithin der Polytheismus der Alten etwas ganz Anderes geweſen ſei, als der

bloße Plural des Monotheismus, bezeugen genugsam die Frösche des Aristophanes, in denen Dionysos als der erbärmlichste Geck und Hasenfuß, der sich nur denken läßt, auftritt und dem Spotte Preis gegeben wird: und Das wurde an seinem eigenen Feste, den Dionysien, öffentlich dargestellt. — Das Zweite, was das Christenthum zu verdrängen hatte, war das Judenthum, dessen plumpes Dogma durch das christliche sublimirt und stillschweigend allegorisirt wurde. Ueberhaupt ist das Christenthum durchaus allegorischer Natur: denn was man in profanen Dingen Allegorie nennt heißt bei den Religionen Mysterium. Man muß zugeben, daß das Christenthum, nicht nur in der Moral, wo die Lehren von der Caritas, Versöhnlichkeit, Feindesliebe, Resignation und Verleugnung des eignen Willens ihm, — versteht sich, im Occident, — ausschließlich eigen sind, sondern selbst in der Dogmatik, jenen beiden frühern Religionen weit überlegen ist. Was aber läßt dem großen Haufen, welcher die Wahrheit unmittelbar zu fassen denn doch unfähig ist, sich Besseres geben, als eine schöne Allegorie, die als Leitfaden für das praktische Leben und als Anker des Trostes und der Hoffnung vollkommen ausreicht. Einer solchen aber ist eine kleine Beimischung von Absurdität ein nothwendiges Ingrediens, indem es zur Andeutung ihrer allegorischen Natur dient. Versteht man die Christliche Dogmatik sensu proprio: so behält Voltaire Recht. Hingegen allegorisch genommen, ist sie ein heiliger Mythos, ein Vehikel, mittelst dessen dem Volke Wahrheiten beigebracht werden, die ihm sonst durchaus unerreichbar wären. Man könnte dieselbe den Arabesken von Raphael, wie auch denen von Runge, vergleichen, welche das handgreiflich Widernatürliche und Unmögliche darstellen, aus denen aber dennoch ein tiefer Sinn spricht. Sogar die Behauptung der Kirche, daß in den Dogmen der Religion die Vernunft völlig inkompetent, blind und verwerflich sei, besagt im innersten Grunde Dies, daß diese Dogmen allegorischer Natur und daher nicht nach dem Maaßstabe, welchen die Vernunft, die Alles sensu proprio nimmt, allein anlegen kann, zu beurtheilen seien. Die Absurditäten im Dogma sind eben der Stempel und Abzeichen des Allegorischen und Mythischen; obwohl sie, im vorliegenden Falle, daraus entspringen, daß zwei so heterogene Lehren, wie die des A. T. und N. T., zu verknüpfen waren.

Jene große Allegorie ist erst allmälig zu Stande gekommen, auf Anlaß äußerer und zufälliger Umstände, mittelst Auslegung derselben, unter dem stillen Zuge tief liegender, nicht zum deutlichen Bewußtseyn gebrachter Wahrheit, bis sie vollendet wurde durch Augustinus, der in ihren Sinn am tiefsten eindrang und sodann sie als ein systematisches Ganzes aufzufassen und das Fehlende zu ergänzen vermochte. Demnach ist erst die Augustinische, auch von Luther bekräftigte Lehre das vollkommene Christenthum, nicht aber, wie die heutigen Protestanten, die „Offenbarung" sensu proprio nehmend und daher auf Ein Individuum beschränkend, mehnen, das Urchristenthum; — wie nicht der Keim, sondern die Frucht das Genießbare ist. — Jedoch der schlimme Punkt für alle Religionen bleibt immer, daß sie nicht eingeständlich, sondern nur versteckterweise, allegorisch seyn dürfen und demnach ihre Lehren, alles Ernstes, als sensu proprio wahr, vorzutragen haben; was bei den wesentlich erforderten Absurditäten in denselben einen fortgesetzten Trug herbeiführt und ein großer Uebelstand ist. Ja, was noch schlimmer ist, mit der Zeit kommt es an den Tag, daß sie sensu proprio nicht wahr sind: dann gehn sie zu Grunde. Insofern wäre es besser, die allegorische Natur gleich einzugestehn. Allein, wie soll man dem Volke beibringen, daß etwas zugleich wahr und nicht wahr seyn könne? Da wir nun aber alle Religionen, mehr oder weniger, von solcher Beschaffenheit finden; so müssen wir anerkennen, daß dem Menschengeschlechte das Absurde, in gewissem Grade, angemessen, ja, ein Lebenselement und die Täuschung ihm unentbehrlich ist; — wie Dies auch andere Erscheinungen bestätigen.

Ein Beispiel und Beleg zu der oben erwähnten, aus der Verbindung des A. und N. T. entspringenden Quelle des Absurden, liefert uns, unter Anderm, die Christliche, von Augustinus, diesem Leitsterne Luther's, ausgebildete Lehre von der Prädestination und Gnade, der zufolge Einer vor dem Andern die Gnade eben voraus hat, welche sonach auf ein, bei der Geburt erhaltenes und fertig auf die Welt gebrachtes Privilegium, und zwar in der allerwichtigsten Angelegenheit, hinausläuft. Die Anstößigkeit und Absurdität hievon entspringt aber bloß aus der Alttestamentlichen Voraussetzung, daß der Mensch das Werk eines

fremden Willens und von dieſem aus dem Nichts hervorgerufen ſei. Hingegen erhält, — im Hinblick darauf, daß die ächten moraliſchen Vorzüge wirklich angeboren ſind, — die Sache ſchon eine ganz andere und vernünftigere Bedeutung, unter der Brahmaniſchen und Buddhaiſtiſchen Vorausſetzung der Metempſychoſis, nach welcher was Einer, bei der Geburt, alſo aus einer andern Welt, und einem früheren Leben mitbringt und vor den Andern voraushat, nicht ein fremdes Gnadengeſchenk, ſondern die Früchte ſeiner eigenen, in jener andern Welt vollbrachten Thaten ſind. — An jenes Dogma des Auguſtinus ſchließt ſich nun aber gar noch dieſes, daß aus der verderbten und daher der ewigen Verdammniß anheimgefallenen Maſſe des Menſchengeſchlechts nur höchſt Wenige, und zwar in Folge der Gnadenwahl und Prädeſtination, gerecht befunden und demnach ſeelig werden, die Uebrigen aber das verdiente Verderben, alſo ewige Höllenquaal, trifft*). — Sensu proprio genommen wird hier das Dogma empörend. Denn nicht nur läßt es, vermöge ſeiner ewigen Höllenſtrafen, die Fehltritte, oder ſogar den Unglauben, eines oft kaum zwanzigjährigen Lebens durch endloſe Quaalen büßen; ſondern es kommt hinzu, daß dieſe faſt allgemeine Verdammniß eigentlich Wirkung der Erbſünde und alſo nothwendige Folge des erſten Sündenfalles iſt. Dieſen nun aber hätte jedenfalls Der vorherſehn müſſen, welcher die Menſchen erſtlich nicht beſſer, als ſie ſind, geſchaffen, dann aber ihnen eine Falle geſtellt hatte, in die er wiſſen mußte, daß ſie gehn würden, da Alles miteinander ſein Werk war und ihm nichts verborgen bleibt. Demnach hätte er ein ſchwaches, der Sünde unterworfenes Geſchlecht aus dem Nichts ins Daſeyn gerufen, um es ſodann endloſer Quaal zu übergeben. Endlich kommt noch hinzu, daß der Gott, welcher Nachſicht und Vergebung jeder Schuld, bis zur Feindesliebe, vorſchreibt, keine übt, ſondern vielmehr in das Gegentheil verfällt; da eine Strafe, welche am Ende der Dinge eintritt, wann Alles vorüber und auf immer zu Ende, weder Beſſerung, noch Abſchreckung bezwecken kann, alſo bloße Rache iſt. Sogar aber erſcheint, ſo betrachtet, in der That das ganze Geſchlecht als zur ewigen Quaal und Verdammniß geradezu beſtimmt und aus-

*) Siehe Wiggers' „Auguſtinismus und Pelagianismus", S. 335.

drücklich geschaffen, — bis auf jene wenigen Ausnahmen, welche, durch die Gnadenwahl, man weiß nicht warum, gerettet werden. Diese aber bei Seite gesetzt, kommt es heraus, als hätte der liebe Gott die Welt geschaffen, damit der Teufel sie holen solle; wonach er denn viel besser gethan haben würde, es zu unterlassen. — So geht es mit den Dogmen, wenn man sie sensu proprio nimmt: hingegen sensu allegorico verstanden, ist alles Dieses noch einer genügenden Auslegung fähig. Zunächst aber ist, wie gesagt, das Absurde, ja, Empörende dieser Lehre bloß eine Folge des Jüdischen Theismus, mit seiner Schöpfung aus Nichts und der damit zusammenhängenden, wirklich paradoxen und anstößigen Verleugnung der natürlichen, gewissermaaßen von selbst einleuchtenden und daher, mit Ausnahme der Juden, fast vom gesammten Menschengeschlechte, zu allen Zeiten, angenommenen Lehre von der Metempsychose. Eben um den hieraus entspringenden kolossalen Uebelstand zu beseitigen und das Empörende des Dogma's zu mildern hat, im 6. Jahrhundert, Papst Gregor I., sehr weislich, die Lehre vom Purgatorio, welche im Wesentlichen sich schon beim Origenes (vergl. Bayle im Artikel Origene, note b) findet, ausgebildet und dem Kirchenglauben förmlich einverleibt, wodurch die Sache sehr gemildert und die Metempsychose einigermaaßen ersetzt wird; da das Eine wie das Andere einen Läuterungsproceß giebt. In derselben Absicht ist auch die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge (αποκαταστασις παντων) aufgestellt worden, durch welche, im letzten Akte der Weltkomödie, sogar die Sünder, sammt und sonders, in integrum restituirt werden. — Bloß die Protestanten, in ihrem starren Bibelglauben, haben sich die ewigen Höllenstrafen nicht nehmen lassen. Wohl bekomm's, — könnte sagen wer boshaft wäre: allein das Tröstliche dabei ist, daß sie eben auch nicht daran glauben, sondern die Sache einstweilen auf sich beruhen lassen, in ihrem Herzen denkend: nun, es wird ja wohl so schlimm nicht werden.

Augustinus, in Folge seines steifen, systematischen Kopfes, hat durch sein strenges Dogmatificiren des Christenthums, durch sein festes Bestimmen der in der Bibel nur angedeuteten und immer noch auf dunkelem Grunde schwebenden Lehren, diesen so harte Kontoure und jenem eine so herbe Ausführung gegeben,

daß ſie uns, heut zu Tage, anſtößig wird und eben daher, wie zu ſeiner eigenen Zeit der Pelagianismus, in der unſrigen der Rationalismus ſich dagegen geſetzt hat. Z. B. de civit. Dei, lib. 12, c. 21 kommt die Sache, in abstracto genommen, eigentlich ſo zu ſtehen: ein Gott ſchafft ein Weſen aus Nichts, ertheilt demſelben Verbote und Befehle, und, weil dieſe nicht befolgt werden, martert er es nun alle endloſe Ewigkeit hindurch mit allen erdenklichen Quaalen, zu welchem Behuf er alsdann Leib und Seele unzertrennlich verbindet (de civit. Dei, lib. 13, c. 2; c. 11 in fine und 24 in fine), damit nimmermehr die Quaal dieſes Weſen, durch Zerſetzung, vernichten könne und es ſo davon komme, ſondern es, zu ewiger Pein, ewig lebe, — dieſer arme Kerl aus Nichts, der doch wenigſtens ein Anrecht auf ſein urſprüngliches Nichts hat, welche letzte retraite, die keinenfalls ſehr übel ſeyn kann, ihm doch von Rechtswegen als ſein angeerbtes Eigenthum geſichert bleiben ſollte. Ich wenigſtens kann nicht umhin, mit ihm zu ſympathiſiren. — Nimmt man nun aber noch die übrigen Lehren des Auguſtinus hinzu, daß nämlich dies Alles nicht eigentlich von ſeinem Thun und Laſſen abhängt, ſondern durch Gnadenwahl vorher ausgemacht war, — da weiß man gar nicht mehr, was man ſagen ſoll. Freilich ſagen unſere hochgebildeten Rationaliſten: „Das iſt ja aber auch Alles nicht wahr und bloßer Popanz; ſondern wir werden in ſtetigem Fortſchritt, von Stufe zu Stufe, uns zu immer größerer Vollkommenheit erheben.“ — Da iſt's nur Schade, daß wir nicht früher angefangen haben: denn dann wären wir ſchon da. Unſere Verwirrung bei ſolchen Aeußerungen wird aber noch vermehrt, wenn wir dazwiſchen ein Mal auf die Stimme eines argen und ſogar verbrannten Ketzers hören, des Jul. Caes. Vaninus: Si nollet Deus pessimas ac nefarias in orbe vigere actiones, procul dubio uno nutu extra mundi limites omnia flagitia exterminaret profligaretque: quis enim nostrum divinae potest resistere voluntati? quomodo invito Deo patrantur scelera, si in actu quoque peccandi scelestis vires subministrat? Ad haec, si contra Dei voluntatem homo labitur, Deus erit inferior homine, qui ei adversatur, et praevalet. Hinc deducunt, Deus ita desiderat hunc mundum qualis est, si meliorem vellet, meliorem haberet.

(Amphith. exercit. 16, p. 104.) Er hatte nämlich vorher p. 103 geſagt: Si Deus vult peccata, igitur facit, scriptum est enim, omnia quaecunque voluit fecit. Si non vult, tamen committuntur; erit ergo dicendus improvidus, vel impotens, vel crudelis, cum voti sui compos fieri aut nesciat, aut nequeat, aut negligat. Hier wird zugleich klar, warum, bis auf den heutigen Tag, das Dogma vom freien Willen mordicus feſtgehalten wird; obgleich ſeit Hobbes bis zu mir alle ernſten und aufrichtigen Denker es als abſurd verworfen haben; wie zu erſehn aus meiner gekrönten Preisſchrift über die Freiheit des Willens. — Allerdings war es leichter, den Vanini zu verbrennen, als ihn zu widerlegen; daher man Erſteres vorzog, nachdem man ihm zuvor die Zunge ausgeſchnitten hatte. Letzteres ſteht noch jetzt Jedem offen: möge man ſich daran verſuchen; jedoch nicht mit hohlem Wortkram, ſondern ernſtlich, mit Gedanken. —

Die an ſich richtige Auguſtiniſche Auffaſſung, von der übergroßen Zahl der Sünder und der äußerſt kleinen der die ewige Seeligkeit Verdienenden, findet ſich auch im Brahmanismus und Buddhaismus wieder, giebt aber daſelbſt, in Folge der Metempſychoſe, keinen Anſtoß; indem zwar der erſtere die endliche Erlöſung (final emancipation) und der letztere das Nirwana, (Beides das Aequivalent unſrer ewigen Seeligkeit) auch nur höchſt Wenigen zuerkennt, welche jedoch nicht etwan dazu privilegirt, ſondern mit in früheren Leben aufgehäuften Verdienſten ſchon auf die Welt gekommen ſind und nun auf dem ſelben Wege weitergehn. Dabei werden aber alle Uebrigen nicht in den ewig brennenden Höllenpfuhl geſtürzt, ſondern nur in die, ihrem Thun angemeſſenen Welten verſetzt. Wer demnach die Lehrer dieſer Religionen früge, wo und was denn jetzt alle jene Uebrigen, nicht zur Erlöſung Gelangten, ſeien, Dem würde die Antwort werden: „ſiehe um dich, hier und Dies ſind ſie: dies iſt ihr Tummelplatz, dies iſt Sanſara, d. h. die Welt des Verlangens, der Geburt, des Schmerzes, des Alterns, der Krankheit und des Todes.“ — Verſtehn wir hingegen das in Rede ſtehende Auguſtiniſche Dogma, von der ſo kleinen Zahl der Auserwählten und der ſo großen der ewig Verdammten, bloß sensu allegorico, um es im Sinne unſerer Philoſophie auszulegen; ſo ſtimmt es

zu der Wahrheit, daß allerdings nur Wenige zur Verneinung des Willens, und dadurch zur Erlösung von dieser Welt gelangen (wie bei den Buddhaisten zur Nirwana). Was hingegen das Dogma als ewige Verdammniß hypostasirt, ist eben nur diese unsere Welt: der fallen jene Uebrigen anheim. Sie ist schlimm genug: sie ist Purgatorium, sie ist Hölle, und an Teufeln fehlt es auch nicht darin. Man betrachte nur, was gelegentlich Menschen über Menschen verhängen, mit welchen ausgegrübelten Martern einer den andern langsam zu Tode quält und frage sich, ob Teufel mehr leisten könnten. Imgleichen ist der Aufenthalt in ihr auch endlos für alle Die, welche, sich nicht bekehrend, in der Bejahung des Willens zum Leben verharren.

Aber wahrlich, wenn mich ein Hochasiate früge, was Europa sei; so müßte ich ihm antworten: es ist der Welttheil, der gänzlich von dem unerhörten und unglaublichen Wahn besessen ist, daß die Geburt des Menschen sein absoluter Anfang und er aus dem Nichts hervorgegangen sei.

Im tiefsten Grunde und abgesehn von beiderseitigen Mythologien, ist Buddha's Sansara und Nirwana identisch mit des Augustinus beiden civitates, in welche die Welt zerfällt, der civitas terrena und coelestis, wie er sie darstellt in den Büchern de civitate dei, besonders lib. 14, c. 4 et ultim.; lib. 15, c. 1 und 21; lib. 18 in fine; lib. 21 c. 1. —

Der Teufel ist im Christenthum eine höchst nöthige Person, als Gegengewicht zur Allgüte, Allweisheit und Allmacht Gottes, als bei welcher gar nicht abzusehn ist, woher denn die überwiegenden, zahllosen und grenzenlosen Uebel der Welt kommen sollten, wenn nicht der Teufel da ist, sie auf seine Rechnung zu nehmen. Daher ist, seitdem die Rationalisten ihn abgeschafft haben, der hieraus auf der andern Seite erwachsende Nachtheil mehr und mehr und immer fühlbarer geworden; wie Dies vorherzusehn war und von den Orthodoxen vorhergesehn wurde. Denn man kann von einem Gebäude nicht einen Pfeiler wegziehn, ohne das Uebrige zu gefährden. — Hierin bestätigt sich auch, was anderweitig festgestellt ist, daß nämlich Jehovah eine Umwandlung des Ormuzd und Satan der von ihm unzertrennliche Ahriman ist: Ormuzd selbst aber ist eine Umwandlung des Indra.

Das Christenthum hat den eigenthümlichen Nachtheil, daß es nicht, wie die andern Religionen, eine reine Lehre ist; sondern es ist wesentlich und hauptsächlich eine Historie, eine Reihe von Begebenheiten, ein Komplex von Thatsachen, von Handlungen und Leiden individueller Wesen: und eben diese Historie macht das Dogma aus, der Glaube an welches seelig macht. Andere Religionen, namentlich der Buddhaismus, haben wohl eine historische Zugabe, am Leben ihres Stifters: aber dieses ist nicht Theil des Dogma's selbst, sondern geht neben demselben her. Man kann z. B. die Lalitavistara wohl insofern dem Evangelio vergleichen, als sie das Leben Shakya Muni's, des Buddha's der gegenwärtigen Weltperiode, enthält: aber dieses bleibt eine vom Dogma, also vom Buddhaismus selbst, völlig gesonderte und verschiedene Sache; schon deswegen, weil die Lebensläufe der früher gewesenen Buddha's auch ganz andere waren, und die der künftigen ganz andere seyn werden. Das Dogma ist hier keineswegs mit dem Lebenslauf des Stifters verwachsen und beruht nicht auf individuellen Personen und Thatsachen; sondern ist ein allgemeines, zu allen Zeiten gleichmäßig gültiges. Daher also ist die Lalitavistara kein Evangelium im christlichen Sinne des Worts, keine frohe Botschaft von einer erlösenden Thatsache, sondern der Lebenslauf Dessen, welcher die Anweisung gegeben hat, wie Jeder sich selbst erlösen könne. — Von jener historischen Beschaffenheit des Christenthums aber kommt es, daß die Chinesen die Missionäre als Mährchenerzähler verspotten. —

Ein anderer, bei dieser Gelegenheit zu erwähnender, aber nicht weg zu erklärender und seine heillosen Folgen täglich manifestirender Grundfehler des Christenthums ist, daß es widernatürlicherweise den Menschen losgerissen hat von der Thierwelt, welcher er doch wesentlich angehört, und ihn nun ganz allein gelten lassen will, die Thiere geradezu als Sachen betrachtend; — während Brahmanismus und Buddhaismus, der Wahrheit getreu, die augenfällige Verwandtschaft des Menschen, wie im Allgemeinen mit der ganzen Natur, so zunächst und zumeist mit der thierischen, entschieden anerkennen und ihn stets, durch Metempsychose und sonst, in enger Verbindung mit der Thierwelt darstellen. Die bedeutende Rolle, welche im Brahmanismus und

Buddhaismus durchweg die Thiere spielen, verglichen mit der totalen Nullität derselben im Juden-Christenthum, bricht, in Hinsicht auf Vollkommenheit, diesem letztern den Stab; so sehr man auch an solche Absurdität in Europa gewöhnt seyn mag. Jenen Grundfehler zu beschönigen, wirklich aber ihn vergrößernd, finden wir den so erbärmlichen, wie unverschämten, bereits in meiner Ethik S. 244 (2. Aufl. 239) gerügten Kunstgriff, alle die natürlichen Verrichtungen, welche die Thiere mit uns gemein haben und welche die Identität unserer Natur mit der ihrigen zunächst bezeugen, wie Essen, Trinken, Schwangerschaft, Geburt, Tod, Leichnam u. a. m. an ihnen durch ganz andere Worte zu bezeichnen, als beim Menschen. Dies ist wirklich ein niederträchtiger Kniff. Der besagte Grundfehler nun aber ist eine Folge der Schöpfung aus Nichts, nach welcher der Schöpfer, Kap. 1 und 9 der Genesis, sämmtliche Thiere, ganz wie Sachen und ohne alle Empfehlung zu guter Behandlung, wie sie doch meistens selbst ein Hundeverkäufer, wenn er sich von seinem Zöglinge trennt, hinzufügt, dem Menschen übergiebt, damit er über sie herrsche, also mit ihnen thue was ihm beliebt; worauf er ihn, im zweiten Kapitel, noch dazu zum ersten Professor der Zoologie bestellt, durch den Auftrag, ihnen Namen zu geben, die sie fortan führen sollen; welches eben wieder nur ein Symbol ihrer gänzlichen Abhängigkeit von ihm, d. h. ihrer Rechtlosigkeit ist. — Heilige Ganga! Mutter unsers Geschlechts! dergleichen Historien wirken auf mich, wie Judenpech und foetor Judaicus! Aber leider machen die Folgen davon sich bis auf den heutigen Tag fühlbar; weil sie auf das Christenthum übergegangen sind, welchem nachzurühmen, daß seine Moral die allervollkommenste sei, man eben deshalb ein Mal aufhören sollte. Sie hat wahrlich eine große und wesentliche Unvollkommenheit darin, daß sie ihre Vorschriften auf den Menschen beschränkt und die gesammte Thierwelt rechtlos läßt. Daher nun, in Beschützung derselben gegen den rohen und gefühllosen, oft mehr als bestialischen Haufen, die Polizei die Stelle der Religion vertreten muß und, weil Dies nicht ausreicht, heut zu Tage Gesellschaften zum Schutze der Thiere, überall in Europa und Amerika, sich bilden, welche hingegen im ganzen unbeschnittenen Asien die überflüssigste Sache von der Welt seyn würden, als wo die Re-

ligion die Thiere genugſam ſchützt und ſogar ſie zum Gegenſtand poſitiver Wohlthätigkeit macht, deren Früchte wir z. B. im großen Thierſpital zu Surate vor uns haben, in welches zwar auch Chriſten, Mohammedaner und Juden ihre kranken Thiere ſchicken können, ſolche aber, nach gelungener Kur, ſehr richtig, nicht wiedererhalten; und ebenfalls wann, bei jedem perſönlichen Glücksfall, jedem günſtigen Ausgang, der Brahmaniſt, oder Buddhaiſt nicht etwan ein te Deum plärrt, ſondern auf den Markt geht und Vögel kauft, um vor dem Stadtthore ihre Käfige zu öffnen; wie man Dies ſchon in Aſtrachan, wo Bekenner aller Religionen zuſammentreffen, zu beobachten häufig Gelegenheit hat; und noch in hundert ähnlichen Dingen. Dagegen ſehe man die himmelſchreiende Ruchloſigkeit, mit welcher unſer chriſtlicher Pöbel gegen die Thiere verfährt, ſie völlig zwecklos und lachend tödtet, oder verſtümmelt, oder martert, und ſelbſt die von ihnen, welche unmittelbar ſeine Ernährer ſind, ſeine Pferde, im Alter, auf das Aeußerſte anſtrengt, um das letzte Mark aus ihren armen Knochen zu arbeiten, bis ſie unter ſeinen Streichen erliegen. Man möchte wahrlich ſagen: die Menſchen ſind die Teufel der Erde, und die Thiere die geplagten Seelen. Das ſind die Folgen jener Inſtallations-Scene im Garten des Paradieſes. Denn dem Pöbel iſt nur mit Gewalt oder durch Religion beizukommen: hier aber läßt das Chriſtenthum uns ſchmählich im Stich. Ich habe, von ſicherer Hand, vernommen, daß ein proteſtantiſcher Prediger, von einer Thierſchutzgeſellſchaft aufgefordert, eine Predigt gegen die Thierquälerei zu halten, erwidert habe, daß er, bei dem beſten Willen, es nicht könne, weil die Religion ihm keinen Anhalt gebe. Der Mann war ehrlich und hatte Recht. Eine Bekanntmachung des ſo höchſt preiswürdigen Münchener Vereins zum Schutz der Thiere, datirt vom 27. Novemb. 1852, bemüht ſich, in beſter Abſicht, „die Schonung der Thierwelt predigende Verordnungen“ aus der Bibel beizubringen und führt an: Sprüche Salomonis 12, 10; Sirach 7, 24; Pſalm 147, 9; 104, 14; Hiob 39, 41; Matth. 10, 29. Allein dies iſt nur eine pia fraus, darauf berechnet, daß man die Stellen nicht aufſchlagen werde: bloß die erſte, ſehr bekannte Stelle ſagt etwas dahin Gehöriges, wiewohl Schwaches: die übrigen reden zwar von Thieren, aber nicht von Schonung

derſelben. Und was ſagt jene Stelle? „Der Gerechte erbarmt ſich ſeines Viehes“. — „Erbarmt!“ — welch' ein Ausdruck Man erbarmt ſich eines Sünders, eines Miſſethäters, nicht aber eines unſchuldigen treuen Thieres, welches oft der Ernährer ſeines Herrn iſt und nichts davon hat als ſpärliches Futter. „Erbarmt!“ Nicht Erbarmen, ſondern Gerechtigkeit iſt man dem Thiere ſchuldig, — und bleibt ſie meiſtens ſchuldig, in Europa, dieſem Welttheil, der vom foetor Judaicus ſo durchzogen iſt, daß die augenfällige ſimple Wahrheit: „das Thier iſt im Weſentlichen das Selbe wie der Menſch“ ein anſtößiges Paradoxon iſt. — Der Schutz der Thiere fällt alſo den ihn bezweckenden Geſellſchaften und der Polizei anheim, die aber Beide gar wenig vermögen gegen jene allgemeine Ruchloſigkeit des Pöbels, hier, wo es ſich um Weſen handelt, die nicht klagen können, und wo von hundert Grauſamkeiten kaum Eine geſehn wird, zumal da auch die Strafen zu gelinde ſind. In England iſt kürzlich Prügelſtrafe vorgeſchlagen worden, die mir auch ganz angemeſſen ſcheint. Jedoch, was ſoll man vom Pöbel erwarten, wenn es Gelehrte und ſogar Zoologen giebt, welche, ſtatt die ihnen ſo intim bekannte Identität des Weſentlichen in Menſch und Thier anzuerkennen, vielmehr bigott und bornirt genug ſind, gegen redliche und vernünftige Kollegen, welche den Menſchen in die betreffende Thierklaſſe einreihen, oder die große Aehnlichkeit des Schimpanſees und Orangutans mit ihm nachweiſen, zu polemiſiren und zelotiſiren. Aber wirklich empörend iſt es, wenn der ſo überaus chriſtlich geſinnte und fromme Jung-Stilling, in ſeinen „Scenen aus dem Geiſterreich“ Bd. 2. Sc. 1. S. 15, folgendes Gleichniß aufbringt: „plötzlich ſchrumpfte das Gerippe „in eine unbeſchreiblich ſcheußliche, kleine Zwerggeſtalt zuſammen; „ſo wie eine große Kreuzſpinne, wenn man ſie in den Brenn„punkt eines Zündglaſes bringt und nun das eiterähnliche Blut „in der Gluth ziſcht und kocht.“ Alſo eine ſolche Schandthat hat dieſer Mann Gottes verübt, oder als ruhiger Beobachter mit angeſehn, — welches, in dieſem Falle, auf Eins hinausläuft; — ja, er hat ſo wenig ein Arges daraus, daß er ſie uns beiläufig, ganz unbefangen erzählt! Das ſind die Wirkungen des erſten Kapitels der Geneſis und überhaupt der ganzen Jüdiſchen Naturauffaſſung. Bei den Hindu und Buddhaiſten hingegen gilt die

Mahavakya (das große Wort) „Tat-twam asi" (Dies bist du), welches allezeit über jedes Thier auszusprechen ist, um uns die Identität des innern Wesens in ihm und uns gegenwärtig zu erhalten, zur Richtschnur unsers Thuns. — Geht mir mit euerer allervollkommensten Moral. —

Als ich in Göttingen studirte, sprach Blumenbach, im Kollegio der Physiologie, sehr ernstlich zu uns über das Schreckliche der Vivisektionen, und stellte uns vor, was für eine grausame und entsetzliche Sache sie wären; deshalb man zu ihnen höchst selten und nur bei sehr wichtigen und unmittelbaren Nutzen bringenden Untersuchungen schreiten solle; dann aber müsse es mit größter Oeffentlichkeit, im großen Hörsaal, nach an alle Mediciner erlassener Einladung geschehn, damit das grausame Opfer auf dem Altar der Wissenschaft den größtmöglichsten Nutzen bringe. — Heut zu Tage hingegen hält jeder Medikaster sich befugt, in seiner Marterkammer die grausamste Thierquälerei zu treiben, um Probleme zu entscheiden, deren Lösung längst in Büchern steht, in welche seine Nase zu stecken er zu faul und unwissend ist. Unsere Aerzte haben nicht mehr die klassische Bildung, wie ehemals, wo sie ihnen eine gewisse Humanität und einen edlen Anstrich verlieh. Das geht jetzt möglichst früh auf die Universität, wo es eben nur sein Pflasterschmieren lernen will, um dann damit auf Erden zu prosperiren. — Besondere Erwähnung verdient die Abscheulichkeit, welche Baron Ernst von Bibra zu Nürnberg begangen hat und tanquam re bene gesta mit unbegreiflicher Naivetät dem Publiko erzählt in seinen „Vergleichenden Untersuchungen über das Gehirn des Menschen und der Wirbelthiere", (Mannheim 1854, p. 131 fg.): er hat zwei Kaninchen planmäßig todthungern lassen! um die ganz müssige und unnütze Untersuchung anzustellen, ob durch den Hungertod die chemischen Bestandtheile des Gehirns eine Proportionsveränderung erlitten! Zum Nutzen der Wissenschaft, — n'est-ce-pas? Lassen denn diese Herren vom Skalpel und Tiegel sich gar nicht träumen, daß sie zunächst Menschen und sodann Chemiker sind? Wie kann man ruhig schlafen, während man harmlose, von der Mutter gesäugte Thiere unter Schloß und Riegeln hat, den martervollen langsamen Hungertod zu erleiden? Schreckt man da nicht auf im Schlaf? Und dies geschieht in Baiern?

wo unter den Auſpicien des Prinzen Adalbert der würdige und hochverdiente Hofrath Perner dem ganzen Deutſchland als Beiſpiel vorleuchtet im Beſchützen der Thiere gegen Rohheit und Grauſamkeit. Iſt in Nürnberg keine Filialgeſellſchaft der ſo ſegensreich thätigen in München? Iſt die grauſame Handlung des Bibra, wenn ſie nicht verhindert werden konnte, ungeſtraft geblieben? — Am wenigſten aber ſollte wer noch ſo viel aus Büchern zu lernen hat, wie dieſer Herr von Bibra, daran denken, die letzten Antworten auf dem Wege der Grauſamkeit auszupreſſen, die Natur auf die Folter zu ſpannen, um ſein Wiſſen zu bereichern: denn für dieſes giebt es noch viele andere und unſchuldige Fundgruben; ohne daß man nöthig hätte, arme hülfloſe Thiere zu Tode zu martern. Er ſtellt z. B. ausführliche Unterſuchungen an über das Verhältniß des Gewichts des Gehirns zu dem des übrigen Leibes, während, ſeitdem es Sömmerring mit lichtvoller Einſicht herausgefunden hat, allbekannt und unbeſtritten iſt, daß man das Gewicht des Gehirns nicht im Verhältniß zu dem des ganzen Leibes, ſondern zu dem des geſammten übrigen Nervenſyſtems abzuſchätzen hat (Vergl. Blumenbachii institt. physiol., edit. quart. 1821, p. 173), und offenbar gehört Dies zu den Präliminarkenntniſſen, die man haben ſoll ehe man unternimmt, experimentirend Unterſuchungen über das Gehirn der Menſchen und der Thiere anzuſtellen. Aber freilich, arme Thiere langſam zu Tode zu martern iſt leichter, als etwas zu lernen. Was in aller Welt hat das arme harmloſe Kaninchen verbrochen, daß man es einfängt, um es der Pein des langſamen Hungertodes hinzugeben? Zu Viviſektionen iſt Keiner berechtigt, der nicht ſchon Alles, was über das zu unterſuchende Verhältniß in Büchern ſteht, kennt und weiß. Die franzöſiſchen Biologen ſcheinen hier mit dem Beiſpiel vorangegangen zu ſeyn und die Deutſchen eifern ihnen nach im Verhängen der grauſamſten Martern über unſchuldige Thiere, oft in großer Anzahl, um rein theoretiſche, oft ſehr futile Fragen zu entſcheiden. Zu den Beiſpielen, die mich beſonders empört haben, gehört auch noch dieſes: Profeſſor Ludwig Fick in Marburg in ſeinem Buche „über die Urſachen der Knochenformen“ (1857) berichtet, daß er jungen Thieren die Augäpfel exſtirpirt habe, um eine Beſtätigung ſeiner Hypotheſe dadurch zu erhalten, daß

jetzt die Knochen in die Lücke hineinwachsen! (S. Centralblatt vom 24. Oktober 1857.)

Offenbar ist es an der Zeit, daß der jüdischen Naturauffassung in Europa, wenigstens hinsichtlich der Thiere, ein Ende werde und das ewige Wesen, welches, wie in uns, auch in allen Thieren lebt, als solches erkannt, geschont und geachtet werde. Man muß an allen Sinnen blind oder durch den foetor Judaicus völlig chloroformirt seyn, um nicht einzusehn, daß das Thier im Wesentlichen und in der Hauptsache durchaus das Selbe ist, was wir sind, und daß der Unterschied bloß im Accidenz, dem Intellekt liegt, nicht in der Substanz, welche der Wille ist. Die Welt ist kein Machwerk und die Thiere kein Fabrikat zu unserm Gebrauch. Dergleichen Ansichten sollten den Synagogen und den philosophischen Auditorien überlassen bleiben, welche im Wesentlichen nicht so sehr verschieden sind. Obige Erkenntniß hingegen giebt uns die Regel zur richtigen Behandlung der Thiere an. Den Zeloten und Pfaffen rathe ich, hier nicht viel zu widersprechen: denn dies Mal ist nicht allein die Wahrheit, sondern auch die Moral auf unserer Seite*). — Die größte Wohlthat der Eisenbahnen ist, daß sie Millionen Pferden ihr jammervolles Daseyn ersparen. —

Es ist leider wahr, daß der nach dem Norden gedrängte und dadurch weißgewordene Mensch des Fleisches der Thiere bedarf; — wiewohl es in England vegetarians giebt: dann aber soll man den Tod solcher Thiere ihnen ganz unfühlbar machen durch Chloroform und rasches Treffen der letalen Stelle; und zwar nicht aus „Erbarmen", wie das A. T. sich ausdrückt, sondern aus verfluchter Schuldigkeit gegen das ewige Wesen, welches, wie in uns, in allen Thieren lebt. Man sollte alle zu schlachtenden Thiere zuvor chloroformiren: dies würde ein edeles, die Menschen ehrendes Verfahren seyn, bei welchem die höhere Wissenschaft des Occidents und die höhere Moral des Orients Hand in Hand giengen, indem Brahmanismus und

*) Missionäre schicken sie den Brahmanen und Buddhaisten, um ihnen den „wahren Glauben" beizubringen: aber diese, wenn sie erfahren, wie in Europa mit den Thieren umgegangen wird, fassen den tiefsten Abscheu gegen Europäer und ihre Glaubenslehren.

Buddhaismus ihre Vorschriften nicht auf „den Nächsten" beschränken, sondern „alle lebenden Wesen" unter ihren Schutz nehmen.

Erst, wenn jene einfache und über allen Zweifel erhabene Wahrheit, daß die Thiere in der Hauptsache und im Wesentlichen ganz das Selbe sind, was wir, in's Volk gedrungen seyn wird, werden die Thiere nicht mehr als rechtlose Wesen dastehn und demnach der bösen Laune und Grausamkeit jedes rohen Buben preisgegeben seyn; — und wird es nicht jedem Medikaster freistehn, jede abenteuerliche Grille seiner Unwissenheit durch die gräßlichste Quaal einer Unzahl Thiere auf die Probe zu stellen, wie heut zu Tage geschieht. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß die Thiere jetzt wohl meistens chloroformirt werden, wodurch diesen, während der Operation, die Quaal erspart wird und nach derselben ein schneller Tod sie erlösen kann. Jedoch bleibt, bei den jetzt so häufigen, auf die Thätigkeit des Nervensystems und seine Sensibilität gerichteten Operationen, dieses Mittel nothwendig ausgeschlossen, da es gerade das hier zu Beobachtende aufhebt. Und leider wird zu den Vivisektionen am häufigsten das moralisch edelste aller Thiere genommen: der Hund, welchen überdies sein sehr entwickeltes Nervensystem für den Schmerz empfänglicher macht*).

*) Ein unter diesen Erörterungen hingeworfener Ausruf Schopenhauer's über die Grausamkeit gegen Kettenhunde lautet: „Den alleinigen wahren Gefährten und treuesten Freund des Menschen, diese kostbarste Eroberung, die je der Mensch gemacht, wie Fr. Cüvier sagt, und dabei ein so höchst intelligentes und fein fühlendes Wesen, wie einen Verbrecher an die Kette legen, wo er vom Morgen bis zum Abend nichts, als die stets erneuete und nie befriedigte Sehnsucht nach Freiheit und Bewegung empfindet, sein Leben eine langsame Marter ist, und er durch solche Grausamkeit endlich enthundet wird, sich in ein liebloses, wildes, untreues Thier, vor dem Teufel Mensch stets zitterndes und kriechendes Wesen verwandelt! Lieber wollte ich einmal bestohlen werden, als solchen Jammer, dessen Ursache ich wäre, stets vor Augen haben. (S. oben vom Lord und seinem Kettenhund §. 154.) Es sollte verboten seyn und die Polizei auch hier die Stelle der Menschlichkeit vertreten. Auch alle Käfig-Vögel sind schändliche und dumme Grausamkeit." —

In Bezug auf die von Schopenhauer hier angeführte Aeußerung Cüviers, bemerke ich, daß P. Flourens, Résumé analytique des observations de Frédéric Cuvier sur l'instinct et l'intelligence des animaux,

Die Thierſchutzgeſellſchaften, in ihren Ermahnungen, brauchen noch immer das ſchlechte Argument, daß Grauſamkeit gegen Thiere zu Grauſamkeit gegen Menſchen führe; — als ob bloß der Menſch ein unmittelbarer Gegenſtand der moraliſchen Pflicht wäre, das Thier bloß ein mittelbarer, an ſich eine bloße Sache! Pfui! (Vergl. die beiden Grundprobleme der Ethik, S. 164, 243 fg.; [2. Aufl. 161 und 238 fg.])

§. 179.

Ueber Theismus.

Wie der Polytheismus die Perſonifikation einzelner Theile und Kräfte der Natur iſt, ſo iſt der Monotheismus die der ganzen Natur, — mit Einem Schlage. —

Wenn ich aber ſuche, mir vorſtellig zu machen, daß ich vor einem individuellen Weſen ſtände, zu dem ich ſagte: „mein Schöpfer! ich bin einſt nichts geweſen: du aber haſt mich hervorgebracht, ſo daß ich jetzt etwas und zwar ich bin;“ — und dazu noch: „ich danke dir für dieſe Wohlthat;“ — und am Ende gar: „wenn ich nichts getaugt habe, ſo iſt das meine Schuld;“ — ſo muß ich geſtehn, daß in Folge philoſophiſcher und Indiſcher Studien mein Kopf unfähig geworden iſt, einen ſolchen Gedanken auszuhalten. Derſelbe iſt übrigens das Seitenſtück zu dem, welchen Kant uns vorführt in der Kritik der reinen Vernunft (im Abſchnitt „von der Unmöglichkeit eines kosmologiſchen Beweiſes“): „man kann ſich des Gedankens nicht erwehren, man „kann ihn aber auch nicht ertragen: daß ein Weſen, welches „wir uns auch als das höchſte unter allen möglichen vorſtellen, „gleichſam zu ſich ſelbſt ſage: Ich bin von Ewigkeit zu Ewigkeit, „außer mir iſt nichts, ohne Das, was bloß durch meinen Willen „etwas iſt: aber woher bin ich denn?“ — Beiläufig geſagt, hat ſo wenig dieſe letzte Frage, als der ganze eben angeführte Abſchnitt, die Philoſophieprofeſſoren ſeit Kant abgehalten, zum beſtändigen Hauptthema alles ihres Philoſophirens das Abſolutum zu machen, d. h. plan geredet, Das, was keine Ur-

---

Paris 1841, p. 94 ſagt: Le chien est la conquête la plus complète de l'homme sur la nature. Cet animal nous a donné son espèce entière etc. Der Herausg.

ſach hat. Das iſt ſo recht ein Gedanke für ſie. Ueberhaupt ſind dieſe Leute unheilbar, und ich kann nicht genugſam anrathen, mit ihren Schriften und Vorträgen keine Zeit zu verlieren.

Ob man ſich ein Idol macht aus Holz, Stein, Metall, oder es zuſammenſetzt aus abſtrakten Begriffen, iſt einerlei: es bleibt Idololatrie, ſobald man ein perſönliches Weſen vor ſich hat, dem man opfert, das man anruft, dem man dankt. Es iſt auch im Grunde ſo verſchieden nicht, ob man ſeine Schaafe, oder ſeine Neigungen opfert. Jeder Ritus oder Gebet zeugt unwiderſprechlich von Idololatrie. Daher ſtimmen die myſtiſchen Sekten aus allen Religionen darin überein, daß ſie allen Ritus für ihre Adepten aufheben.

§. 180.

A. und N. T.

Das Judenthum hat zum Grundcharakter Realismus und Optimismus, als welche nahe verwandt und die Bedingungen des eigentlichen Theismus ſind; da dieſer die materielle Welt für abſolut real und das Leben für ein uns gemachtes, angenehmes Geſchenk ausgiebt. Brahmanismus und Buddhaismus haben, im Gegentheil, zum Grundcharakter Idealismus und Peſſimismus; da ſie der Welt nur eine traumartige Exiſtenz zugeſtehn und das Leben als Folge unſrer Schuld betrachten. In der Zendaveſtalehre, welcher bekanntlich das Judenthum entſproſſen iſt, wird das peſſimiſtiſche Element doch noch durch den Ahriman vertreten. Im Judenthum hat aber dieſer nur noch eine untergeordnete Stelle, als Satan, welcher jedoch, eben wie Ahriman, auch Urheber der Schlangen, Skorpionen und des Ungeziefers iſt. Das Judenthum verwendet ihn ſogleich zur Nachbeſſerung ſeines optimiſtiſchen Grundirrthums, nämlich zum Sündenfall, der nun das, zur Steuer der augenſcheinlichſten Wahrheit erforderte, peſſimiſtiſche Element in jene Religion bringt und noch der richtigſte Grundgedanke in derſelben iſt; obwohl er in den Verlauf des Daſeyns verlegt, was als Grund deſſelben und ihm vorhergängig dargeſtellt werden müßte.

Eine ſchlagende Beſtätigung, daß Jehovah Ormuzd ſei, liefert das erſte Buch Esra in der LXX, alſo ὁ ἱερευς A (c. 6 v. 24), von Luther weggelaſſen: „Kyros, der König, ließ das Haus des Herrn zu Jeruſalem bauen, wo ihm durch das immer-

während Feuer geopfert wird." — Auch das zweite Buch der Mackabäer, Kap. 1 und 2, auch Kap. 13, 8 beweist, daß die Religion der Juden die der Perser gewesen ist, da erzählt wird, die in die babylonische Gefangenschaft abgeführten Juden hätten, unter Leitung des Nehemias, zuvor das geheiligte Feuer in einer ausgetrockneten Cysterne verborgen, daselbst sei es unter Wasser gerathen, durch ein Wunder später wieder angefacht, zu großer Erbauung des Perserkönigs. Den Abscheu gegen Bilderdienst und daher das Nichtdarstellen der Götter im Bilde hatten, wie die Juden, so auch die Perser. (Auch Spiegel, über die Zendreligion, lehrt enge Verwandtschaft zwischen Zendreligion und Judenthum, will aber, daß erstere vom letztern stamme). — Wie Jehovah eine Transformation des Ormuzd, so ist die entsprechende des Ahriman der Satan, d. h. der Widersacher, nämlich des Ormuzd. (Luther hat „Widersacher", wo die Septuaginta „Satan" hat, z. B. I. Kön. 11, 23.) Es scheint, daß der Jehovahdienst unter Josias mit Beihülfe des Hilkias entstanden, d. h. von den Parsen angenommen und durch Esra bei der Wiederkehr aus der babylonischen Verbannung vollendet ist. Denn bis Josias und Hilkias hat offenbar Naturreligion, Sabäismus, Verehrung des Belus, der Astarte u. a. m. in Judäa geherrscht, auch unter Salomo. (Siehe die Bücher der Könige über Josias und Hilkias.)*) — Beiläufig sei hier, als Bestäti-

*) Sollte die sonst unerklärliche Gnade, welche, nach Esra, Kyros und Darius den Juden erzeigen und deren Tempel wiederherstellen lassen, vielleicht darauf beruhen, daß die Juden, welche bis dahin den Baal, die Astarte, den Moloch u. s. w. angebetet hatten, in Babylon, nach dem Siege der Perser, den Zoroaster-Glauben angenommen haben, und nun dem Ormuzd, unter dem Namen Jehovah, dienten? Dazu stimmt sogar, daß (was sonst absurd wäre) Kyros zum Gotte Israels betet. (Esra I, c. 2, v. 3 in LXX.) Alle vorhergehenden Bücher des A. T. sind entweder später, also nach der Babylonischen Gefangenschaft, abgefaßt, oder wenigstens die Jehovahlehre später hineingetragen. Uebrigens lernt man durch den Esra, I, c. 8 und 9, das Judenthum von seiner schändlichsten Seite kennen: hier handelt das auserwählte Volk nach dem empörenden und ruchlosen Vorbilde seines Stammvaters Abraham: wie dieser die Hagar mit dem Ismael fortjagte, so werden die Weiber, nebst ihren Kindern, welche Juden während der Babylonischen Gefangenschaft geheirathet hatten, weggejagt; weil sie nicht von der Rasse Mauschel sind. Etwas Nichtswürdigeres läßt sich kaum denken. Wenn nicht etwan jene Schurkerei des Abraham erfunden ist, um die großartigere des ganzen Volkes zu beschönigen.

gung des Urſprungs des Judenthums aus der Zendreligion, angeführt, daß, nach dem A. T. und andern Jüdiſchen Auktoritäten, die Cherubim ſtierköpfige Weſen ſind, auf welchen der Jehovah reitet. (Pſalm 99, 1. In der Septuaginta, Kön. Buch 2, c. 6, 2 und c. 22, 11; Buch 4, c. 19, 15: ὁ καθημενος επι των Χερουβιμ.) Derartige Thiere, halb Stier, halb Menſch, auch halb Löwe, der Beſchreibung Ezechiels, Kap. 1 u. 10, ſehr ähnlich, finden ſich auf den Skulpturen in Perſepolis, beſonders aber unter den in Moſul und Nimrud gefundenen Aſſyriſchen Statuen, und ſogar iſt in Wien ein geſchnittener Stein, welcher den Ormuzd auf einem ſolchen Ochſen-Cherubim reitend darſtellt: worüber das Nähere in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur, September 1833, Rec. der Reiſen in Perſien. Die ausführliche Darlegung jenes Urſprungs hat übrigens geliefert J. G. Rhode, in ſeinem Buche „die heilige Sage des Zendvolks.“ Dies Alles wirft Licht auf den Stammbaum des Jehovah.

Das N. T. hingegen muß irgendwie indiſcher Abſtammung ſeyn: davon zeugt ſeine durchaus indiſche, die Moral in die Askeſe überführende Ethik, ſein Peſſimismus und ſein Avatar. Durch eben Dieſe aber ſteht es mit dem A. T. in entſchiedenem, innerlichem Widerſpruch; ſo daß nur die Geſchichte vom Sündenfall da war, ein Verbindungsglied, dem es angehängt werden konnte, abzugeben. Denn als jene indiſche Lehre den Boden des gelobten Landes betrat, entſtand die Aufgabe, die Erkenntniß der Verderbniß und des Jammers der Welt, ihrer Erlöſungsbedürftigkeit und des Heils durch einen Avatar, nebſt der Moral der Selbſtverleugnung und Buße — mit dem Jüdiſchen Monotheismus und ſeinem παντα καλα λιαν zu vereinigen. Und es iſt gelungen, ſo gut es konnte, ſo gut nämlich zwei ſo ganz heterogene, ja, entgegengeſetzte Lehren ſich vereinigen ließen.

Wie eine Epheuranke, da ſie der Stütze und des Anhalts bedarf, ſich um einen roh behauenen Pfahl ſchlingt, ſeiner Ungeſtalt ſich überall anbequemend, ſie wiedergebend, aber mit ihrem Leben und Liebreiz bekleidet, wodurch, ſtatt ſeines, ein erfreulicher Anblick ſich uns darſtellt; ſo hat die aus Indiſcher Weisheit entſprungene Chriſtuslehre den alten, ihr ganz heterogenen Stamm des rohen Judenthums überzogen, und was von ſeiner Grundgeſtalt hat beibehalten werden müſſen iſt etwas ganz Anderes,

etwas Lebendiges und Wahres, durch sie verwandelt: es scheint das Selbe, ist aber ein wirklich Anderes.

Der von der Welt gesonderte Schöpfer aus Nichts ist nämlich identifizirt mit dem Heiland und durch ihn mit der Menschheit, als deren Stellvertreter dieser dasteht, da sie in ihm erlöst wird, wie sie im Adam gefallen war und seitdem in den Banden der Sünde, des Verderbens, des Leidens und des Todes verstrickt lag. Denn als alles Dieses stellt hier, so gut wie im Buddhaismus, die Welt sich dar; — nicht mehr im Lichte des jüdischen Optimismus, welcher „Alles sehr schön" (παντα καλα λιαν) gefunden hatte: vielmehr heißt jetzt der Teufel selbst „Fürst dieser Welt", — ὁ αρχων του κοσμου τουτου (Joh. 12, 32), wörtlich Weltregierer. Die Welt ist nicht mehr Zweck, sondern Mittel: das Reich der ewigen Freuden liegt jenseit derselben und des Todes. Entsagung in dieser Welt und Richtung aller Hoffnung auf eine bessere ist der Geist des Christenthums. Den Weg zu einer solchen aber öffnet die Versöhnung, d. i. die Erlösung von der Welt und ihren Wegen. In der Moral ist an die Stelle des Vergeltungsrechtes das Gebot der Feindesliebe getreten, an die des Versprechens zahlloser Nachkommenschaft die Verheißung des ewigen Lebens, und an die des Heimsuchens der Missethat an den Kindern bis ins vierte Glied der heilige Geist, der Alles überschattet.

So sehn wir durch die Lehren des N. T. die des alten rektificirt und umgedeutet, wodurch im Innersten und Wesentlichen eine Uebereinstimmung mit den alten Religionen Indiens zu Wege gebracht wird. Alles, was im Christenthum Wahres ist, findet sich auch im Brahmanismus und Buddhaismus. Aber die jüdische Ansicht von einem belebten Nichts, einem zeitlichen Machwerk, welches sich für eine ephemere Existenz, voll Jammer, Angst und Noth, nicht demüthig genug bedanken und den Jehovah dafür preisen kann, — wird man im Hindulsmus und Buddhaismus vergeblich suchen. Denn wie ein aus fernen tropischen Gefilden, über Berge und Ströme hergewehter Blüthenduft, ist im N. T. der Geist der Indischen Weisheit zu spüren. Vom A. T. hingegen paßt zu dieser nichts, als nur der Sündenfall, der eben als Korrektiv des optimistischen Theismus sogleich hat hinzugefügt werden müssen und an den denn auch das N. T.

ſich anknüpfte, als an den einzigen ihm ſich darbietenden Anhaltspunkt.

Wie nun aber zur gründlichen Kenntniß einer Species die ihres Genus erfordert iſt; dieſes ſelbſt jedoch wieder nur in ſeinen speciebus erkannt wird; ſo iſt zum gründlichen Verſtändniß des Chriſtenthums die Kenntniß der beiden andern weltverneinenden Religionen, alſo des Brahmanismus und Buddhaismus erforderlich, und zwar eine ſolide und möglichſt genaue. Denn, wie allererſt das Sanſkrit uns das recht gründliche Verſtändniß der griechiſchen und lateiniſchen Sprache eröffnet; ſo Brahmanismus und Buddhaismus das des Chriſtenthums.

Ich hege ſogar die Hoffnung, daß einſt mit den indiſchen Religionen vertraute Bibelforſcher kommen werden, welche die Verwandtſchaft derſelben mit dem Chriſtenthum auch durch ganz ſpecielle Züge werden belegen können. Bloß verſuchsweiſe mache ich einſtweilen auf folgenden aufmerkſam. In der Epiſtel des Jakobus (Jak. 3, 6), iſt der Ausdruck ὁ τροχὸς τῆς γενέσεως (wörtlich „das Rad der Entſtehung") von jeher eine crux interpretum geweſen. Im Buddhaismus iſt aber das Rad der Seelenwanderung ein ſehr geläufiger Begriff. In Abel Remüſat's Ueberſetzung des Foe-Kue-ki heißt es S. 28: la roue est l'emblême de la transmigration des âmes, qui est comme un cercle sans commencement ni fin. S. 179: la roue est un emblème familier aux Bouddhistes, il exprime le passage successif de l'âme dans le cercle des divers modes d'existence. S. 282 ſagt der Buddha ſelbſt: qui ne connaît pas la raison, tombera par le tour de la roue dans la vie et la mort. In Bürnouf's introduction à l'histoire du Buddhisme finden wir, Vol. 1, p. 434, die bedeutſame Stelle: il reconnut ce que c'est que la roue de la transmigration, qui porte cinq marques, qui est à la fois mobile et immobile; et ayant triomphé de toutes les voies par lesquelles on entre dans le monde, en les détruisant, etc. In Spence Hardy, Eastern Monachism (Lond. 1850) iſt p. 6 zu leſen: like the revolutions of a wheel, there is a regular succession of death and birth, the moral cause of which is the cleaving to existing objects, whilst the instrumental cause is karma (action). Siehe daſelbſt p. 193

und 223, 24. Auch im Prabodh'-Chandrodaya (Akt 4, Sc. 3) ſteht: Ignorance is the source of Passion, who turns the wheel of this mortal existence. (S. Prabod'h Chandrodaya transl. by Taylor, Lond. 1812, p. 49.) Vom beſtändigen Entſtehn und Vergehn ſucceſſiver Welten heißt es in der Darlegung des Buddhaismus nach Birmaniſchen Texten, von Buchanan, in den Asiatic researches Vol. 6, p. 181: the successive destructions and reproductions of the world resemble a great wheel, in which we can point out neither beginning nor end. (Dieſelbe Stelle, nur länger, ſteht in Sangermano, description of the Burmese Empire, Rome 1833, p. 7.) In Menu's Verordnungen (XII, 124) heißt es: It is He (Brahma), who, pervading all beings in five elemental forms, causes them by the gradations of birth, growth and dissolution, to revolve in this world, until they deserve beatitude, like the wheels of a car. (S. Institutes of Hindu Law: or, the ordinances of Menu, according to the Gloss of Cullúca. Translated by William Jones, chapt. XII, 124.)

Nach Graul's Gloſſar iſt Hanſa ein Synonym von Saniaſſi. — Sollte der Name Johannes (aus dem wir Hans machen) damit (und mit ſeinem Saniaſſileben in der Wüſte) zuſammenhängen?

Eine ganz äußerliche und zufällige Aehnlichkeit des Buddhaismus mit dem Chriſtenthum iſt die, daß er im Lande ſeiner Entſtehung nicht herrſchend iſt, alſo Beide ſagen müſſen: προφητης εν τη ιδια πατριδι τιμην ουκ εχει. (Vates in propria patria honore caret.)

Wollte man, um jene Uebereinſtimmung mit den indiſchen Lehren zu erklären, ſich in allerlei Konjekturen ergehn; ſo könnte man annehmen, daß der evangeliſchen Notiz von der Flucht nach Aegypten etwas Hiſtoriſches zum Grunde läge und daß Jeſus, von Aegyptiſchen Prieſtern, deren Religion indiſchen Urſprungs geweſen iſt, erzogen, von ihnen die indiſche Ethik und den Begriff des Avatars angenommen hätte und nachher bemüht geweſen wäre, ſolche daheim den jüdiſchen Dogmen anzupaſſen und ſie auf den alten Stamm zu pfropfen. Gefühl eigener moraliſcher und intellektueller Ueberlegenheit hätte ihn endlich bewogen, ſich ſelbſt für einen Avatar zu halten und demgemäß ſich des

Menschen Sohn zu nennen, um anzudeuten, daß er mehr als ein bloßer Mensch sei. Sogar ließe sich denken, daß, bei der Stärke und Reinheit seines Willens, und vermöge der Allmacht, die überhaupt dem Willen als Ding an sich zukommt und die wir aus dem animalischen Magnetismus und den diesem verwandten magischen Wirkungen kennen, er auch vermocht hätte, sogenannte Wunder zu thun, d. h. mittelst des metaphysischen Einflusses des Willens zu wirken; wobei denn ebenfalls der Unterricht der Aegyptischen Priester ihm zu Statten gekommen wäre. Diese Wunder hätte dann nachher die Sage vergrößert und vermehrt. Denn ein eigentliches Wunder wäre überall ein démenti, welches die Natur sich selber gäbe. (Die Evangelien wollten ihre Glaubwürdigkeit durch den Bericht von Wundern unterstützen, haben sie aber gerade dadurch unterminirt.) Inzwischen wird es uns nur unter Voraussetzungen solcher Art einigermaaßen erklärlich, wie Paulus, dessen Hauptbriefe doch wohl ächt seyn müssen, einen damals noch so kürzlich, daß noch viele Zeitgenossen desselben lebten, Verstorbenen ganz ernstlich als inkarnirten Gott und als Eins mit dem Weltschöpfer darstellen kann; indem doch sonst ernstlich gemeinte Apotheosen dieser Art und Größe vieler Jahrhunderte bedürfen, um allmälig heranzureifen. Andererseits aber könnte man daher ein Argument gegen die Aechtheit der Paulinischen Briefe überhaupt nehmen.

Daß überhaupt unsern Evangelien irgend ein Original, oder wenigstens Fragment aus der Zeit und Umgebung Jesu selbst zum Grunde liege, möchte ich schließen gerade aus der so anstößigen Prophezeiung des Weltendes und der glorreichen Wiederkehr des Herrn in den Wolken, welche Statt haben soll, noch bei Lebzeiten Einiger, die bei der Verheißung gegenwärtig waren. Daß nämlich diese Verheißungen unerfüllt geblieben, ist ein überaus verdrießlicher Umstand, der nicht nur in späteren Zeiten Anstoß gegeben, sondern schon dem Paulus und Petrus Verlegenheiten bereitet hat, welche in des Reimarus sehr lesenswerthem Buche „vom Zwecke Jesu und seiner Jünger" §§. 42—44 ausführlich erörtert sind. Wären nun die Evangelien, etwan hundert Jahre später, ohne vorliegende gleichzeitige Dokumente verfaßt; so würde man sich wohl gehütet haben, dergleichen Prophezeiungen hinein zu bringen, deren so anstößige Nichterfüllung damals

ſchon am Tage lag. Eben ſo wenig würde man in die Evangelien alle jene Stellen hineingebracht haben, aus welchen Reimarus ſehr ſcharfſinnig Das konſtruirt, was er das Erſte Syſtem der Jünger nennt und wonach ihnen Jeſus nur ein weltlicher Befreier der Juden war; wenn nicht die Abfaſſer der Evangelien auf Grundlage gleichzeitiger Dokumente gearbeitet hätten, die ſolche Stellen enthielten. Denn ſogar eine bloß mündliche Tradition unter den Gläubigen würde Dinge, die dem Glauben Ungelegenheiten bereiteten, haben fallen laſſen. Beiläufig geſagt, hat Reimarus unbegreiflicherweiſe die ſeiner Hypotheſe vor allen andern günſtige Stelle Joh. 11, 48 (zu vergleichen mit 1, 50 und 6, 15) überſehn, imgleichen auch Matth. 27, V. 28—30; Luk. 23, V. 1—4, 37, 38. und Joh. 19, V. 19—22. Wollte man aber dieſe Hypotheſe ernſtlich geltend machen und durchführen, ſo müßte man annehmen, daß der religiöſe und moraliſche Gehalt des Chriſtenthums von alexandriniſchen, der indiſchen und Buddhaiſtiſchen Glaubenslehren kundigen Juden zuſammengeſtellt und dann ein politiſcher Held, mit ſeinem traurigen Schickſale, zum Anknüpfungspunkte derſelben gemacht ſei, indem man den urſprünglich irdiſchen Meſſias in einen himmliſchen umſchuf. Allerdings hat Dies ſehr viel gegen ſich. Jedoch bleibt das von Strauß aufgeſtellte mythiſche Princip zur Erklärung der evangeliſchen Geſchichte, wenigſtens für die Einzelheiten derſelben, gewiß das richtige: und es wird ſchwer auszumachen ſeyn, wie weit es ſich erſtreckt. Was überhaupt es mit dem Mythiſchen für eine Bewandniß habe, muß man ſich an näher liegenden und weniger bedenklichen Beiſpielen klar machen. So z. B. iſt, im ganzen Mittelalter, ſowohl in Frankreich, wie in England, der König Arthur eine feſtbeſtimmte, ſehr thatenreiche, wunderſame, ſtets mit gleichem Charakter und mit der ſelben Begleitung auftretende Perſon und macht, mit ſeiner Tafelrunde, ſeinen Rittern, ſeinen unerhörten Heldenthaten, ſeinem wunderlichen Seneſchall, ſeiner treuloſen Gattin, nebſt deren Lancelot vom See u. ſ. w., das ſtehende Thema der Dichter und Romanenſchreiber vieler Jahrhunderte aus, welche ſämmtlich uns die nämlichen Perſonen mit den ſelben Charakteren vorführen, auch in den Begebenheiten ziemlich übereinſtimmen, nur aber im Koſtüme und den Sitten, nämlich nach Maaßgabe ihres jedesmaligen

eigenen Zeitalters, ſtark von einander abweichen. Nun hatte, vor einigen Jahren, das franzöſiſche Miniſterium den Herrn de la Villemarqué nach England geſandt, um den Urſprung der Mythen von jenem König Arthur zu unterſuchen. Da iſt, hinſichtlich des zum Grunde liegenden Faktiſchen, das Ergebniß geweſen, daß, im Anfang des ſechsten Jahrhunderts, in Wales, ein kleiner Häuptling, Namens Arthur, gelebt hat, der unverdroſſen mit den eingedrungenen Sachſen kämpfte, deſſen unbedeutende Thaten jedoch vergeſſen ſind. Aus Dem alſo iſt, der Himmel weiß warum, eine ſo glänzende, viele Jahrhunderte hindurch, in unzähligen Liedern, Romanzen und Romanen celebrirte Perſon geworden. Man ſehe: Contes populaires des anciens Bretons, avec un essay sur l'origine des épopées sur la table ronde, par Th. de la Villemarqué. 2 Vol. 1842, wie auch the life of king Arthur, from ancient historians and authentic documents, by Ritson, 1825, darin er als eine ferne, undeutliche Nebelgeſtalt, jedoch nicht ohne realen Kern erſcheint. — Faſt ebenſo verhält es ſich mit dem Roland, welcher der Held des ganzen Mittelalters iſt und in zahlloſen Liedern, epiſchen Gedichten und Romanen, auch ſogar durch Rolandsſäulen celebrirt wird, bis er zuletzt noch dem Arioſto ſeinen Stoff liefert und daraus verklärt auferſteht: dieſer nun wird von der Geſchichte nur ein einziges Mal, gelegentlich und mit drei Worten erwähnt, indem nämlich Eginhard ihn unter den bei Roncesvall gebliebenen Natabeln mit aufzählt als Hroudlandus, Britannici limitis praefectus, und Das iſt Alles, was wir von ihm wiſſen; wie Alles, was wir von Jeſus Chriſtus eigentlich wiſſen, die Stelle im Tacitus (Annal. L. XV. c. 44) iſt. Noch ein anderes Beiſpiel liefert der weltberühmte Cid der Spanier, welchen Sagen und Chroniken, vor Allem aber die Volkslieder in dem ſo berühmten, wunderſchönen Romancero, endlich auch noch Corneille's beſtes Trauerſpiel, verherrlichen und dabei auch in den Hauptbegebenheiten, namentlich was die Chimene betrifft, ziemlich übereinſtimmen; während die ſpärlichen hiſtoriſchen Data über ihn nichts ergeben, als einen zwar tapfern Ritter und ausgezeichneten Heerführer, aber von ſehr grauſamem und treuloſem, ja, feilem Charakter, bald dieſer bald jener Partei und öfter den Saracenen, als den Chriſten dienend; beinahe wie

ein Condottiere; jedoch mit einer Chimene verheirathet; wie das Nähere zu ersehn ist aus den recherches sur l'histoire de l'Espagne par Dozy, 1849. Bd. 1, — der zuerst an die rechte Quelle gekommen zu seyn scheint. — Was mag wohl die historische Grundlage der Ilias seyn? — Ja, um die Sache ganz in der Nähe zu haben, denke man an das Histörchen vom Apfel des Neuton, dessen Grundlosigkeit ich bereits oben, §. 88, erörtert habe, welches jedoch in tausend Büchern wiederholt worden ist; wie denn sogar Euler, im ersten Bande seiner Briefe an die Prinzessin, nicht verfehlt hat, es recht con amore auszumalen. — Wenn es überhaupt mit aller Geschichte viel auf sich haben sollte, müßte unser Geschlecht nicht ein so erzlügenhaftes seyn, wie es leider ist.

§. 181.

Sekten.

Der Augustinismus, mit seinem Dogma von der Erbsünde und was sich daran knüpft, ist, wie schon gesagt, das eigentliche und wohlverstandene Christenthum. Der Pelagianismus hingegen ist das Bemühen, das Christenthum zum plumpen und platten Judenthum und seinem Optimismus zurückzubringen.

Den die Kirche beständig theilenden Gegensatz zwischen Augustinismus und Pelagianismus könnte man, als auf seinen letzten Grund, darauf zurückführen, daß Ersterer vom Wesen an sich der Dinge, Letzterer hingegen von der Erscheinung redet, die er jedoch für das Wesen nimmt. Z. B. der Pelagianer leugnet die Erbsünde; da das Kind, welches noch gar nichts gethan hat, unschuldig seyn müsse; — weil er nicht einsieht, daß zwar als Erscheinung das Kind erst anfängt zu seyn, nicht aber als Ding an sich. Eben so steht es mit der Freiheit des Willens, dem Versöhnungstode des Heilands, der Gnade, kurz mit Allem. — In Folge seiner Begreiflichkeit und Plattheit herrscht der Pelagianismus immer vor: mehr als je aber jetzt, als Rationalismus. Gemildert pelagianisch ist die Griechische Kirche, und seit dem Concilio Tridentino ebenfalls die katholische, die sich dadurch in Gegensatz zum Augustinisch und daher mystisch gesinnten Luther, wie auch zu Kalvin, hat stellen wollen: nicht weniger sind die Jesuiten semipelagianisch. Hingegen sind die Jansenisten

auguſtiniſch und ihre Auffaſſung möchte wohl die ächteſte Form des Chriſtenthums ſeyn. Denn der Proteſtantismus iſt dadurch, daß er das Cölibat und überhaupt die eigentliche Askeſe, wie auch deren Repräſentanten, die Heiligen, verwarf, zu einem abgeſtumpften, oder vielmehr abgebrochenen Chriſtenthum geworden, als welchem die Spitze fehlt: es läuft in nichts aus.

§. 182.

Rationalismus.

Der Mittelpunkt und das Herz des Chriſtenthums iſt die Lehre vom Sündenfall, von der Erbſünde, von der Heilloſigkeit unſers natürlichen Zuſtandes und der Verderbtheit des natürlichen Menſchen, verbunden mit der Vertretung und Verſöhnung durch den Erlöſer, deren man theilhaft wird durch den Glauben an ihn. Dadurch nun aber zeigt daſſelbe ſich als Peſſimismus, iſt alſo dem Optimismus des Judenthums, wie auch des ächten Kindes deſſelben, des Islams, gerade entgegengeſetzt, hingegen dem Brahmanismus und Buddhaismus verwandt. — Dadurch, daß im Adam Alle geſündigt haben und verdammt ſind, im Heiland hingegen Alle erlöſt werden, iſt auch ausgedrückt, daß das eigentliche Weſen und die wahre Wurzel des Menſchen nicht im Individuo liegt, ſondern in der Species, welche die (platoniſche) Idee des Menſchen iſt, deren auseinandergezogene Erſcheinung in der Zeit die Individuen ſind.

Der Grundunterſchied der Religionen liegt darin, ob ſie Optimismus oder Peſſimismus ſind; keineswegs darin, ob Monotheismus, Polytheismus, Trimurti, Dreieinigkeit, Pantheismus, oder Atheismus (wie der Buddhaismus). Dieſerwegen ſind A. T. und N. T. einander diametral entgegengeſetzt und ihre Vereinigung bildet einen wunderlichen Kentauren. Das A. T. nämlich iſt Optimismus, das N. T. Peſſimismus. Jenes ſtammt erwieſenermaaßen von der Ormuzdlehre; dieſes iſt, ſeinem innern Geiſte nach, dem Brahmanismus und Buddhaismus verwandt, alſo wahrſcheinlich auch hiſtoriſch irgendwie aus ihnen abzuleiten. Jenes iſt eine Muſik in Dur, dieſes iſt in Moll. Bloß der Sündenfall macht im A. T. eine Ausnahme, bleibt aber unbenutzt, ſteht da wie ein hors d'œuvre, bis das Chriſtenthum ihn, als ſeinen allein paſſenden Anknüpfungspunkt wieder aufnimmt.

Allein jenen oben angegebenen Grundcharakter des Christenthums, welchen Augustinus, Luther und Melanchthon sehr richtig aufgefaßt und möglichst systematisirt hatten, suchen unsere heutigen Rationalisten, in die Fußstapfen des Pelagius tretend, nach Kräften zu verwischen und hinauszuexegesiren, um das Christenthum zurückzuführen auf ein nüchternes, egoistisches, optimistisches Judenthum, mit Hinzufügung einer bessern Moral und eines künftigen Lebens, als welches der konsequent durchgeführte Optimismus verlangt, damit nämlich die Herrlichkeit nicht so schnell ein Ende nehme und der Tod, der gar zu laut gegen die optimistische Ansicht schreit und wie der steinerne Gast am Ende zum fröhlichen D. Juan eintritt, abgefertigt werde. — Diese Rationalisten sind ehrliche Leute, jedoch platte Gesellen, die vom tiefen Sinne des neutestamentlichen Mythos keine Ahndung haben und nicht über den jüdischen Optimismus hinaus können, als welcher ihnen faßlich ist und zusagt. Sie wollen die nackte, trockene Wahrheit, im Historischen, wie im Dogmatischen. Man kann sie dem Euhemerismus des Alterthums vergleichen. Freilich ist, was die Supranaturalisten bringen, im Grunde eine Mythologie: aber dieselbe ist das Vehikel wichtiger tiefer Wahrheiten, welche dem Verständniß des großen Haufens nahe zu bringen auf anderem Wege nicht möglich wäre. — Wie weit hingegen diese Rationalisten von aller Erkenntniß, ja, aller Ahndung des Sinnes und Geistes des Christenthums entfernt sind, zeigt z. B. ihr großer Apostel Wegscheider, in seiner naiven Dogmatik, wo er, (§. 115 nebst Anmerkungen) den tiefen Aussprüchen Augustins und der Reformatoren über die Erbsünde und die wesentliche Verderbtheit des natürlichen Menschen das fade Geschwätze des Cicero in den Büchern de officiis entgegenzustellen sich nicht entblödet, da solches ihm viel besser zusagt. Man muß wirklich sich über die Unbefangenheit wundern, mit der dieser Mann seine Nüchternheit, Flachheit, ja gänzlichen Mangel an Sinn für den Geist des Christenthums zur Schau trägt. Aber er ist nur unus e multis. Hat doch Bretschneider die Erbsünde aus der Bibel hinausexegesirt; während Erbsünde und Erlösung die Essenz des Christenthums ausmachen. — Andrerseits ist nicht zu leugnen, daß die Supranaturalisten bisweilen etwas viel Schlimmeres, nämlich Pfaffen, im ärgsten Sinne des Wortes, sind. Da mag

nun das Christenthum sehn, wie es zwischen Skylla und Charybdis durchkomme. Der gemeinsame Irrthum beider Parteien ist, daß sie in der Religion die unverschleierte, trockne, buchstäbliche Wahrheit suchen. Diese aber wird allein in der Philosophie angestrebt: die Religion hat nur eine Wahrheit, wie sie dem Volke angemessen ist, eine indirekte, eine symbolische, allegorische Wahrheit. Das Christenthum ist eine Allegorie, die einen wahren Gedanken abbildet; aber nicht ist die Allegorie an sich selbst das Wahre. Dies dennoch anzunehmen ist der Irrthum, darin Supranaturalisten und Rationalisten übereinstimmen. Jene wollen die Allegorie als an sich wahr behaupten; Diese sie umdeuteln und modeln, bis sie, so nach ihrem Maaßstabe, an sich wahr sehn könne. Danach streitet denn jede Partei mit treffenden und starken Gründen gegen die andere. Die Rationalisten sagen zu den Supranaturalisten: „eure Lehre ist nicht wahr". Diese hingegen zu Jenen: „eure Lehre ist kein Christenthum". Beide haben Recht. Die Rationalisten glauben die Vernunft zum Maaßstabe zu nehmen: in der That aber nehmen sie dazu nur die in den Voraussetzungen des Theismus und Optimismus befangene Vernunft, so etwas wie Rousseau's profession de foi du vicaire savoyard, diesen Prototyp alles Rationalismus. Vom Christlichen Dogma wollen sie daher nichts bestehn lassen, als eben was sie für sensu proprio wahr halten: nämlich den Theismus und die unsterbliche Seele. Wenn sie aber dabei, mit der Dreistigkeit der Unwissenheit, an die reine Vernunft appelliren; so muß man sie mit der Kritik derselben bedienen, um sie zu der Einsicht zu nöthigen, daß diese ihre, als vernunftgemäß zur Beibehaltung ausgewählten Dogmen sich bloß auf einer transscendenten Anwendung immanenter Principien basiren und demnach nur einen unkritischen, folglich unhaltbaren philosophischen Dogmatismus ausmachen, wie ihn die Kritik der reinen Vernunft auf jeder Seite bekämpft und als ganz eitel nachweist; daher eben schon ihr Name ihren Antagonismus gegen den Rationalismus ankündigt. Während demnach der Supranaturalismus doch allegorische Wahrheit hat; kann man dem Rationalismus gar keine zuerkennen. Die Rationalisten haben geradezu Unrecht. Wer ein Rationalist sehn will, muß ein Philosoph sehn und als solcher sich von aller Auktoriät emancipiren, vor-

wärts gehn und vor nichts zurückbeben. Will man aber ein Theolog seyn; so sei man konsequent und verlasse nicht das Fundament der Auktorität, auch nicht wenn sie das Unbegreifliche zu glauben gebietet. Man kann nicht zweien Herren dienen: also entweder der Vernunft oder der Schrift. Juste milieu heißt hier, sich zwischen zwei Stühlen niederlassen. Entweder glauben, oder philosophiren! was man erwählt, sei man ganz. Aber glauben, bis auf einen gewissen Punkt und nicht weiter, und eben so philosophiren, bis auf einen gewissen Punkt und nicht weiter, — Dies ist die Halbheit, welche den Grundcharakter des Rationalismus ausmacht. Hingegen sind die Rationalisten moralisch gerechtfertigt, sofern sie ganz ehrlich zu Werke gehn und nur sich selbst täuschen; während die Supranaturalisten mit ihrer Vindicirung der Wahrheit sensu proprio für eine bloße Allegorie denn doch wohl meistens absichtlich Andere zu täuschen suchen. Dennoch wird, bei dem Streben Dieser, die in der Allegorie enthaltene Wahrheit gerettet; während hingegen die Rationalisten, in ihrer nordischen Nüchternheit und Plattheit, diese und mit ihr die ganze Essenz des Christenthums zum Fenster hinauswerfen, ja, Schritt vor Schritt, am Ende dahin kommen, wohin, vor 80 Jahren, Voltaire im Fluge gelangt war. Oft ist es belustigend zu sehn, wie sie, bei Feststellung der Eigenschaften Gottes (der Quidditas desselben), wo sie doch mit dem bloßen Wort und Schiboleth „Gott" nicht mehr ausreichen, sorgfältig zielen, das juste milieu zu treffen, zwischen einem Menschen und einer Naturkraft; was denn freilich schwer hält. Inzwischen reiben, in jenem Kampfe der Rationalisten und Supranaturalisten, beide Parteien einander auf, wie die geharnischten Männer aus des Kadmus Saat der Drachenzähne. Dazu giebt noch der von einer gewissen Seite her thätige Tartüffianismus der Sache den Todesstoß. Nämlich, wie man, im Karneval italiänischer Städte, zwischen den Leuten, die nüchtern und ernst ihren Geschäften nachgehn, tolle Masken herumlaufen sieht; so sehn wir heut zu Tage in Deutschland zwischen den Philosophen, Naturforschern, Historikern, Kritikern und Rationalisten, Tartüffes herumschwärmen, im Gewande einer schon Jahrhunderte zurückliegenden Zeit, und der Effekt ist burlesk, besonders wenn sie harangiren.

Die, welche wähnen, daß die Wissenschaften immer weiter

fortſchreiten und immer mehr ſich verbreiten können, ohne daß Dies die Religion hindere, immerfort zu beſtehn und zu floriren, — ſind in einem großen Irrthum befangen. Phyſik und Metaphyſik ſind die natürlichen Feinde der Religion, und daher dieſe die Feindin jener, welche allezeit ſtrebt ſie zu unterdrücken, wie jene ſie zu unterminiren. Von Friede und Uebereinſtimmung Beider reden zu wollen iſt höchſt lächerlich: es iſt ein bellum ad internecionem. Religionen ſind Kinder der Unwiſſenheit, die ihre Mutter nicht lange überleben. Omar, Omar hat es verſtanden, als er die Alexandriniſche Bibliothek verbrannte: ſein Grund dazu, daß der Inhalt der Bücher entweder im Koran enthalten, oder aber überflüſſig wäre, gilt für albern, iſt aber ſehr geſcheut, wenn nur cum grano salis verſtanden, wo er alsdann beſagt, daß die Wiſſenſchaften, wenn ſie über den Koran hinausgehn, Feinde der Religionen und daher nicht zu dulden ſeien. Es ſtände viel beſſer um das Chriſtenthum, wenn die Chriſtlichen Herrſcher ſo klug geweſen wären, wie Omar. Jetzt aber iſt es etwas ſpät, alle Bücher zu verbrennen, die Akademien aufzuheben, den Univerſitäten das pro ratione voluntas durch Mark und Bein dringen zu laſſen, — um die Menſchheit dahin zurückzuführen, wo ſie im Mittelalter ſtand. Und mit einer Handvoll Obſkuranten iſt da nichts auszurichten: man ſieht dieſe heut zu Tage an, wie Leute, die das Licht auslöſchen wollen, um zu ſtehlen. So iſt es denn augenſcheinlich, daß nachgerade die Völker ſchon damit umgehn, das Joch des Glaubens abzuſchütteln: die Symptome davon zeigen ſich überall, wiewohl in jedem Lande anders modifizirt. Die Urſache iſt das zu viele Wiſſen, welches unter ſie gekommen iſt. Die ſich täglich vermehrenden und nach allen Richtungen ſich immer weiter verbreitenden Kenntniſſe jeder Art erweitern den Horizont eines Jeden, je nach ſeiner Sphäre, ſo ſehr, daß er endlich eine Größe erlangen muß, gegen welche die Mythen, welche das Skelett des Chriſtenthums ausmachen, dermaaßen einſchrumpfen, daß der Glaube nicht mehr daran haften kann. Die Menſchheit wächſt die Religion aus, wie ein Kinderkleid; und da iſt kein Halten; es platzt. Glauben und Wiſſen vertragen ſich nicht wohl im ſelben Kopfe; ſie ſind darin wie Wolf und Schaaf in Einem Käfig; und zwar iſt das Wiſſen der Wolf, der den Nachbar aufzufreſſen droht. — In ihren

Todesnöthen sieht man die Religion sich an die Moral anklammern, für deren Mutter sie sich ausgeben möchte: — aber mit Nichten! Aechte Moral und Moralität ist von keiner Religion abhängig; wiewohl jede sie sanktionirt und ihr dadurch eine Stütze gewährt. — Zuerst nun aus den mittlern Ständen vertrieben flüchtet das Christenthum sich in die niedrigsten, wo es als Konventikelwesen auftritt, und in die höchsten, wo es Sache der Politik ist, man aber wohl bedenken sollte, daß auch hierauf Goethe's Wort Anwendung findet:

„So fühlt man Absicht und man ist verstimmt."

Dem Leser wird hier die §. 175, S. 370 angeführte Stelle des Condorcet wieder beifallen.

Der Glaube ist wie die Liebe: er läßt sich nicht erzwingen. Daher ist es ein mißliches Unternehmen, ihn durch Staatsmaaßregeln einführen, oder befestigen zu wollen: denn, wie der Versuch, Liebe zu erzwingen, Haß erzeugt; so der, Glauben zu erzwingen, erst rechten Unglauben. Nur ganz mittelbar und folglich durch lange zum voraus getroffene Anstalten kann man den Glauben befördern, indem man nämlich ihm ein gutes Erdreich, darauf er gedeiht, vorbereitet: ein solches ist die Unwissenheit. Für diese hat man daher in England, schon seit alten Zeiten und bis auf die unsrige, Sorge getragen, so daß $^2/_3$ der Nation nicht lesen können; daher denn auch noch heut zu Tage daselbst ein Köhlerglauben herrscht, wie man ihn außerdem vergeblich suchen würde. Nunmehr aber nimmt auch dort die Regierung den Volksunterricht dem Klerus aus den Händen; wonach es mit dem Glauben bald bergab gehn wird. — Im Ganzen also geht, von den Wissenschaften fortwährend unterminirt, das Christenthum seinem Ende allmälig entgegen. Inzwischen ließe sich für dasselbe Hoffnung schöpfen aus der Betrachtung, daß nur solche Religionen untergehn, die keine Urkunden haben. Die Religion der Griechen und Römer, dieser weltbeherrschenden Völker, ist untergegangen. Hingegen hat die Religion des verachteten Judenvölkchens sich erhalten: eben so die des Zendvolks, bei den Gebern. Hingegen ist die der Gallier, Skandinaven und Germanen untergegangen. Die brahmanische und buddhaistische aber bestehn und floriren: sie sind die ältesten von allen und haben ausführliche Urkunden.

§. 183.

In früheren Jahrhunderten war die Religion ein Wald, hinter welchem Heere halten und sich decken konnten. Aber nach so vielen Fällungen ist sie nur noch ein Buschwerk, hinter welchem gelegentlich Gauner sich verstecken. Man hat dieserhalb sich vor Denen zu hüten, die sie in Alles hineinziehn möchten, und begegne ihnen mit dem oben (S. 385) angezogenen Sprichwort: detras de la cruz está el diablo.

Anhang verwandter Stellen.

Statt die Wahrheit der Religionen als sensu allegorico zu bezeichnen, könnte man sie, wie eben auch die Kantische Moraltheologie, Hypotheſen zu praktiſchem Zwecke, oder hodegetiſche Schemata nennen, Regulative, nach Art der phyſikaliſchen Hypotheſen von Strömungen der Elektricität, zur Erklärung des Magnetismus, oder von Atomen zur Erklärung der chemiſchen Verbindungsproportionen u. ſ. w.*), welche man ſich hütet, als objektiv wahr feſtzuſtellen, jedoch davon Gebrauch macht, um die Erſcheinungen in Verbindung zu ſetzen, da ſie in Hinſicht auf das Reſultat und das Experimentiren ungefähr daſſelbe leiſten, als die Wahrheit ſelbſt. Sie ſind Leitſterne für das Handeln und die ſubjektive Beruhigung beim Denken. —

Die Religionen erfüllen und beherrſchen die Welt, und der große Haufen der Menſchheit gehorcht ihnen. Daneben geht langſam die ſtille Succeſſion der Philoſophen, welche für die Wenigen, durch Anlage und Bildung dazu befähigten, an der Enträthſelung des großen Geheimniſſes arbeiten. Im Durchſchnitt bringt jedes Jahrhundert Einen heran: Dieſer wird, ſobald er als ächt befunden worden, ſtets mit Jubel empfangen und mit Aufmerkſamkeit angehört. —

Was für ein ſchlechtes Gewiſſen die Religion haben muß, iſt daran zu ermeſſen, daß es bei ſo ſchweren Strafen verboten iſt, über ſie zu ſpotten. —

Für den großen Haufen ſind die einzigen faßlichen Argumente Wunder; daher alle Religionsſtifter deren verrichten. —

Die Theologen ſuchen die Wunder der Bibel bald zu allegoriſiren, bald zu naturaliſiren, um ſie irgendwie loszuwerden: denn ſie fühlen, daß miraculum sigillum mendacii. —

---

*) Sogar die Pole, Aequator und Parallelen auf dem Firmament ſind dieſer Art: am Himmel iſt nichts dergleichen: er dreht ſich nicht.

Religionsurkunden enthalten Wunder, zur Beglaubigung ihres Inhalts: aber es kommt eine Zeit heran, wo sie das Gegentheil bewirken. —

Unter dem vielen Harten und Beklagenswerthen des Menschenlooses ist keines der geringsten dieses, daß wir dasind, ohne zu wissen, woher, wohin und wozu: wer eben vom Gefühl dieses Uebels ergriffen und durchdrungen ist, wird kaum umhin können, einige Erbitterung zu verspüren gegen Diejenigen, welche vorgeben, Specialnachrichten darüber zu haben, die sie unter dem Namen von Offenbarungen uns mittheilen wollen. —

Den Herren von der Offenbarung möchte ich rathen, heut zu Tage nicht so viel von der Offenbarung zu reden; sonst ihnen leicht einmal offenbart werden könnte, was eigentlich die Offenbarung ist. —

Ein eigenthümlicher Nachtheil des Christenthums, der besonders seinen Ansprüchen, Weltreligion zu werden, entgegensteht, ist, daß es sich, in der Hauptsache, um eine einzige individuelle Begebenheit dreht und von dieser das Schicksal der Welt abhängig macht. Dies ist um so anstößiger, als Jeder von Haus aus berechtigt ist, eine solche Begebenheit völlig zu ignoriren.

Eine Religion, die zu ihrem Fundament eine einzelne Begebenheit hat, ja aus dieser, die sich da und da, dann und dann zugetragen, den Wendepunkt der Welt und alles Daseyns machen will, hat ein so schwaches Fundament, daß sie unmöglich bestehn kann, sobald einiges Nachdenken unter die Leute gekommen. Wie weise ist dagegen im Buddhaismus die Annahme der tausend Buddha's! damit es nicht sich ausnehme, wie im Christenthum, wo Jesus Christus die Welt erlöst hat und außer ihm kein Heil möglich ist, — aber viertausend Jahre, deren Denkmale in Aegypten, Asien und Europa groß und herrlich dastehn, nichts von ihm wissen konnten und jene Zeitalter mit aller ihrer Herrlichkeit unbesehens zum Teufel fuhren! Die vielen Buddha's sind nothwendig, weil am Ende jedes Kalpa's die Welt untergeht und mit ihr die Lehre, also eine neue Welt einen neuen Buddha verlangt. Das Heil ist immer da. —

Daß die Civilisation unter den christlichen Völkern am höchsten steht, liegt nicht daran, daß das Christenthum ihr günstig, sondern daran, daß es abgestorben ist und wenig Einfluß mehr

hat: so lange es ihn hatte, war die Civilisation weit zurück: im Mittelalter. Hingegen haben Islam, Brahmanismus und Buddhaismus noch durchgreifenden Einfluß aufs Leben: in China noch am wenigsten, daher die Civilisation der europäischen ziemlich gleich kommt. Alle Religion steht im Antagonismus mit der Cultur. —

Die europäischen Regierungen verbieten jeden Angriff auf die Landesreligion. Sie selbst aber schicken Missionarien in Brahmanische, Buddhaistische Länder, welche die dortigen Religionen eifrig und von Grund aus angreifen, — ihrer importirten Platz zu machen. Und dann schreien sie Zeter, wenn ein Mal ein chinesischer Kaiser, oder Großmandarin von Tunkin solchen Leuten die Köpfe abschlägt. —

Kapitel XVI.

Einiges zur Sanskritlitteratur.

---

§. 184.

So ſehr ich auch die religiöſen und philoſophiſchen Werke der Sanſkrit-Litteratur verehre; ſo habe ich dennoch an den poetiſchen nur ſelten einiges Wohlgefallen finden können; ſogar hat es mich zu Zeiten bedünken wollen, dieſe wären ſo geſchmacklos und monſtros, wie die Skulptur derſelben Völker. Selbſt ihre dramatiſchen Werke ſchätze ich hauptſächlich nur wegen der ſehr belehrenden Erläuterungen und Belege des religiöſen Glaubens und der Sitten, die ſie enthalten. Dies Alles mag daran liegen, daß Poeſie, ihrer Natur nach, unüberſetzbar iſt. Denn in ihr ſind Gedanken und Worte ſo innig und feſt mit einander verwachſen, wie pars uterina et pars foetalis placentae; ſo daß man nicht, ohne jene zu affiziren, dieſen fremde ſubſtituiren kann. Iſt doch alles Metriſche und Gereimte eigentlich von Hauſe aus ein Kompromiß zwiſchen dem Gedanken und der Sprache: dieſes aber darf, ſeiner Natur nach, nur auf dem eigenen, mütterlichen Boden des Gedankens vollzogen werden, nicht auf einem fremden, dahin man ihn verpflanzen möchte, und gar auf einem ſo unfruchtbaren, wie die Ueberſetzerköpfe in der Regel ſind. Was überhaupt kann entgegengeſetzter ſeyn, als die freie Ergießung der Begeiſterung eines Dichters, die ſchon von ſelbſt und inſtinktiv in Metrum und Reim gekleidet an den Tag tritt, und die peinliche, rechnende, kalte, Sylben zählende und Reime ſuchende Quaal des Ueberſetzers. Da nun überdies in Europa an poetiſchen, uns direkt anſprechenden Werken kein Mangel iſt, gar ſehr aber an richtigen metaphyſiſchen Einſichten, ſo bin ich der Meinung,

daß die Ueberſetzer aus dem Sanskrit ihre Mühe viel weniger der Poeſie und viel mehr den Veden, Upaniſchaden und philoſophiſchen Werken zuwenden ſollten.

§. 185.

Wenn ich bedenke, wie ſchwer es iſt, mit Hülfe der beſten, ſorgfältig dazu herangebildeten Lehrer und vortrefflicher, im Laufe der Jahrhunderte zu Stande gebrachter philologiſcher Hülfsmittel, es zu einem eigentlich richtigen, genauen und lebendigen Verſtändniß der griechiſchen und römiſchen Auktoren zu bringen, deren Sprachen denn doch die unſerer Vorgänger in Europa und die Mütter noch jetzt lebender Sprachen ſind; das Sanskrit hingegen eine vor tauſend Jahren im fernen Indien geſprochene Sprache iſt und die Mittel zur Erlernung deſſelben verhältnißmäßig doch noch ſehr unvollkommen ſind; und wenn ich den Eindruck dazu nehme, den die Ueberſetzungen europäiſcher Gelehrten aus dem Sanskrit, — höchſt wenige Ausnahmen bei Seite geſetzt, — auf mich machen; ſo beſchleicht mich der Verdacht, daß unſre Sanskritgelehrten ihre Texte nicht beſſer verſtehn mögen, als etwan die Sekundaner unſerer Schulen die griechiſchen; daß ſie jedoch, weil ſie nicht Knaben, ſondern Männer von Kenntniſſen und Verſtand ſind, aus Dem, was ſie eigentlich verſtehn, den Sinn im Ganzen ungefähr zuſammenſetzen, wobei denn freilich Manches ex ingenio mitunterlaufen mag. Noch ſehr viel ſchlechter ſteht es mit dem Chineſiſchen der europäiſchen Sinologen, als welche oft ganz im Dunkeln tappen; wovon man die Ueberzeugung erhält, wenn man ſieht, wie ſelbſt die gründlichſten unter ihnen ſich gegenſeitig berichtigen und einander koloſſale Irrthümer nachweiſen. Beiſpiele der Art findet man häufig im Foe-Kue-ki von Abel Remüſat.

Erwäge ich nun andrerſeits, daß Sultan Mohammed Daraſchakoh, der Bruder des Aureng-Zeb, in Indien geboren und erzogen, dabei gelehrt, denkend und wißbegierig war, alſo ſein Sanskrit etwan ſo gut verſtehn mochte, wie wir unſer Latein, dazu nun aber noch eine Anzahl der gelehrteſten Pundits zu Mitarbeitern hatte; ſo giebt mir Dies ſchon zum voraus eine hohe Meinung von ſeiner Ueberſetzung der Upaniſchaden des Veda ins Perſiſche. Sehe ich nun ferner, mit welcher tiefen, der

Sache angemessenen Ehrfurcht Anquetil dü Perron diese persische Uebersetzung gehandhabt hat, indem er sie Wort für Wort lateinisch wiedergab, dabei die Persische Syntax, der lateinischen Grmamatik zum Trotz, genau beibehaltend und die vom Sultan unübersetzt herübergenommenen Sanskritwörter eben so belassend, um sie nur im Glossar zu erklären; so lese ich diese Uebersetzung mit dem vollsten Zutrauen, welches alsbald seine erfreulichste Bewährung erhält. Denn, wie athmet doch der Oupnekhat durchweg den heiligen Geist der Veden! Wie wird doch Der, dem, durch fleißiges Lesen, das Persisch-Latein dieses unvergleichlichen Buches geläufig geworden, von jenem Geist im Innersten ergriffen! Wie ist doch jede Zeile so voll fester, bestimmter und durchgängig zusammenstimmender Bedeutung! Und aus jeder Seite treten uns tiefe, ursprüngliche, erhabene Gedanken entgegen, während ein hoher und heiliger Ernst über dem Ganzen schwebt. Alles athmet hier Indische Luft und ursprüngliches, naturverwandtes Daseyn. Und o, wie wird hier der Geist rein gewaschen von allem ihm früh eingeimpften jüdischen Aberglauben und aller diesem fröhnenden Philosophie! Es ist die belohnendeste und erhebendeste Lektüre, die (den Urtext ausgenommen) auf der Welt möglich ist: sie ist der Trost meines Lebens gewesen und wird der meines Sterbens seyn. — Hinsichtlich gewisser, gegen die Aechtheit des Oupnekhat aufgebrachter Verdächtigungen verweise ich auf die Note S. 271 (2. Aufl. 268) meiner Ethik.

Vergleiche ich nun damit die Europäischen Uebersetzungen heiliger indischer Texte, oder indischer Philosophen; so machen sie (mit höchst wenigen Ausnahmen, wie z. B. der Bhagawat Gita von Schlegel und einige Stellen in Colebrooke's Uebersetzungen aus den Veden) auf mich den entgegengesetzten Eindruck: sie liefern Perioden, deren Sinn ein allgemeiner, abstrakter, oft schwankender und unbestimmter und deren Zusammenhang locker ist: ich erhalte bloße Umrisse der Gedanken des Urtextes, mit Ausfüllseln, denen ich das Fremdartige anmerke; Widersprüche scheinen mitunter auch durch; Alles ist modern, leer, fade, flach, sinnarm und occidentalisch: es ist europäisirt, anglisirt, französirt, oder gar (was das Aergste) deutsch verschwebelt und vernebelt, d. h. statt eines klaren, bestimmten Sinnes bloße, aber recht breite Worte liefernd; so z. B. auch die neueste von Roër in

der Bibliotheca Indica No. 41, Calcutta 1853, an der man so recht den Deutschen erkennt, der als solcher schon gewohnt ist, Perioden hinzuschreiben, bei denen etwas Deutliches und Bestimmtes zu denken er Andern überläßt. Nur zu oft ist auch etwas vom foetor Judaicus daran zu spüren. Alles Dieses schwächt mein Zutrauen zu solchen Uebersetzungen, zumal wenn ich nun noch bedenke, daß die Uebersetzer ihre Studien als Broderwerb treiben; während der edele Anquetil dü Perron nicht seine Sache dabei gesucht hat, sondern von bloßer Liebe zur Wissenschaft und Erkenntniß dazu angetrieben wurde; und daß Sultan Daraschakoh, zum Lohn und Honorar, den Kopf vor die Füße gelegt bekam, durch seinen kaiserlichen Bruder Aureng-Zeb, — in majorem Dei gloriam. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß eine wirkliche Kenntniß der Upanischaden und folglich der wahren und esoterischen Dogmatik der Veden bis jetzt allein durch den Oupnekhat zu erlangen ist: die übrigen Uebersetzungen kann man durchgelesen haben, und hat keine Ahndung von der Sache. Auch scheinen dem Sultan Daraschakoh viel bessere und vollständigere Sanskritmanuskripte vorgelegen zu haben, als den englischen Gelehrten.

§. 186.

Allerdings kann die Sanhita des Veda nicht von den selben Verfassern, noch aus derselben Zeit mit dem Upanischad seyn: davon erlangt man volle Ueberzeugung, wenn man das erste Buch der Sanhita des Rig-Veda von Rosen, und die des Sama-Veda von Stevenson übersetzt liest. Beide nämlich bestehn aus Gebeten und Ritualen, welche einen ziemlich rohen Sabäismus athmen. Da ist Indra der höchste Gott, der angerufen wird, und mit ihm Sonne, Mond, Winde und Feuer. Diesen werden, in allen Hymnen, die servilsten Lobhudeleien, nebst Bitten um Kühe, Essen, Trinken und Sieg vorgebetet und dazu geopfert. Opfer und Beschenkung der Pfaffen sind die einzigen Tugenden, die gelobt werden. — Da Ormuzd (aus dem nachher Jehovah geworden) eigentlich Indra (nach J. J. Schmidt) und ferner auch Mithra die Sonne ist; so ist der Feuerdienst der Gebern wohl mit dem Indra zu ihnen gelangt. — Der Upanischad ist, wie gesagt, die Ausgeburt der höchsten menschlichen Weisheit;

auch ist er allein für den gelehrten Brahmanen bestimmt; daher Anquetil „Upanischad" secretum tegendum übersetzt. Die Sanhita hingegen ist exoterisch; sie ist, obwohl indirekt, für das Volk, da die Liturgie, also öffentliche Gebete und Opferrituale ihr Inhalt sind: demgemäß liefert die Sanhita eine durchaus insipide Lektüre, — nämlich nach besagten Proben zu urtheilen: denn allerdings hat Colebrooke, in seiner Abhandlung on the religious ceremonies of the Hindus, aus andern Büchern der Sanhita Hymnen übersetzt, die einen dem Upanischad verwandten Geist athmen; wie namentlich der schöne Hymnus, im zweiten essay: „the embodied spirit" u. s. w., von dem ich, §. 116, eine Uebersetzung gegeben habe.

§. 187.

Zu der Zeit, als in Indien die großen Felsentempel ausgehauen wurden, war vielleicht die Schreibekunst noch nicht erfunden, und die jene bewohnenden zahlreichen Priesterschaaren waren die lebendigen Behältnisse der Veden, von denen jeder Priester, oder jede Schule, einen Theil auswendig wußte und fortpflanzte; wie es eben auch die Druiden gemacht haben. Später sind wohl, in eben diesen Tempeln, also in würdigster Umgebung, die Upanischaden abgefaßt worden.

§. 188.

Die Sankhya-Philosophie, welche man als Vorläufer des Buddhaismus betrachtet, wie wir sie in der Karika des Iswara Krischna, von Wilson übersetzt, in extenso vor uns sehn (obwohl immer noch wie durch einen Nebel, wegen der Unvollkommenheit selbst dieser Uebersetzung), ist interessant und belehrend, sofern sie die Hauptdogmen aller Indischen Philosophie, wie die Nothwendigkeit der Erlösung aus einem traurigen Dasein, die Transmigration nach Maaßgabe der Handlungen, die Erkenntniß als Grundbedingung zur Erlösung u. dgl. m. uns in der Ausführlichkeit und mit dem hohen Ernst vorführt, womit sie in Indien, seit Jahrtausenden, betrachtet werden.

Inzwischen sehn wir diese ganze Philosophie verdorben durch einen falschen Grundgedanken, den absoluten Dualismus zwischen Prakriti und Purusha. Dies ist aber gerade auch der Punkt,

in welchem die Sankhya von den Veden abweicht. — Prakriti ist offenbar die natura naturans und zugleich die Materie an sich, d. h. ohne alle Form, wie sie nur gedacht, nicht angeschaut wird: diese, so gefaßt, kann, sofern Alles aus ihr sich gebiert, wirklich als identisch mit der natura naturans angesehn werden. Puruscha aber ist das Subjekt des Erkennens: denn sie ist wahrnehmend, unthätig, bloßer Zuschauer. Nun werden jedoch Beide, als absolut verschieden und von einander unabhängig genommen; wodurch die Erklärung, warum Prakriti sich für die Erlösung der Puruscha abarbeitet, ungenügend ausfällt. (V. 60.) Ferner wird, im ganzen Werke, gelehrt, daß die Erlösung der Puruscha der letzte Zweck sei: hingegen ist es (V. 62, 63) mit einem Male die Prakriti, welche erlöst werden soll. — Alle diese Widersprüche würden wegfallen, wenn man für Prakriti und Puruscha eine gemeinsame Wurzel hätte, auf welche doch, auch wider Willen des Kapila, Alles hindeutet; oder Puruscha eine Modifikation der Prakriti wäre, also jedenfalls der Dualismus sich auflöste. — Ich kann, um Verstand in die Sache zu bringen, nicht anders, als in Prakriti den Willen und in Puruscha das Subjekt der Erkenntniß sehn.

Ein eigener Zug von Kleinlichkeit und Pedantismus in der Sankhya ist das Zahlenwesen, das Aufzählen und Numeriren aller Eigenschaften u. s. w. Er scheint jedoch landesüblich, da in Buddhaistischen Schriften eben so verfahren wird.

§. 189.

Der moralische Sinn der Metempsychose, in allen indischen Religionen, ist nicht bloß, daß wir jedes Unrecht, welches wir verüben, in einer folgenden Wiedergeburt abzubüßen haben; sondern auch, daß wir jedes Unrecht, welches uns widerfährt, ansehn müssen als wohlverdient, durch unsere Missethaten in einem frühern Daseyn.

§. 190.

Daß die drei obern Kasten die wiedergeborenen heißen, mag immerhin, wie gewöhnlich angegeben wird, daraus erklärt werden, daß die Investitur mit der heiligen Schnur, welche den Jünglingen derselben die Mündigkeit verleiht, gleichsam eine

zweite Geburt ſei: der wahre Grund aber iſt, daß man nur in Folge bedeutender Verdienſte, in einem vorhergegangenen Leben, zur Geburt in jenen Kaſten gelangt, folglich in ſolchem ſchon als Menſch exiſtirt haben muß; während wer in der unterſten Kaſte, oder gar noch niedriger, geboren wird, vorher auch Thier geweſen ſeyn kann.

§. 191.

Zu den Anzeichen, daß die Aegypter (Aethiopen), oder wenigſtens ihre Prieſter, aus Indien gekommen ſind, gehören auch, im Leben des Apollonius von Thyana, die Stelle L. III, 20; et Lib. VI, 11.

Anhang verwandter Stellen.

Ihr ſpottet über die Aeonen und Kalpas des Buddhaismus! — Das Chriſtenthum freilich hat einen Standpunkt eingenommen, von dem aus es eine Spanne Zeit überblickt; der Buddhaismus einen, von dem aus die Unendlichkeit in Zeit und Raum ſich ihm darſtellt und ſein Thema wird. —

Wie die Lalitaviſtara, Anfangs ziemlich einfach und natürlich, in jeder neuen Redaktion, wie ſie eine ſolche in jedem der folgenden Concilien erfuhr, komplicirter und wunderbarer wurde; ebenſo iſt es dem Dogma ſelbſt ergangen, deſſen wenige, einfache und großartige Lehrſätze, durch nähere Ausführungen, räumliche und zeitliche Darſtellungen, Perſonifikationen, empiriſche Lokaliſationen u. ſ. w. allmälig bunt, kraus und komplicirt wurden; weil der Geiſt des großen Haufens es ſo liebt, indem er phantaſtiſche Beſchäftigung haben will und ſich am Einfachen und Abſtrakten nicht genügen läßt.

Die Brahmaniſtiſchen Dogmen und Diſtinktionen vom Brahm und Brahmâ, von Paramatma und Djiwatma, Hiranya-Garbha, Pradjapati, Puruſcha, Prakriti, u. dgl. m. (wie man ſie ſehr gut in der Kürze dargelegt findet in Obry's vortrefflichem Buche du Nirvana Indien 1856) ſind im Grunde bloß mythologiſche Fiktionen, gemacht in der Abſicht, Dasjenige objektiv darzuſtellen, was weſentlich und ſchlechterdings nur ein ſubjektives Daſeyn hat; daher eben Buddha ſie hat fallen laſſen und nichts kennt, als Sanſara und Nirwana. Denn je krauſer, bunter und komplicirter die Dogmen wurden, deſto mythologiſcher. Am beſten verſteht es der Yogui oder Saniaſſi, welcher methodiſch ſich zurechtſetzend, alle ſeine Sinne in ſich zurückzieht, die ganze Welt vergißt und ſich ſelbſt dazu: — was alsdann noch in ſeinem Bewußtſeyn übrig bleibt iſt das Urweſen. Nur daß die Sache leichter geſagt, als gethan iſt. —

Der verſunkene Zuſtand der einſt ſo hochgebildeten Hindu

iſt die Folge der entſetzlichen Unterdrückung, welche ſie, 700 Jahre hindurch, von den Mohammedanern erlitten haben, die ſie gewaltſam zum Islam bekehren wollten. — Jetzt iſt nur $^1/_8$ der Bevölkerung Indiens mohammedaniſch. (Edinb. review, Jan. 1858.)*) —

---

*) Außer dieſen im Obigen anhangsweiſe mitgetheilten Manuſcriptſtellen hat Schopenhauer noch einige andere zu dieſem Kapitel beigeſetzt, die jedoch nur in Form von Conjecturen Analogien zwiſchen hindoſtaniſcher und griechiſch-römiſcher, auch ſonſtiger Mythologie enthalten, zu denen Schopenhauer ſelbſt ſpäter hinzugeſchrieben: „Alle dieſe Analogien ſind gründlichſt unterſucht von Wilford und von Burr, in den Asiat. researches."

Die betreffenden Manuſcriptſtellen ſind folgende:

Es iſt wahrſcheinlich, daß gerade ſo entfernt verwandt, wie das Griechiſche und Lateiniſche dem Sanſkrit, auch die Mythologie der Griechen und Römer der Indiſchen iſt, und beiden die Aegyptiſche. (Iſt das Koptiſche vom Japhetiſchen Sprachſtamm oder vom Semitiſchen?) Zens, Poſeidon und Hades ſind vielleicht Brahma, Wiſchnu und Schiwa: dieſer letztere hat einen Dreizack, deſſen Zweck beim Poſeidon unerklärt iſt. Der Nilſchlüſſel, crux ansata, Zeichen der Venus ♀ iſt genau Lingam und Yoni der Schiwaiten. Oſiris oder Iſiris iſt vielleicht Iswara, Herr und Gott. Die Anna Perenna (Ovid) iſt Anna Purna, Göttin der reichlichen Speiſe (v. Bohlen I, p. 201—212). Den Lotus verehren Aegypter und Inder. —

Sollte nicht Janus (über den Schelling eine akademiſche Vorleſung gehalten und ihn als das Ur-Eins erklärt hat) der Todesgott Yama ſeyn, der zwei Geſichter hat, und bisweilen vier. Zur Kriegszeit ſind die Pforten des Todes geöffnet. Und wäre vielleicht Prabjapati Japetos? —

Die Göttin Anna Purna der Hindu (Langlès, monum. d. l'Inde, Vol. II, p. 107) iſt gewiß die Anna Perenna der Römer. — Baghis, ein Beiname des Schiwa, erinnert an den Seher Bakis. (Daſelbſt Vol. I, 178.) In der Sakontala (Akt 6, Schluß p. 131) kommt Divespetir als Beiname Indra's vor: offenbar Diespiter. —

Für die Identität des Buddha mit dem Woban ſpricht ſehr, daß (nach Langlès monum. Vol. 2) der Mittwoch (Wodans-day) dem ☿ und dem Buddha heilig iſt. — Korban, im Ouhnelhat sacrificium, kommt vor Markus 7, 11: κορβαν (ὁ ἐστι δωρον), lat.: Corban, i. e. munus Deo dicatum. — Das Wichtigſte aber iſt Folgendes. Der Planet ☿ iſt dem Buddha heilig, wird gewiſſermaaßen mit ihm identificirt und der Mittwoch iſt Buddha's Tag. Nun iſt aber Merkur der Sohn der Maja, und Buddha der Sohn der Königin Maja. Das kann nicht Zufall ſeyn. „Hier", ſagen die Schwaben, „liegt ein Spielmann begraben." Siehe jedoch Manual of Budhism, p. 354, note und Asiat. res. Vol. I, p. 162. —

Spence Hardy (Eastern monachism p. 122) berichtet, daß die bei einer gewiſſen Feierlichkeit den Prieſtern zu ſchenkenden Talare in Einem Tage gewoben und verfertigt ſeyn müſſen: das Gleiche berichtet Herodot II, c. 122, von einem bei einer feierlichen Gelegenheit einem Prieſter gereichten Gewande. —

Der Autochthon der Deutſchen iſt Mannus, ſein Sohn iſt Thuiskon: — im Oupnekhat (Bd. 2, p. 347 und Bd. 1, p. 96) heißt der erſte Menſch Man. —

Bekanntlich iſt Satyavrati identiſch mit Menu oder Manu, — wie andererſeits mit Noa. Nun heißt der Vater des Samſon (Buch der Richter, Kap. 13) Manoe: — alſo Manu, Manoe, Noa: die Septuaginta ſchreibt Μανωὲ und Νῶε. Sollte nicht Noe geradezu Manoe, mit Weglaſſung der erſten Sylbe ſeyn? —

Bei den Hetruriern hieß Jupiter Tina (Moreau de Jonès, à l'acad. d. sc. mor. et polit., Dec. 1850). Sollte dies mit dem chineſiſchen Tien zuſammenhängen? Hatten doch die Hetrurier die Anna Perenna der Hindu.

Kapitel XVII.

Einige archäologiſche Betrachtungen.

§. 192.

Der Name Pelasger, ohne Zweifel mit Pelagus verwandt, iſt die allgemeine Bezeichnung für die vereinzelten, verdrängten, verirrten, kleinen Aſiatiſchen Stämme, welche zuerſt nach Europa gelangten, woſelbſt ſie ihre heimathliche Kultur, Tradition und Religion bald gänzlich vergaßen, dagegen aber, begünſtigt durch den Einfluß des ſchönen, gemäßigten Klimas und guten Bodens, wie auch der vielen Seeküſten Griechenlands und Kleinaſiens, aus ſich ſelbſt, unter dem Namen der Hellenen, eine ganz naturgemäße Entwickelung und rein menſchliche Kultur erlangten, in einer Vollkommenheit, wie ſolche außerdem nie und nirgends vorgekommen iſt. Dieſer gemäß hatten ſie auch keine andre, als eine halb ſcherzhaft gemeinte Kinderreligion: der Ernſt flüchtete ſich in die Myſterien und das Trauerſpiel. Dieſer Griechiſchen Nation ganz allein verdanken wir die richtige Auffaſſung und naturgemäße Darſtellung der menſchlichen Geſtalt und Gebärde, die Auffindung der allein regelrechten und von ihnen auf immer feſtgeſtellten Verhältniſſe der Baukunſt, die Entwickelung aller ächten Formen der Poeſie, nebſt Erfindung der wirklich ſchönen Sylbenmaaße, die Aufſtellung philoſophiſcher Syſteme, nach allen Grundrichtungen des menſchlichen Denkens, die Elemente der Mathematik, die Grundlagen einer vernünftigen Geſetzgebung und überhaupt die normale Darſtellung einer wahrhaft ſchönen und edlen menſchlichen Exiſtenz. Denn dieſes kleine auserwählte Volk der Muſen und Grazien war, ſo zu ſagen, mit einem Inſtinkt der Schönheit ausgeſtattet. Dieſer erſtreckte ſich auf Alles: auf Geſichter, Geſtalten, Stellungen, Gewänder, Waffen, Gebäude, Gefäße, Geräthe und was noch

ſonſt war, und verließ ſie nie und nirgends. Daher werden wir ſtets uns eben ſo weit vom guten Geſchmack und der Schönheit entfernt haben, als wir uns von den Griechen entfernen; zu allermeiſt in Skulptur und Baukunſt; und nie werden die Alten veralten. Sie ſind und bleiben der Polarſtern für alle unſere Beſtrebungen, ſei es in der Litteratur, oder in der bildenden Kunſt, den wir nie aus den Augen verlieren dürfen. Schande wartet des Zeitalters, welches ſich vermeſſen möchte, die Alten bei Seite zu ſetzen. Wenn daher irgend eine verdorbene, erbärmliche und rein materiell geſinnte „Jetztzeit" ihrer Schule entlaufen ſollte, um im eigenen Dünkel ſich behaglicher zu fühlen, ſo ſäet ſie Schande und Schmach.*)

Dagegen ſtehn die Griechen in den mechaniſchen und techniſchen Künſten, wie auch in allen Zweigen der Naturwiſſenſchaft weit hinter uns zurück; weil dieſe Dinge eben mehr Zeit, Geduld, Methode und Erfahrung, als hohe Geiſteskräfte erfordern. Daher auch iſt aus den meiſten naturwiſſenſchaftlichen Werken der Alten für uns wenig mehr zu lernen, als was doch Alles ſie nicht gewußt haben. Wer wiſſen will, wie unglaublich weit die Unwiſſenheit der Alten in der Phyſik und Phyſiologie ging, leſe die problemata Aristotelis: ſie ſind ein wahres specimen ignorantiae veterum. Zwar ſind die Probleme meiſtens richtig und zum Theil fein aufgefaßt: aber die Löſungen ſind größtentheils erbärmlich, weil er keine anderen Elemente der Erklärung kennt, als nur immer το θερμον και ψυχρον, το ξηρον και ὑγρον.

§. 193.

Die Ode des Orpheus, im erſten Buche der Eklogen des Stobäos, iſt indiſcher Pantheismus, durch den plaſtiſchen Sinn

*) Die Griechen waren, wie die Germanen, ein aus Aſien eingewanderter Stamm, — Horde; und Beide haben, von ihrer Heimath entfernt, ſich ganz aus eigenen Mitteln herangebildet. Aber was wurden die Griechen, und was die Germanen! Man vergleiche z. B. nur die Mythologien Beider: denn auf dieſe ſetzten die Griechen ſpäter ihre Poeſie und Philoſophie, — wovon bei den Germanen vor der Völkerwanderung keine Rede iſt. Die erſten Erzieher der Griechen waren die alten Sänger, Orpheus, Muſäus, Amphion, Linus, zuletzt Homer. Auf dieſe folgten die ſieben Weiſen und endlich kamen die Philoſophen. So gingen die Griechen gleichſam durch die drei Klaſſen ihrer Schule.

der Griechen spielend verziert. Sie ist freilich nicht vom Orpheus, aber doch alt; da ein Stück davon schon im Pseudo-Aristoteles de mundo angeführt wird, welches Buch man neuerlich dem Chrysippus hat zuschreiben wollen. Irgend etwas ächt Orphisches könnte ihr wohl zum Grunde liegen; ja, man fühlt sich versucht, sie als ein Dokument des Uebergangs der indischen Religion in den hellenischen Polytheismus anzusehn. Jedenfalls kann man sie nehmen als ein Gegengift zu dem im selben Buche mitgetheilten vielgepriesenen Hymnus des Kleanthes auf den Zeus, als welcher einen unverkennbaren Judengeruch hat, daher eben er den Leuten so gefällt. Ich kann nimmermehr glauben, daß Kleanthes der Stoiker, folglich Pantheist, diese widerliche Lobhudelei gemacht habe; sondern vermuthe, daß irgend ein alexandrinischer Jude der Verfasser sei. Jedenfalls ist es nicht Recht, den Namen des Kroniden so zu mißbrauchen.

§. 194.

Klotho, Lachesis und Atropos drücken denselben Grundgedanken aus, wie Brahma, Wischnu und Schiwa: derselbe ist aber zu natürlich, als daß wir deswegen auf historische Verwandtschaft zu schließen hätten.

§. 195.

Im Homer sind die vielen, unendlich oft vorkommenden Phrasen, Tropen, Bilder und Redensarten so steif, starr und mechanisch eingesetzt, als wäre es mit Schablonen geschehn.

§. 196.

Daß die Poesie älter ist, als die Prosa, indem Pherekydes der erste gewesen, der Philosophie, und Hekatäos von Milet der erste, welcher Geschichte in Prosa geschrieben, und daß dieses von den Alten als eine Denkwürdigkeit angemerkt worden, ist folgendermaaßen zu erklären. Ehe man überhaupt schrieb, suchte man aufbehaltenswerthe Thatsachen und Gedanken dadurch unverfälscht zu perpetuiren, daß man sie in Verse brachte. Als man nun anfing zu schreiben, war es natürlich, daß man Alles in Versen schrieb; weil man eben nicht anders wußte, als daß Denkwürdigkeiten in Versen konservirt würden. Davon gingen, als von einer überflüssig gewordenen Sache, jene ersten Prosaiker ab.

§. 197.

Von den Myſterien der Griechen iſt das einzige Ueberbleibſel oder vielmehr Analogon die Freimaurerei: die Aufnahme in dieſelbe iſt das μυεισθαι und die τελεται; was man da lernt, ſind die μυστηρια und die verſchiedenen Grade ſind die μικρα, μειζονα και μεγιστα μυστηρια. Solche Analogie iſt nicht zufällig, noch vererbt, ſondern kommt daher, daß die Sache aus der menſchlichen Natur entſpringt: bei den Mohammedanern iſt ein Analogon der Myſterien der Sufismus. Weil die Römer keine eigene Myſterien hatten, wurde man in die der fremden Götter eingeweiht, beſonders der Iſis, deren Kultus in Rom in frühe Zeit hinaufreicht.

§. 198.

Faſt auf alle unſere Stellungen und Gebärden hat unſere Kleidung einen gewiſſen Einfluß: nicht eben ſo die der Alten, welche vielleicht, ihrem äſthetiſchen Sinne gemäß, durch das Vorgefühl eines ſolchen Uebelſtandes mit bewogen wurden, ihre weite, nicht anſchließende Kleidung beizubehalten. Dieſerwegen hat ein Schauſpieler, wann er antikes Koſtüm trägt, alle die Bewegungen und Stellungen zu vermeiden, welche irgendwie durch unſere Kleidung veranlaßt und dann zur Gewohnheit geworden ſind: doch braucht er deshalb ſich nicht zu ſpreitzen und zu blähen, wie ein franzöſiſcher, ſeinen Racine tragirender Hanswurſt in Toga und Tunika.

§. 199.

Vielleicht kann man den Geiſt der Alten dadurch charakteriſiren, daß ſie durchgängig und in allen Dingen beſtrebt waren, ſo nahe als möglich der Natur zu bleiben; und dagegen den Geiſt der neuen Zeit durch das Beſtreben, ſo weit als möglich von der Natur ſich zu entfernen. Man betrachte die Kleidung, die Sitten, die Geräthe, die Wohnungen, die Gefäſſe, die Kunſt, die Religion, die Lebensweiſe der Alten und Neuen.

Kapitel XVIII.

Einige mythologiſche Betrachtungen.

§. 200.

Es mag eine Folge der Urverwandtſchaft aller Weſen dieſer Erſcheinungswelt, mittelſt ihrer Einheit im Dinge an ſich, ſeyn; jedenfalls iſt es Thatſache, daß ſie ſämmtlich einen ähnlichen Typus tragen und gewiſſe Geſetze ſich als die ſelben bei allen geltend machen, wenn nur allgemein genug gefaßt. Hieraus wird es erklärlich, daß man nicht nur die heterogenſten Dinge an einander erläutern, oder veranſchaulichen kann, ſondern auch treffende Allegorien ſelbſt in Darſtellungen findet, bei denen ſie nicht beabſichtigt waren. Einen auserleſenen Beleg hiezu giebt Goethe's unvergleichlich ſchönes Mährchen von der grünen Schlange u. ſ. w. Jeder Leſer fühlt ſich faſt nothgedrungen, eine allegoriſche Deutung dazu zu ſuchen; daher dieſes auch gleich nach dem Erſcheinen deſſelben von Vielen mit großem Ernſt und Eifer und auf die verſchiedenſte Weiſe ausgeführt wurde, zur großen Beluſtigung des Dichters, der keine Allegorie dabei im Sinne gehabt hatte. Man findet den Bericht hierüber in den „Studien zu Goethe's Werken", 1849, von Düntzer: mir war es überdies durch perſönliche, von Goethen ausgehende Mittheilungen, ſchon längſt bekannt. — Dieſer univerſellen Analogie und typiſchen Identität der Dinge verdankt die Aeſopiſche Fabel ihren Urſprung, und auf ihr beruht es, daß das Hiſtoriſche allegoriſch, das Allegoriſche hiſtoriſch werden kann.

Mehr als alles Andere jedoch hat von jeher die Mythologie der Griechen Stoff zu allegoriſchen Auslegungen gegeben; weil ſie dazu einladet, indem ſie Schemata zur Veranſchaulichung faſt edes Grundgedankens liefert, ja, gewiſſermaaßen die Urtypen

aller Dinge und Verhältniſſe enthält, welche, eben als ſolche, immer und überall durchſcheinen; iſt ſie ja doch eigentlich aus dem ſpielenden Triebe der Griechen, Alles zu perſonificiren, entſtanden. Daher wurden ſchon in den älteſten Zeiten, ja, ſchon vom Heſiodus ſelbſt, jene Mythen allegoriſch aufgefaßt. So z. B. iſt es eben nur moraliſche Allegorie, wenn er (Theog. v. 211 fg.) die Kinder der Nacht und bald darauf (V. 226 fg.) die Kinder der Eris aufzählt, welche nämlich ſind: Anſtrengung, Schaden*), Hunger, Schmerz, Kampf, Mord, Zank, Lügen, Unrechtlichkeit, Unheil und der Eid. Phyſiſche Allegorie nun wieder iſt ſeine Darſtellung der perſonifizirten Nacht und Tag, Schlaf und Tod (V. 746—765).

Auch für jedes kosmologiſche, und ſelbſt jedes metaphyſiſche Syſtem wird ſich, aus dem angegebenen Grunde, eine in der Mythologie vorhandene Allegorie finden laſſen. Ueberhaupt haben wir die meiſten Mythen als den Ausdruck mehr bloß geahndeter, als deutlich gedachter Wahrheiten anzuſehn. Denn jene Urgriechen waren eben, wie Goethe in ſeiner Jugend: ſie vermochten gar nicht, ihre Gedanken anders als in Bildern und Gleichniſſen auszudrücken. Hingegen das von Creuzer, mit unendlicher Breite und marternder Weitſchweifigkeit ausgeführte, ernſte und penible Auslegen der Mythologie, als des Depoſitoriums abſichtlich darin niedergelegter phyſiſcher und metaphyſiſcher Wahrheiten, muß ich mit der Abweiſung des Ariſtoteles abfertigen: αλλα περι μεν των μυθικως σοφιζομενων ουκ αξιον μετα σπουδης σκοπειν (sed ea, quae mythice blaterantur, non est operae pretium serio et accurate considerare). Metaph. II, 4. Uebrigens aber zeigt Ariſtoteles ſich auch hierin als den Antipoden Platons, welcher ſich gern mit den Mythen, jedoch auf dem allegoriſchen Wege, zu thun macht. —

In dem oben dargelegten Sinne alſo mögen die folgenden, von mir verſuchten, allegoriſchen Deutungen einiger Griechiſcher Mythen genommen werden.

§. 201.

In den erſten, großen Grundzügen des Götterſyſtems kann man eine Allegorie der oberſten ontologiſchen und kosmologiſchen

*) Ich leſe nämlich, nach eigener Konjektur, ſtatt λήθην, λώβην.

Principien erblicken. — Uranos iſt der Raum, die erſte Bedingung alles Daſeyenden, alſo der erſte Erzeuger, mit der Gäa, der Trägerin der Dinge. — Kronos iſt die Zeit. Er entmannt das zeugende Princip: die Zeit vernichtet jede Zeugungskraft; oder genauer: die Fähigkeit der Erzeugung neuer Formen, die Urerzeugung der lebenden Geſchlechter, hört, nach der erſten Weltperiode, auf. — Zeus, welcher der Freßgier ſeines Vaters entzogen wird, iſt die Materie: ſie allein entgeht der, alles Andere vernichtenden Gewalt der Zeit: ſie beharrt. Aus ihr aber gehn alle Dinge hervor: Zeus iſt Vater der Götter und Menſchen.

Nun etwas näher: Uranos läßt die Kinder, welche er mit der Erde erzeugt hat, nicht an's Licht, ſondern verbirgt ſie in die Tiefen der Erde (Hes. Theog. 156 sqq.). Dies läßt ſich deuten auf die erſten thieriſchen Erzeugniſſe der Natur, die uns nur im foſſilen Zuſtande zu Geſichte kommen. Eben ſo wohl aber kann man in den Knochen der Megatherien und Maſtodonten die vom Zeus in die Unterwelt hinabgeſchleuderten Giganten ſehn; — hat man ja noch im vorigen Jahrhundert die Knochen der gefallenen Engel darin erkennen wollen. — Wirklich aber ſcheint der Theogonie des Heſiodus ein dunkler Begriff von den erſten Veränderungen der Erdkugel und dem Kampfe zwiſchen der oxydirten, lebensfähigen Oberfläche und den durch ſie ins Innere gebannten, unbändigen, die oxydablen Stoffe beherrſchenden Naturkräften zum Grunde zu liegen.

Kronos nun ferner, der verſchmitzte, αγκυλομητης, entmannt den Uranos, durch Liſt. Dies läßt ſich deuten: die Alles beſchleichende Zeit, welche mit Allem fertig wird, und uns Eines nach dem Andern heimlich entwendet, nahm endlich auch dem Himmel, der mit der Erde zeugte, d. i. der Natur, die Kraft, neue Geſtalten urſprünglich hervorzubringen. Die aber bereits erzeugten beſtehn fort, in der Zeit, als Species. Kronos jedoch verſchlingt ſeine eigenen Kinder: — die Zeit, da ſie nicht mehr Gattungen hervorbringt, ſondern bloß Individuen zu Tage fördert, gebiert nur ſterbliche Weſen. Zeus allein entgeht dieſem Schickſal: die Materie beharrt: — zugleich aber auch: Helden und Weiſe ſind unſterblich. Der nähere Hergang des Obigen iſt nun noch dieſer. Nachdem Himmel und Erde, d. i.

die Natur, ihre Urzeugungskraft, welche neue Geſtalten lieferte, verloren haben, verwandelt dieſelbe ſich in die Aphrodite, welche nämlich aus dem Schaum der ins Meer gefallenen abgeſchnittenen Genitalien des Uranos entſteht und eben die geſchlechtliche Zeugung bloßer Individuen, zur Erhaltung der vorhandenen Species, iſt; da jetzt keine neue mehr entſtehn können. Als Begleiter und Helfer der Aphrodite kommen, zu dieſem Zweck, Eros und Himeros hervor (Theog. 173—201).

§. 202.

Der Zuſammenhang, ja, die Einheit der menſchlichen mit der thieriſchen und ganzen übrigen Natur, mithin des Mikrokosmos mit dem Makrokosmos, ſpricht aus der geheimnißvollen, räthſelſchwangern Sphinx, aus den Kentauren, aus der Epheſiſchen Artemis mit den, unter ihren zahlloſen Brüſten angebrachten, mannigfaltigen Thiergeſtalten, eben wie aus den Aegyptiſchen Menſchenkörpern mit Thierköpfen und dem indiſchen Ganeſa, endlich auch aus den Ninivitiſchen Stieren und Löwen mit Menſchenköpfen, die uns an den Avatar als Menſchlöwe erinnern.

§. 203.

Die Japetiden ſtellen vier Grundeigenſchaften des menſchlichen Charakters, nebſt den ihnen beigegebenen Leiden dar. Atlas, der Geduldige, muß tragen. Menötius, der Tapfere, wird überwältigt und ins Verderben geſtürzt. Prometheus, der Bedächtige und Kluge, wird gefeſſelt, d. h. in ſeiner Wirkſamkeit gehemmt, und der Geier, d. i. die Sorge, zernagt ihm das Herz. Den Epimetheus, den Gedankenloſen, Unüberlegten, ſtraft ſeine eigene Thorheit.

Im Prometheus iſt ganz eigentlich die menſchliche Vorſorge perſonificirt, das Denken an morgen, welches der Menſch vor dem Thiere voraushat. Darum hat Prometheus Weiſſagungsgabe: ſie bedeutet das Vermögen der bedächtigen Vorherſehung. Darum auch verleiht er dem Menſchen den Gebrauch des Feuers, den kein Thier hat, und legt den Grund zu den Künſten des Lebens. Aber dieſes Privilegium der Vorſorge muß der Menſch büßen durch die unabläſſige Quaal der Sorge, die ebenfalls kein Thier kennt: ſie iſt der Geier, welcher an der

Leber des angeschmiedeten Prometheus zehrt. — Epimetheus, der wohl nachträglich, als Korollarium, hinzuerfunden seyn wird, repräsentirt die Nachsorge, den Lohn des Leichtsinns und der Gedankenlosigkeit.

Eine ganz anderartige, nämlich eine metaphysische, jedoch sinnreiche Deutung des Prometheus giebt Plotinus (Enn. IV, l. 1. c. 14). Da ist Prometheus die Weltseele, macht Menschen, geräth dadurch selbst in Banden, die nur ein Herkules lösen kann, u. s. w.

Den Kirchenfeinden unserer Zeit nun wieder würde folgende Deutung zusagen: der Προμηθευς δεσμωτης ist die von den Göttern (der Religion) gefesselte Vernunft: nur durch den Sturz des Zeus kann sie befreit werden.

§. 204.

Die Fabel von der Pandora ist mir von jeher nicht klar gewesen, ja, ungereimt und verkehrt vorgekommen. Ich vermuthe, daß sie schon vom Hesiodus selbst mißverstanden und verdreht worden ist. Nicht alle Uebel, sondern alle Güter der Welt hat die Pandora, wie es schon ihr Name anzeigt, in der Büchse. Als Epimetheus diese voreilig öffnet, fliegen die Güter auf und davon: die Hoffnung allein wird noch gerettet und bleibt uns zurück. — Endlich habe ich denn die Befriedigung gehabt, ein Paar Stellen der Alten zu finden, welche dieser meiner Ansicht gemäß sind, nämlich ein Epigramm in der Anthologie (Delectus epigr. graec. ed. Jacobs, cap. VII, ep. 84) und eine daselbst citirte Stelle des Babrius, welche gleich anhebt: Ζευς εν πιθῳ τα Χρηστα παντα συλλεξας. (Babr. fab. 58.)

§. 205.

Das besondere Epitheton λιγυφωνοι, welches Hesiodus, an zwei Stellen der Theogonie (v. 275 et 518), den Hesperiden beilegt, hat, zusammengenommen mit ihrem Namen und ihrem so weit nach Abend hin verlegten Aufenthalt, mich auf den allerdings seltsamen Gedanken gebracht, ob nicht irgendwie unter den Hesperiden Fledermäuse gedacht worden seien. Jenes Epitheton nämlich entspricht sehr gut dem kurzen, pfeifenden Ton dieser Thiere*), welche überdies passender ἑσπεριδες, als νυκτεριδες

*) Das τριζειν· τετριγασι, καθαπερ αἱ νυκτεριδες. Herod. IV, 183.

heißen würden, da ſie viel mehr Abends, als Nachts fliegen, indem ſie auf Inſektenfang ausgehn, und ἑσπερίδες geradezu das lateiniſche vespertiliones iſt. Ich habe daher den Einfall nicht unterdrücken wollen, da es möglich wäre, daß, hiedurch aufmerkſam gemacht, Jemand noch etwas zur Beſtätigung deſſelben fände. Sind doch die Cherubim geflügelte Ochſen; warum ſollten die Hesperiden nicht Fledermäuſe ſeyn? Vielleicht ſind ſie die Alkithoe und ihre Schweſtern, welche in Ovids Metamorphoſen (IV, 391 fg.) in Fledermäuſe verwandelt werden.

§. 206.

Daß die Eule der Vogel der Athene iſt, mag die nächtlichen Studien der Gelehrten zum Anlaß haben.

§. 207.

Es iſt nicht ohne Grund und Sinn, daß der Mythos den Kronos Steine verſchlingen und verdauen läßt: denn das ſonſt ganz Unverdauliche, alle Betrübniß, Aerger, Verluſt, Kränkung, verdaut allein die Zeit.

§. 208.

So ſtehe denn hier zum Schluſſe noch meine ſehr ſubtile und höchſt ſeltſame allegoriſche Deutung eines bekannten, beſonders durch Apulejus verherrlichten Mythos; obwohl ſie, ihres Stoffes halber, dem Spotte aller Derer bloß liegt, die das du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas ſich dabei zu Nutze machen wollen.

Vom Gipfelpunkte meiner Philoſophie, welcher bekanntlich der asketiſche Standpunkt iſt, aus geſehn, koncentrirt die Bejahung des Willens zum Leben ſich im Zeugungsakt und dieſer iſt ihr entſchiedenſter Ausdruck. Die Bedeutung dieſer Bejahung nun aber iſt eigentlich dieſe, daß der Wille, welcher urſprünglich erkenntnißlos, alſo ein blinder Drang iſt, nachdem ihm, durch die Welt als Vorſtellung, die Erkenntniß ſeines eigenen Weſens aufgegangen und geworden iſt, hiedurch in ſeinem Wollen und ſeiner Sucht ſich nicht ſtören oder hemmen läßt, ſondern nunmehr, bewußt und beſonnen, eben Das will, was er bis dahin als erkenntnißloſer Trieb und Drang gewollt hat. (Siehe Welt als W. u. V. Bd. 1. §. 54.) Dieſem gemäß nun finden wir, daß der, durch freiwillige Keuſchheit, das Leben

asketiſch Verneinende von dem, durch Zeugungsakte, daſſelbe Bejahenden empiriſch dadurch ſich unterſcheidet, daß bei Jenem ohne Erkenntniß und als blinde, phyſiologiſche Funktion, nämlich im Schlafe, Das vor ſich geht, was von Dieſem mit Bewußtſeyn und Beſonnenheit vollbracht wird, alſo beim Lichte der Erkenntniß geſchieht. Nun iſt es in der That ſehr merkwürdig, daß dieſes abſtrakte und dem Geiſte der Griechen keineswegs verwandte Philoſophem, nebſt dem es belegenden empiriſchen Hergang, ſeine genaue allegoriſche Darſtellung hat an der ſchönen Fabel von der Pſyche, welche den Amor nur ohne ihn zu ſehn genießen ſollte, jedoch, damit nicht zufrieden, ihn, aller Warnungen ungeachtet, durchaus auch ſehn gewollt hat, wodurch ſie, nach einem unabwendbaren Ausſpruch geheimnißvoller Mächte, in gränzenloſes Elend gerieth, welches nur durch eine Wanderung in die Unterwelt, nebſt ſchweren Leiſtungen daſelbſt, abgebüßt werden konnte.

Anhang.

Der Sturz der Titanen, welche Zeus hinabdonnert in die Unterwelt, ſcheint die ſelbe Geſchichte zu ſeyn mit dem Sturz der gegen den Jehovah rebelliſchen Engel.

Die Geſchichte des Idomeneus, der ex voto ſeinen Sohn opfert, und die des Jephtha iſt im Weſentlichen dieſelbe.

Ob nicht, wie im Sanſkrit die Wurzel der Gothiſchen, wie der Griechiſchen Sprache liegt, es eine ältere Mythologie giebt, aus der die Griechiſche, wie die Jüdiſche Mythologie entſprungen iſt. Man könnte ſogar, wenn man dem Witz Spielraum geſtatten wollte, anführen, daß die verdoppelt lange Nacht, in welcher Zeus mit der Alkmene den Herakles zeugte, dadurch entſtand, daß weiter öſtlich Joſua vor Jericho die Sonne ſtill ſtehen hieß. Zeus und Jehovah ſpielten ſo einander in die Hände: denn die Götter des Himmels ſind, wie die irdiſchen, allezeit im Stillen befreundet. Aber wie unſchuldig war die Kurzweil des Vaters Zeus im Vergleich mit dem blutdürſtigen Treiben des Jehovah und ſeines auserwählten Räubervolks.

Kapitel XIX.

Zur Metaphyſik des Schönen und Aeſthetik.

---

§. 209.

Da ich über die Auffaſſung der (Platoniſchen) Ideen und über das Korrelat derſelben, das reine Subjekt des Erkennens, in meinem Hauptwerke ausführlich genug geweſen bin, würde ich es für überflüſſig halten, hier nochmals darauf zurückzukommen, wenn ich nicht erwöge, daß dies eine Betrachtung iſt, welche, in dieſem Sinne, vor mir niemals angeſtellt worden, weshalb es beſſer iſt, nichts zurückzubehalten, was, als Erläuterung derſelben, einſt willkommen ſeyn könnte. Natürlich ſetze ich dabei jene früheren Erörterungen als bekannt voraus. —

Das eigentliche Problem der Metaphyſik des Schönen läßt ſich ſehr einfach ſo ausdrücken: wie iſt Wohlgefallen und Freude an einem Gegenſtande möglich, ohne irgend eine Beziehung desſelben auf unſer Wollen?

Jeder nämlich fühlt, daß Freude und Wohlgefallen an einer Sache eigentlich nur aus ihrem Verhältniß zu unſerm Willen, oder, wie man es gern ausdrückt, zu unſern Zwecken, entſpringen kann; ſo daß eine Freude ohne Anregung des Willens ein Widerſpruch zu ſeyn ſcheint. Dennoch erregt, ganz offenbar, das Schöne als ſolches unſer Wohlgefallen, unſre Freude, ohne daß es irgend eine Beziehung auf unſre perſönlichen Zwecke, alſo unſern Willen, hätte.

Meine Löſung iſt geweſen, daß wir im Schönen allemal die weſentlichen und urſprünglichen Geſtalten der belebten und unbelebten Natur, alſo Platons Ideen derſelben, auffaſſen, und daß dieſe Auffaſſung zu ihrer Bedingung ihr weſentliches Korrelat, das willensreine Subjekt des Erkennens, d. h. eine reine Intelligenz ohne Abſichten und Zwecke, habe. Dadurch verſchwindet, beim Eintritt einer äſthetiſchen Auffaſſung, der

Wille ganz aus dem Bewußtseyn. Er allein aber ist die Quelle aller unserer Betrübnisse und Leiden. Dies ist der Ursprung jenes Wohlgefallens und jener Freude, welche die Auffassung des Schönen begleitet. Sie beruht also auf der Wegnahme der ganzen Möglichkeit des Leidens. — Wollte man etwan einwenden, daß dann auch die Möglichkeit der Freude aufgehoben wäre; so ist man zu erinnern, daß, wie ich öfter dargethan habe, das Glück, die Befriedigung, negativer Natur, nämlich bloß das Ende eines Leidens, der Schmerz hingegen das Positive ist. Daher bleibt, beim Verschwinden alles Wollens aus dem Bewußtseyn, doch der Zustand der Freude, d. h. der Abwesenheit alles Schmerzes, und hier sogar der Abwesenheit der Möglichkeit desselben, bestehn, indem das Individuum, in ein rein erkennendes und nicht mehr wollendes Subjekt verwandelt, sich seiner und seiner Thätigkeit, eben als eines solchen, doch bewußt bleibt. Wie wir wissen, ist die Welt als Wille die erste (ordine prior) und die als Vorstellung die zweite Welt (ordine posterior). Jene ist die Welt des Verlangens und daher des Schmerzes und tausendfältigen Wehes. Die zweite aber ist an sich selbst wesentlich schmerzlos: dazu enthält sie ein sehenswerthes Schauspiel, durchweg bedeutsam, aufs Wenigste belustigend. Im Genuß desselben besteht die ästhetische Freude.*) — Reines Subjekt des Erkennens werden, heißt, sich selbst loswerden. Das reine Subjekt des Erkennens tritt ein, indem man sich vergißt, um ganz in den angeschauten Gegenständen aufzugehen; so daß nur sie im Bewußtseyn übrig bleiben. Weil aber Dies die Menschen meistens nicht können, sind sie zur rein objektiven Auffassung der Dinge, welche die Begabung des Künstlers ausmacht, in der Regel, unfähig.

§. 210.

Wenn jedoch der individuelle Wille die ihm beigegebene Vorstellungskraft auf eine Weile frei läßt und sie von dem Dienste, zu welchem sie entstanden und vorhanden ist, ein Mal

*) Das vollkommene Genügen, die finale Beruhigung, der wahre wünschenswerthe Zustand stellen sich uns immer nur im Bilde dar, im Kunstwerk, im Gedicht, in der Musik. Freilich könnte man hieraus die Zuversicht schöpfen, daß sie doch irgendwo vorhanden seyn müssen.

ganz dispensirt, so daß sie die Sorge für den Willen, oder die eigene Person, welche allein ihr natürliches Thema und daher ihre regelmäßige Beschäftigung ist, für jetzt fahren läßt, dennoch aber nicht aufhört, energisch thätig zu seyn und das Anschauliche, mit voller Anspannung, deutlich aufzufassen; so wird sie alsbald vollkommen objektiv, d. h. sie wird zum treuen Spiegel der Objekte, oder, genauer, zum Medium der Objektivation des in den jedesmaligen Objekten sich darstellenden Willens, dessen Innerstes jetzt um so vollständiger in ihr hervortritt, als die Anschauung länger anhält, bis sie dasselbe ganz erschöpft hat. Nur so entsteht, mit dem reinen Subjekt, das reine Objekt, d. h. die vollkommene Manifestation des im angeschauten Objekt erscheinenden Willens, welche eben die (Platonische) Idee desselben ist. Die Auffassung einer solchen aber erfordert, daß ich, bei Betrachtung eines Objekts, wirklich von seiner Stelle, in Zeit und Raum, und dadurch von seiner Individualität, abstrahire. Denn diese, allemal durch das Gesetz der Kausalität bestimmte Stelle ist es, die jenes Objekt zu mir, als Individuo, in irgend ein Verhältniß setzt: daher wird nur unter Beseitigung jener Stelle das Objekt zur Idee und eben damit ich zum reinen Subjekt des Erkennens. Deshalb giebt jedes Gemälde, schon dadurch, daß es den flüchtigen Augenblick für immer fixirt und so aus der Zeit herausreißt, nicht das Individuelle, sondern die Idee, das Dauernde in allem Wechsel. Zu jener postulirten Veränderung im Subjekt und Objekt ist nun aber die Bedingung, nicht nur, daß die Erkenntnißkraft ihrer ursprünglichen Dienstbarkeit entzogen und ganz sich selber überlassen sei, sondern auch, daß sie dennoch mit ihrer ganzen Energie thätig bleibe, trotz Dem, daß der natürliche Sporn ihrer Thätigkeit, der Antrieb des Willens, jetzt fehlt. Hier liegt die Schwierigkeit, und an dieser die Seltenheit der Sache; weil all unser Denken und Trachten, unser Hören und Sehn, naturgemäß stets, mittelbar oder unmittelbar, im Dienste unserer zahllosen, größern und kleinern, persönlichen Zwecke steht und demnach der Wille es ist, der die Erkenntnißkraft zur Vollziehung ihrer Funktion anspornt; ohne welchen Antrieb sie sogleich ermattet. Auch ist die auf solchen Antrieb thätige Erkenntniß vollkommen ausreichend für das praktische Leben, sogar auch für die Fachwissenschaften,

als welche immer nur auf die Relationen der Dinge, nicht auf das eigene und innere Weſen derſelben gerichtet ſind; daher auch alle ihre Erkenntniſſe am Leitfaden des Satzes vom Grunde, dieſem Elemente der Relationen, fortſchreiten. Ueberall daher, wo es auf Erkenntniß von Urſach und Wirkung, oder ſonſtigen Gründen und Folgen, ankommt, alſo in allen Zweigen der Naturwiſſenſchaft und der Mathematik, wie auch der Geſchichte, oder bei Erfindungen u. ſ. w., muß die geſuchte Erkenntniß ein Zweck des Willens ſeyn, und je heftiger er ſie anſtrebt, deſto eher wird ſie erlangt werden. Eben ſo in Staatsangelegenheiten, im Kriege, in Finanz- oder Handelsgeſchäften, in Intriguen jeder Art u. dgl. m. muß zuvörderſt der Wille, durch die Heftigkeit ſeines Begehrens, den Intellekt nöthigen, alle ſeine Kräfte anzuſtrengen, um, bei der vorliegenden Angelegenheit, allen Gründen und Folgen genau auf die Spur zu kommen. Ja, es iſt zum Erſtaunen, wie weit hier der Sporn des Willens einen gegebenen Intellekt über das gewöhnliche Maaß ſeiner Kräfte hinaus treiben kann. Daher eben iſt zu allen ausgezeichneten Leiſtungen in ſolchen Dingen nicht bloß ein kluger, oder feiner Kopf, ſondern auch ein energiſcher Wille erfordert, als welcher allererſt jenen antreiben muß, damit er ſich in die mühſame, angeſpannte und raſtloſe Thätigkeit verſetze, ohne welche ſolche nicht auszuführen ſind.

Ganz anders nun aber verhält es ſich bei der Auffaſſung des objektiven, ſelbſteigenen Weſens der Dinge, welches ihre (Platoniſche) Idee ausmacht und jeder Leiſtung in den ſchönen Künſten zum Grunde liegen muß. Der Wille nämlich, welcher dort ſo förderlich, ja, unerläßlich war, muß hier ganz aus dem Spiele bleiben: denn hier taugt nur Das, was der Intellekt ganz allein, ganz aus eigenen Mitteln leiſtet und als freiwillige Gabe darbringt. Hier muß ſich Alles von ſelbſt machen: die Erkenntniß muß abſichtslos thätig, folglich willenslos ſeyn. Denn nur im Zuſtande des reinen Erkennens, wo dem Menſchen ſein Wille und deſſen Zwecke, mit ihm aber ſeine Individualität, ganz entrückt ſind, kann diejenige rein objektive Anſchauung entſtehn, in welcher die (Platoniſchen) Ideen der Dinge aufgefaßt werden. Eine ſolche Auffaſſung aber muß es allemal ſeyn, welche der Konception, d. i. der erſten, allemal intuitiven Erkenntniß

vorsteht, die nachmals den eigentlichen Stoff und Kern, gleichsam die Seele eines ächten Kunstwerks, einer Dichtung, ja, eines wahren Philosophems, ausmacht. Das Unvorsätzliche, Unabsichtliche, ja, zum Theil Unbewußte und Instinktive, welches man von jeher an den Werken des Genie's bemerkt hat, ist eben die Folge davon, daß die künstlerische Urerkenntniß eine vom Willen ganz gesonderte und unabhängige, eine willensreine, willenslose ist. Und eben weil der Wille der eigentliche Mensch ist, schreibt man jene einem von diesem verschiedenen Wesen, einem Genius, zu. Eine Erkenntniß dieser Art hat, wie oft von mir erörtert worden, auch nicht den Satz vom Grunde zum Leitfaden, und ist eben dadurch das Widerspiel jener ersteren. — Vermöge seiner Objektivität nimmt das Genie mit Besonnenheit alles Das wahr, was die Andern nicht sehn. Dies giebt ihm die Fähigkeit, die Natur so anschaulich und lebhaft als Dichter zu schildern, oder als Maler darzustellen.

Hingegen bei der Ausführung des Werkes, als wo die Mittheilung und Darstellung des also Erkannten der Zweck ist, kann, ja muß, eben weil ein Zweck vorhanden ist, der Wille wieder thätig seyn: demnach herrscht hier auch wieder der Satz vom Grunde, welchem gemäß Kunstmittel zu Kunstzwecken gehörig angeordnet werden. So, wo den Maler die Richtigkeit der Zeichnung und die Behandlung der Farben, den Dichter die Anordnung des Plans, sodann Ausdruck und Metrum beschäftigen.

Weil aber der Intellekt dem Willen entsprossen ist, daher er objektiv sich als Gehirn, also ein Theil des Leibes, welcher die Objektivation des Willens ist, darstellt; weil demnach der Intellekt ursprünglich zum Dienste des Willens bestimmt ist; so ist seine ihm natürliche Thätigkeit die der oben beschriebenen Art, wo er jener natürlichen Form seiner Erkenntnisse, welche der Satz vom Grunde ausdrückt, getreu bleibt und vom Willen, dem Ursprünglichen im Menschen, in Thätigkeit gesetzt und darin erhalten wird. Hingegen ist die Erkenntniß der zweiten Art eine ihm unnatürliche, abusive Thätigkeit: demgemäß ist sie bedingt durch ein entschieden abnormes, daher eben sehr seltenes, Uebergewicht des Intellekts und seiner objektiven Erscheinung, des Gehirns, über den übrigen Organismus und über das Verhältniß, welches die Zwecke des Willens erfordern. Eben weil dies

Ueberwiegen des Intellekts ein abnormes iſt, erinnern die daraus entſpringenden Phänomene bisweilen an den Wahnſinn.

Die Erkenntniß wird alſo ihrem Urſprung, dem Willen, hier ſchon untreu. Der Intellekt, der bloß zum Dienſte des Willens entſtanden iſt und in faſt allen Menſchen auch darin bleibt, in welchem Gebrauch deſſelben und in ſeinem Ertrag ihr Leben aufgeht, — wird abusive gebraucht in allen freien Künſten und Wiſſenſchaften: und in dieſen Gebrauch ſetzt man die Fortſchritte und die Ehre des Menſchengeſchlechts. — Auf einem andern Wege kann er ſogar ſich wider den Willen wenden; indem er, in den Phänomenen der Heiligkeit, ihn aufhebt.

Uebrigens iſt jene rein objektive Auffaſſung der Welt und der Dinge, welche als Urerkenntniß jeder künſtleriſchen, dichteriſchen und rein philoſophiſchen Konception zum Grunde liegt, ſowohl aus objektiven als aus ſubjektiven Gründen, nur eine vorübergehende, indem theils die dazu erforderte Anſpannung nicht anhalten kann, theils der Lauf der Welt nicht erlaubt, daß wir durchweg, wie der Philoſoph nach der Definition des Pythagoras, ruhige und antheilsloſe Zuſchauer darin bleiben, ſondern Jeder im großen Marionettenſpiel des Lebens doch mitagiren muß und faſt immer den Draht fühlt, durch welchen auch er damit zuſammenhängt und in Bewegung geſetzt wird.

§. 211.

Was nun aber das Objektive ſolcher äſthetiſchen Anſchauung, alſo die (Platoniſche) Idee betrifft; ſo läßt dieſe ſich beſchreiben als Das, was wir vor uns haben würden, wenn die Zeit, dieſe formale und ſubjektive Bedingung unſers Erkennens, weggezogen würde, wie das Glas aus dem Kaleidoſkop. Wir ſehn z. B. die Entwickelung von Knospe, Blume und Frucht, und erſtaunen über die treibende Kraft, welche nie ermüdet, dieſe Reihe von Neuem durchzuführen. Dieſes Erſtaunen würde wegfallen, wenn wir erkennen könnten, daß wir, bei allem jenem Wechſel, doch nur die eine und unveränderliche Idee der Pflanze vor uns haben, welche aber als eine Einheit von Knospe, Blume und Frucht anzuſchauen wir nicht vermögen, ſondern ſie mittelſt der Form der Zeit erkennen müſſen, wodurch unſerm Intellekt die Idee auseinandergelegt wird, in jene ſucceſſiven Zuſtände.

§. 212.

Wenn man betrachtet, wie sowohl die Poesie, als auch die bildenden Künste zu ihrem jedesmaligen Thema ein Individuum nehmen, um solches, mit allen Eigenthümlichkeiten seiner Einzelnheit, bis auf die geringfügigsten herab, mit sorgfältigster Genauigkeit, uns darzustellen; und wenn man dann zurücksieht auf die Wissenschaften, die mittelst der Begriffe arbeiten, deren jeder zahllose Individuen vertritt, indem er das Eigenthümliche der ganzen Art derselben, ein für alle Mal, bestimmt und bezeichnet; — so könnte, bei dieser Betrachtung, das Treiben der Kunst uns geringfügig, kleinlich, ja, fast kindisch vorkommen. Allein das Wesen der Kunst bringt es mit sich, daß ihr Ein Fall für Tausende gilt, indem was sie durch jene sorgfältige und ins Einzelne gehende Darstellung des Individuums beabsichtigt, die Offenbarung der Idee seiner Gattung ist; so daß z. B. ein Vorgang, eine Scene des Menschenlebens, richtig und vollständig, also mit genauer Darstellung der darin verwickelten Individuen, geschildert, die Idee der Menschheit selbst, von irgend einer Seite aufgefaßt, zur deutlichen und tiefen Erkenntniß bringt. Denn, wie der Botaniker aus dem unendlichen Reichthum der Pflanzenwelt eine einzige Blume pflückt, sie dann zerlegt, um uns die Natur der Pflanze überhaupt daran zu demonstriren; so nimmt der Dichter aus dem endlosen Gewirre des überall in unaufhörlicher Bewegung dahineilenden Menschenlebens eine einzige Scene, ja, oft nur eine Stimmung und Empfindung heraus, um uns daran zu zeigen, was das Leben und Wesen des Menschen sei. Dieserhalb sehn wir die größten Geister, Shakespeare und Goethe, Raphael und Rembrand, es ihrer nicht unwürdig erachten, ein nicht ein Mal hervorragendes Individuum, in seiner ganzen Eigenthümlichkeit bis auf das Kleinste herab, mit größter Genauigkeit und ernstem Fleiße, uns darzustellen und zu veranschaulichen. Denn nur anschaulich wird das Besondere und Einzelne gefaßt; — weshalb ich die Poesie definirt habe als die Kunst, durch Worte die Phantasie ins Spiel zu versetzen.

Will man den Vorzug, welchen die anschauende Erkenntniß, als die primäre und fundamentale, vor der abstrakten hat, unmittelbar empfinden und daraus inne werden, wie die Kunst uns mehr offenbart, als alle Wissenschaft vermag; so betrachte man,

ſei es in der Natur, oder unter Vermittlung der Kunſt, ein ſchönes und bewegtes menſchliches Antlitz voll Ausdruck. Welche tiefere Einſicht in das Weſen des Menſchen, ja, der Natur überhaupt, giebt nicht dieſes, als alle Worte, ſammt den Abſtraktis, die ſie bezeichnen. — Beiläufig ſei hier bemerkt, daß was, für eine ſchöne Gegend, der aus den Wolken plötzlich hervorbrechende Sonnenblick, für ein ſchönes Geſicht der Eintritt ſeines Lachens iſt. Daher ridete, puellae, ridete!

§. 213.

Was jedoch macht, daß ein *Bild* uns leichter zur Auffaſſung einer (Platoniſchen) Idee bringt, als ein Wirkliches; alſo Das, wonach das Bild der Idee näher ſteht, als die Wirklichkeit, iſt, im Allgemeinen, Dieſes, daß das Kunſtwerk das ſchon durch ein Subjekt hindurchgegangene Objekt iſt und daher für den Geiſt Das, was für den Leib die animaliſche Nahrung, nämlich die ſchon aſſimilirte vegetabiliſche. Näher aber betrachtet, beruht die Sache darauf, daß das Werk der bildenden Kunſt nicht, wie die Wirklichkeit, uns Das zeigt, was nur Ein Mal da iſt und nie wieder, nämlich die Verbindung *dieſer* Materie mit *dieſer* Form, welche Verbindung eben das Konkrete, das eigentlich Einzelne, ausmacht; ſondern daß es uns die *Form* allein zeigt, welche ſchon, wenn nur vollkommen und allſeitig gegeben, die Idee ſelbſt wäre. Das Bild leitet uns mithin ſogleich vom Individuo weg, auf die bloße Form. Schon dieſes Abſondern der Form von der Materie bringt ſolche der Idee um Vieles näher. Eine ſolche Abſonderung aber iſt jedes Bild; ſei es Gemälde, oder Statue. Darum nun gehört dieſe Abſonderung, dieſe Trennung der Form von der Materie, zum Charakter des äſthetiſchen Kunſtwerks; eben weil deſſen Zweck iſt, uns zur Erkenntniß einer (Platoniſchen) *Idee* zu bringen. Es iſt alſo dem Kunſtwerke *weſentlich*, die Form allein, ohne die Materie, zu geben, und zwar Dies offenbar und augenfällig zu thun. Hier liegt nun eigentlich der Grund, warum Wachsfiguren keinen äſthetiſchen Eindruck machen und daher keine Kunſtwerke (im äſthetiſchen Sinne) ſind; obgleich ſie, wenn gut gemacht, hundert Mal mehr Täuſchung hervorbringen, als das beſte Bild, oder Statue, es vermag, und daher, wenn täuſchende Nachahmung

des Wirklichen der Zweck der Kunst wäre, den ersten Rang einnehmen müßten. Sie scheinen nämlich nicht die bloße Form, sondern, mit ihr, auch die Materie zu geben; daher sie die Täuschung, daß man die Sache selbst vor sich habe, zu Wege bringen. Statt daß also das wahre Kunstwerk uns von Dem, welches nur Ein Mal und nie wieder da ist, d. i. dem Individuo, hinleitet zu Dem, was stets und unendliche Male, in unendlich Vielen da ist, der bloßen Form, oder Idee; giebt das Wachsbild uns scheinbar das Individuum selbst, also Das, was nur Ein Mal und nie wieder da ist, jedoch ohne Das, was einer solchen vorübergehenden Existenz Werth verleiht, ohne das Leben. Darum erregt das Wachsbild Grausen, indem es wirkt, wie ein starrer Leichnam.

Man könnte meynen, daß allein die Statue es sei, welche die Form ohne die Materie gebe, das Gemälde hingegen auch die Materie, sofern es, mittelst der Farbe, den Stoff und dessen Beschaffenheit nachahmt. Dies hieße jedoch, die Form im rein geometrischen Sinne verstehn, und ist nicht, was hier gemeint war: denn im philosophischen Sinn ist die Form der Gegensatz der Materie, begreift daher auch die Farbe, Glätte, Textur, kurz, alle Qualität. Allerdings giebt bloß die Statue die rein geometrische Form allein, sie darstellend an einer derselben augenscheinlich fremden Materie, dem Marmor: hiedurch also isolirt sie handgreiflich die Form. Das Gemälde hingegen giebt gar keine Materie, sondern den bloßen Schein der Form, — nicht im geometrischen, sondern im philosophischen oben angegebenen Sinne. Diese Form giebt, sage ich, das Gemälde nicht ein Mal selbst, sondern den bloßen Schein derselben, nämlich bloß ihre Wirkung auf Einen Sinn, das Gesicht, und auch diese nur von Einem Gesichtspunkte aus. Daher bringt auch das Gemälde nicht eigentlich die Täuschung hervor, daß man die Sache selbst, d. h. Form und Materie vor sich habe; sondern auch die täuschende Wahrheit des Bildes steht immer noch unter gewissen zugestandenen Bedingungen dieser Darstellungsweise: zeigt doch z. B. das Bild, durch das unvermeidliche Wegfallen der Parallaxe unserer zwei Augen, die Dinge stets so, wie nur ein Einäugiger sie sehn würde. Also auch das Gemälde giebt allein die Form; indem es nur die Wirkung derselben, und zwar

ganz einseitig, nämlich auf das Auge allein, darstellt. — Die übrigen Gründe, weshalb das Kunstwerk leichter, als die Wirklichkeit, uns zur Auffassung einer (Platonischen) Idee erhebt, findet man im 2. Bande meines Hauptwerkes, Kap. 30, S. 370 (3. Aufl. S. 420) dargelegt.

Der obigen Betrachtung verwandt ist folgende, — bei welcher inzwischen die Form wieder im geometrischen Sinne zu verstehn ist. Schwarze Kupferstiche und Tuschbilder entsprechen einem edleren und höheren Geschmack, als kolorirte Kupfer und Aquarellbilder; während hingegen diese dem weniger gebildeten Sinne mehr zusagen. Dies beruht offenbar darauf, daß die schwarzen Darstellungen die Form allein, gleichsam in abstracto geben; deren Apprehension (wie wir wissen) intellektual, d. h. Sache des anschauenden Verstandes ist. Die Farbe hingegen ist bloß Sache des Sinnesorgans und zwar einer ganz besondern Einrichtung in demselben (Qualitative Theilbarkeit der Thätigkeit der Retina). In dieser Hinsicht kann man auch die bunten Kupferstiche den gereimten Versen, die schwarzen den bloß metrischen vergleichen; in Folge des, in meinem Hauptwerke, Bd. 2, Kap. 37, S. 427 (3. Aufl. S. 488) angegebenen Verhältnisses zwischen diesen.

§. 214.

Daß die Eindrücke, welche wir in der Jugend erhalten, so bedeutsam sind und im Morgenrothe des Lebens Alles so idealisch, so verklärt, sich uns darstellt, entspringt daraus, daß alsdann noch das Einzelne uns mit seiner Gattung allererst bekannt macht, als welche uns noch neu ist, jedes Einzelne also seine Gattung für uns vertritt. Demnach erfassen wir darin die (Platonische) Idee dieser Gattung, welcher als solcher die Schönheit wesentlich ist.

§. 215.

„Schön" ist, ohne Zweifel, verwandt mit dem Englischen to shew und wäre demnach shewy, schaulich, what shews well, was sich gut zeigt, sich gut ausnimmt, also das deutlich hervortretende Anschauliche, mithin der deutliche Ausdruck bedeutsamer (Platonischer) Ideen.

„Maleriſch“ bedeutet im Grunde das Selbe, wie ſchön: denn es wird Dem beigelegt, was ſich ſo darſtellt, daß es die Idee ſeiner Gattung deutlich an den Tag legt; daher es zur Darſtellung des Malers taugt, als welcher eben auf Darſtellung, Hervorhebung, der Ideen, die ja das Objektive im Schönen ausmachen, gerichtet iſt.

§. 216.

Schönheit und Grazie der Menſchengeſtalt, im Verein, ſind die deutlichſte Sichtbarkeit des Willens, auf der oberſten Stufe ſeiner Objektivation, und eben deshalb die höchſte Leiſtung der bildenden Kunſt. Inzwiſchen iſt allerdings, wie ich (Welt als W. u. V. Bd. 1. §. 41.) geſagt habe, jedes natürliche Ding ſchön: alſo auch jedes Thier. Wenn uns Dieſes bei einigen Thieren nicht einleuchten will; ſo liegt es daran, daß wir nicht im Stande ſind, ſie rein objektiv zu betrachten und dadurch ihre Idee aufzufaſſen, ſondern hievon abgezogen werden durch irgend eine unvermeidliche Gedankenaſſociation, meiſtens in Folge einer ſich uns aufdringenden Aehnlichkeit, z. B. der des Affen mit dem Menſchen, daher wir nicht die Idee dieſes Thieres auffaſſen, ſondern nur die Karikatur eines Menſchen ſehn. Eben ſo ſcheint die Aehnlichkeit der Kröte mit Koth und Schlamm zu wirken: indeſſen reicht Dies hier doch nicht aus, den gränzenloſen Abſcheu, ja das Entſetzen und Grauſen zu erklären, welches einige Leute beim Anblick dieſer Thiere, wie andere bei dem der Spinnen, befällt: vielmehr ſcheint dieſes in einer viel tieferen, metaphyſiſchen und geheimnißvollen Beziehung ſeinen Grund zu haben. Dieſer Meinung entſpricht der Umſtand, daß man zu ſympathetiſchen Kuren (und Maleſizien), alſo zu magiſchen Zwecken, gerade dieſe Thiere zu nehmen pflegt, z. B. das Fieber vertreibt, durch eine in einer Nußſchaale eingeſchloſſene Spinne, am Halſe des Kranken getragen, bis ſie todt iſt; oder, bei großer Todesgefahr, eine Kröte, in den Urin des Kranken gelegt, in einem wohlverſchloſſenen Topfe, Mittags Schlag zwölf Uhr im Keller des Hauſes vergräbt. Die langſame Todesmarter ſolcher Thiere verlangt jedoch von der ewigen Gerechtigkeit eine Abbüßung: Dies nun wieder giebt eine Erläuterung der Annahme, daß wer Magie treibt ſich dem Teufel verſchreibe.

§. 217.

Die unorganische Natur, sofern sie nicht etwan aus Wasser besteht, macht, wenn sie ohne alles Organische sich darstellt, einen sehr traurigen, ja, beklemmenden Eindruck auf uns. Beispiele davon sind die bloß nackte Felsen darbietenden Gegenden, namentlich das lange Felsenthal, ohne alle Vegetation, nahe vor Toulon, durch welches der Weg nach Marseille führt: im Großen aber und viel eindringlicher wird es die Afrikanische Wüste leisten. Die Traurigkeit dieses Eindrucks des Unorganischen auf uns entspringt zunächst daraus, daß die unorganische Masse ausschließlich dem Gesetze der Schwere gehorcht, nach deren Richtung daher hier Alles gelagert ist. — Dagegen nun erfreut uns der Anblick der Vegetation unmittelbar und in hohem Grade; natürlich aber um so mehr, je reicher, mannigfaltiger, ausgebreiteter und dabei sich selber überlassen sie ist. Der nächste Grund hievon liegt darin, daß in der Vegetation das Gesetz der Schwere als überwunden erscheint, indem die Pflanzenwelt sich in der seiner Richtung gerade entgegengesetzten erhebt: hiedurch kündigt sich unmittelbar das Phänomen des Lebens an, als eine neue und höhere Ordnung der Dinge. Wir selbst gehören dieser an: sie ist das uns Verwandte, das Element unsers Daseyns. Dabei geht uns das Herz auf. Zunächst also ist es jene senkrechte Richtung nach oben, wodurch der Anblick der Pflanzenwelt uns unmittelbar erfreut; daher gewinnt eine schöne Baumgruppe ungemein, wenn aus ihrer Mitte sich ein Paar gerade aufgeschossene, spitze Tannengipfel erheben. Hingegen ein umgehauener Baum wirkt nicht mehr auf uns; ja, ein sehr schräge gewachsener schon weniger, als der gerade stehende: die herabhängenden, also der Schwere nachgebenden Zweige der Trauerweide, (saule pleureur, weeping willow,) haben ihr diese Namen verschafft. — Das Wasser hebt die traurige Wirkung seiner unorganischen Wesenheit durch seine große Beweglichkeit, die einen Schein des Lebens giebt, und durch sein beständiges Spiel mit dem Lichte großentheils auf: zudem ist es die Urbedingung alles Lebens. — Außerdem ist, was den Anblick der vegetabilischen Natur uns so erfreulich macht, der Ausdruck von Ruhe, Frieden und Genügen, den sie trägt; während die animalische sich uns meistens im Zustande der Unruhe, der Noth, ja, des Kampfes darstellt:

daher gelingt es jener so leicht, uns in den Zustand des reinen Erkennens zu versetzen, der uns von uns selbst befreit.

Auffallend ist es zu sehn, wie die vegetabilische Natur, selbst die alltäglichste und geringste, sogleich sich schön und malerisch gruppirt und darstellt, sobald sie nur dem Einfluß der Menschenwillkür entzogen ist: so in jedem Fleckchen, welches der Kultur entzogen, oder von ihr noch nicht erreicht ist, und trüge es nur Diesteln, Dornen und die gemeinsten Feldblumen. In Korn- und Gemüse-Feldern hingegen sinkt das Aesthetische der Pflanzenwelt auf sein Minimum herab.

§. 218.

Man hat längst erkannt, daß jedes zu menschlichen Zwecken bestimmte Werk, also jedes Geräth und jedes Gebäude, um schön zu seyn, eine gewisse Aehnlichkeit mit den Werken der Natur haben müsse: aber darin hat man geirrt, daß man meinte, diese müsse eine direkte seyn und unmittelbar in den Formen liegen; so daß z. B. Säulen Bäume, oder gar menschliche Gliedmaaßen darstellen, Gefäße wie Muscheln, oder Schnecken, oder Blumenkelche gestaltet seyn und überall vegetabilische, oder thierische Formen erscheinen müßten. Vielmehr soll jene Aehnlichkeit keine direkte, sondern eine nur mittelbare seyn, d. h. nicht in den Formen, sondern im Charakter der Formen liegen, welcher auch bei gänzlicher Verschiedenheit dieser der selbe seyn kann. Demnach sollen Gebäude und Geräthe nicht der Natur nachgeahmt, sondern im Geiste derselben geschaffen seyn. Dieser nun zeigt sich darin, daß jedes Ding und jeder Theil seinem Zwecke so unmittelbar entspricht, daß es ihn sogleich ankündigt; welches dadurch geschieht, daß es denselben auf dem kürzesten Wege und auf die einfachste Weise erreicht. Diese augenfällige Zweckmäßigkeit nämlich ist Charakter des Naturprodukts. Obgleich nun zwar in diesem der Wille von innen aus wirkt und sich der Materie ganz bemeistert hat; während er im Menschenwerke, von außen wirkend, erst unter Vermittelung der Anschauung und sogar eines Begriffs vom Zwecke des Dinges, dann aber durch Ueberwältigung einer fremden, d. h. ursprünglich einen andern Willen ausdrückenden Materie seine Absicht erreicht und sich ausspricht; so kann dabei der angegebene Charakter des Naturprodukts doch

beibehalten werden. Dies zeigt die antike Baukunst, in der genauen Angemessenheit jedes Theiles, oder Gliedes, zu seinem unmittelbaren Zwecke, den es eben dadurch naiv darlegt, und in der Abwesenheit alles Zwecklosen; im Gegensatz der gothischen Baukunst, welche gerade den vielen zwecklosen Zierrathen und Beiwerken, indem wir ihnen einen uns unbekannten Zweck unterschieben, ihr geheimnißvolles, mysteriöses Ansehn verdankt; oder gar jedes völlig entarteten Baustils, welcher, Originalität affektirend, auf allerlei unnöthigen Umwegen und in tändelnden Willkürlichkeiten, mit den Mitteln der Kunst spielt, deren Zwecke er nicht versteht. Das Selbe gilt von den antiken Gefäßen, deren Schönheit daraus entspringt, daß sie auf so naive Art ausdrücken, was sie zu seyn und zu leisten bestimmt sind; und eben so von allem übrigen Geräthe der Alten: man fühlt dabei, daß wenn die Natur Vasen, Amphoren, Lampen, Tische, Stühle, Helme, Schilde, Panzer u. s. w. hervorbrächte, sie so aussehn würden. Man sehe dagegen die porzellanen, reich vergoldeten Schandgefäße, nebst der Weibertracht u. s. w. der jetzigen Zeit, welche dadurch, daß sie den bereits eingeführten Stil des Alterthums gegen den niederträchtigen Rokokostil vertauschte, ihren erbärmlichen Geist an den Tag gelegt und sich auf der Stirn gebrandmarkt hat, für alle Zukunft. Denn keineswegs ist so etwas Kleinigkeit: sondern es ist der Stempel des Geistes dieser Zeit. Den Beleg dazu giebt die Litteratur derselben, giebt die Verhunzung der deutschen Sprache durch unwissende Tintenklexer, welche, in frecher Willkür, mit ihr umgehn, wie Vandalen mit Kunstwerken, und es ungestraft dürfen. —

§. 219.

Sehr treffend hat man das Entstehn des Grundgedankens zu einem Kunstwerke die **Konception** desselben genannt: denn sie ist, wie zum Entstehn des Menschen die Zeugung, das Wesentlichste. Und auch wie diese, erfordert sie nicht sowohl Zeit, als Anlaß und Stimmung. Ueberhaupt nämlich übt das Objekt, gleichsam als Männliches, einen beständigen Zeugungsakt auf das Subjekt, als Weibliches, aus. Dieser wird jedoch nur in einzelnen glücklichen Augenblicken und bei begünstigten Subjekten fruchtbar: dann aber entspringt aus ihm irgend ein neuer, origineller und

daher fortlebender Gedanke. Und eben auch wie bei der phyſiſchen Zeugung hängt die Fruchtbarkeit viel mehr vom weiblichen, als vom männlichen Theile ab: iſt jener (das Subjekt) in der zum Empfangen geeigneten Stimmung; ſo wird faſt jedes jetzt in ſeine Apperception fallende Objekt anfangen, zu ihm zu reden, d. h. einen lebhaften, eindringenden und originellen Gedanken in ihm erzeugen; daher bisweilen der Anblick eines unbedeutenden Gegenſtandes, oder Vorganges, der Keim eines großen und ſchönen Werkes geworden iſt; wie denn auch Jakob Böhme durch den plötzlichen Anblick eines zinnernen Gefäßes in den Zuſtand der Erleuchtung verſetzt und in den innerſten Grund der Natur eingeführt wurde. Kommt doch überall zuletzt Alles auf die eigene Kraft an: und wie keine Speiſe, oder Arznei, Lebenskraft ertheilen, oder erſetzen kann; ſo kein Buch, oder Studium, den eigenen Geiſt.

§. 220.

Ein Improviſatore aber iſt ein Mann, der omnibus horis sapit, indem er ein vollſtändiges und wohlaſſortirtes Magazin von Gemeinplätzen jeder Art bei ſich führt, ſonach für jedes Begehren, nach Beſchaffenheit des Falles und der Gelegenheit, prompte Bedienung verſpricht, und ducentos versus, stans pede in uno liefert.

§. 221.

Ein Mann, der von der Gunſt der Muſen, ich meyne von ſeinen poetiſchen Gaben, zu leben unternimmt, kommt mir einigermaaßen vor, wie ein Mädchen, die von ihren Reizen lebt. Beide profaniren, zum ſchnöden Erwerb, was die freie Gabe ihres Innerſten ſeyn ſollte. Beide leiden an Erſchöpfung, und Beide werden meiſtens ſchmählich enden. Alſo würdigt euere Muſe nicht zur Hure herab; ſondern

„Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet.
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet," —

ſei der Wahlſpruch des Dichters. Denn die poetiſchen Gaben gehören dem Feiertage, nicht dem Werktage des Lebens an. Wenn ſie dann auch, durch ein Gewerbe, welches der Dichter daneben treibt, ſich etwas beengt und behindert fühlen ſollten;

ſo können ſie dabei doch gedeihen; weil ja der Dichter nicht große Kenntniſſe und Wiſſenſchaft zu erwerben braucht, wie Dies der Fall des Philoſophen iſt; ja, ſie werden dadurch kondenſirt, wie durch zu viele Muße und das Betreiben ex professo diluirt. Der Philoſoph hingegen kann, aus dem angeführten Grunde, nicht wohl ein anderes Gewerbe daneben treiben; da nun aber das Geldverdienen mit der Philoſophie ſeine anderweitigen und bekannten großen Nachtheile hat, wegen welcher die Alten daſſelbe zum Merkmale des Sophiſten, im Gegenſatz des Philoſophen, machten; ſo iſt Salomo zu loben, wenn er ſagt: „Weisheit iſt gut mit einem Erbgute, und hilft, daß Einer ſich der Sonne freuen kann“ (Koheleth 7, 12).

Daß wir aus dem Alterthume Klaſſiker haben, d. h. Geiſter, deren Schriften, in unverminderten Jugendglanz, durch die Jahrtauſende gehn, kommt großentheils daher, daß bei den Alten das Bücherſchreiben kein Erwerbszweig geweſen iſt: ganz allein hieraus aber iſt es abzuleiten, daß von dieſen Klaſſikern, neben ihren guten Schriften, nicht auch noch ſchlechte vorhanden ſind; indem ſie nicht, wie ſelbſt die beſten unter den Neueren, nachdem der Spiritus verflogen war, noch das Phlegma zu Markte trugen, Geld dafür zu löſen.

§. 222.

Die Muſik iſt die wahre allgemeine Sprache, die man überall verſteht: daher wird ſie in allen Ländern und durch alle Jahrhunderte, mit großem Ernſt und Eifer, unaufhörlich geredet, und macht eine bedeutſame, vielſagende Melodie gar bald ihren Weg um das ganze Erdenrund; während eine ſinnarme und nichtsſagende gleich verhallt und erſtirbt; welches beweiſet, daß der Inhalt der Melodie ein ſehr wohl verſtändlicher iſt. Jedoch redet ſie nicht von Dingen, ſondern von lauter Wohl und Wehe, als welche die alleinigen Realitäten für den Willen ſind: darum ſpricht ſie ſo ſehr zum Herzen, während ſie dem Kopfe unmittelbar nichts zu ſagen hat und es ein Mißbrauch iſt, wenn man ihr Dies zumuthet, wie in aller malenden Muſik geſchieht, welche daher, ein für alle Mal, verwerflich iſt; wenn gleich Haydn und Beethoven ſich zu ihr verirrt haben: Mozart und Roſſini haben es, meines Wiſſens, nie gethan. Denn ein

Anderes ist Ausdruck der Leidenschaften, ein Anderes Malerei der Dinge.

Auch die Grammatik jener allgemeinen Sprache ist aufs' Genaueste regulirt worden; wiewohl erst seitdem Rameau den Grund dazu gelegt hatte. Hingegen das Lexikon, ich meyne die, laut Obigem, nicht zu bezweifelnde, wichtige Bedeutung des Inhalts derselben, zu enträthseln, d. h. der Vernunft, wenn auch nur im Allgemeinen, faßlich zu machen, was es sei, das die Musik, in Melodie und Harmonie, besagt, und wovon sie rede, Dies hat man, bis ich es unternahm, nicht ein Mal ernstlich versucht; — welches, wie so vieles Andere, beweist, wie wenig überhaupt zur Reflexion und zum Nachdenken geneigt die Menschen sind, mit welcher Besinnungslosigkeit vielmehr sie dahinleben. Ueberall ist ihre Absicht, nur zu genießen und zwar mit möglichst geringem Aufwande von Gedanken. Ihre Natur bringt es so mit sich. Daher kommt es so possenhaft heraus, wenn sie vermeinen, die Philosophen spielen zu müssen; wie an unsern Philosophieprofessoren, ihren vortrefflichen Werken und der Aufrichtigkeit ihres Eifers für Philosophie und Wahrheit zu ersehn ist.

§. 223.

Allgemein und zugleich populär redend kann man den Ausspruch wagen: die Musik überhaupt ist die Melodie, zu der die Welt der Text ist. Den eigentlichen Sinn desselben aber erhält man allein durch meine Auslegung der Musik.

Nun aber das Verhältniß der Tonkunst zu dem ihr jedesmal aufgelegten bestimmten Aeußerlichen, wie Text, Aktion, Marsch, Tanz, geistliche, oder weltliche Feierlichkeit u. s. w. ist analog dem Verhältniß der Architektur als bloß schöner, d. h. auf rein ästhetische Zwecke gerichteter Kunst zu den wirklichen Bauwerken, die sie zu errichten hat, mit deren nützlichen, ihr selbst fremden Zwecken sie daher die ihr eigenen zu vereinigen suchen muß, indem sie diese unter den Bedingungen, die jene stellen, doch durchsetzt, und demnach einen Tempel, Palast, Zeughaus, Schauspielhaus u. s. w. so hervorbringt, daß es sowohl an sich schön, als auch seinem Zwecke angemessen sei und sogar diesen, durch seinen ästhetischen Charakter, selbst ankündige. In analoger also, wiewohl nicht eben so unvermeidlicher Dienstbarkeit steht die Musik zum Text, oder den sonstigen, ihr aufgelegten

Realitäten. Sie muß zunächſt dem Texte ſich fügen, obwohl ſie ſeiner keineswegs bedarf, ja, ohne ihn, ſich viel freier bewegt: ſie muß aber nicht nur jede Note ſeiner Wortlänge und ſeinem Wortſinn anpaſſen; ſondern auch durchweg eine gewiſſe Homogeneität mit ihm annehmen und ebenſo auch den Charakter der übrigen, ihr etwan geſetzten, willkürlichen Zwecke tragen und demnach Kirchen-, Opern-, Militär-, Tanz-Muſik u. dgl. m. ſeyn. Das Alles aber iſt ihrem Weſen ſo fremd, wie der rein äſthetiſchen Baukunſt die menſchlichen Nützlichkeitszwecke, denen alſo Beide ſich zu bequemen und ihre ſelbſteigenen den ihnen fremden Zwecken unterzuordnen haben. Der Baukunſt iſt Dies faſt immer unvermeidlich; der Muſik nicht alſo: ſie bewegt ſich frei im Concerte, in der Sonate und vor Allem in der Symphonie, ihrem ſchönſten Tummelplatz, auf welchem ſie ihre Saturnalien feiert.

Eben ſo nun ferner iſt der Abweg, auf welchem ſich unſere Muſik befindet, dem analog, auf welchen die römiſche Architektur unter den ſpätern Kaiſern gerathen war, wo nämlich die Ueberladung mit Verzierungen die weſentlichen, einfachen Verhältniſſe theils verſteckte, theils ſogar verrückte: ſie bietet nämlich vielen Lerm, viele Inſtrumente, viel Kunſt, aber gar wenig deutliche, eindringende und ergreifende Grundgedanken. Zudem findet man in den ſchaalen, nichtsſagenden, melodieloſen Kompoſitionen des heutigen Tages den ſelben Zeitgeſchmack wieder, welcher die undeutliche, ſchwankende, nebelhafte, räthſelhafte, ja, ſinnleere Schreibart ſich gefallen läßt, deren Urſprung hauptſächlich in der miſerabeln Hegelei und ihrem Scharlatanismus zu ſuchen iſt. — In den Kompoſitionen jetziger Zeit iſt es mehr auf die Harmonie, als die Melodie abgeſehn: ich bin jedoch entgegengeſetzter Anſicht und halte die Melodie für den Kern der Muſik, zu welchem die Harmonie ſich verhält, wie zum Braten die Sauce.

§. 224.

Die große Oper iſt eigentlich kein Erzeugniß des reinen Kunſtſinnes, vielmehr des etwas barbariſchen Begriffs von Erhöhung des äſthetiſchen Genuſſes mittelſt Anhäufung der Mittel, Gleichzeitigkeit ganz verſchiedenartiger Eindrücke und Verſtärkung der Wirkung durch Vermehrung der wirkenden Maſſe und Kräfte; während doch die Muſik, als die mächtigſte aller Künſte, für ſich

allein, den für sie empfänglichen Geist vollkommen auszufüllen vermag; ja, ihre höchsten Produktionen, um gehörig aufgefaßt und genossen zu werden, den ganzen ungetheilten und unzerstreuten Geist verlangen, damit er sich ihnen hingebe und sich in sie versenke, um ihre so unglaublich innige Sprache ganz zu verstehn. Statt dessen bringt man, während einer so höchst komplicirten Opern-Musik, zugleich durch das Auge auf den Geist ein, mittelst des buntesten Gepränges, der phantastischesten Bilder und der lebhaftesten Licht- und Farben-Eindrücke; wobei noch außerdem die Fabel des Stücks ihn beschäftigt. Durch dies Alles wird er abgezogen, zerstreut, betäubt und so am wenigsten für die heilige, geheimnißvolle, innige Sprache der Töne empfänglich gemacht. Also wird, durch Dergleichen, dem Erreichen des musikalischen Zweckes gerade entgegengearbeitet. Dazu kommen nun noch die Ballette, ein oft mehr auf die Lüsternheit, als auf ästhetischen Genuß berechnetes Schauspiel, welches überdies, durch den engen Umfang seiner Mittel und hieraus entspringende Monotonie, bald höchst langweilig wird und dadurch beiträgt die Geduld zu erschöpfen, vorzüglich indem, durch die langwierige, oft Viertelstunden dauernde Wiederholung der selben, untergeordneten Tanzmelodie, der musikalische Sinn ermüdet und abgestumpft wird, so daß ihm für die nachfolgenden musikalischen Eindrücke ernsterer und höherer Art keine Empfänglichkeit mehr bleibt.

Es möchte hingehn, obgleich ein rein musikalischer Geist es nicht verlangt, daß man der reinen Sprache der Töne, obwohl sie, selbstgenugsam, keiner Beihülfe bedarf, Worte, sogar auch eine anschaulich vorgeführte Handlung, zugesellt und unterlegt, damit unser anschauender und reflektirender Intellekt, der nicht ganz müßig seyn mag, doch auch eine leichte und analoge Beschäftigung dabei erhalte, wodurch sogar die Aufmerksamkeit der Musik fester anhängt und folgt, auch zugleich Dem, was die Töne in ihrer allgemeinen, bilderlosen Sprache des Herzens besagen, ein anschauliches Bild, gleichsam ein Schema, oder wie ein Exempel zu einem allgemeinen Begriff, untergelegt wird: ja, dergleichen wird den Eindruck der Musik erhöhen. Jedoch sollte es in den Schranken der größten Einfachheit gehalten werden; da es sonst dem musikalischen Hauptzwecke gerade entgegenwirkt.

Die große Anhäufung vokaler und inſtrumentaler Stimmen in der Oper wirkt zwar auf muſikaliſche Weiſe: jedoch ſteht die Erhöhung der Wirkung, vom bloßen Quartett bis zu jenen hundertſtimmigen Orcheſtern, durchaus nicht im Verhältniß mit der Vermehrung der Mittel; weil eben der Akkord doch nicht mehr, als drei, nur in Einem Fall vier, Töne haben und der Geiſt nie mehr zugleich auffaſſen kann; von wie vielen Stimmen verſchiedenſter Oktaven auf Ein Mal jene 3 oder 4 Töne auch angegeben werden mögen. — Aus dem Allen iſt erklärlich, wie eine ſchöne, nur vierſtimmig aufgeführte Muſik bisweilen uns tiefer ergreifen kann, als die ganze opera seria, deren Auszug ſie liefert; — eben wie die Zeichnung bisweilen mehr wirkt, als das Oelgemälde. Was dennoch die Wirkung des Quartetts hauptſächlich niederhält, iſt, daß ihm die Weite der Harmonie, d. h. die Entfernung zweier, oder mehrerer, Oktaven zwiſchen dem Baß und der tiefſten der drei obern Stimmen, abgeht, wie ſie, von der Tiefe des Kontrabaſſes aus, dem Orcheſter zu Gebote ſteht, deſſen Wirkung ſelbſt aber, eben darum, noch unglaublich erhöht wird, wenn eine große, bis zur letzten Stufe der Hörbarkeit hinabgehende Orgel fortwährend den Grundbaß dazu ſpielt, wie Dies in der katholiſchen Kirche zu Dresden geſchieht. Denn nur ſo thut die Harmonie ihre ganze Wirkung. — Ueberhaupt aber iſt aller Kunſt, allem Schönen, aller geiſtigen Darſtellung die Einfachheit, welche ja auch der Wahrheit anzuhängen pflegt, ein weſentliches Geſetz: wenigſtens iſt es immer gefährlich ſich von ihr zu entfernen.

Strenge genommen alſo könnte man die Oper eine unmuſikaliſche Erfindung zu Gunſten unmuſikaliſcher Geiſter nennen, als bei welchen die Muſik erſt eingeſchwärzt werden muß durch ein ihr fremdes Medium, alſo etwan als Begleitung einer breit ausgeſponnenen, faden Liebesgeſchichte und ihrer poetiſchen Waſſerſuppen: denn eine gedrängte, geiſt- und gedankenvolle Poeſie verträgt der Operntext gar nicht; weil einem ſolchen die Kompoſition nicht nachkommen kann. Nun aber die Muſik ganz zum Knechte ſchlechter Poeſie machen zu wollen, iſt ein Irrweg, den vorzüglich Gluck gewandelt iſt, deſſen Opernmuſik daher, von den Ouvertüren abgeſehn, ohne die Worte gar nicht genießbar iſt. Ja, man kann ſagen, die Oper ſei zu einem Verderb der

Muſik geworden. Denn nicht nur, daß dieſe ſich biegen und ſchmiegen muß, um ſich dem Gange und den ungeregelten Vorgängen einer abgeſchmackten Fabel anzupaſſen; nicht nur, daß durch die kindiſche und barbariſche Pracht der Dekorationen und Koſtüme, durch die Gaukeleien der Tänzer und die kurzen Röcke der Tänzerinnen der Geiſt von der Muſik abgezogen und zerſtreut wird: nein, ſogar der Geſang ſelbſt ſtört oft die Harmonie, ſofern die vox humana, welche, muſikaliſch genommen, ein Inſtrument wie jedes andere iſt, ſich nicht den übrigen Stimmen koordiniren und einfügen, ſondern ſchlechthin dominiren will. Zwar wo ſie Soprano, oder Alto iſt, geht Dies ſehr wohl an; weil ihr, in ſolcher Eigenſchaft, die Melodie weſentlich und von Natur zukommt. Aber in den Baß- und Tenor-Arien fällt die leitende Melodie meiſtens den hohen Inſtrumenten zu; wobei denn der Geſang ſich ausnimmt, wie eine vorlaute, an ſich bloß harmoniſche Stimme, welche die Melodie überſchreien will. Oder aber die Begleitung wird kontrapunktiſch nach oben verſetzt, ganz wider die Natur der Muſik, um der Tenor- oder Baßſtimme die Melodie zu ertheilen: wobei dennoch das Ohr ſtets den höchſten Tönen, alſo der Begleitung, folgt. Ich bin wirklich der Meinung, daß Solo-Arien, mit Orcheſterbegleitung, nur dem Alto oder Soprano angemeſſen ſind; und man daher die Männerſtimmen nur im Duetto mit jenen, oder in mehrſtimmigen Stücken, anwenden ſollte; es ſei denn, daß ſie ohne alle, oder mit einer bloßen Baß-Begleitung ſängen. Die Melodie iſt das natürliche Vorrecht der höchſten Stimme und muß es bleiben. Daher, wann, in der Oper, auf eine ſo erzwungene und erkünſtelte Baryton- oder Baß-Arie eine Sopran-Arie folgt, wir ſogleich, mit Befriedigung, das allein Natur- und Kunſtgemäße dieſer empfinden. Daß große Meiſter, wie Mozart und Roſſini, den Uebelſtand jener erſtern zu mildern, ja, zu überwinden wiſſen, hebt ihn nicht auf.

Einen viel reineren muſikaliſchen Genuß, als die Oper, gewährt die geſungene Meſſe, deren meiſtens unvernommene Worte, oder endlos wiederholte Hallelujah, Gloria, Eleiſon, Amen u. ſ. w. zu einem bloßen Solfeggio werden, in welchem die Muſik, nur den allgemeinen Kirchencharakter bewahrend, ſich frei ergeht und nicht, wie beim Operngeſange, in ihrem eigenen

Gebiete von Miſeren aller Art beeinträchtigt wird; ſo daß ſie hier ungehindert alle ihre Kräfte entwickelt, indem ſie auch nicht, mit dem gedrückten puritaniſchen, oder methodiſtiſchen Charakter der proteſtantiſchen Kirchenmuſik, ſtets auf dem Boden kreucht, wie die proteſtantiſche Moral, ſondern ſich frei und mit großen Flügelſchlägen emporſchwingt, wie ein Seraph. Meſſe und Symphonie allein geben ungetrübten, vollen muſikaliſchen Genuß; während in der Oper die Muſik ſich mit dem ſchaalen Stück und ſeiner Afterpoeſie elend herumquält und mit der ihr aufgelegten fremden Laſt durchzukommen ſucht, ſo gut ſie kann. Die höhnende Verachtung, mit welcher der große Roſſini bisweilen den Text behandelt hat, iſt, wenn auch nicht gerade zu loben, doch ächt muſikaliſch. — Ueberhaupt aber iſt die große Oper, indem ſie, ſchon durch ihre dreiſtündige Dauer, unſre muſikaliſche Empfänglichkeit immer mehr abſtumpft, während dabei der Schneckengang einer meiſtens ſehr faden Handlung unſre Geduld auf die Probe ſtellt, an ſich ſelbſt, weſentlich und eſſentiell, langweiliger Natur; welcher Fehler nur durch die überſchwängliche Vortrefflichkeit der einzelnen Leiſtung überwunden werden kann: daher ſind in dieſer Gattung die Meiſterwerke allein genießbar und alles Mittelmäßige iſt verwerflich. Auch ſollte man ſuchen, die Oper mehr zu koncentriren und zu kontrahiren, um ſie, wo möglich, auf Einen Akt und Eine Stunde zu beſchränken. Im tiefen Gefühl der Sache war man in Rom, zu meiner Zeit, auf den ſchlechten Ausweg gerathen, im Teatro della Valle, die Akte einer Oper und einer Komödie mit einander abwechſeln zu laſſen. Die längſte Dauer einer Oper ſollte zwei Stunden ſeyn; die eines Drama's hingegen drei Stunden; weil die zu dieſem erforderte Aufmerkſamkeit und Geiſtesanſpannung länger anhält, indem ſie uns viel weniger angreift, als die unausgeſetzte Muſik, welche am Ende zu einer Nervenquaal wird; daher jetzt der letzte Akt einer Oper, in der Regel, eine Marter der Zuhörer iſt, und eine noch größere der Sänger und Muſici; demnach man glauben könnte, hier eine zahlreiche Verſammlung zu ſehn, die zum Zwecke der Selbſtpeinigung vereinigt, dieſen mit Ausdauer verfolgt bis zum Schluß, welchem ſchon längſt Jeder im Stillen entgegenſeufzte, — mit Ausnahme der Deſerteurs.

Die Ouvertüre ſoll zur Oper vorbereiten, indem ſie den

Charakter der Musik und auch den Verlauf der Vorgänge ankündigt: jedoch darf Dies nicht zu explicit und deutlich geschehn, sondern nur so wie man im Traume das Kommende vorhersieht.

§. 225.

Ein Vaudeville ist einem Menschen zu vergleichen, der in Kleidern paradirt, die er auf dem Trödel zusammengekauft hat; jedes Stück hat schon ein Anderer getragen, für den es gemacht und dem es angemessen worden war: auch merkt man, daß sie nicht zusammengehören. — Dem analog ist eine, aus Fetzen, die man honetten Leuten vom Rocke abgeschnitten, zusammengeflickte Harlekinsjacke der Potpourri, — eine wahre musikalische Schändlichkeit, die von der Polizei verboten seyn sollte.

§. 226.

Es verdient bemerkt zu werden, daß in der Musik der Werth der Komposition den der Ausführung überwiegt; hingegen beim Schauspiel es sich gerade umgekehrt verhält. Nämlich eine vortreffliche Komposition, sehr mittelmäßig, nur eben rein und richtig ausgeführt, giebt viel mehr Genuß, als die vortrefflichste Ausführung einer schlechten Komposition. Hingegen leistet ein schlechtes Theaterstück, von ausgezeichneten Schauspielern gegeben, viel mehr, als das vortrefflichste, von Stümpern gespielt.

Die Aufgabe eines Schauspielers ist, die menschliche Natur darzustellen, nach ihren verschiedensten Seiten, in tausend höchst verschiedenen Charakteren, diese alle jedoch auf der gemeinsamen Grundlage seiner, ein für alle Mal gegebenen und nie ganz auszulöschenden Individualität. Dieserwegen nun muß er selbst ein tüchtiges und ganz kompletes Exemplar der menschlichen Natur seyn, am wenigsten aber ein so defektes, oder verkümmertes, daß es, nach Hamlets Ausdruck, nicht von der Natur selbst, sondern von einigen ihrer Handlanger verfertigt zu seyn scheint. Dennoch wird ein Schauspieler jeden Charakter um so besser darstellen, je näher derselbe seiner eigenen Individualität steht, und am besten den, der mit dieser zusammentrifft; daher auch der schlechteste Schauspieler eine Rolle hat, die er vortrefflich spielt: denn da ist er, wie ein lebendiges Gesicht unter Masken.

Zu einem guten Schauspieler gehört 1) daß Einer ein

Menſch ſei, der die Gabe hat, ſein Inneres nach außen kehren zu können; 2) daß er hinreichende Phantaſie habe, um fingirte Umſtände und Begebenheiten ſo lebhaft zu imaginiren, daß ſie ſein Inneres erregen; 3) daß er Verſtand, Erfahrung und Bildung in dem Maaße habe, um menſchliche Charaktere und Verhältniſſe gehörig verſtehn zu können.

§. 227.

Der „Kampf des Menſchen mit dem Schickſal", welchen unſere faden, hohlen, verblaſenen und ekelhaft ſüßlichen modernen Aeſthetiker, ſeit etwan 50 Jahren, wohl einſtimmig, als das allgemeine Thema des Trauerſpiels aufſtellen, hat zu ſeiner Vorausſetzung die Freiheit des Willens, dieſe Marotte aller Ignoranten, und dazu wohl auch noch den kategoriſchen Imperativ, deſſen moraliſche Zwecke, oder Befehle, dem Schickſale zum Trotz, nun durchgeſetzt werden ſollen; woran denn die beſagten Herren ihre Erbauung finden. Zudem aber iſt jenes vorgebliche Thema des Trauerſpiels ſchon darum ein lächerlicher Begriff, weil es der Kampf mit einem unſichtbaren Gegner, einem Kämpen in der Nebelkappe, wäre, gegen den daher jeder Schlag ins Leere geführt würde und dem man ſich in die Arme würfe, indem man ihm ausweichen wollte, wie ja Dies dem Lajus und dem Oedipus begegnet iſt. Dazu kommt, daß das Schickſal allgewaltig iſt, daher mit ihm zu kämpfen die lächerlichſte aller Vermeſſenheiten wäre, ſo daß Byron vollkommen Recht hat zu ſagen:

> To strive, too, with our fate were such a strife
> As if the corn-sheaf should oppose the sickle.

(Zudem wäre, gegen unſer Schickſal anzukämpfen, ein Kampf, wie wenn die Garbe ſich der Sichel widerſetzen wollte.) D. Juan V, 17.

So verſteht die Sache auch Shakeſpeare:

> Fate, show thy force: ourselves we do not owe;
> What is decreed must be, and be this so!
> Twelfth night A. I, the close.

Welcher Vers (beiläufig geſagt) zu den höchſt ſeltenen gehört, die in der Ueberſetzung gewinnen:

> „Jetzt kannſt du deine Macht, o Schickſal, zeigen:
> Was ſeyn ſoll, muß geſchehn, und Keiner iſt ſein eigen."

Bei den Alten iſt der Begriff des Schickſals der einer im Ganzen der Dinge verborgenen Nothwendigkeit, welche, ohne alle Rückſicht, weder auf unſere Wünſche und Bitten, noch auf Schuld oder Verdienſt, die menſchlichen Angelegenheiten leitet und an ihrem geheimen Bande auch die äußerlich von einander unabhängigſten Dinge zieht, um ſie zu bringen wohin ſie will; ſo daß deren offenbar zufälliges Zuſammentreffen ein im höheren Sinne nothwendiges iſt. Wie nun, vermöge dieſer Nothwendigkeit, Alles vorherbeſtimmt iſt (fatum); ſo iſt auch ein Vorherwiſſen deſſelben möglich, durch Orakel, Seher, Träume u. ſ. w.

Die Vorſehung iſt das chriſtianiſirte Schickſal, alſo das in die auf das Beſte der Welt gerichtete Abſicht eines Gottes verwandelte.

§. 228.

Als den äſthetiſchen Zweck des Chors im Trauerſpiel betrachte ich: erſtlich, daß neben der Anſicht, welche die vom Sturme der Leidenſchaften erſchütterten Hauptperſonen von den Sachen haben, auch die der ruhigen, antheilsloſen Beſonnenheit zur Sprache komme; und zweitens, daß die weſentliche Moral des Stücks, welche in concreto die Handlung deſſelben ſucceſſive darlegt, zugleich auch als Reflexion über dieſe, in abstracto, folglich kurz, ausgeſprochen werde. So wirkend gleicht der Chor dem Baß in der Muſik, welcher, als ſtete Begleitung, den Grundton jedes einzelnen Ackordes der Fortſchreitung vernehmen läßt.

§. 229.

Wie Steinſchichten der Erde uns die Geſtalten der Lebendigen einer fernen Vorwelt in den Abdrücken zeigen, welche die Spur eines kurzen Daſeyns ungezählte Jahrtauſende hindurch aufbewahren; ſo haben die Alten in ihren Komödien uns einen treuen und bleibenden Abdruck ihres heitern Lebens und Treibens hinterlaſſen, ſo deutlich und genau, daß es den Schein erhält, als hätten ſie es in der Abſicht gethan, von der ſchönen und edlen Exiſtenz, deren Flüchtigkeit ſie bedauerten, wenigſtens ein bleibendes Abbild auf die ſpäteſte Nachwelt zu vererben. Füllen wir nun dieſe uns überlieferten Hüllen und Formen wieder mit Fleiſch und Bein aus, durch Darſtellung des Plautus und Terenz auf der Bühne; ſo tritt jenes längſt vergangene, rege Leben wieder

friſch und froh vor uns hin, — wie die antiken Muſaikfußböden, wenn benetzt, wieder im Glanze ihrer alten Farben daſtehn.

§. 230.

Die allein ächte Deutſche Komödie, aus dem Weſen und Geiſte der Nation hervorgegangen und ihn darſtellend, iſt, neben der einzig daſtehenden Minna von Barnhelm, das Iffländiſche Schauſpiel. Die Vorzüge dieſer Stücke ſind, eben wie die der Nation, die ſie treu abbilden, mehr moraliſch, als intellektuell: wovon das Umgekehrte von der Franzöſiſchen und Engliſchen Komödie behauptet werden könnte. Die Deutſchen ſind ſo ſelten originell, daß man nicht, ſobald es ein Mal dazu gekommen iſt, gleich mit Knitteln drein ſchlagen ſollte, wie Dies Schiller und die Schlegel gethan haben, welche gegen Iffland ungerecht geweſen und ſelbſt gegen Kotzebue zu weit gegangen ſind. Eben ſo iſt man heut zu Tage wieder ungerecht gegen Raupach, zollt hingegen den Fratzen armſäliger Pfuſcher ſeinen Beifall.

§. 231.

Das Drama überhaupt, als die vollkommenſte Abſpiegelung des menſchlichen Daſeyns, hat einen dreifachen Klimax ſeiner Auffaſſungsweiſe deſſelben und mithin ſeiner Abſicht und Prätenſion. Auf der erſten und frequenteſten Stufe bleibt es beim bloß Intereſſanten: die Perſonen erlangen unſere Theilnahme, indem ſie ihre eigenen, den unſern ähnlichen, Zwecke verfolgen; die Handlung ſchreitet, mittelſt der Intrigue, der Charaktere und des Zufalls, vorwärts: Witz und Scherz ſind die Würze des Ganzen. — Auf der zweiten Stufe wird das Drama ſentimental: Mitleid mit den Helden, und mittelbar mit uns ſelbſt, wird erregt: die Handlung wird pathetiſch: doch kehrt ſie zur Ruhe und Befriedigung zurück, im Schluß. — Auf der höchſten und ſchwierigſten Stufe wird das Tragiſche beabſichtigt: das ſchwere Leiden, die Noth des Daſeyns, wird uns vorgeführt, und die Nichtigkeit alles menſchlichen Strebens iſt hier das letzte Ergebniß. Wir werden tief erſchüttert und die Abwendung des Willens vom Leben wird in uns angeregt, entweder direkt, oder als mitklingender harmoniſcher Ton. —

Das Drama von politiſcher, mit den momentanen Grillen

des süßen Pöbels liebäugelnder Tendenz, dieses beliebte Fabrikat unsrer heutigen Litteraten, habe ich natürlich nicht in Betracht gezogen: dergleichen Piecen liegen bald, oft schon im nächsten Jahre, da, wie alte Kalender. Das kümmert jedoch den Litteraten nicht: denn der Anruf an *seine* Muse enthält nur Eine Bitte: „unser täglich Brod gieb uns heute." —

§. 232.

Aller Anfang ist schwer, heißt es. In der Dramaturgie gilt jedoch das Umgekehrte: alles Ende ist schwer. Dies belegen die unzähligen Dramen, deren erste Hälfte sich recht gut anläßt, die aber sodann sich trüben, stocken, schwanken, zumal im verrufenen vierten Akt, und zuletzt in ein bald erzwungenes, bald unbefriedigendes, bald von Jedem längst vorhergesehenes Ende auslaufen, mitunter gar, wie Emilia Galotti, in ein empörendes, welches den Zuschauer völlig verstimmt nach Hause schickt. Diese Schwierigkeit des Ausganges beruht theils darauf, daß es überall leichter ist, die Sachen zu verwirren, als zu entwirren; theils aber auch darauf, daß wir beim Anfange dem Dichter carte blanche lassen, hingegen an das Ende bestimmte Anforderungen stellen: es soll nämlich entweder ganz glücklich, oder aber ganz tragisch seyn; während die menschlichen Dinge nicht leicht eine so entschiedene Wendung nehmen: sodann soll es natürlich, richtig und ungezwungen herauskommen; dabei aber doch von Niemanden vorhergesehn seyn. — Vom Epos und Romane gilt das Selbe: beim Drama macht nur dessen kompaktere Natur es sichtbarer, indem sie die Schwierigkeit vermehrt.

Das e nihilo nihil fit gilt auch in den schönen Künsten. Gute Maler lassen zu ihren historischen Bildern wirkliche Menschen Modell stehn und nehmen zu ihren Köpfen wirkliche, aus dem Leben gegriffene Gesichter, die sie sodann, sei es der Schönheit, oder dem Charakter nach, idealisiren. Eben so, glaube ich, machen es gute Romanenschreiber: sie legen den Personen ihrer Fiktionen wirkliche Menschen aus ihrer Bekanntschaft schematisch unter, welche sie nun, ihren Absichten gemäß, idealisiren und kompletiren.

Ein *Roman* wird desto höherer und edlerer Art seyn, je mehr *inneres* und je weniger *äußeres* Leben er darstellt; und

dies Verhältniß wird, als charakteriſtiſches Zeichen, alle Abſtufungen des Romans begleiten, vom Triſtram Shandy an bis zum roheſten und thatenreichſten Ritter- oder Räuberroman herab. Triſtram Shandy freilich hat ſo gut wie gar keine Handlung; aber wie ſehr wenig hat die neue Heloiſe und der Wilhelm Meiſter! Sogar Don Quixote hat verhältnißmäßig wenig, beſonders aber ſehr unbedeutende, auf Scherz hinauslaufende Handlung: und dieſe vier Romane ſind die Krone der Gattung. Ferner betrachte man die wundervollen Romane Jean Pauls und ſehe, wie ſo ſehr viel inneres Leben ſie auf der ſchmalſten Grundlage von äußerem ſich bewegen laſſen. Selbſt die Romane Walter Scotts haben noch ein bedeutendes Uebergewicht des innern über das äußere Leben und zwar tritt Letzteres ſtets nur in der Abſicht auf, das Erſtere in Bewegung zu ſetzen; während in ſchlechten Romanen es ſeiner ſelbſt wegen da iſt. Die Kunſt beſteht darin, daß man mit dem möglichſt geringſten Aufwand von äußerem Leben das innere in die ſtärkſte Bewegung bringe: denn das innere iſt eigentlich der Gegenſtand unſers Intereſſes. — Die Aufgabe des Romanſchreibers iſt nicht, große Vorfälle zu erzählen, ſondern kleine intereſſant zu machen.

§. 233.

Ich geſtehe aufrichtig, daß der hohe Ruhm der divina commedia mir übertrieben ſcheint. Großen Antheil an demſelben hat gewiß die überſchwängliche Abſurdität des Grundgedankens, in Folge deſſen, ſogleich im Inferno, die empörendeſte Seite der Chriſtlichen Mythologie uns grell vor die Augen gebracht wird; ſodann trägt das Ihrige auch die Dunkelheit des Stils und der Anſpielungen bei:

> Omnia enim stolidi magis admirantur, amantque,
> Inversis quae sub verbis latitantia cernunt.

Indeſſen iſt allerdings die oft bis zum Lakoniſchen gehende Kürze und Energie des Ausdrucks, noch mehr aber die unvergleichliche Stärke der Einbildungskraft des Dante, höchſt bewunderungswürdig. Vermöge derſelben ertheilt er der Schilderung unmöglicher Dinge eine augenfällige Wahrheit, welche ſonach der des Traumes verwandt iſt: denn da er von dieſen Dingen keine Erfahrung haben kann; ſo ſcheint es, als müßten ſie ihm ge-

träumt haben, um so lebendig genau und anschaulich ausgemalt werden zu können. — Was soll man hingegen sagen, wenn am Schlusse des 11. Gesanges des Inferno Virgil das Anbrechen des Tages und den Untergang der Sterne beschreibt, also vergißt, daß er in der Hölle, unter der Erde ist und erst am Schlusse dieses Haupttheils quindi uscire wird, a riveder le stelle. Den selben Verstoß findet man nochmals, am Ende des 20. Gesanges. Soll man etwan annehmen, Virgil führe eine Taschenuhr und wisse daher, was jetzt am Himmel vorgeht? Mir scheint Dies eine ärgere Vergeßlichkeit, als die bekannte, Sancho Pansa's Esel betreffende, welche Cervantes sich hat zu Schulden kommen lassen.

Der Titel des Dante'schen Werkes ist gar originell und treffend, und kaum läßt sich zweifeln, daß er ironisch sei. Eine Komödie! Fürwahr, Das wäre die Welt, eine Komödie für einen Gott, dessen unersättliche Rachgier und studirte Grausamkeit, im letzten Akte derselben, an der end- und zwecklosen Quaal der Wesen, welche er müßigerweise ins Daseyn gerufen hat, sich weidete, weil sie nämlich nicht nach seinem Sinne ausgefallen wären und daher, in ihrem kurzen Leben, anders gethan, oder geglaubt hätten, als es ihm recht war. Gegen seine unerhörte Grausamkeit gehalten, wären übrigens alle im Inferno so hart bestraften Verbrechen gar nicht der Rede werth; ja, er selbst wäre bei Weitem ärger, als alle die Teufel, denen wir im Inferno begegnen; da ja diese noch nur in seinem Auftrage und kraft seiner Vollmacht handeln. Daher wird denn wohl Vater Zeus sich für die Ehre bedanken, mit ihm so ohne Umstände identificirt zu werden; wie Dies an einigen Stellen (z. B. C. 14. v. 70. — C. 31. v. 92) seltsamerweise geschieht, ja, bis in's Lächerliche getrieben wird, im Purgatorio C. 6. v. 118: o sommo Giove, che fosti in terra per noi crocifisso. Was würde wohl Zeus dazu sagen? — Ὦ πόποι! Aeußerst widerlich wirkt auch die Russisch-slavische Art der Unterwürfigkeit des Virgil, des Dante und eines Jeden unter die Befehle desselben und der zitternde Gehorsam, mit dem seine Ukasen überall vernommen werden. Dieser Sklavensinn wird nun aber gar, C. 33. v. 109—150, von Danten selbst, in eigener Person, so weit getrieben, daß er sich völliger Ehr- und Gewissenlosigkeit schuldig

macht, in einem Fall, den er, sich dessen rühmend, selbst erzählt. Ehre und Gewissen nämlich gelten ihm nichts mehr, sobald sie mit den grausamen Beschlüssen des Domeneddio irgend interferiren: daher denn hier das, zur Erlangung einer Aussage, fest und feierlich von ihm gegebene Versprechen, ein Tröpflein Linderung in die Pein einer von Jenem ersonnenen und grausam vollführten Marter zu gießen, nachdem der Gemarterte die ihm aufgelegte Bedingung erfüllt hat, von Danten, ehr- und gewissenloser Weise, frank und frech gebrochen wird, in majorem Dei gloriam; weil nämlich er eine von Diesem aufgelegte Pein, auch nur, wie hier, durch das Wegwischen einer gefrorenen Thräne, im Mindesten zu lindern, obwohl es ihm nicht etwan ausdrücklich verboten war, für durchaus unerlaubt hält und also es unterläßt, so feierlich er es auch, den Augenblick vorher, versprochen und gelobt hatte. Im Himmel mag Dergleichen der Brauch und lobenswerth seyn; ich weiß es nicht: aber auf Erden heißt wer so handelt ein Schuft. — Hieran wird, beiläufig gesagt, ersichtlich, wie mißlich es um jede Moral steht, die keine andere Basis hat, als den Willen Gottes; indem alsdann, so schnell wie die Pole eines Elektromagneten umgekehrt werden, aus schlecht gut und aus gut schlecht werden kann. — Das ganze Inferno des Dante ist recht eigentlich eine Apotheose der Grausamkeit, und hier, im vorletzten Gesange, wird besagterweise noch die Ehr- und Gewissenlosigkeit dazu verherrlicht.

„Was eben wahr ist aller Orten,
Das sag' ich mit ungescheuten Worten."

G.

Uebrigens wäre für die Geschaffenen die Sache eine divina tragedia und zwar ohne alles Ende. Wenn auch das derselben vorhergehende Vorspiel hin und wieder lustig ausfallen mag; so ist es doch von völlig verschwindender Kürze gegen die endlose Dauer des tragischen Theils. Man kann kaum umhin, zu denken, daß bei Danten selbst eine geheime Satire über solche saubere Weltordnung dahinterstecke; sonst würde ein ganz eigener Geschmack dazu gehören, sich an der Ausmalung empörender Absurditäten und fortwährender Henkerscenen zu vergnügen.

Mit geht allen andern italiänischen Dichtern mein vielgeliebter Petrarka vor. An Tiefe und Innigkeit des Gefühls

und dem unmittelbaren Ausdruck desselben, der gerade zum Herzen geht, hat kein Dichter der Welt ihn je übertroffen. Daher sind seine Sonette, Triumphe und Kanzonen mir ungleich lieber, als die phantastischen Possen des Arioſto und die gräßlichen Fratzen des Dante. Auch spricht der natürliche, gerade aus dem Herzen kommende Fluß seiner Rede mich ganz anders an, als die studirte, ja, affektirte Wortkargheit des Dante. Er ist stets der Dichter meines Herzens gewesen und wird es bleiben. Daß die allervortrefflichste „Jetztzeit" sich unterfängt, vom Petrarka geringschätzend zu reden, bestärkt mich in meinem Urtheil. Zum überflüssigen Belege desselben kann man auch noch den Dante und den Petrarka gleichsam im Hauskleide, d. h. in der Prosa, vergleichen, indem man die schönen, gedanken- und wahrheitsreichen Bücher des Petrarka de vita solitaria, de contemtu mundi, consolatio utriusque fortunae etc., nebst seinen Briefen, mit der unfruchtbaren und langweiligen Scholastik des Dante zusammenhält. — Der Tasso endlich scheint mir nicht würdig, neben den drei großen Dichtern Italiens als der vierte seinen Platz einzunehmen. Laßt uns suchen, als Nachwelt gerecht zu seyn; sollten wir auch als Mitwelt es nicht vermögen.

§. 234.

Daß beim Homer die Dinge immer solche Prädikate erhalten, die ihnen überhaupt und schlechthin zukommen, nicht aber solche, die zu Dem, was eben vorgeht, in Beziehung oder Analogie stehn, daß z. B. die Achäer immer die wohlbeschienten, die Erde immer die lebennährende, der Himmel der weite, das Meer das weindunkele heißt, Dies ist ein Zug der im Homer sich so einzig aussprechenden Objektivität. Er läßt, eben wie die Natur selbst, die Gegenstände unangetastet von den menschlichen Vorgängen und Stimmungen. Ob seine Helden jubeln, oder trauern; die Natur geht unbekümmert ihren Gang. Subjektiven Menschen hingegen scheint, wann sie traurig sind, die ganze Natur düster, u. s. w. Nicht so aber hält es Homer.

Unter den Dichtern unserer Zeit ist Goethe der objektiveste, Byron der subjektiveste. Dieser redet immer nur von sich selbst, und sogar in den objektivesten Dichtungsarten, dem Drama und Epos, schildert er im Helden sich.

Zum Jean Paul aber verhält sich Goethe, wie der positive Pol zum negativen.

§. 235.

Goethe's Egmont ist ein Mensch, der das Leben leicht nimmt und diesen Irrthum büßen muß. Dafür aber läßt dieselbe Gemüthsbeschaffenheit ihn auch den Tod leicht nehmen. Die Volksscenen im Egmont sind der Chor.

§. 236.

Sei hier einer das Meisterstück des Shakespeare betreffenden Konjektur eine Stelle gegönnt, welche zwar sehr kühn ist, die ich jedoch dem Urtheil der wirklichen Kenner vorlegen möchte. In dem berühmten Monolog „to be, or not to be" ist der Ausdruck: „when we have shuffled off this mortal coil", stets dunkel und sogar räthselhaft befunden und nie ganz aufs Reine gebracht worden. Sollte nicht ursprünglich gestanden haben: shuttled off? Dies Verbum selbst existirt nicht mehr: aber shuttle heißt das Weberschiffchen und coil ein Knäuel: wonach der Sinn wäre: ‚wenn wir diesen Knäuel der Sterblichkeit abgewickelt, abgearbeitet haben." Der Schreibfehler konnte leicht entstehn.*)

§. 237.

Zu Venedig, in der Akademie der Künste, ist, unter den auf Leinwand übertragenen Fresken, ein Bild, welches ganz eigentlich darstellt die Götter, wie sie auf Wolken, an goldenen Tischen, auf goldenen Sitzen thronen, und unten die gestürzten Gäste, geschmäht und geschändet in nächtlichen Tiefen. Ganz gewiß hat Goethe das Bild gesehn, als er, auf seiner ersten italiänischen Reise, die Iphigenia schrieb.

---

*) Eine gelegentlich hier beigefügte Manuscriptstelle Schopenhauers sagt: „Die Geschichte im Apulejus von der Wittwe, der ihr auf der Jagd gemordeter Mann erschien, ist ganz analog der des Hamlet." Apulej. Metamorph. Lib. VIII, c. 1—14 (ed. Hildebrand) enthält eine lange Geschichte von Tlepolemus, den Thrasyllus auf der Jagd ermordet, worauf er, unter dem Vorgeben, ein Eber habe ihn getödtet, sich um dessen Wittwe Charite bewirbt. Dieser aber erscheint der Schatten ihres Mannes im Traume (cap. 8) und entdeckt ihr, was geschehen ist, worauf Charite erst diesen rächt und dann sich selbst tödtet. Der Herausg.

§. 238.

Die Geschichte, deren ich gern neben der Poesie, als ihrem Gegensatze (ἱστορουμενον — πεποιημενον) gedenke, ist für die Zeit, was die Geographie für den Raum. Daher ist diese, so wenig wie jene, eine Wissenschaft, im eigentlichen Sinne; weil auch sie nicht allgemeine Wahrheiten, sondern nur einzelne Dinge zum Gegenstande hat; — worüber ich verweise auf mein Hauptwerk Bd. 2, Kap. 38. Sie ist stets ein Lieblingsstudium Derer gewesen, die gern etwas lernen wollten, ohne die Anstrengung zu übernehmen, welche die eigentlichen, den Verstand in Anspruch nehmenden Wissenschaften erfordern. Mehr als jemals aber ist sie zu unserer Zeit beliebt; wie die zahllosen, jährlich erscheinenden Geschichtsbücher beweisen. Wer, wie ich, nicht umhin kann, in aller Geschichte stets das Selbe zu erblicken, wie im Kaleidoskop, bei jeder Drehung, stets dieselben Dinge unter andern Konfigurationen, der kann jenen leidenschaftlichen Antheil nicht hegen, wird ihn jedoch nicht tadeln. Bloß daß Manche die Geschichte zu einem Theil der Philosophie, ja zu dieser selbst machen wollen, indem sie wähnen, sie könne die Stelle derselben einnehmen, ist lächerlich und abgeschmackt. Als Erläuterung der dem größern Publikum aller Zeiten eigenen Vorliebe für Geschichte kann man die gesellschaftliche Konversation, wie sie so in der Welt gäng und gäbe ist, betrachten: sie besteht nämlich, in der Regel, daraus, daß Einer etwas erzählt, und darauf ein Anderer etwas Anderes, unter welcher Bedingung Jeder der Aufmerksamkeit der Uebrigen gewiß ist. Wie hier, sehn wir auch in der Geschichte den Geist mit dem ganz Einzelnen, als solchem, beschäftigt. Wie in der Wissenschaft, erhebt er sich auch in jedem edleren Gespräch zum Allgemeinen. Dies nimmt jedoch der Geschichte nicht ihren Werth. Das Menschenleben ist so kurz und flüchtig und auf so zahllose Millionen von Individuen vertheilt, welche schaarenweise in den stets weit geöffneten Rachen des sie erwartenden Ungeheuers, der Vergessenheit, stürzen, daß es ein sehr dankenswerthes Bestreben ist, doch etwas davon, das Andenken des Wichtigsten und Interessantesten, die Hauptbegebenheiten und Hauptpersonen aus dem allgemeinen Schiffbruch der Welt zu retten.

Andererseits könnte man die Geschichte auch ansehn als eine

Fortsetzung der Zoologie; insofern bei den sämmtlichen Thieren die Betrachtung der Species ausreicht, beim Menschen jedoch, weil er Individualcharakter hat, auch die Individuen, nebst den individuellen Begebenheiten, als Bedingung dazu, kennen zu lernen sind. Hieraus folgt sogleich die wesentliche Unvollkommenheit der Geschichte; da die Individuen und Begebenheiten zahl- und endlos sind. Beim Studium derselben ist durch Alles, was man davon erlernt hat, die Summe des noch zu Erlernenden durchaus nicht vermindert. Bei allen eigentlichen Wissenschaften ist eine Vollständigkeit des Wissens doch wenigstens abzusehn. — Wenn die Geschichte China's und Indiens uns offen stehen wird, wird die Unendlichkeit des Stoffs das Verfehlte des Weges offenbaren und die Wißbegierigen zwingen einzusehn, daß man in Einem das Viele, im Fall die Regel, in der Kenntniß der Menschheit das Treiben der Völker erkennen muß, nicht aber Thatsachen aufzählen in's Unendliche.

Die Geschichte, von einem Ende zum andern, erzählt von lauter Kriegen, und das selbe Thema ist der Gegenstand aller ältesten Bildwerke, wie auch der neuesten. Der Ursprung alles Krieges aber ist Diebsgelüst; daher Voltaire mit Recht sagt: dans toutes les guerres il ne s'agit que de voler. Sobald nämlich ein Volk einen Ueberschuß von Kräften spürt, fällt es über die Nachbarn her, um statt von seiner eigenen Arbeit zu leben, den Ertrag der ihrigen, sei es bloß den jetzt vorhandenen, oder auch dazu noch den künftigen, indem es sie unterjocht, sich anzueignen. Das giebt den Stoff zur Weltgeschichte und ihren Heldenthaten. Besonders sollte in französischen Diktionären unter gloire zuerst der artistische und litterarische Ruhm abgehandelt werden, und dann bei gloire militaire bloß stehn: voyez butin.

Inzwischen scheint es, daß zwei sehr religiöse Völker, Hindu und Aegypter, wenn sie Ueberschuß von Kräften fühlten, solche meistens nicht auf Raubzüge, oder Heldenthaten, sondern auf Bauten verwendet haben, welche den Jahrtausenden trotzen und ihr Andenken ehrwürdig machen. —

Zu den oben angegebenen, wesentlichen Unvollkommenheiten der Geschichte kommt noch, daß die Geschichtsmuse Klio mit der Lüge so durch und durch inficirt ist, wie eine Gassenhure mit der Syphilis. Die neue, kritische Geschichtsforschung müht sich zwar

ab, sie zu kuriren, bewältigt aber mit ihren lokalen Mitteln bloß einzelne, hie und da ausbrechende Symptome; wobei noch dazu manche Quacksalberei mit unter läuft, die das Uebel verschlimmert. Mehr oder weniger verhält es sich so mit aller Geschichte, — die heilige ausgenommen, wie sich dies von selbst versteht. Ich glaube, daß die Begebenheiten und Personen in der Geschichte den wirklich dagewesenen ungefähr so gleichen, wie meistens die Porträts der Schriftsteller auf dem Titelkupfer diesen selbst: also eben nur so etwas im Umriß, so daß sie eine schwache, oft durch einen falschen Zug ganz entstellte Aehnlichkeit, bisweilen aber gar keine haben.

Die Zeitungen sind der Sekundenzeiger der Geschichte. Derselbe aber ist meistens nicht nur von unedlerem Metalle, als die beiden andern, sondern geht auch selten richtig. — Die sogenannten „leitenden Artikel" darin sind der Chorus zu dem Drama der jeweiligen Begebenheiten. — Uebertreibung in jeder Art ist der Zeitungsschreiberei eben so wesentlich, wie der dramatischen Kunst: denn es gilt, aus jedem Vorfall möglichst viel zu machen. Daher auch sind alle Zeitungsschreiber, von Handwerks wegen, Allarmisten: dies ist ihre Art sich interessant zu machen. Sie gleichen aber dadurch den kleinen Hunden, die bei Allem, was sich irgend regt, sogleich ein lautes Gebell erheben. Hienach hat man seine Beachtung ihrer Allarmtrompete abzumessen, damit sie Keinem die Verdauung verderbe, und soll überhaupt wissen, daß die Zeitung ein Vergrößerungsglas ist, und Dies noch im besten Fall: denn gar oft ist sie ein bloßes Schattenspiel an der Wand.

In Europa wird die Weltgeschichte auch noch von einem ganz eigenthümlichen chronologischen Tageszeiger begleitet, welcher, bei anschaulichen Darstellungen der Begebenheiten, jedes Decennium auf den ersten Blick erkennen läßt: derselbe steht unter der Leitung der Schneider. (Z. B. ein in Frankfurt 1856 ausgestelltes angebliches Porträt Mozarts, in seinem Jünglingsalter, erkannte ich sogleich als unächt; weil die Kleidung einer zwanzig Jahre früheren Zeit angehört.) Bloß im gegenwärtigen Decennio ist er in Unordnung gerathen; weil solches nicht ein Mal Originalität genug besitzt, um, wie jedes andere, eine ihm eigene Kleidermode zu erfinden, sondern nur eine Maskerade darstellt, auf der man in allerlei längst abgelegten Trachten aus

vergangenen Zeiten herumläuft, als ein lebendiger Anachronismus. Selbst die ihm vorhergegangene Periode hatte doch noch so viel eigenen Geist, wie nöthig ist, den Frack zu erfinden.

Näher betrachtet, verhält es sich mit der Sache so. Wie jeder Mensch eine Physiognomie hat, nach der man ihn vorläufig beurtheilt; so hat auch jedes Zeitalter eine, die nicht minder charakteristisch ist. Denn der jedesmalige Zeitgeist gleicht einem scharfen Ostwinde, der durch Alles hindurchbläst. Daher findet man seine Spur in allem Thun, Denken, Schreiben, in Musik und Malerei, im Floriren dieser oder jener Kunst: Allem und Jedem drückt er seinen Stempel auf: daher z. B. das Zeitalter der Phrasen ohne Sinn auch das der Musiken ohne Melodie und der Formen ohne Zweck und Absicht seyn mußte. Höchstens können die dicken Mauern eines Klosters jenem Ostwinde den Zugang versperren; wenn er sie alsdann nicht gar umreißt. Darum also ertheilt der Geist einer Zeit ihr auch die äußere Physiognomie. Den Grundbaß zu dieser spielt stets die jedesmalige Bauart: nach ihr richten sich zunächst alle Ornamente, Gefässe, Möbeln, Geräthe aller Art, und endlich selbst die Kleidung, nebst der Art Haar und Bart zu stutzen*). Die jetzige Zeit trägt, wie gesagt, durch Mangel an Originalität in allen diesen Dingen, den Stempel der Charakterlosigkeit: das Beklagenswertheste aber ist, daß sie hauptsächlich das rohe, dumme und unwissende Mittelalter zu ihrem Vorbilde ausersehen hat, von welchem aus sie gelegentlich herüberspielt in die Zeit Franz I. von Frankreich und sogar Ludwigs XIV.

Wie wird ihre Außenseite, in Bildern und Bauwerken erhalten, einst der Nachwelt imponiren! Ihre feilen Demokolaken benennen sie mit dem charakteristisch wohlklingenden Namen „Jetztzeit", nämlich als wäre sie die Gegenwart κατ' εξοχην,

*) Der Bart sollte, als halbe Maske, polizeilich verboten seyn. Zudem ist er, als Geschlechtsabzeichen mitten im Gesicht, obscön: daher gefällt er den Weibern. Er ist stets das Barometer der geistigen Kultur gewesen, bei Griechen und bei Römern: unter den Letzteren war Scipio Africanus der erste, welcher sich rasirte (Plin. N. Hist. L. VII, c. 59), und unter den Antoninen wagte sich der Bart wieder hervor. Karl der Große litt ihn nicht: aber im Mittelalter kulminirte er bis Heinrich IV. inclus. — Ludwig XIV. schaffte ihn ab.

die von aller Vergangenheit vorbereitete und endlich erzielte Gegenwart. Mit welcher Ehrfurcht wird die Nachwelt unsere, im elendesten Rokokostil der Zeit Ludwigs XIV. aufgeführten Paläste und Landhäuser betrachten! — Aber schwerlich wird sie wissen, was sie, auf Konterfeien und Daguerrotypen, aus den Schuhputzerphysiognomien mit Sokratischen Bärten und aus den Stutzern im Kostüme der Schacherjuden meiner Jugend machen soll. —

Zur durchgängigen Geschmacklosigkeit dieses Zeitalters gehört auch, daß auf den Monumenten, welche man großen Männern errichtet, diese im modernen Kostüme dargestellt werden. Denn das Monument wird der idealen Person errichtet, nicht der realen, dem Heros als solchem, dem Träger dieser oder jener Eigenschaft, Urheber solcher Werke oder Thaten, nicht dem Menschen, wie er einst sich in der Welt herumstieß, behaftet mit allen den Schwächen und Fehlern, die unserer Natur anhängen: und wie diese nicht mit verherrlicht werden sollen, so auch nicht sein Rock und seine Hosen, wie er sie getragen. Als idealer Mensch nun aber stehe er da in Menschengestalt, bloß nach Weise der Alten bekleidet, also halb nackt. Und so allein ist es auch der Skulptur gemäß, als welche, auf die bloße Form angewiesen, die ganze und unverkümmerte Menschenform verlangt.

Und da ich bei den Monumenten bin, will ich noch bemerken, daß es eine augenfällige Abgeschmacktheit, ja eigentlich Absurdität ist, die Statue auf ein zehn bis zwanzig Fuß hohes Postament zu stellen, als wo Niemand dieselbe jemals deutlich sehen kann, zumal sie in der Regel von Bronce, also schwärzlich ist: denn aus der Ferne gesehn, wird sie nicht deutlich: tritt man aber näher, so steigt sie so hoch auf, daß sie den hellen Himmel zum Hintergrund hat, der das Auge blendet. In den Italiänischen Städten, zumal in Florenz und Rom, stehn Statuen in Menge auf Plätzen und Straßen, aber alle auf ganz niedrigem Postament, damit man sie deutlich sehn könne: sogar die Kolosse auf monte caballo stehn auf niedrigem Postament. Also auch hier bewährt sich der gute Geschmack der Italiäner. Die Deutschen hingegen lieben einen hohen Konditor-Aufsatz, mit Reliefs zur Illustration des dargestellten Helden.

§. 239.

Am Schluſſe dieſes äſthetiſchen Kapitels mag denn auch meine Meinung über die Boiſſerée'ſche jetzt in München befindliche Sammlung von Gemälden aus der alten niederrheiniſchen Schule eine Stelle finden.

Ein ächtes Kunſtwerk darf eigentlich nicht, um genießbar zu ſeyn, den Präambel einer Kunſtgeſchichte nöthig haben. Dies iſt jedoch bei keiner Art von Gemälden ſo ſehr der Fall, wie bei den hier in Rede ſtehenden. Wenigſtens wird man ihren Werth erſt dann richtig ermeſſen, wenn man geſehn hat, wie vor dem Johann van Eyck gemalt wurde, nämlich in dem von Byzanz ausgegangenen Geſchmack, alſo auf Goldgrund, in Tempra, mit Figuren ohne Leben und Bewegung, ſteif und ſtarr, dazu maſſive Heiligenſcheine, die auch noch den Namen des Heiligen enthalten. Van Eyck, als ein ächtes Genie, kehrte zur Natur zurück, gab den Gemälden Hintergrund, den Figuren lebendige Stellung, Gebärde und Gruppirung, den Phyſiognomien Ausdruck und Wahrheit, und den Falten Richtigkeit: dazu führte er die Perſpektive ein und erreichte überhaupt in der techniſchen Ausführung die allerhöchſte Vollkommenheit. Seine Nachfolger blieben theils auf dieſer Bahn, wie Schoreel und Hemling (oder Memling); theils kehrten ſie zu den alten Abſurditäten zurück. Sogar er ſelbſt hatte von dieſen Abſurditäten immer noch ſo viel beibehalten müſſen, als, nach kirchlicher Anſicht, obligat war: er mußte z. B. noch Heiligenſcheine und maſſive Lichtſtrahlen machen. Aber man ſieht, er hat abgedungen ſo viel er konnte. Er verhält ſich demnach ſtets kämpfend gegen den Geiſt ſeiner Zeit: eben ſo Schoreel und Hemling. Folglich ſind ſie mit Berückſichtigung ihrer Zeit zu beurtheilen. Dieſer iſt es zur Laſt zu legen, daß ihre Vorwürfe die meiſtens nichtsſagenden, oft abgeſchmackten, immer abgedroſchenen, kirchlichen ſind, z. B. die drei Könige, ſterbende Maria, St. Chriſtoph, St. Lukas, welcher die Maria malt u. dgl. m. Eben ſo iſt es Schuld ihrer Zeit, daß ihre Figuren faſt nie eine freie, rein menſchliche Stellung und Miene haben, ſondern durchgängig die kirchliche Gebärde machen, d. h. eine gezwungene, andreſſirte, demüthige, ſchleichende Bettlergebärde. — Hiezu kommt, daß jene Maler die Antike nicht kannten: daher haben ihre Figuren ſelten ſchöne

Geſichter, meiſtens häßliche, und nie ſchöne Glieder. — Die Luftperſpektive fehlt: die Linearperſpektive iſt meiſtens richtig. Sie haben Alles aus der Natur, wie ſie ihnen bekannt war, geſchöpft: demnach iſt der Ausdruck der Geſichter wahr und redlich, jedoch nirgends vielſagend, und keiner ihrer Heiligen hat eine Spur jenes erhabenen und überirdiſchen Ausdrucks wahrer Heiligkeit im Antlitz, den allein die Italiäner geben, vor Allen Raphael, und Korreggio in ſeinen ältern Bildern.

Objektiv könnte man demnach die in Rede ſtehenden Gemälde ſo beurtheilen: ſie haben großentheils in der Darſtellung des Wirklichen, ſowohl der Köpfe, als Gewänder und Stoffe, die höchſte techniſche Vollkommenheit; faſt ſo, wie lange nachher, im 17. Jahrhundert, die eigentlichen Niederländer ſie erreichten. Hingegen der edelſte Ausdruck, die höchſte Schönheit und die wahre Grazie ſind ihnen fremd geblieben. Da nun aber dieſe der Zweck ſind, zu welchem die techniſche Vollkommenheit ſich als Mittel verhält; ſo ſind ſie nicht Kunſtwerke vom erſten Range; ja, ſie ſind nicht unbedingt genießbar: denn die angeführten Mängel, nebſt den nichtsſagenden Gegenſtänden und der durchgängigen kirchlichen Gebärde, müſſen immer erſt abgezogen und auf Rechnung der Zeit geſchrieben werden.

Ihr Hauptverdienſt, jedoch nur bei van Eyck und ſeinen beſten Schülern, beſteht in der täuſchendeſten Nachahmung der Wirklichkeit, erlangt durch klaren Blick in die Natur und eiſernen Fleiß im Ausmalen; ſodann in der Lebhaftigkeit der Farben, — ein ihnen ausſchließlich eigenes Verdienſt. Mit ſolchen Farben iſt weder vor, noch nach ihnen gemalt worden: ſie ſind brennend und bringen die höchſte Energie der Farbe zu Tage. Daher ſehn dieſe Bilder, nach bald vierhundert Jahren, aus, als wären ſie von geſtern. Hätten doch Raphael und Korreggio dieſe Farben gekannt! Aber ſie blieben ein Geheimniß der Schule und ſind daher verloren gegangen. Man ſollte ſie chemiſch unterſuchen.

Kapitel XX.

Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm.

§. 240.

Kant hat seine Aesthetik in der Kritik der Urtheilskraft vorgetragen: dem entsprechend werde ich, in diesem Kapitel, meinen obigen, ästhetischen Betrachtungen auch eine kleine Kritik der Urtheilskraft, aber nur der empirisch gegebenen, hinzufügen, hauptsächlich um zu sagen, daß es meistentheils keine giebt, indem sie eine beinahe so rara avis ist, wie der Vogel Phönix, auf dessen Erscheinen man fünf hundert Jahre zu warten hat.

§. 241.

Mit dem nicht geschmackvoll gewählten Ausdruck Geschmack bezeichnet man diejenige Auffindung, oder auch bloße Anerkennung, des ästhetisch Richtigen, welche ohne Anleitung einer Regel geschieht, indem entweder keine Regel sich bis dahin erstreckt, oder auch dieselbe dem Ausübenden, respektive bloß Urtheilenden, nicht bekannt war. Statt Geschmack würde man ästhetisches Gefühl sagen können; wenn Dies nicht eine Tautologie enthielte.

Der auffassende, urtheilende Geschmack ist gleichsam das Weibliche zum Männlichen des produktiven Talents, oder Genies. Nicht fähig zu erzeugen, besteht er in der Fähigkeit zu empfangen, d. h. das Rechte, das Schöne, das Passende, als solches zu erkennen, — wie auch dessen Gegentheil; also das Gute vom Schlechten zu unterscheiden, Jenes herauszufinden und zu würdigen, Dieses zu verwerfen.

§. 242.

Die Schriftsteller kann man eintheilen in Sternschnuppen, Planeten und Fixsterne. — Die Ersteren liefern die momen-

tanen Knalleffekte: man schauet auf, ruft „siehe da!“ und auf immer sind sie verschwunden. — Die Zweiten, also die Irr- und Wandelsterne, haben viel mehr Bestand. Sie glänzen, wiewohl bloß vermöge ihrer Nähe, oft heller, als die Fixsterne, und werden von Nichtkennern mit diesen verwechselt. Inzwischen müssen auch sie ihren Platz bald räumen, haben zudem nur geborgtes Licht und eine auf ihre Bahngenossen (Zeitgenossen) beschränkte Wirkungssphäre. Sie wandeln und wechseln: ein Umlauf von einigen Jahren Dauer ist ihre Sache. — Die Dritten allein sind unwandelbar, stehn fest am Firmament, haben eigenes Licht, wirken zu Einer Zeit, wie zur andern, indem sie ihr Ansehn nicht durch die Veränderung unsers Standpunkts ändern, da sie keine Parallaxe haben. Sie gehören nicht, wie jene Andern, einem Systeme (Nation) allein an; sondern der Welt. Aber eben wegen der Höhe ihrer Stelle, braucht ihr Licht meistens viele Jahre, ehe es dem Erdbewohner sichtbar wird

§. 243.

Zum Maaßstab eines Genie's soll man nicht die Fehler in seinen Produktionen, oder die schwächeren seiner Werke nehmen, um es dann danach tief zu stellen; sondern bloß sein Vortrefflichstes. Denn auch im Intellektuellen klebt Schwäche und Verkehrtheit der menschlichen Natur so fest an, daß selbst der glänzendeste Geist nicht durchweg und jederzeit von ihnen frei ist. Daher die großen Fehler, welche sogar in den Werken der größten Männer sich nachweisen lassen, und Horazens quandoque bonus dormitat Homerus. Was hingegen das Genie auszeichnet und daher sein Maaßstab seyn sollte, ist die Höhe, zu der es sich als Zeit und Stimmung günstig waren, hat aufschwingen können, und welche den gewöhnlichen Talenten ewig unerreichbar bleibt. Imgleichen ist es sehr mißlich, große Männer in derselben Gattung, also etwan große Dichter, große Musiker, Philosophen, Künstler mit einander zu vergleichen; weil man dabei, fast unvermeidlich, wenigstens für den Augenblick, ungerecht wird. Alsdann nämlich faßt man den eigenthümlichen Vorzug des Einen ins Auge und findet sofort, daß er dem Andern abgeht; wodurch dieser herabgesetzt wird. Aber geht man wiederum von dem diesem Andern eigenthümlichen, ganz anderartigen Vorzug aus;

so wird man vergeblich nach ihm bei jenem Ersteren suchen; so daß demnach jetzt dieser ebenfalls unverdiente Herabsetzung erleidet.

§. 244.

Kritiker giebt es, deren Jeder vermeint, bei ihm stände es, was gut und was schlecht seyn solle; indem er seine Kindertrompete für die Posaune der Fama hält. —

Wie eine Arznei nicht ihren Zweck erwirkt, wann die Dosis zu stark gewesen; eben so ist es mit Strafreden und Kritiken, wenn sie das Maaß der Gerechtigkeit überschreiten.

§. 245.

Der Unstern für geistige Verdienste ist, daß sie zu warten haben, bis Die das Gute loben, welche selbst nur das Schlechte hervorbringen; ja überhaupt schon, daß sie ihre Kronen aus den Händen der menschlichen Urtheilskraft zu empfangen haben, einer Eigenschaft, von der den Meisten so viel einwohnt, wie dem Kastraten Zeugungskraft; will sagen, ein schwaches, unfruchtbares Analogon; so daß schon sie selbst den seltenen Naturgaben beizuzählen ist. Daher ist es leider so wahr, wie artig gewendet, was Labruyère sagt: après l'esprit de discernement, ce qu'il y a au monde de plus rare, ce sont les diamans et les perles. Unterscheidungsvermögen, esprit de discernement, und demnach Urtheilskraft, daran gebricht es. Sie wissen nicht das Aechte vom Unächten, nicht den Hafer von der Spreu, nicht das Gold vom Kupfer zu unterscheiden und nehmen nicht den weiten Abstand wahr, zwischen dem gewöhnlichen Kopf und dem seltensten. Das Resultat hievon ist der Uebelstand, den ein altmodisches Verschen so ausdrückt:

„Es ist nun das Geschick der Großen hier auf Erden,
Erst wann sie nicht mehr sind, von uns erkannt zu werden."

Dem Aechten und Vortrefflichen steht, bei seinem Auftreten, zunächst das Schlechte im Wege, von welchem es seinen Platz bereits eingenommen findet, und das eben für Jenes gilt. Wenn es nun auch, nach langer Zeit und hartem Kampfe, ihm wirklich gelingt, den Platz für sich zu vindiciren und sich in Ansehn zu bringen; so wird es wieder nicht lange dauern, bis sie mit irgend einem manierirten, geistlosen, plumpen Nachahmer heran-

geſchleppt, kommen, um, ganz gelaſſen, ihn neben das Genie, auf den Altar zu ſetzen: denn ſie ſehn den Unterſchied nicht; ſondern meynen ganz ernſtlich, Das wäre nun wieder auch ſo Einer. Darum eben hebt Yriarte die 28ſte ſeiner Litteratur-Fabeln an mit:

Siempre acostumbra hacer el vulgo necio
De lo bueno y lo malo igual aprecio.

(An Gutem und Schlechtem gleich viel Geſchmack
Fand zu allen Zeiten das dumme Pack.)

So mußten auch Shakeſpeare's Dramen, gleich nach ſeinem Tode, denen von Ben Johnſon, Maſſinger, Beaumont und Fletſcher Platz machen und dieſen auf 100 Jahre räumen. So wurde Kants ernſte Philoſophie durch Fichte's offenbare Windbeutelei, Schellings Eklektismus und Jakobi's widrigſüßliches und gottſäliges Gefaſel verdrängt, bis es zuletzt dahin kam, daß ein ganz erbärmlicher Scharlatan, Hegel, Kanten gleich, ja, hoch über ihn geſtellt wurde. Selbſt in einer Allen zugänglichen Sphäre ſehn wir den unvergleichlichen Walter Scott bald durch unwürdige Nachahmer aus der Aufmerkſamkeit des großen Publikums verdrängt werden. Denn dieſes hat überall für das Vortreffliche im Grunde doch keinen Sinn und daher keine Ahndung davon, wie unendlich ſelten die Menſchen ſind, welche in Poeſie, Kunſt, oder Philoſophie wirklich etwas zu leiſten vermögen, und daß dennoch ihre Werke ganz allein und ausſchließlich unſrer Aufmerkſamkeit werth ſind, weshalb man das

mediocribus esse poëtis
Non homines, non Dî, non concessere columnae

den Pfuſchern in der Poeſie und eben ſo in allen andern hohen Fächern, ohne Nachſicht, alle Tage unter die Naſe reiben ſollte. Sind doch dieſe das Unkraut, welches den Waizen nicht aufkommen läßt, um Alles ſelbſt zu überziehn; weshalb es denn eben geht, wie der ſo früh dahingeſchiedene Feuchtersleben es originell und ſchön ſchildert:

„Iſt doch — rufen ſie vermeſſen —
Nichts im Werke, nichts gethan!"
Und das Große reift indeſſen
Still heran.

Es erscheint nun: niemand sieht es,
Niemand hört es im Geschrei.
Mit bescheid'ner Trauer zieht es
Still vorbei.

Nicht weniger zeigt jener beklagenswerthe Mangel an Urtheilskraft sich in den Wissenschaften, nämlich am zähen Leben falscher und widerlegter Theorien. Ein Mal in Kredit gekommen, trotzen diese der Wahrheit halbe, ja ganze Jahrhunderte lang, wie ein steinerner Molo den Meereswogen. Nach hundert Jahren hatte Kopernikus noch nicht den Ptolemäus verdrängt. Bako von Verulam, Karteſius, Locke, sind äußerst langsam und spät durchgedrungen. (Man lese nur d'Alembert's berühmte Vorrede zur Encyklopädie.) Nicht weniger Neuton: man sehe nur die Erbitterung und den Hohn, womit Leibnitz das Neutoniſche Gravitationsſyſtem bekämpft, in seiner Kontroverse mit Clarke, besonders §§. 35, 113, 118, 120, 122, 128. Obgleich Neuton das Erscheinen seiner Principia beinahe 40 Jahre überlebt hat, war, als er starb, seine Lehre doch nur in England, theilweiſe und einigermaaßen zur Anerkennung gelangt; während er außerhalb seines Vaterlandes nicht zwanzig Anhänger zählte; laut dem Vorbericht zu Voltaire's Darstellung seiner Lehre. Eben diese hat zum Bekanntwerden seines Syſtems in Frankreich, beinahe zwanzig Jahre nach seinem Tode, das Meiſte beigetragen. Bis dahin nämlich hielt man daſelbſt feſt, standhaft und patriotiſch an den Karteſianiſchen Wirbeln; während erſt 40 Jahre vorher die selbe Karteſianiſche Philoſophie in den Franzöſiſchen Schulen noch verboten geweſen war. Jetzt nun wieder verweigerte der Kanzler d'Agueſſeau dem Voltaire das Imprimatur zu seiner Darſtellung des Neutonianismus. Dagegen behauptet in unſern Tagen Neutons abſurde Farbenlehre noch vollkommen den Kampfplatz, 40 Jahre nach dem Erſcheinen der Goethe'ſchen. Hume, obſchon er ſehr früh aufgetreten war und durchaus populär ſchrieb, iſt bis zu ſeinem 50. Jahre unbeachtet geblieben. Kant, wiewohl er ſein ganzes Leben hindurch geſchrieben und gelehrt hatte, wurde erſt nach ſeinem 60. Jahre berühmt. — Künſtler und Dichter haben freilich beſſeres Spiel, als die Denker; weil ihr Publikum wenigſtens 100 Mal größer iſt. Dennoch, was galten Mozart und Beethoven bei ihren Lebzeiten? was

Dante? was selbst Shakespeare? Hätten die Zeitgenossen dieses Letzteren Werth irgend gekannt; so würden wir, aus jener Zeit des Flors der Malerkunst, doch wenigstens ein gutes und sicher beglaubigtes Bildniß desselben haben, während jetzt nur durchaus zweifelhafte Gemälde, ein sehr schlechter Kupferstich und eine noch schlechtere Grabsteinsbüste vorhanden sind*). Imgleichen würden alsdann die von ihm übrig gebliebenen Handschriften zu Hunderten daseyn; statt, wie jetzt, sich auf ein Paar gerichtliche Unterzeichnungen zu beschränken. — Alle Portugiesen sind noch stolz auf den Camoëns, ihren einzigen Dichter: er lebte aber von Almosen, die ein aus Indien mitgebrachter Negerknabe Abends auf der Straße für ihn einsammelte. — Allerdings wird, mit der Zeit, Jedem volle Gerechtigkeit (tempo è galant-uomo), allein so spät und langsam, wie weiland vom Reichskammergericht, und die stillschweigende Bedingung ist, daß er nicht mehr lebe. Denn die Vorschrift des Jesus Sirach (Cap. 11, 28): ante mortem ne laudes hominem quemquam wird treulich befolgt. Da muß denn wer unsterbliche Werke geschaffen hat, zu seinem Trost, den Indischen Mythos auf sie anwenden, daß die Minuten des Lebens der Unsterblichen, auf Erden, als Jahre erscheinen und eben so die Erdenjahre nur Minuten der Unsterblichen sind.

Der hier beklagte Mangel an Urtheilskraft zeigt sich denn auch darin, daß in jedem Jahrhundert zwar das Vortreffliche der früheren Zeit verehrt, das der eigenen aber verkannt und die diesem gebührende Aufmerksamkeit schlechten Machwerken geschenkt wird, mit denen jedes Jahrzehnt sich herumträgt, um vom folgenden dafür ausgelacht zu werden. Daß nun also die Menschen das ächte Verdienst, wenn es in ihrer eigenen Zeit auftritt, so schwer erkennen, beweist aber, daß sie auch die längst anerkannten Werke des Genies, welche sie auf Auktorität verehren, weder verstehn, noch genießen, noch eigentlich schätzen. Und die Rechnungsprobe zu diesem Beweise ist, daß das Schlechte, z. B. Fichte'sche Philosophie, wenn es nur einmal in Kredit steht, eben auch seine Geltung noch ein Paar Menschenalter hindurch behält. Nur wenn sein Publikum ein sehr großes ist, erfolgt sein Fall schneller.

*) A. Wivell, an inquiry into the history, authenticity and characteristics of Shakespeare's portraits; with 21 engravings. Lond. 1836.

§. 246.

Wie nun aber doch die Sonne eines Auges bedarf, um zu leuchten, die Musik eines Ohres, um zu tönen; so ist auch der Werth aller Meisterwerke, in Kunst und Wissenschaft, bedingt durch den verwandten, ihnen gewachsenen Geist, zu dem sie reden. Nur er besitzt das Zauberwort, wodurch die in solche Werke gebannten Geister rege werden und sich zeigen. Der gemeine Kopf steht vor ihnen, wie vor einem verschlossenen Zauberschrank, oder vor einem Instrumente, das er nicht zu spielen versteht, dem er daher nur ungeregelte Töne entlockt; wie gern er auch hierüber sich selber täuscht.- Und wie das selbe Oelgemälde, gesehn in einem finstern Winkel, oder aber wann die Sonne darauf scheint, — so verschieden ist der Eindruck des selben Meisterwerks, nach Maaßgabe des Kopfes, der es auffaßt. Demnach bedarf ein schönes Werk eines empfindenden Geistes, ein gedachtes Werk eines denkenden Geistes, um wirklich dazuseyn und zu leben. Allein, nur gar zu oft kann Dem, der ein solches Werk in die Welt schickt, nachher zu Muthe werden, wie einem Feuerwerker, der sein lange und mühsam vorbereitetes Erzeugniß endlich mit Enthusiasmus abgebrannt hat und dann erfährt, daß er damit an den unrechten Ort gekommen, und sämmtliche Zuschauer die Zöglinge der Blindenanstalt gewesen seien. Und doch ist er so immer noch besser daran, als wenn er ein Publikum von lauter Feuerwerkern gehabt hätte; da, in diesem Fall, wenn seine Leistung außerordentlich gewesen, sie ihm den Hals hätte kosten können.

§. 247.

Die Quelle alles Wohlgefallens ist die Homogeneität. Schon dem Schönheitssinn ist die eigene Species und in dieser wieder die eigene Rasse, unbedenklich die schönste. Auch im Umgang zieht Jeder den ihm Aehnlichen entschieden vor; so daß einem Dummkopf die Gesellschaft eines andern Dummkopfs ungleich lieber ist, als die aller großen Geister zusammengenommen. Jedem müssen sonach zuvörderst seine eigenen Werke am besten gefallen; weil sie eben nur der Spiegelreflex seines eigenen Geistes und das Echo seiner Gedanken sind. Demnächst aber werden Jedem die Werke der ihm Homogenen zusagen, also wird der Platte, Seichte, Verschrobene, in bloßen Worten Kramende

nur dem Platten, Seichten, Verschrobenen und dem bloßen Wortkram seinen aufrichtigen, wirklich gefühlten Beifall zollen; die Werke der großen Geister hingegen wird er allein auf Auktorität, d. h. durch Scheu gezwungen, gelten lassen; während sie ihm, im Herzen, mißfallen. „Sie sprechen ihn nicht an", ja, sie widerstehn ihm: Dies wird er jedoch nicht ein Mal sich selber eingestehn. Nur schon bevorzugte Köpfe können die Werke des Genies wirklich genießen: zum ersten Erkennen derselben aber, wann sie noch ohne Auktorität dastehn, ist bedeutende Ueberlegenheit des Geistes erfordert. Demnach hat man, dies Alles wohl erwogen, sich nicht zu wundern, daß sie so spät, vielmehr daß sie jemals Beifall und Ruhm erlangen. Dies geschieht nur auch eben durch einen langsamen und komplicirten Proceß, indem nämlich jeder schlechte Kopf allmälig, gezwungen und gleichsam gebändigt, das Uebergewicht des zunächst über ihm stehenden anerkennt und so aufwärts, wodurch es nach und nach dahin kommt, daß das bloße Resultat des Gewichtes der Stimmen das der Zahl derselben überwältigt; welches eben die Bedingung alles ächten, d. h. verdienten Ruhmes ist. Bis dahin aber kann das größte Genie, auch nachdem es seine Proben abgelegt hat, so dastehn, wie ein König stände unter einer Schaar seines eigenen Volkes, die ihn aber nicht persönlich kennt und daher ihm nicht Folge leisten wird, wann seine obersten Staatsdiener ihn nicht begleiten. Denn kein subalterner Beamter ist fähig, seinen Befehl direkt zu empfangen. Ein solcher kennt nämlich nur die Unterschrift seines Vorgesetzten, wie dieser die des seinigen, und so aufwärts, bis ganz oben, wo der Kabinetssekretär die Unterschrift des Ministers und dieser die des Königs attestirt. Durch analoge Zwischenstufen ist der Ruhm des Genies bei der Menge bedingt. Daher auch stockt der Fortgang desselben am leichtesten im Anfang; weil die obern Behörden, deren nur wenige seyn können, am häufigsten fehlen: je weiter hingegen abwärts, an desto Mehrere zugleich ist der Befehl gerichtet; daher er nun nicht mehr ins Stocken geräth.

Ueber diesen Hergang müssen wir uns damit trösten, daß es noch für ein Glück zu erachten ist, wenn die allermeisten Menschen nicht aus eigenen Mitteln, sondern bloß auf fremde

Auktorität, urtheilen. Denn was für Urtheile würden über Platon und Kant, über Homer, Shakespeare und Goethe ergehn, wenn jeder nach Dem urtheilte, was er wirklich an ihnen hat und genießt, und nicht vielmehr die zwingende Auktorität ihn sagen ließe was sich ziemt, so wenig es ihm auch vom Herzen gehn mag. Ohne solches Bewandniß der Sache wäre für wahres Verdienst, in hoher Gattung, gar kein Ruhm zu erlangen möglich. Dabei ist ein zweites Glück, daß Jeder doch noch so viel eigenes Urtheil hat, als nöthig ist, um die Superiorität des zunächst über ihm Stehenden zu erkennen und dessen Auktorität zu befolgen; wodurch denn zuletzt die Vielen sich der Auktorität der Wenigen unterwerfen und jene Hierarchie der Urtheile zu Stande kommt, auf der die Möglichkeit des festen und endlich weit reichenden Ruhmes beruht. Für die unterste Klasse, der die Verdienste eines großen Geistes ganz unzugänglich sind, ist am Ende bloß das Monument, als welches in ihr, durch einen sinnlichen Eindruck, eine dumpfe Ahndung davon erregt.

§. 248.

Nicht weniger jedoch, als die Urtheilslosigkeit, steht dem Ruhme des Verdienstes in hoher Gattung der Neid entgegen; er, der ja selbst in den niedrigsten demselben schon beim ersten Schritte sich entgegenstellt und bis zum letzten nicht von ihm weicht; daher denn eben er zur Schlechtigkeit des Laufes der Welt ein Großes beiträgt und Arioſto Recht erhält, sie zu bezeichnen als

questa assai più oscura, che serena
Vita mortal, tutta d'invidia piéna.

Der Neid nämlich ist die Seele des überall florirenden, stillschweigend und ohne Verabredung zusammenkommenden Bundes aller Mittelmäßigen, gegen den einzelnen Ausgezeichneten, in jeder Gattung. Einen solchen nämlich will Keiner in seinem Wirkungskreise wissen, in seinem Bereiche dulden: sondern si quelqu'un excelle parmi nous, qu'il aille exceller ailleurs, ist die einmüthige Losung der Mittelmäßigkeit allüberall. Zur Seltenheit des Vortrefflichen und zur Schwierigkeit, die es findet, verstanden und erkannt zu werden, kommt also noch jenes über-

einstimmende Wirken des Neides Unzähliger, es zu unterdrücken, ja, wo möglich, es ganz zu ersticken*).

Sobald daher, in irgend einem Fache, ein eminentes Talent sich spüren läßt, sind alle Mediokren des Faches einhellig bemüht, es zuzudecken, ihm die Gelegenheit zu benehmen und auf alle Weise zu verhindern, daß es bekannt werde, sich zeige und an den Tag komme; nicht anders, als wäre es ein Hochverrath, begangen an ihrer Unfähigkeit, Plattheit und Stümperhaftigkeit. Meistens hat ihr Unterdrückungssystem, geraume Zeit hindurch, guten Erfolg; weil gerade das Genie, welches seine Sache, mit kindlichem Zutrauen, ihnen darreicht, damit sie Freude daran haben möchten, den Schlichen und Ränken niederträchtiger Seelen, die nur im Gemeinen, dort aber vollkommen zu Hause sind, am wenigsten gewachsen ist, ja, sie nicht ein Mal ahndet, noch versteht, und daher alsdann, über den Empfang betreten, vielleicht an seiner Sache zu zweifeln anfängt, dadurch aber an sich selber irre werden und seine Bestrebungen aufgeben kann, wenn ihm nicht noch zu rechter Zeit die Augen aufgehn, über jene Nichtswürdigen und ihr Treiben. Man sehe, — um die Beispiele nicht zu sehr in der Nähe, noch auch in schon fabelhafter Ferne zu suchen, — wie der Neid deutscher Musiker, ein Menschenalter hindurch, sich gesträubt hat, das Verdienst des großen Rossini anzuerkennen; bin ich doch ein Mal Zeuge gewesen, daß man, an einer großen, konstituirten Liedertafel, nach der Melodie seines unsterblichen di tanti palpiti, zum Hohn, die Speisekarte absang. Ohnmächtiger Neid! Die Melodie überwand und verschlang die gemeinen Worte. Und so haben, allem Neid zum Trotz, Rossini's wundervolle Melodien sich über den ganzen Erdball verbreitet und jedes Herz erquickt, wie damals, so noch heute und in secula seculorum. Ferner sehe man, wie den deutschen Medicinern, namentlich den recensirenden, vor Zorn der Kamm steigt, wenn ein Mann wie Marshal Hall ein Mal merken läßt, er wisse,

*) Keiner gilt für Das, was er ist, sondern für Das, was Andere aus ihm machen. Dies ist die Handhabe zur Unterdrückung ausgezeichneter Geister durch die Mediokren: sie lassen jene (so lange wie möglich) nicht aufkommen.

Gegen Verdienste giebt es zwei Verhaltungsweisen: entweder welche zu haben, oder keine gelten zu lassen. Die letztere wird, wegen größerer Bequemlichkeit, meistens vorgezogen.

daß er etwas geleistet habe. — Neid ist das sichere Zeichen des Mangels, also, wenn auf Verdienste gerichtet, des Mangels an Verdiensten. Das Verhalten des Neides gegen die Ausgezeichneten hat mein trefflicher Balthazar Gracian in einer ausführlichen Fabel überaus schön dargestellt: sie steht in seinem Discreto, unter der Ueberschrift hombre de ostentacion. Da sind sämmtliche Vögel aufgebracht und verschworen gegen den Pfau, mit seinem Federrade. „Wenn wir nur erlangen", sagte die Elster, „daß er die vermaledeite Parade mit seinem Federschweife nicht mehr machen kann; da wird seine Schönheit bald ganz verfinstert seyn: denn was Keiner sieht ist als ob es nicht existirte", u. s. f. — Demgemäß ist denn auch die Tugend der Bescheidenheit bloß zur Schutzwehr gegen den Neid erfunden worden. Daß es allemal Lumpe sind, die auf Bescheidenheit dringen und sich so herzinniglich über die Bescheidenheit eines Mannes von Verdienst freuen, habe ich auseinandergesetzt in meinem Hauptwerke, Bd. 2, Kap. 37, S. 426. (3. Aufl. 487). In Lichtenberg's „Vermischten Schriften" (Neue Ausg., Göttingen 1844, Bd. 3, S. 19) findet man den Satz angeführt: „La modestie devroit être la vertu de ceux, à qui les autres manquent." Goethe's bekannter und Vielen ärgerlicher Ausspruch „nur die Lumpe sind bescheiden" hat schon einen alten Vorgänger, beim Cervantes, als welcher, unter den seiner „Reise auf den Parnaß" angehängten Verhaltungsregeln für Dichter, auch diese giebt: que todo poeta, á quien sus versos hubieren dado á entender que lo es, se estime y tenga en mucho, ateniendose á aquel refran: ruin sea el que por ruin se tiene (Jeder Dichter, dem seine Verse zu verstehn gegeben haben, daß er einer ist, achte und schätze sich hoch, sich an das Sprichwort haltend: ein Lump sei wer sich für einen Lump hält). — Shakespeare deklarirt, in vielen seiner Sonette, als wo allein er von sich sprechen konnte, mit eben so viel Sicherheit, wie Unbefangenheit, was er schreibt für unsterblich. Sein neuer kritischer Herausgeber Collier sagt darüber, in seiner Einleitung zu den Sonetten, S. 473: „In vielen derselben finden sich bemerkenswerthe Anzeichen von Selbstgefühl und Zuversicht auf die Unsterblichkeit seiner Verse, und bleibt, in dieser Hinsicht, unsers Autors Meinung fest und beständig. Nie nimmt er Anstand, sie auszu-

ſprechen, und vielleicht giebt es, weder im Alterthum, noch in der neuen Zeit, einen Schriftſteller, welcher, im Verhältniß zu ſeinen hinterlaſſenen Schriften ſolcher Art, ſeinen feſten Glauben, daß die Welt Das, was er in dieſer Dichtungsart geſchrieben, nicht werde willig untergehn laſſen, ſo oft und ſo entſchieden ausgedrückt hat."

Ein vom Neide häufig gebrauchtes Mittel zur Herabſetzung des Guten, im Grunde ſogar die bloße Kehrſeite derſelben, iſt das ehr- und gewiſſenloſe Lobpreiſen des Schlechten: denn ſobald das Schlechte Geltung erhält, iſt das Gute verloren. So wirkſam daher dieſes Mittel, beſonders wenn ins Große getrieben, auf eine Weile iſt, ſo kommt am Ende doch die Zeit der Abrechnung, und der vorübergehende Kredit, in den es die ſchlechten Produktionen geſetzt hatte, wird durch den bleibenden Diskredit der niederträchtigen Lober deſſelben bezahlt; weshalb ſie gern ſich anonym halten.

Da die ſelbe Gefahr auch dem direkten Herabſetzen und Tadeln des Guten, wenn gleich ſchon aus größerer Entfernung, droht; ſo ſind Viele zu klug, als daß ſie zu dieſem ſich entſchlöſſen. Daher iſt die nächſte Folge des Auftretens eines eminenten Verdienſtes oft nur, daß ſämmtliche dadurch ſo tief, wie die Vögel durch den Pfauenſchweif, gekränkte Mitbewerber in ein tiefes Stillſchweigen verſetzt werden, ſo einmüthig, wie auf Verabredung: ihrer Aller Zungen ſind gelähmt: es iſt das silentium livoris des Seneka. Bei dieſem hämiſchen und tückiſchen Schweigen, deſſen terminus technicus Ignoriren heißt, kann es lange ſein Bewenden haben, wann, wie dies in höhern Wiſſenſchaften der Fall iſt, das nächſte Publikum ſolcher Leiſtung aus lauter Mitbewerbern (Leuten vom Fach) beſteht und folglich das größere Publikum ſein Stimmrecht nur mittelbar, durch dieſe, ausübt, nicht ſelbſt unterſucht. Wird nun aber dennoch jenes silentium livoris endlich ein Mal vom Lobe unterbrochen, ſo wird auch Dieſes nur ſelten ohne alle Nebenabſichten der hier die Gerechtigkeit Handhabenden geſchehn:

„Denn es iſt kein Anerkennen,
Weder Vieler, noch des Einen,
Wenn es nicht am Tage fördert,
Wo man ſelbſt was möchte ſcheinen."
W. O. Divan.

Jeder nämlich muß den Ruhm, welchen er einem Andern seines, oder eines verwandten Faches ertheilt, im Grunde sich selber entziehn: er kann nur auf Kosten seiner eignen Geltung rühmen. Demzufolge sind schon an und für sich die Menschen zum Loben und Rühmen gar nicht geneigt und aufgelegt, wohl aber zum Tadeln und Lästern, als durch welches sie indirekt sich selbst loben. Soll es nun dennoch zu jenem Erstern kommen; so müssen andere Rücksichten und Motive obwalten. Da nun hier nicht der Schandweg der Kamaraderie gemeint seyn kann; so ist die alsdann wirksame Rücksicht diese, daß was dem Verdienste eigener Leistungen am nächsten steht die richtige Würdigung und Anerkennung der fremden ist; gemäß der von Hesiodus und Machiavelli aufgestellten dreifachen Rangordnung der Köpfe. (Siehe „Vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde", 2. Aufl., S. 50; 3. Aufl., S. 51.) Wer nun, seinen Anspruch auf die erste Klasse durchzusetzen, die Hoffnung aufgiebt, wird gern die Gelegenheit ergreifen, eine Stelle in der zweiten einzunehmen. Fast allein hierauf beruht die Sicherheit, mit der jedes Verdienst seiner endlichen Anerkennung entgegensehn kann. Hieraus entspringt es auch, daß, nachdem der hohe Werth eines Werkes einmal anerkannt und nicht mehr zu verhehlen, noch abzuleugnen ist, alsdann Alle sich um die Wette beeifern, es zu loben und zu ehren; weil sie nämlich, im Bewußtseyn des Xenophanischen σοφον ειναι δει τον επιγνωσομενον τον σοφον, dadurch sich selbst zu Ehren bringen; weshalb sie eilen, für sich zu ergreifen, was dem ihnen nun ein Mal unerreichbaren Preis des ursprünglichen Verdienstes zunächst liegt: die richtige Schätzung desselben. Daher geht es alsdann, wie bei einem zum Weichen gebrachten Heere, als wo, wie vorhin beim Kämpfen, jetzt beim Laufen Jeder der Vorderste seyn will. Nunmehr nämlich eilt Jeder, seinen Beifall dem anerkannt Preiswürdigen darzubringen, ebenfalls vermöge einer meistens ihm selbst verborgenen Anerkennung des oben, §. 247, erörterten Gesetzes der Homogeneität, damit es nämlich scheine, als sei seine Art zu denken und zu schauen der des Gerühmten gleichartig, und um wenigstens die Ehre seines Geschmacks zu retten, da ihm nichts weiter übrig gelassen ist.

Von hier aus ist leicht abzusehn, daß der Ruhm zwar sehr schwer zu erlangen, ein Mal erlangt aber leicht zu bewahren ist;

imgleichen, daß ein Ruhm, der ſchnell erfolgt, auch früh erliſcht und es auch hier heißt quod cito fit, cito perit; indem begreiflicherweiſe Leiſtungen, deren Werth der gewöhnliche Menſchenſchlag ſo leicht erkennen und die Mitbewerber ſo willig gelten laſſen konnten, auch nicht ſehr hoch über dem Hervorbringungs-Vermögen Beider ſtehn werden. Denn tantum quisque laudat, quantum se posse sperat imitari. Zudem iſt, ſchon wegen des öfter erwähnten Geſetzes der Homogeneität, ein ſchnell eintretender Ruhm ein verdächtiges Zeichen: er iſt nämlich der direkte Beifall der Menge. Was aber dieſer auf ſich habe, wußte Phokion, als er, bei dem über ſeine Rede laut gewordenen Volksbeifall, ſeine nahe ſtehenden Freunde fragte: „habe ich etwan unverſehens etwas Schlechtes geſagt?“ (Plut. apophth.) Aus umgekehrten Gründen wird ein Ruhm, der von langem Beſtande ſeyn ſoll, ſehr ſpät reifen, und die Jahrhunderte ſeiner Dauer müſſen meiſtens mit dem Beifall der Zeitgenoſſen erkauft werden. Denn was ſo anhaltend in Geltung bleiben ſoll, muß eine ſchwer zu erlangende Trefflichkeit haben, welche auch nur zu erkennen ſchon Köpfe erfordert, die nicht jederzeit daſind, am wenigſten in hinreichender Anzahl, um ſich vernehmbar machen zu können, während der ſtets wache Neid Alles thun wird, ihre Stimme zu erſticken. Mäßige Verdienſte hingegen, die bald anerkannt werden, laufen dafür Gefahr, daß ihr Beſitzer ſie und ſich überlebt, ſo daß für den Ruhm in der Jugend ihm Obſkurität im Alter zu Theil wird; während, bei großen Verdienſten, man umgekehrt lange obſkur bleiben, dafür aber im Alter glänzenden Ruhm erlangen wird. Sollte dieſer jedoch ſich ſogar erſt nach dem Tode einſtellen; nun, ſo iſt man Denen beizuzählen, von welchen Jean Paul ſagt, daß die letzte Oelung ihre Taufe ſei, und hat ſich mit den Heiligen zu tröſten, die ja auch erſt nach ihrem Tode kanoniſirt werden. — So bewährt ſich demnach was Mahlmann, im Herodes, ſehr gut geſagt hat:

„Ich denke, das wahre Große in der Welt
Iſt immer nur Das, was nicht gleich gefällt.
Und wen der Pöbel zum Gotte weiht,
Der ſteht auf dem Altar nur kurze Zeit.“

Beachtenswerth iſt es, daß dieſe Regel eine ganz unmittelbare Beſtätigung an Gemälden hat, indem, wie die Kenner wiſſen,

die größten Meisterwerke nicht sogleich die Augen auf sich ziehn, noch das erste Mal bedeutenden Eindruck machen, sondern erst bei wiederholtem Besuch, dann aber immer mehr.

Uebrigens hängt die Möglichkeit einer zeitigen und richtigen Würdigung gegebener Leistungen zunächst von der Art und Gattung derselben ab, je nachdem nämlich diese hoch oder niedrig, mithin schwer oder leicht zu verstehn und zu beurtheilen ist, und je nachdem sie ein größeres, oder kleineres Publikum hat. Diese letztere Bedingung hängt zwar größtentheils von der ersteren, zum Theil jedoch auch davon ab, ob die gegebenen Werke der Vervielfältigung fähig sind, wie Bücher und musikalische Kompositionen. Durch die Komplikation dieser beiden Bedingungen also werden die keinem Nutzen fröhnenden Leistungen, als von welchen allein hier die Rede ist, in Hinsicht auf die Möglichkeit baldiger Anerkennung und Schätzung ihres Werthes, etwan folgende Reihe bilden, in welcher was am schnellsten seine richtige Würdigung zu hoffen hat voransteht: Seiltänzer, Kunstreiter, Ballettänzer, Taschenspieler, Schauspieler, Sänger, Virtuosen, Komponisten, Dichter (Beide wegen der Vervielfältigung ihrer Werke), Architekten, Maler, Bildhauer, Philosophen: diese letzteren nehmen ohne Vergleich die letzte Stelle ein; weil ihre Werke nicht Unterhaltung, sondern bloß Belehrung verheißen, dabei Kenntnisse voraussetzen und viel eigene Anstrengung des Lesers verlangen; wodurch ihr Publikum äußerst klein wird und ihr Ruhm viel mehr Ausdehnung in der Länge, als in der Breite erhält. Ueberhaupt verhält der Ruhm sich in Hinsicht auf die Möglichkeit seiner Dauer ungefähr umgekehrt wie hinsichtlich der seines baldigen Eintritts, so daß danach obige Reihe in umgekehrter Ordnung gälte; nur daß alsdann Dichter und Komponisten, wegen der Möglichkeit ewiger Erhaltung aller schriftlichen Werke, dem Philosophen zunächst zu stehn kommen, dem jedoch nunmehr der erste Platz gebührt, wegen der viel größern Seltenheit der Leistungen in diesem Fache, der hohen Wichtigkeit derselben und der Möglichkeit ihrer fast vollkommenen Uebersetzung in alle Sprachen. Sogar überlebt bisweilen der Ruhm der Philosophen ihre Werke selbst; wie Dies dem Thales, Empedokles, Herakleitos, Demokritos, Parmenides, Epikuros u. a. m. begegnet ist.

Nun aber andrerseits, bei Werken, welche dem Nutzen, oder gar unmittelbar dem sinnlichen Genusse dienen, findet die richtige Würdigung keine Schwierigkeit, und ein ausgezeichneter Pastetenbäcker wird in keiner Stadt lange obskur bleiben, geschweige nöthig haben, an die Nachwelt zu appelliren. —

Dem schnell eintretenden Ruhm ist auch der falsche beizuzählen, nämlich der künstliche, durch ungerechtes Lob, gute Freunde, bestochene Kritiker, Winke von oben und Verabredungen von unten, bei richtig vorausgesetzter Urtheilslosigkeit der Menge, auf die Beine gebrachte Ruhm eines Werkes. Er gleicht den Ochsenblasen, durch die man einen schweren Körper zum Schwimmen bringt. Sie tragen ihn, längere oder kürzere Zeit, je nachdem sie wohl aufgebläht und fest zugeschnürt sind: aber die Luft transsudirt allmälig doch, und er sinkt. Dies ist das unvermeidliche Loos der Werke, welche die Quelle ihres Ruhmes nicht in sich haben: das falsche Lob verhallt, die Verabredungen sterben aus, der Kenner findet den Ruhm nicht bestätigt, dieser erlischt, und eine desto größere Geringschätzung tritt an seine Stelle. Hingegen die ächten Werke, welche die Quelle ihres Ruhmes in sich haben und daher zu jeder Zeit die Bewunderung von Neuem zu entzünden vermögen, gleichen den specifisch leichteren Körpern, die aus eigenen Mitteln sich stets oben erhalten, und so gehn sie den Strom der Zeit hinab.

Die ganze Litteraturgeschichte, alter und neuer Zeit, hat kein Beispiel von falschem Ruhme aufzuweisen, welches dem der Hegelschen Philosophie an die Seite zu stellen wäre. Nie und nirgends ist das ganz Schlechte, das handgreiflich Falsche, Absurde, ja, offenbar Unsinnige und dazu noch, dem Vortrage nach, im höchsten Grade Widerwärtige und Ekelhafte mit solcher empörenden Frechheit, solcher eisernen Stirn, als die höchste Weisheit und das Herrlichste, was je die Welt gesehn, gepriesen worden, wie jene durchaus werthlose Afterphilosophie. Daß die Sonne dazu von oben schien, brauche ich nicht zu sagen. Aber, wohl zu merken, es ist mit dem vollständigsten Erfolg, beim Deutschen Publiko, geschehn: darin besteht die Schande. Ueber ein Viertel-Jahrhundert lang hat jener frech zusammengelogene Ruhm für ächt gegolten und hat die bestia trionfante in der deutschen Gelehrtenrepublik florirt und regiert, so sehr, daß selbst die wenigen Gegner

dieſer Narrheit es doch nicht wagten, von dem miſerabeln Urheber derſelben anders, als von einem ſeltenen Genie und großen Geiſte, und mit den tiefſten Reverenzen zu reden. Aber was hieraus folgt wird man zu ſchließen nicht unterlaſſen; daher denn allezeit, in der Litterargeſchichte, dieſe Periode als ein bleibender Schandfleck der Nation und des Zeitalters figuriren und der Spott der Jahrhunderte ſeyn wird: mit Recht! Allerdings ſteht es Zeitaltern, wie Individuen, frei, das Schlechte zu preiſen und das Gute zu verachten: aber die Nemeſis erreicht die Einen, wie die Andern, und die Schandglocke bleibt nicht aus. Zu jener Zeit, da der Chor feiler Geſellen planmäßig den Ruhm jenes kopfverderbenden Philoſophaſters und ſeiner heilloſen Unſinnsſchmiererei verbreitete, da hätte man, wenn man in Deutſchland einigermaaßen fein wäre, ſchon der ganzen Art und Weiſe jenes Lobes ſogleich anſehn müſſen, daß daſſelbe allein von der Abſicht, und durchaus nicht von der Einſicht ausging. Denn es ergoß ſich ungemeſſen und in überreicher Fülle, nach allen vier Weltgegenden hin, ſprudelte überall aus weitem Munde, ohne Rückhalt, ohne Bedingung, ohne Abzug, ohne Maaß, bis ihnen die Worte ausgingen. Und mit ihrem eigenen vielſtimmigen Päan noch nicht zufrieden ſpäheten jene in Reihe und Glied ſtehenden Claqueurs noch immer ängſtlich nach jedem Körnchen fremden, unbeſtochenen Lobes, um es aufzuleſen und hoch empor zu halten; wo nämlich irgend ein berühmter Mann ein Beifallswörtchen ſich hatte abnöthigen, abkomplimentiren, abliſten laſſen, oder es ihm zufällig entfallen war, oder wo ſogar ein Gegner mit einem ſolchen feinen Tadel, furchtſam oder mitleidig, verſüßt hatte, — da ſprangen ſie alle zu, es aufzuleſen, um es triumphirend herumzuzeigen. So treibt es nur die Abſicht, und ſo loben auf Lohn hoffende Söldner, bezahlte Claqueurs und verſchworene litterariſche Rottirer. Hingegen das aufrichtige Lob, welches bloß von der Einſicht ausgeht, trägt einen ganz anderen Charakter. Ihm geht vorher, was Feuchtersleben ſchön ausgedrückt hat:

„Wie doch die Menſchen ſich winden und wehren, —
Um nur das Gute nicht zu verehren!"

Es kommt nämlich ſehr langſam und ſpät, vereinzelt und karg

gemeſſen, wird quentchenweiſe zugewogen und ſtets noch mit Reſtriktionen verſetzt, ſo daß der Empfänger wohl ſagen kann:

Χείλεα μεν τ' ἐδίην', ὑπερώην δ' οὐκ ἐδίηνεν.

Il. XXII, 495.

und dennoch trennt ſich von ihm der Ertheiler deſſelben nur mit Widerſtreben. Denn es iſt ein, der ſtumpfen, ſpröden, zähen und dabei neidiſchen Mittelmäßigkeit, durch die nicht länger zu verhehlende Größe ächter Verdienſte endlich abgedrungener und wider Willen abgezwungener Lohn: es iſt der Lorbeer, welcher, wie Klopſtock ſingt, des Schweißes der Edlen werth war: es iſt, wie Goethe ſagt, die Frucht

„Von jenem Muth, der früher oder ſpäter
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt."

Demgemäß verhält es ſich zu jenem frechen Lobgehudel der Abſichtsvollen, wie die ſchwer gewonnene, edele und aufrichtige Geliebte zur bezahlten Gaſſenhure, deren dick aufgetragenes Bleiweiß und Zinnober man am Hegel'ſchen Ruhme ſogleich erkannt haben müßte, wenn man, wie geſagt, in Deutſchland nur irgend *fein* wäre. Dann wäre nicht, zur nationalen Schande, auf ſo ſchreiende Art realiſirt worden was ſchon Schiller geſungen hatte:

„Ich ſah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der *gemeinen* Stirn entweiht."

Die hier zum Beiſpiele falſchen Ruhmes gewählte Hegel'ſche Gloria iſt allerdings ein Faktum ohne Gleichen, — ſelbſt in Deutſchland ohne Gleichen; daher ich die öffentlichen Bibliotheken auffordere, alle Dokumente derſelben, ſowohl die opera omnia des Philoſophaſters ſelbſt, als auch die ſeiner Anbeter, ſorgfältig mumiſirt aufzubewahren, zur Belehrung, Warnung und Beluſtigung der Nachwelt, und als ein Denkmal dieſes Zeitalters und dieſes Landes.

Jedoch auch, wenn man ſeinen Blick weiter ausdehnt und das *Lob der Zeitgenoſſen* aller Zeiten überhaupt ins Auge faßt, wird man finden, daß daſſelbe eigentlich immer eine Hure iſt, proſtituirt und beſudelt durch tauſend Unwürdige, denen es zu Theil geworden. Wer könnte einer ſolchen Metze noch begehren? wer möchte auf ihre Gunſt ſtolz ſeyn? wer wird ſie nicht verſchmähen? — Hingegen iſt der *Ruhm bei der Nachwelt* eine ſtolze, ſpröde Schöne, die ſich nur dem Würdigen,

dem Sieger, dem seltenen Helden hingiebt. — So ist's. Und ist nebenbei daraus zu schließen, wie es um dieses bipedische Geschlecht bestellt seyn muß; da Menschenalter, ja, Jahrhunderte erfordert sind, ehe aus seinen Hunderten von Millionen eine Handvoll Köpfe zusammenkommt, die Gutes von Schlechtem, Aechtes von Unächtem, Gold von Kupfer zu unterscheiden fähig sind und die man demnach den Richterstuhl der Nachwelt nennt; welchem zudem noch der Umstand günstig ist, daß alsdann der unversöhnliche Neid der Unfähigkeit und die absichtsvolle Schmeichelei der Niederträchtigkeit verstummt sind, wodurch die Einsicht zum Worte gelangt.

Und sehn wir denn nicht, der besagten elenden Beschaffenheit des Menschengeschlechts entsprechend, zu allen Zeiten, die großen Genien, sei es in der Poesie, oder der Philosophie, oder den Künsten, dastehn, wie vereinzelte Helden, welche allein gegen den Andrang eines Heereshaufens den verzweifelten Kampf aufrecht erhalten? Denn die Stumpfheit, Rohheit, Verkehrtheit, Albernheit und Brutalität der großen, großen Mehrheit des Geschlechts steht, in jeder Art und Kunst, ihrem Wirken ewig entgegen und bildet dadurch jenen feindlichen Heereshaufen, dem sie zuletzt doch unterliegen. Was auch solche einzelne Helden leisten mögen; es wird schwer erkannt, spät und nur auf Auktorität geschätzt und leicht, wenigstens auf eine Weile, wieder verdrängt. Denn immer von Neuem wird gegen dasselbe das Falsche, das Platte, das Abgeschmackte zu Markte gebracht, und alles Dieses sagt jener großen Mehrheit besser zu, behauptet also meistentheils den Kampfplatz. Mag auch vor derselben der Kritiker stehn und schreien, wie Hamlet, wann er seiner nichtswürdigen Mutter die zwei Bildnisse vorhält: „habt ihr Augen? habt ihr Augen?" — ach, sie haben keine! Wenn ich die Menschen beim Genusse der Werke großer Meister beobachte und die Art ihres Beifalls sehe; so fallen mir dabei oft die zur sogenannten Komödie abgerichteten Affen ein, die sich wohl ziemlich menschlich gebärden, dazwischen aber immer verrathen, daß das eigentliche innere Princip jener Gebärden ihnen dennoch abgeht, indem sie die unvernünftige Natur durchblicken lassen.

Dem Allen zufolge ist die oft gebrauchte Redensart, daß Einer „über seinem Jahrhundert stehe", dahin auszulegen, daß

er über dem Menschengeschlechte überhaupt steht, weshalb eben er nur von Solchen unmittelbar erkannt wird, welche schon selbst sich bedeutend über das Maaß der gewöhnlichen Fähigkeiten erheben: diese aber sind zu selten, als daß deren zu jeder Zeit eine Anzahl vorhanden seyn könnte. Ist also Jener in diesem Stücke nicht besonders vom Schicksale begünstigt; so wird er „von seinem Jahrhundert verkannt", d. h. so lange ohne Geltung bleiben, bis die Zeit allmälig die Stimmen der seltenen, ein Werk hoher Gattung zu beurtheilen fähigen Köpfe zusammengebracht hat. Danach heißt es dann bei der Nachwelt: „der Mann stand über seinem Jahrhundert", statt über der „Menschheit": diese nämlich wird gern ihre Schuld einem einzigen Jahrhundert aufbürden. Hieraus folgt, daß wer über seinem Jahrhunderte gestanden hat, wohl auch über jedem andern gestanden haben würde; es sei denn, daß in irgend einem, durch einen seltenen Glücksfall, einige fähige und gerechte Beurtheiler, in der Gattung seiner Leistungen, zugleich mit ihm geboren worden wären; wie, einem schönen indischen Mythos zufolge, wann Wischnu sich als Held inkarnirt, dann zu gleicher Zeit Brahma als Sänger seiner Thaten auf die Welt kommt; daher eben Valmiki, Vyasa und Kalidasa Inkarnationen des Brahma sind*). — In diesem Sinne nun kann man sagen, daß jedes unsterbliche Werk sein Zeitalter auf die Probe stellt, ob nämlich es im Stande seyn werde, dasselbe zu erkennen: meistens besteht es die Probe nicht besser, als die Nachbarn des Philemon und Baukis, welche den unerkannten Göttern die Thüre wiesen. Demnach geben den richtigen Maaßstab für den intellektuellen Werth eines Zeitalters nicht die großen Geister, die in demselben auftraten; da ihre Fähigkeiten das Werk der Natur sind und die Möglichkeit der Ausbildung derselben zufälligen Umständen anheim gestellt war: sondern ihn giebt die Aufnahme, welche ihre Werke bei ihren Zeitgenossen gefunden haben: ob nämlich ihnen ein baldiger und lebhafter Beifall ward, oder ein später und zäher, oder ob er ganz der Nachwelt überlassen blieb. Dies wird besonders dann der Fall seyn, wenn es Werke hoher Gattung sind. Denn der oben erwähnte Glücksfall wird um so gewisser aus-

*) Polier, mythol. d. Indous, Vol. 1. p.p. 172—190.

bleiben, je Wenigeren überhaupt zugänglich die Gattung ist, in der ein großer Geist arbeitet. Hier liegt der unermeßliche Vortheil, in welchem, hinsichtlich ihres Ruhmes, die Dichter stehn, indem sie beinahe Allen zugänglich sind. Hätte Walter Scott nur von etwan hundert Personen gelesen und beurtheilt werden können; so wäre vielleicht irgend ein gemeiner Skribler ihm vorgezogen worden, und wann nachher die Sache sich aufgeklärt hätte, würde auch ihm die Ehre zu Theil geworden seyn, „über seinem Jahrhundert gestanden zu haben." — Wenn nun aber gar noch zur Unfähigkeit jener hundert Köpfe, die im Namen eines Zeitalters ein Werk zu beurtheilen haben, bei ihnen sich Neid, Unredlichkeit und Zielen nach persönlichen Zwecken gesellt; — dann hat ein solches Werk das traurige Schicksal Dessen, der vor einem Tribunal plaidirt, dessen sämmtliche Beisitzer bestochen sind.

Dem entsprechend zeigt die Litterargeschichte durchgängig, daß Die, welche die Einsichten und Erkenntnisse selbst sich zu ihrem Zwecke machten, verkannt und verlassen sitzen geblieben sind; während Die, welche mit dem bloßen Scheine derselben paradirten, die Bewunderung ihrer Zeitgenossen, nebst den Emolumenten, gehabt haben.

Denn zunächst ist die Wirksamkeit eines Schriftstellers dadurch bedingt, daß er den Ruf erlange, man müsse ihn lesen. Diesen Ruf nun aber werden, durch Künste, Zufall und Wahlverwandtschaft, hundert Unwürdige schnell erlangen, während ein Würdiger langsam und spät dazu kommt. Jene nämlich haben Freunde; weil das Pack stets in Menge vorhanden ist und eng zusammenhält: er aber hat nur Feinde; weil geistige Ueberlegenheit, überall und in allen Verhältnissen, das Verhaßteste auf der Welt ist: und nun gar bei den Stümpern im selben Fache, die selbst für etwas gelten möchten*). — Sollten die Philosophieprofessoren etwan meynen, daß hier auf sie und auf ihre mehr als 30 Jahre lang eingehaltene Taktik gegen meine Werke angespielt werde; so haben sie es getroffen.

---

*) In der Regel werden Quantität und Qualität des Publikums eines Werkes in umgekehrtem Verhältniß stehn; daher z. B. aus den zahlreichen Auflagen eines Dichterwerkes keineswegs auf dessen Werth zu schließen ist.

Weil nun dies Alles sich so verhält, so ist, um etwas Großes zu leisten, etwas, das seine Generation und sein Jahrhundert überlebt, hervorzubringen, eine Hauptbedingung, daß man seine Zeitgenossen, nebst ihren Meinungen, Ansichten und daraus entspringendem Tadel und Lobe, für gar nichts achte. Diese Bedingung findet jedoch sich immer von selbst ein, sobald die übrigen beisammen sind: und das ist ein Glück. Denn wollte Einer, beim Hervorbringen solcher Werke, die allgemeine Meinung, oder das Urtheil der Fachgenossen berücksichtigen; so würden sie, bei jedem Schritte, ihn vom rechten Wege abführen. Daher muß wer auf die Nachwelt kommen will, sich dem Einflusse seiner Zeit entziehn, dafür aber freilich auch meistens dem Einfluß auf seine Zeit entsagen und bereit seyn, den Ruhm der Jahrhunderte mit dem Beifall der Zeitgenossen zu erkaufen.

Wann nämlich irgend eine neue und daher paradoxe Grundwahrheit in die Welt kommt; so wird man allgemein sich ihr hartnäckig und möglichst lange widersetzen, ja, sie noch dann leugnen, wann man schon wankt und fast überführt ist. Inzwischen wirkt sie im Stillen fort und frißt, wie eine Säure, um sich, bis Alles unterminirt ist: dann wird hin und wieder ein Krachen vernehmbar, der alte Irrthum stürzt ein, und nun steht plötzlich, wie ein aufgedecktes Monument, das neue Gedankengebäude da, allgemein anerkannt und bewundert. Freilich pflegt das Alles sehr langsam zu gehn. Denn auf wen zu hören sei merken die Leute in der Regel erst, wann er nicht mehr da ist, so daß das hear, hear! erschallt, nachdem der Redner abgetreten.

Ein besseres Schicksal hingegen erwartet die Werke gewöhnlichen Schlages. Sie entstehn im Fortgang und Zusammenhang der Gesammtbildung ihres Zeitalters, sind daher mit dem Geiste der Zeit, d. h. den gerade herrschenden Ansichten, genau verbunden und auf das Bedürfniß des Augenblicks berechnet. Wenn sie daher nur irgend einiges Verdienst haben; so wird dasselbe sehr bald anerkannt, und sie werden, als eingreifend in die Bildungsepoche ihrer Zeitgenossen, bald Antheil finden: ihnen wird Gerechtigkeit widerfahren, ja, oft mehr als solche, und dem Neide geben sie doch nur wenig Stoff; da, wie gesagt, tantum quisque laudat, quantum se posse sperat imitari. Aber jene

außerordentlichen Werke, welche bestimmt sind, der ganzen Menschheit anzugehören und Jahrhunderte zu leben, sind, bei ihrem Entstehn, zu weit im Vorsprung, eben deshalb aber der Bildungsepoche und dem Geiste ihrer eigenen Zeit fremd. Sie gehören diesen nicht an, sie greifen in ihren Zusammenhang nicht ein, gewinnen also den darin Begriffenen kein Interesse ab. Sie gehören eben einer andern, einer höhern Bildungsstufe und einer noch fern liegenden Zeit an. Ihre Laufbahn verhält sich zu der jener andern, wie die des Uranus zu der des Merkur. Ihnen widerfährt daher, vor der Hand, keine Gerechtigkeit: man weiß nicht, was man damit soll, läßt sie also liegen, um seinen kleinen Schneckengang fortzusetzen. Sieht doch auch das Gewürm nicht den Vogel in der Luft.

Die Zahl der Bücher, welche in einer Sprache geschrieben werden, mag sich zur Zahl derjenigen, welche ein Theil ihrer eigentlichen und bleibenden Litteratur werden, verhalten ungefähr wie 100,000 zu Eins. — Und welche Schicksale haben diese letzteren meistens zu überstehn, ehe sie, jene 100,000 vorbeisegelnd, auf dem ihnen gebührenden Ehrenplatz anlangen! Sie sind sämmtlich die Werke ungewöhnlicher und entschieden überlegener Köpfe, und eben deshalb von den andern specifisch verschieden: was denn auch früher oder später zu Tage kommt.

Man denke nicht, daß es mit diesem Gange der Dinge sich jemals bessern werde. Die elende Beschaffenheit des Menschengeschlechts nimmt zwar in jeder Generation eine etwas veränderte Gestalt an, ist aber zu allen Zeiten die selbe. Die ausgezeichneten Geister dringen selten bei Lebzeiten durch; weil sie im Grunde doch bloß von den ihnen schon verwandten ganz und recht eigentlich verstanden werden.

Da nun den Weg zur Unsterblichkeit, aus so vielen Millionen, selten auch nur Einer geht; so muß er nothwendig sehr einsam seyn, und wird die Reise zur Nachwelt durch eine entsetzlich öde Gegend zurückgelegt, die der Lybischen Wüste gleicht, von deren Eindruck bekanntlich Keiner einen Begriff hat, als wer sie gesehn. Inzwischen empfehle ich zu dieser Reise vor Allem leichte Bagage; weil man sonst zu Vieles unterwegs abwerfen muß. Man sei daher stets des Ausspruchs Balthazar Gracians eingedenk: lo bueno, si breve, dos vezes bueno

(Das Gute, wenn kurz, ist doppelt gut), welcher überhaupt den Deutschen ganz besonders zu empfehlen ist. —

Zu der kurzen Spanne Zeit, in der sie leben, verhalten sich die großen Geister wie große Gebäude zu einem engen Platze, auf dem sie stehn. Man sieht nämlich diese nicht in ihrer Größe, weil man zu nahe davor steht; und aus der analogen Ursache wird man jene nicht gewahr; aber wann ein Jahrhundert dazwischen liegt, werden sie anerkannt und zurückgewünscht.

Ja, selbst der eigene Lebenslauf des vergänglichen Sohnes der Zeit, der ein unvergängliches Werk hervorgebracht hat, zeigt zu diesem ein großes Mißverhältniß, — analog dem der sterblichen Mutter, wie Semele, oder Maja, die einen unsterblichen Gott geboren hat, oder dem entgegengesetzten der Thetis zum Achill. Denn Vergängliches und Unvergängliches stehn in zu großem Widerspruch. Seine kurze Spanne Zeit, sein bedürftiges, bedrängtes, unstätes Leben wird selten erlauben, daß er auch nur den Anfang der glänzenden Bahn seines unsterblichen Kindes sehe, oder irgend für Das gelte, was er ist. Sondern ein Mann von Nachruhm bleibt das Widerspiel eines Edelmannes, als welcher ein Mann von Vorruhm ist.

Inzwischen läuft, für den Berühmten, der Unterschied zwischen dem Ruhme bei der Mitwelt und dem bei der Nachwelt, am Ende bloß darauf hinaus, daß beim ersteren seine Verehrer von ihm durch den Raum, beim andern durch die Zeit getrennt sind. Denn unter den Augen hat er sie, auch beim Ruhm der Mitwelt, in der Regel nicht. Die Verehrung verträgt nämlich nicht die Nähe; sondern hält sich fast immer in der Ferne auf; weil sie, bei persönlicher Gegenwart des Verehrten, wie Butter an der Sonne schmilzt. Demnach werden selbst den schon bei der Mitwelt Berühmten neun Zehntel der in seiner Nähe Lebenden bloß nach Maaßgabe seines Standes und Vermögens estimiren, und allenfalls wird beim übrigen Zehntel, in Folge einer aus der Ferne gekommenen Kunde, ein dumpfes Bewußtseyn seiner Vorzüge Statt finden. Ueber diese Inkompatibilität der Verehrung mit der persönlichen Anwesenheit und des Ruhmes mit dem Leben haben wir einen gar schönen lateinischen Brief des Petrarka: in der mir vorliegenden

Venezianiſchen Ausgabe, von 1492, ſeiner epistolae familiares iſt es der zweite und an den Thomas Meſſanenſis gerichtet. Er ſagt, unter Anderm, daß ſämmtliche Gelehrte ſeiner Zeit die Maxime hätten, alle Schriften geringzuſchätzen, deren Verfaſſer ihnen auch nur ein einziges Mal zu Geſichte gekommen wäre. — Sind demnach die Hochberühmten, hinſichtlich der Anerkennung und Verehrung, immer auf die Ferne gewieſen, ſo kann es ja ſo gut die zeitliche, wie die räumliche ſeyn. Freilich erhalten ſie bisweilen aus dieſer, aber nie aus jener, Kunde davon: dafür jedoch iſt das ächte, große Verdienſt im Stande, ſeinen Ruhm bei der Nachwelt mit Sicherheit zu anticipiren. Ja, wer einen wirklich großen Gedanken erzeugt, wird, ſchon im Augenblicke der Konception deſſelben, ſeines Zuſammenhanges mit den kommenden Geſchlechtern inne; ſo daß er dabei die Ausdehnung ſeines Daſeins durch Jahrhunderte fühlt und auf dieſe Weiſe, wie für die Nachkommen, ſo auch mit ihnen lebt. Wenn nun andrerſeits wir, von der Bewunderung eines großen Geiſtes, deſſen Werke uns eben beſchäftigt haben, ergriffen, ihn zu uns heranwünſchen, ihn ſehn, ſprechen, und unter uns beſitzen möchten; ſo bleibt auch dieſe Sehnſucht nicht unerwidert: denn auch er hat ſich geſehnt nach einer anerkennenden Nachwelt, welche ihm die Ehre, Dank und Liebe zollen würde, die eine neiderfüllte Mitwelt ihm verweigerte.

§. 249.

Wenn nun alſo die Geiſteswerke der höchſten Art meiſtens erſt vor dem Richterſtuhle der Nachwelt Anerkennung finden; ſo iſt ein umgekehrtes Schickſal gewiſſen glänzenden Irrthümern bereitet, welche, von talentvollen Leuten ausgehend, ſo ſcheinbar begründet auftreten und mit ſo viel Verſtand und Kenntniß vertheidigt werden, daß ſie, bei ihren Zeitgenoſſen, Ruhm und Anſehn erlangen und, wenigſtens ſo lange ihre Urheber leben, ſich auch darin erhalten. Dieſer Art ſind manche falſche Theorien, falſche Kriticismen, auch Gedichte und Kunſtwerke in einem vom Vorurtheile der Zeit geleiteten, falſchen Geſchmack, oder Manier. Das Anſehn und die Geltung aller ſolcher Dinge beruht darauf, daß Die noch nicht daſind, welche ſie zu widerlegen, oder ſonſt

das Falſche derſelben nachzuweiſen verſtehn. Meiſtens jedoch bringt dieſe ſchon die nächſte Generation heran; und dann hat die Herrlichkeit ein Ende. Nur in einzelnen Fällen dauert es lange damit, wie z. B. mit Neutons Farbenlehre der Fall geweſen, ja, noch iſt: andere Beiſpiele dieſer Art ſind das Ptolemäiſche Weltſyſtem, Stahls Chemie, F. A. Wolfs Abſtreiten der Perſönlichkeit und Identität Homers, vielleicht auch Niebuhrs deſtruktive Kritik der Römiſchen Königsgeſchichte u. ſ. w. So iſt denn der Richterſtuhl der Nachwelt, wie im günſtigen, ſo auch im ungünſtigen Fall, der gerechte Kaſſationshof der Urtheile der Mitwelt. Darum iſt es ſo ſchwer und ſo ſelten, der Mitwelt und der Nachwelt gleichmäßig Genüge zu leiſten.

Dieſe unausbleibliche Wirkung der Zeit auf die Berichtigung der Erkenntniß und des Urtheils ſollte man überhaupt im Auge behalten, um ſich damit zu beruhigen, ſo oft, ſei es in Kunſt und Wiſſenſchaft, oder im praktiſchen Leben, ſtarke Irrthümer auftreten und um ſich greifen, oder ein falſches, ja grundverkehrtes Beginnen und Treiben ſich geltend macht und die Menſchen ihren Beifall dazu geben. Da ſoll man nämlich ſich nicht ereifern, noch weniger verzagen, ſondern denken, daß ſie ſchon davon zurückkommen werden und nur der Zeit und Erfahrung bedürfen, um ſelbſt, aus eigenen Mitteln, Das zu erkennen, was der ſchärfer Sehende auf den erſten Blick ſah. — Wenn die Wahrheit aus dem Thatbeſtande der Dinge ſpricht, braucht man nicht ihr mit Worten gleich zu Hülfe zu kommen: die Zeit wird ihr zu tauſend Zungen verhelfen. — Die Länge dieſer Zeit wird freilich der Schwierigkeit des Gegenſtandes und der Scheinbarkeit des Falſchen angemeſſen ſeyn; aber auch ſie wird ablaufen, und in vielen Fällen würde es fruchtlos ſeyn, ihr vorgreifen zu wollen. Im ſchlimmſten Falle wird es zuletzt im Theoretiſchen gehn, wie im Praktiſchen, wo Täuſchung und Betrug, durch den günſtigen Erfolg dreiſt gemacht, immer weiter und weiter getrieben werden, bis die Entdeckung faſt unvermeidlich eintritt. So nämlich wächſt auch im Theoretiſchen, mittelſt der blinden Zuverſicht der Dummköpfe, das Abſurde immer höher, bis es endlich ſo groß geworden, daß auch das blödeſte Auge es erkennt. Daher ſoll man zu Dergleichen ſagen: je toller, je beſſer! Auch

kann man ſich ſtärken durch den Rückblick auf alle die Flauſen und Marotten, die ſchon ihre Zeit gehabt haben und dann gänzlich beſeitigt wurden. Im Stil, in der Grammatik und Orthographie giebt es ſolche, denen nur eine Lebenszeit von drei bis vier Jahren beſchieden iſt. Bei den großartigeren wird man freilich die Kürze des menſchlichen Lebens zu beklagen haben, allemal aber wohl thun, hinter ſeiner Zeit zurückzubleiben, wann man ſieht, daß ſie ſelbſt im Zurückſchreiten begriffen iſt. Denn es giebt zweierlei Art nicht au niveau de son temps zu ſtehn: darunter, oder darüber.

Kapitel XXI.

Ueber Gelehrſamkeit und Gelehrte.

---

§. 250.

Wenn man die vielen und mannigfaltigen Anſtalten zum Lehren und Lernen und das ſo große Gedränge von Schülern und Meiſtern ſieht, könnte man glauben, daß es dem Menſchengeſchlechte gar ſehr um Einſicht und Wahrheit zu thun ſei. Aber auch hier trügt der Schein. Jene lehren, um Geld zu verdienen und ſtreben nicht nach Weisheit, ſondern nach dem Schein und Kredit derſelben: und dieſe lernen nicht, um Kenntniß und Einſicht zu erlangen, ſondern um ſchwätzen zu können und ſich ein Anſehn zu geben. Alle dreißig Jahre nämlich tritt ſo ein neues Geſchlecht auf, ein Kuck in die Welt, der von nichts weiß und nun die Reſultate des durch die Jahrtauſende angeſammelten menſchlichen Wiſſens, ſummariſch, in aller Geſchwindigkeit in ſich freſſen und dann klüger als alle Vergangenheit ſeyn will. Zu dieſem Zweck bezieht er Univerſitäten und greift nach den Büchern, und zwar nach den neueſten, als ſeinen Zeit- und Altersgenoſſen. Nur Alles kurz und neu! wie er ſelbſt neu iſt. Dann urtheilt er darauf los. — Die eigentlichen Brodſtudien habe ich hier nicht ein Mal in Rechnung gebracht.

§. 251.

Studierende und Studierte aller Art und jedes Alters gehn in der Regel nur auf Kunde aus; nicht auf Einſicht. Sie ſetzen ihre Ehre darin, von Allem Kunde zu haben, von allen Steinen, oder Pflanzen, oder Bataillen, oder Experimenten und ſammt und ſonders von allen Büchern. Daß die Kunde ein bloßes Mittel zur Einſicht ſei, an ſich aber wenig, oder keinen Werth habe, fällt ihnen nicht ein, iſt hingegen die Denkungsart,

welche den philosophischen Kopf charakterisirt. Bei der imposanten Gelehrsamkeit jener Vielwisser sage ich mir bisweilen: o, wie wenig muß doch Einer zu denken gehabt haben, damit er so viel hat lesen können! Sogar wenn vom ältern Plinius berichtet wird, daß er beständig las, oder sich vorlesen ließ, bei Tische, auf Reisen, im Bade, so dringt sich mir die Frage auf, ob denn der Mann so großen Mangel an eigenen Gedanken gehabt habe, daß ihm ohne Unterlaß fremde eingeflößt werden mußten, wie dem an der Auszehrung Leidenden ein consommé, ihn am Leben zu erhalten. Und von seinem Selbstdenken mir hohe Begriffe zu geben ist weder seine urtheilslose Leichtgläubigkeit, noch sein unaussprechlich widerwärtiger, schwer verständlicher, papiersparender Kollektaneenstil geeignet.

§. 252.

Wie nun das viele Lesen und Lernen dem eigenen Denken Abbruch thut; so entwöhnt das viele Schreiben und Lehren den Menschen von der Deutlichkeit und eo ipso Gründlichkeit des Wissens und Verstehns; weil es ihm nicht die Zeit läßt, diese zu erlangen. Da muß er dann, in seinem Vortrage, die Lücken seines deutlichen Erkennens mit Worten und Phrasen ausfüllen. Dies ist es, was die meisten Bücher so langweilig macht, und nicht die Trockenheit des Gegenstandes. Denn wie behauptet wird, ein guter Koch könne sogar eine alte Schuhsohle genießbar herrichten; so kann ein guter Schriftsteller den trockensten Gegenstand unterhaltend machen.

§. 253.

Den bei Weitem allermeisten Gelehrten ist ihre Wissenschaft Mittel, nicht Zweck. Darum werden sie nie etwas Großes darin leisten; weil hiezu erfordert ist, daß sie Dem, der sie treibt, Zweck sei und alles Andere, ja, sein Daseyn selbst, nur Mittel. Denn Alles, was man nicht seiner selbst wegen treibt, treibt man nur halb, und die wahre Vortrefflichkeit kann, bei Werken jeder Art, nur Das erlangen, was seiner selbst wegen hervorgebracht wurde und nicht als Mittel zu ferneren Zwecken. Eben so wird zu neuen und großen Grundeinsichten nur Der es bringen, der zum unmittelbaren Zweck seiner Studien Erlangung

eigener Erkenntniß hat, unbekümmert um fremde. Die Gelehrten aber, wie ſie in der Regel ſind, ſtudieren zu dem Zweck, lehren und ſchreiben zu können. Daher gleicht ihr Kopf einem Magen und Gedärmen, daraus die Speiſen unverdaut wieder abgehn. Eben deshalb wird auch ihr Lehren und Schreiben wenig nützen. Denn Andere nähren kann man nicht mit unverdauten Abgängen, ſondern nur mit der Milch, die aus dem eigenen Blute ſich abgeſondert hat.

§. 254.

Die Perücke iſt doch das wohlgewählte Symbol des reinen Gelehrten als ſolchen. Sie ziert den Kopf mit einem reichlichen Maaße fremden Haares, bei Ermangelung des eigenen; wie die Gelehrſamkeit in ſeiner Ausſtattung mit einer großen Menge fremder Gedanken beſteht, welche denn freilich ihn nicht ſo wohl und natürlich kleiden, noch ſo brauchbar in allen Fällen und allen Zwecken angepaßt ſind, noch ſo feſt wurzeln, noch, wenn verbraucht, ſogleich durch andere aus derſelben Quelle erſetzt werden, wie die dem ſelbſteigenen Grund und Boden entſproſſenen; weshalb eben Sterne, im Triſtram Shandy, ſo unverſchämt iſt, zu behaupten: an ounce of a mans own wit is worth a tun of other people's. (Eine Unze eigenen Geiſtes iſt ſo viel werth, wie zweitauſend Pfund von andrer Leute ihrem.) —

Wirklich verhält auch die vollendeteſte Gelehrſamkeit ſich zum Genie, wie ein Herbarium zur ſtets ſich neu erzeugenden, ewig friſchen, ewig jungen, ewig wechſelnden Pflanzenwelt, und keinen größeren Kontraſt giebt es, als den zwiſchen der Gelehrſamkeit des Kommentators und der kindlichen Naivetät des Alten.

§. 255.

Dilettanten, Dilettanten! — ſo werden Die, welche eine Wiſſenſchaft, oder Kunſt, aus Liebe zu ihr und Freude an ihr, per il loro diletto, treiben, mit Geringſchätzung genannt von Denen, die ſich des Gewinnes halber darauf gelegt haben; weil ſie nur das Geld delektirt, das damit zu verdienen iſt. Dieſe Geringſchätzung beruht auf ihrer niederträchtigen Ueberzeugung, daß Keiner eine Sache ernſtlich angreifen werde, wenn ihn nicht Noth, Hunger, oder ſonſt welche Gier dazu anſpornt. Das

Publikum iſt des ſelben Geiſtes und daher der ſelben Meinung: hieraus entſpringt ſein durchgängiger Reſpekt vor den „Leuten vom Fach" und ſein Mißtrauen gegen Dilettanten. In Wahrheit hingegen iſt dem Dilettanten die Sache Zweck, dem Manne vom Fach, als ſolchem, bloß Mittel: nur Der aber wird eine Sache mit ganzem Ernſte treiben, dem unmittelbar an ihr gelegen iſt und der ſich aus Liebe zu ihr damit beſchäftigt, ſie con amore treibt. Von Solchen, und nicht von den Lohndienern, iſt ſtets das Größte ausgegangen.

§. 256.

So war denn auch Goethe ein Dilettant in der Farbenlehre. Darüber hier ein Wörtchen!

Dummſeyn und Schlechtſeyn iſt erlaubt: ineptire est juris gentium. Hingegen von Dummheit und Schlechtigkeit reden iſt ein Verbrechen, ein empörender Bruch der guten Sitten und alles Anſtandes. — Eine weiſe Vorkehrung! Jedoch muß ich ſie jetzt ein Mal außer Acht laſſen, um mit den Deutſchen deutſch zu reden. Denn ich habe zu ſagen, daß das Schickſal der Goethe'ſchen Farbenlehre ein ſchreiender Beweis entweder der Unredlichkeit, oder aber der völligen Urtheilsloſigkeit der deutſchen Gelehrtenwelt iſt: wahrſcheinlich haben beide edele Eigenſchaften dabei einander in die Hände gearbeitet. Das große gebildete Publikum ſucht Wohlleben und Zeitvertreib, legt daher bei Seite was nicht Roman, Komödie oder Gedicht iſt. Um ausnahmsweiſe ein Mal zur Belehrung zu leſen, wartet es zuvörderſt auf Brief und Siegel von Denen, die es beſſer verſtehn, darüber, daß hier wirklich Belehrung zu finden ſei. Und die es beſſer verſtehn, meint es, das wären die Leute vom Fach. Es verwechſelt nämlich Die, welche von einer Sache leben, mit Denen, die für die Sache leben; wiewohl dies ſelten die Selben ſind. Schon Diderot hat es, im Rameau's Neffen, geſagt, daß Die, welche eine Wiſſenſchaft lehren, nicht Die ſind, welche ſie verſtehn und ernſtlich treiben, als welchen keine Zeit zum Lehren derſelben bleibt. Jene Andern leben bloß von der Wiſſenſchaft: ſie iſt ihnen „eine tüchtige Kuh, die ſie mit Butter verſorgt." — Wenn der größte Geiſt einer Nation eine Sache zum Hauptſtudium ſeines Lebens gemacht hat, wie Goethe die Farben-

lehre und ſie findet keinen Eingang, ſo iſt es Pflicht der Regierungen, welche Akademien bezahlen, dieſen aufzutragen, die Sache durch eine Kommiſſion unterſuchen zu laſſen; wie Dies in Frankreich mit viel unbedeutenderen Dingen geſchieht. Wozu ſonſt ſind dieſe Akademien, die ſich ſo breit machen und in denen doch ſo mancher Dummkopf ſitzt und ſich bläht, da? Neue Wahrheiten von Belang gehn ſelten von ihnen aus: daher ſollten ſie wenigſtens wichtige Leiſtungen zu beurtheilen fähig ſeyn und genöthigt werden, ex officio zu reden. Vorläufig jedoch hat uns Herr Link, Mitglied der Berliner Akademie, eine Probe ſeiner akademiſchen Urtheilskraft geliefert, in ſeinen „Propyläen der Naturkunde" Bd. 1. 1836. A priori überzeugt, daß ſein Univerſitätskollege Hegel ein großer Philoſoph und Goethe's Farbenlehre eine Stümperei ſei, bringt er, daſelbſt S. 47, Beide ſo zuſammen: „Hegel erſchöpft ſich in den ungemeſſenſten Aus„fällen, wenn es Neuton gilt, vielleicht aus Kondeſcendenz „— eine ſchlechte Sache verdient ein ſchlechtes Wort — für „Goethe." Alſo von der Kondeſcendenz eines elenden Scharlatans gegen den größten Geiſt der Nation erdreiſtet ſich dieſer Herr Link zu reden. Ich füge als Proben ſeiner Urtheilskraft und lächerlichen Vermeſſenheit noch folgende, die obige erläuternden Stellen aus dem ſelben Buche bei. „An Tiefſinn übertrifft „Hegel alle ſeine Vorgänger: man kann ſagen, ihre Philoſophie „verſchwindet vor der ſeinigen." S. 32. Und ſeine Darſtellung jener jämmerlichen Hegel'ſchen Katheder-hanswurſtiade beſchließt er, S. 44, mit: „Dieſes iſt das tiefgegründete, erhabene Gebäude „des höchſten metaphyſiſchen Scharfſinnes, welches die Wiſſen„ſchaft kennt. Worte wie dieſe: „„das Denken der Nothwendig„„keit iſt die Freiheit; der Geiſt ſchafft ſich eine Welt der Sitt„„lichkeit, wo die Freiheit wiederum Nothwendigkeit wird,"" er„füllen mit Ehrfurcht den nahenden Geiſt, und ein Mal gehörig „erkannt, ſichern ſie Dem, welcher ſie ſprach, die Unſterblichkeit." — Da dieſer Herr Link nicht bloß Mitglied der Berliner Akademie iſt, ſondern auch zu den Notabilitäten, vielleicht gar Celebritäten, der Deutſchen Gelehrtenrepublik gehört; ſo können dieſe Ausſprüche, zumal da ſie nirgends gerügt worden, auch als eine Probe deutſcher Urtheilskraft und deutſcher Gerechtigkeit gelten. Man wird danach beſſer verſtehn, wie es geſchehen

konnte, daß meine Schriften, mehr als 30 Jahre hindurch, nicht des Hinſehns werth geachtet worden ſind.

§. 257.

Der deutſche Gelehrte iſt aber auch zu arm, um redlich und ehrenhaft ſeyn zu können. Daher iſt drehen, winden, ſich akkommodiren und ſeine Ueberzeugung verleugnen, lehren und ſchreiben was er nicht glaubt, kriechen, ſchmeicheln, Partei machen und Kamaradſchaft ſchließen, Miniſter, Große, Kollegen, Studenten, Buchhändler, Recenſenten, kurz, Alles eher, als die Wahrheit und fremdes Verdienſt, berückſichtigen, — ſein Gang und ſeine Methode. Er wird dadurch meiſtens ein rückſichtsvoller Lump. In Folge davon hat denn auch, in der deutſchen Litteratur überhaupt und der Philoſophie insbeſondere, die Unredlichkeit ſo ſehr die Oberhand gewonnen, daß zu hoffen ſteht, es werde damit den Punkt erreichen, wo ſie, als unfähig, noch irgend Jemanden zu täuſchen, unwirkſam wird.

§. 258.

Uebrigens iſt es in der Gelehrtenrepublik, wie in andern Republiken: man liebt einen ſchlichten Mann, der ſtill vor ſich hin geht und nicht klüger ſeyn will, als die Andern. Gegen die excentriſchen Köpfe, als welche Gefahr drohen, vereinigt man ſich und hat, o welche! Majorität auf ſeiner Seite.

In der Gelehrten-Republik geht es, im Ganzen genommen, ſo her, wie in der Republik Mexiko, als in welcher Jeder bloß auf ſeinen Vortheil bedacht iſt, Anſehen und Macht für ſich ſuchend, ganz unbekümmert um das Ganze, welches darüber zu Grunde geht. Ebenſo ſucht in der Gelehrten-Republik Jeder nur ſich geltend zu machen, um Anſehen zu gewinnen: das Einzige, worin ſie Alle übereinſtimmen, iſt, einen wirklich eminenten Kopf, wenn er ſich zeigen ſollte, nicht aufkommen zu laſſen; da er Allen zugleich gefährlich wird. Wie das Ganze der Wiſſenſchaften dabei fährt, iſt leicht abzuſehn.

§. 259.

Zwiſchen Profeſſoren und unabhängigen Gelehrten beſteht, von Alters her, ein gewiſſer Antagonismus, der vielleicht in

etwas durch den zwiſchen Hunden und Wölfen erläutert werden könnte.

Profeſſoren haben, durch ihre Lage, große Vortheile, um zur Kunde ihrer Zeitgenoſſen zu gelangen. Dagegen haben unabhängige Gelehrte, durch ihre Lage, große Vortheile, um zur Kunde der Nachwelt zu gelangen; weil es dazu, unter andern und viel ſelteneren Dingen, auch einer gewiſſen Muße und Unabhängigkeit bedarf.

Da es lange dauert, ehe die Menſchheit herausfindet, wem ſie ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken hat; ſo können Beide neben einander wirken.

Im Ganzen genommen, iſt die Stallfütterung der Profeſſuren am geeigneteſten für die Wiederkäuer. Hingegen Die, welche aus den Händen der Natur die eigene Beute empfangen, befinden ſich beſſer im Freien.

§. 260.

Von dem menſchlichen Wiſſen überhaupt, in jeder Art, exiſtirt der allergrößte Theil ſtets nur auf dem Papier, in den Büchern, dieſem papiernen Gedächtniß der Menſchheit. Nur ein kleiner Theil deſſelben iſt, in jedem gegebenen Zeitpunkt, in irgendwelchen Köpfen wirklich lebendig. Dies entſpringt beſonders aus der Kürze und Ungewißheit des Lebens, zudem aus der Trägheit und Genußſucht der Menſchen. Das jedesmalige ſchnell vorübereilende Geſchlecht erreicht vom menſchlichen Wiſſen was es gerade braucht. Es ſtirbt bald aus. Die meiſten Gelehrten ſind ſehr oberflächlich. Nun folgt ein neues hoffnungsvolles Geſchlecht, welches von nichts weiß, ſondern Alles von Anfang an zu lernen hat; davon nimmt es wieder, ſo viel es auffaſſen oder auf ſeiner kurzen Reiſe gebrauchen kann, und geht ebenfalls ab. Wie ſchlecht würde es alſo um das menſchliche Wiſſen ſtehn, wenn Schrift und Druck nicht wären. Daher ſind die Bibliotheken allein das ſichere und bleibende Gedächtniß des menſchlichen Geſchlechts, deſſen einzelne Mitglieder alle nur ein ſehr beſchränktes und unvollkommenes haben. Daher laſſen die meiſten Gelehrten ſo ungern ihre Kenntniſſe examiniren, wie die Kaufleute ihre Handlungsbücher.

Das menſchliche Wiſſen iſt nach allen Seiten unabſehbar

und von Dem, was überhaupt wissenswerth wäre, kann kein Einzelner auch nur den tausendsten Theil wissen.

Demgemäß haben die Wissenschaften eine solche Breite der Ausdehnung erlangt, daß wer etwas „darin leisten" will nur ein ganz specielles Fach betreiben darf, unbekümmert um alles Andere. Alsdann wird er zwar in seinem Fache über dem Vulgus stehn, in allem Uebrigen jedoch zu demselben gehören. Kommt nun noch, wie heut zu Tage immer häufiger wird, die Vernachlässigung der alten Sprachen, welche halb zu lernen nichts hilft, hinzu, wodurch die allgemeine Humanitätsbildung wegfällt; so werden wir Gelehrte sehn, die außerhalb ihres speciellen Faches wahre Ochsen sind. — Ueberhaupt ist so ein exklusiver Fachgelehrter dem Fabrikarbeiter analog, der, sein Leben lang, nichts Anderes macht, als eine bestimmte Schraube, oder Haken, oder Handhabe, zu einem bestimmten Werkzeuge, oder Maschine, worin er dann freilich eine unglaubliche Virtuosität erlangt. Auch kann man den Fachgelehrten mit einem Manne vergleichen, der in seinem eigenen Hause wohnt, jedoch nie herauskommt. In dem Hause kennt er Alles genau, jedes Treppchen, jeden Winkel und jeden Balken; etwan wie Viktor Hugo's Quasimodo die Notredame-Kirche kennt: aber außerhalb desselben ist ihm alles fremd und unbekannt. — Wahre Bildung zur Humanität hingegen erfordert durchaus Vielseitigkeit und Ueberblick, also, für einen Gelehrten im höhern Sinne, allerdings etwas Polyhistoria. Wer aber vollends ein Philosoph seyn will, muß in seinem Kopfe die entferntesten Enden des menschlichen Wissens zusammenbringen: denn wo anders könnten sie jemals zusammenkommen? — Geister ersten Ranges nun gar werden niemals Fachgelehrte seyn. Ihnen, als solchen, ist das Ganze des Daseyns zum Problem gegeben und über dasselbe wird jeder von ihnen, in irgend einer Form und Weise, der Menschheit neue Aufschlüsse ertheilen. Denn den Namen eines Genies kann nur Der verdienen, welcher das Ganze und Große, das Wesentliche und Allgemeine der Dinge zum Thema seiner Leistungen nimmt, nicht aber wer irgend ein specielles Verhältniß von Dingen zu einander zurechtzulegen sein Leben lang bemüht ist.

§. 261.

Die Abſchaffung des Lateiniſchen als allgemeiner Gelehrtenſprache und die dagegen eingeführte Kleinbürgerei der Nationallitteraturen iſt für die Wiſſenſchaften in Europa ein wahres Unglück geweſen. Zunächſt, weil es nur mittelſt der lateiniſchen Sprache ein allgemeines Europäiſches Gelehrtenpublikum gab, an deſſen Geſammtheit jedes erſcheinende Buch ſich direkt wandte. Nun iſt aber die Zahl der eigentlich denkenden und urtheilsfähigen Köpfe in ganz Europa ohnehin ſchon ſo klein, daß, wenn man ihr Forum noch durch Sprachgränzen zerſtückelt und auseinander reißt, man ihre wohlthätige Wirkſamkeit unendlich ſchwächt. Und die, nach beliebiger Auswahl der Verleger, von litterariſchen Handwerksburſchen fabrizirten Verdollmetſchungen ſind ein ſchlechtes Surrogat für eine allgemeine Gelehrtenſprache. Darum iſt Kants Philoſophie, nach kurzem Aufleuchten, im Sumpfe deutſcher Urtheilskraft ſtecken geblieben, während über demſelben die Irrlichter Fichte'ſcher, Schellingiſcher und endlich gar Hegel'ſcher Scheinwiſſenſchaft ihr Flackerleben genoſſen. Darum hat Goethe's Farbenlehre keine Gerechtigkeit gefunden. Darum bin ich unbeachtet geblieben. Darum iſt die ſo intellektuelle und urtheilskräftige Engliſche Nation noch jetzt durch die ſchimpflichſte Bigotterie und Pfaffenbevormundung degradirt. Darum ermangelt Frankreichs ruhmvolle Phyſik und Zoologie der Stütze und Kontrole einer ausreichenden und würdigen Metaphyſik. Und noch mehr ließe ſich anführen. Zudem aber wird an dieſen großen Nachtheil gar bald ein zweiter, noch größerer ſich knüpfen: das Aufhören der Erlernung der alten Sprachen. Nimmt doch ſchon jetzt in Frankreich und ſelbſt in Deutſchland die Vernachläſſigung derſelben Ueberhand. Schon daß in den 1830er Jahren das Corpus juris in's Deutſche überſetzt wurde, war ein unverkennbares Zeichen des Eintritts der Ignoranz in der Grundlage aller Gelehrſamkeit, der lateiniſchen Sprache, alſo der Barbarei. Jetzt iſt es ſo weit gekommen, daß griechiſche, ja lateiniſche Autoren mit deutſchen Noten herausgegeben werden, welches eine Schweinerei und eine Infamie iſt. Der wahre Grund davon, (wie auch die Herren ſich gebärden mögen) iſt, daß die Herausgeber nicht mehr latein zu ſchreiben verſtehn, und die liebe Jugend wandert gern an ihrer Hand den

Weg der Faulheit, Ignoranz und Barbarei. Ich hatte erwartet, dies Verfahren in den Litteraturzeitungen nach Verdienst gegeißelt zu sehn: aber, wie mußte ich erstaunen, als ich sah, daß es ohne allen Tadel davon kam, als ganz in der Ordnung. Das macht, die Recensenten sind eben solche unwissende Patrone, oder auch Gevatter der Herausgeber, oder des Verlegers. Und die rücksichtsvollste Niederträchtigkeit ist in der deutschen Litteratur jeder Art völlig zu Hause.

Als specielle Gemeinheit, die jetzt alle Tage dreister hervorkriecht, muß ich noch rügen, daß in wissenschaftlichen Büchern und in ganz eigentlich gelehrten, sogar von Akademien herausgegebenen Zeitschriften Stellen aus griechischen, ja (proh pudor) aus lateinischen Autoren in deutscher Uebersetzung angeführt werden. Pfui Teufel! Schreibt ihr für Schuster und Schneider? — Ich glaub's: um nur recht viel „abzusetzen." Dann erlaubt mir, gehorsamst zu bemerken, daß ihr in jedem Sinn gemeine Kerle seid. — Habt mehr Ehr' im Leib und weniger Geld in der Tasche und laßt den Ungelehrten seine Inferiorität fühlen, statt Bücklinge vor seiner Geldkatze zu machen. — Für griechische und lateinische Autoren sind deutsche Uebersetzungen gerade so ein Surrogat, wie Cichorien für Kaffee, und zudem darf man auf ihre Richtigkeit sich durchaus nicht verlassen. —

Kommt es also dahin, dann Lebewohl, Humanität, edler Geschmack und hoher Sinn! Die Barbarei kommt wieder, trotz Eisenbahnen, elektrischen Drähten und Luftballons. Endlich gehn wir dadurch noch eines Vortheils verlustig, den alle unsere Vorfahren genossen haben. Nämlich nicht bloß das Römische Alterthum schließt das Lateinische uns auf, sondern eben so unmittelbar das ganze Mittelalter aller Europäischen Länder und die neuere Zeit, bis auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts herab. Daher reden z. B. Skotus Erigena aus dem 9. Jahrhundert, Johannes von Salesbury aus dem 12., Raimund Lullus aus dem 13., nebst hundert Andern, zu mir unmittelbar in der Sprache, die ihnen, sobald sie an wissenschaftliche Gegenstände dachten, natürlich und eigen war. Daher treten sie noch jetzt ganz nahe an mich heran: ich bin in unmittelbarer Berührung mit ihnen und lerne sie wahrhaft kennen. Was würde es sein, wenn Jeder von ihnen in seiner Landessprache, wie sie zu seiner Zeit war, ge-

ſchrieben hätte?! Nicht die Hälfte würde ich auch nur verſtehn und eine eigentliche geiſtige Berührung mit ihnen wäre unmöglich: ich ſähe ſie wie Schattenbilder am fernen Horizont, oder gar durch das Teleſkop einer Ueberſetzung. Dies zu verhüten, hat Bako von Verulam, wie er ausdrücklich ſagt, ſeine essays nachmals ſelbſt ins Lateiniſche überſetzt u. d. T. sermones fideles; — wobei ihm jedoch Hobbes geholfen hat. (S. Thomae Hobbes vita. Carolopoli 1681, p. 22.)

Hier ſei beiläufig erwähnt, daß der Patriotismus, wenn er im Reiche der Wiſſenſchaften ſich geltend machen will, ein ſchmutziger Geſelle iſt, den man hinauswerfen ſoll. Denn was kann impertinenter ſeyn, als da, wo das rein und allgemein Menſchliche betrieben wird und wo Wahrheit, Klarheit und Schönheit allein gelten ſollen, ſeine Vorliebe für die Nation, welcher die eigene werthe Perſon gerade angehört, in die Waagſchale legen zu wollen und nun, aus ſolcher Rückſicht, bald der Wahrheit Gewalt anzuthun, bald gegen die großen Geiſter fremder Nationen ungerecht zu ſeyn, um die geringeren der eigenen herauszuſtreichen. Beiſpielen dieſer Gemeinheit begegnet man aber täglich bei den Schriftſtellern aller Nationen Europa's; daher ſie auch ſchon von Yriarte in der 33ſten ſeiner allerliebſten litterariſchen Fabeln verſpottet worden iſt*).

---

*) Nach Bertuch's Ueberſetzung der litterariſchen Fabeln des Don Tomas de Yriarte (Leipzig 1788) lautet dieſe 33. Fabel, wie folgt:

Der Strauß, der Dromedar und der Fuchs.

„Zum Zeitvertreib hielten einmal die Thiere Picknick — denn auch unter Thieren giebt's Picknicks. — Die Aſſemblee war ſehr gemiſcht, und es wurde dabei von tauſenderlei verſchiedenen Dingen geſprochen. Unter andern fiel die Rede auf die verſchiedenen Vorzüge und Gaben, womit ein Thier vor dem andern ausgeſtattet iſt. Dieſes lobte die Ameiſe, jenes den Hund; eines gab der Biene, ein anderes dem Papagei den Vorzug. —

Nein, ſagte der Strauß; meines Dafürhaltens giebt es gewiß kein trefflicheres Thier, als den Dromedar; und mir, ich muß es geſtehn, verſetzte der Dromedar, gefällt kein Thier ſo wohl, als der Strauß.

Lange rieth man hin und her, warum beide doch einen ſo ſonderbaren Geſchmack hätten. Vielleicht weil beide große Lümmel ſind? — Oder weil beide lange Hälſe haben? — Oder weil der Strauß ein bischen einfältig, und der Herr Dromedar eben auch kein Genie iſt? — Oder weil beide ſo häßlich wie möglich ſind? — Oder weil beide einen Höcker haben? — Oder

§. 262.

Zur Verbesserung der Qualität der Studierenden, auf Kosten ihrer schon sehr überzähligen Quantität, sollte gesetzlich bestimmt seyn: 1) daß Keiner vor seinem 20. Jahre die Universität beziehn dürfte, daselbst aber erst ein examen rigorosum in beiden alten Sprachen zu überstehn hätte, ehe ihm die Matrikel ertheilt würde. Durch diese jedoch müßte er vom Militärdienst befreit seyn, und hätte somit an ihr seine ersten doctarum praemia frontium. Ein Student hat viel zu viel zu lernen, als daß er unverkümmert ein Jahr, oder gar noch mehr, mit dem seinem Beruf so heterogenen Waffenhandwerk verderben könnte; — nicht zu gedenken, daß sein Einexercirtwerden den Respekt untergräbt, den jeder Ungelehrte, wer er auch sei, vom Ersten bis zum Letzten, dem Gelehrten schuldig ist; ja, geradezu die selbe Barbarei ist, welche Raupach dargestellt hat in der Komödie „Vor hundert Jahren" an der hinterlistigen Brutalität des „alten Dessauers" gegen einen Kandidaten. Durch die so natürliche Exemtion des Gelehrtenstandes vom Militärdienst werden die Armeen nicht zusammenschmelzen; wohl aber wird dadurch die Zahl schlechter Aerzte, schlechter Advokaten und Richter, unwissender Schulmänner und Scharlatane jeder Art vermindert werden; — um so gewisser, als jedes Stück Soldatenleben demoralisirend auf den künftigen Gelehrten wirkt; — 2) sollte gesetzlich bestimmt seyn, daß Jeder auf der Universität im ersten Jahre ausschließlich Kollegia der philosophischen Fakultät hören müßte und vor dem zweiten Jahre zu denen der drei obern Fakultäten gar nicht zugelassen würde, diesen aber alsdann die Theologen 2, die Juristen 3, die Mediciner 4 Jahre widmen müßten. Dagegen könnte auf den Gymnasien der Unterricht auf alte Sprachen, Geschichte, Mathematik und deutschen Stil beschränkt bleiben und besonders in ersteren desto gründlicher seyn. Weil jedoch die Anlage zur Mathematik eine ganz specielle und eigene ist, die mit den übrigen Fähigkeiten eines Kopfes gar nicht parallel geht, ja,

---

auch — Keins von alle dem, unterbrach sie der Fuchs. Wißt ihr, warum sie sich einander loben? — Weil sie Landsleute sind. —

Der Fuchs hatte nicht Unrecht. Beide waren Ausländer. Könnte man von manchen Gelehrten nicht eben das sagen?"

nichts mit ihnen gemein hat;*) ſo ſollte für den mathematiſchen Unterricht eine ganz geſonderte Klaſſifikation der Schüler gelten; ſo daß wer im Uebrigen in Selekta ſäße hier in Tertia ſitzen könnte, ſeiner Ehre unbeſchadet und eben ſo vice versa. Nur ſo kann Jeder, nach Maaßgabe ſeiner Kräfte dieſer beſondern Art, etwas davon lernen.

Die Profeſſoren freilich werden, da ihnen an der Quantität der Studenten mehr, als an deren Qualität liegt, obige Vorſchläge nicht unterſtützen; wie auch nicht den folgenden. Die Promotionen ſollten durchaus unentgeltlich geſchehn; damit die durch die Gewinnſucht der Profeſſoren diskreditirte Doktorwürde wieder zu Ehren käme. Dafür ſollten die nachherigen Staatsexamina, bei Doktoren, wegfallen.

---

*) Man ſehe hierüber W. Hamilton's ſchöne Abhandlung in Form einer Recenſion eines Buches von Whewell, in der Edinburgh Review vom Januar 1836, auch ſpäter unter ſeinem Namen mit einigen andern Abhandlungen herausgegeben, auch Deutſch überſetzt u. d. T. „über den Werth und Unwerth der Mathematik". 1836.

Kapitel XXII.

Selbſtdenken.

§. 263.

Wie die zahlreichſte Bibliothek, wenn ungeordnet, nicht ſo viel Nutzen ſchafft, als eine ſehr mäßige, aber wohlgeordnete; eben ſo iſt die größte Menge von Kenntniſſen, wenn nicht eigenes Denken ſie durchgearbeitet hat, viel weniger werth, als eine weit geringere, die aber vielfältig durchdacht worden. Denn erſt durch das allſeitige Kombiniren Deſſen, was man weiß, durch das Vergleichen jeder Wahrheit mit jeder andern, eignet man ſein eigenes Wiſſen ſich vollſtändig an und bekommt es in ſeine Gewalt. Durchdenken kann man nur was man weiß; daher man etwas lernen ſoll: aber man weiß auch nur was man durchdacht hat.

Nun aber kann man ſich zwar willkürlich appliciren auf Leſen und Lernen; auf das Denken hingegen eigentlich nicht. Dieſes nämlich muß, wie das Feuer durch einen Luftzug, angefacht und unterhalten werden durch irgend ein Intereſſe am Gegenſtande deſſelben; welches entweder ein rein objektives, oder aber bloß ein ſubjektives ſeyn mag. Das letztere iſt allein bei unſern perſönlichen Angelegenheiten vorhanden; das erſtere aber nur für die von Natur denkenden Köpfe, denen das Denken ſo natürlich iſt, wie das Athmen, welche aber ſehr ſelten ſind. Daher iſt es mit den meiſten Gelehrten ſo wenig.

§. 264.

Die Verſchiedenheit zwiſchen der Wirkung, welche das Selbſtdenken, und der, welche das Leſen auf den Geiſt hat, iſt unglaublich groß; daher ſie die urſprüngliche Verſchiedenheit der Köpfe,

vermöge welcher man zum Einen, oder zum Andern getrieben wird, noch immerfort vergrößert. Das Leſen nämlich zwingt dem Geiſte Gedanken auf, die der Richtung und Stimmung, welche er für den Augenblick hat, ſo fremd und heterogen ſind, wie das Petſchaft dem Lack, welchem es ſein Siegel aufdrückt. Der Geiſt erleidet dabei totalen Zwang von außen, jetzt Dies, oder Jenes zu denken, wozu er ſo eben gar keinen Trieb, noch Stimmung hat. — Hingegen beim Selbſtdenken folgt er ſeinem ſelbſteigenen Triebe, wie dieſen für den Augenblick entweder die äußere Umgebung, oder irgend eine Erinnerung näher beſtimmt hat. Die anſchauliche Umgebung nämlich bringt dem Geiſte nicht *einen* beſtimmten Gedanken auf, wie das Leſen; ſondern giebt ihm bloß Stoff und Anlaß zu denken was ſeiner Natur und gegenwärtigen Stimmung gemäß iſt. — Daher nun nimmt das *viele* Leſen dem Geiſte alle Elaſticität; wie ein fortdauernd drückendes Gewicht ſie einer Springfeder nimmt; und iſt, um keine eigenen Gedanken zu haben, das ſicherſte Mittel, daß man in jeder freien Minute ſogleich ein Buch zur Hand nehme. Dieſe Praxis iſt der Grund, warum die Gelehrſamkeit die meiſten Menſchen noch geiſtloſer und einfältiger macht, als ſie ſchon von Natur ſind, und auch ihrer Schriftſtellerei allen Erfolg benimmt: ſie bleiben, wie ſchon *Pope* ſagt:

> For ever reading, never to be read.
> Pope, Dunciad. III, 194.

Die Gelehrten ſind Die, welche in den Büchern geleſen haben; die Denker, die Genies, die Welterleuchter und Förderer des Menſchengeſchlechts ſind aber Die, welche unmittelbar im Buche der Welt geleſen haben.

§. 265.

Im Grunde haben nur die eigenen Grundgedanken Wahrheit und Leben: denn nur ſie verſteht man recht eigentlich und ganz. Fremde, geleſene Gedanken ſind die Ueberbleibſel eines fremden Mahles, die abgelegten Kleider eines fremden Gaſtes.

Zum eigenen, in uns aufſteigenden Gedanken verhält der fremde, geleſene, ſich wie der Abdruck einer Pflanze der Vorwelt im Stein zur blühenden Pflanze des Frühlings.

§. 266.

Leſen iſt ein bloßes Surrogat des eigenen Denkens. Man läßt dabei ſeine Gedanken von einem Andern am Gängelbande führen. Zudem taugen viele Bücher bloß, zu zeigen, wie viel Irrwege es giebt und wie arg man ſich verlaufen könnte, wenn man von ihnen ſich leiten ließe. Den aber der Genius leitet, d. h. der ſelbſt denkt, freiwillig denkt, richtig denkt, — der hat die Bouſſole, den rechten Weg zu finden. — Leſen ſoll man alſo nur dann, wann die Quelle der eigenen Gedanken ſtockt; was auch beim beſten Kopfe oft genug der Fall ſeyn wird. Hingegen die eigenen, urkräftigen Gedanken verſcheuchen, um ein Buch zur Hand zu nehmen, iſt Sünde wider den heiligen Geiſt. Man gleicht alsdann Dem, der aus der freien Natur flieht, um ein Herbarium zu beſehn, oder um ſchöne Gegenden im Kupferſtiche zu betrachten.

Wenn man auch bisweilen eine Wahrheit, eine Einſicht, die man mit vieler Mühe und langſam durch eigenes Denken und Kombiniren herausgebracht hat, hätte mit Bequemlichkeit in einem Buche ganz fertig vorfinden können; ſo iſt ſie doch hundert Mal mehr werth, wenn man ſie durch eigenes Denken erlangt hat. Denn nur alsdann tritt ſie als integrirender Theil, als lebendiges Glied, ein in das ganze Syſtem unſerer Gedanken, ſteht mit demſelben in vollkommenem und feſtem Zuſammenhange, wird mit allen ihren Gründen und Folgen verſtanden, trägt die Farbe, den Farbenton, das Gepräge unſrer ganzen Denkweiſe, iſt eben zur rechten Zeit, als das Bedürfniß derſelben rege war, gekommen, ſitzt daher feſt und kann nicht wieder verſchwinden. Demnach findet hier Goethe's Vers,

„Was du ererbt von deinen Vätern haſt,
Erwirb es, um es zu beſitzen,"

ſeine vollkommenſte Anwendung, ja, Erklärung. Der Selbſtdenker nämlich lernt die Auktoritäten für ſeine Meinungen erſt hinterher kennen, wo ſie ihm dann bloß zur Bekräftigung derſelben und zu eigener Stärkung dienen; während der Bücherphiloſoph von ihnen ausgeht, indem er aus fremden zuſammengeleſenen Meinungen ſich ein Ganzes konſtruirt, welches alsdann einem aus fremdem Stoff zuſammengeſetzten Automaten gleicht,

jenes andere hingegen einem lebenden erzeugten Menſchen. Denn gleich dieſem iſt es entſtanden, indem die Außenwelt den denkenden Geiſt befruchtete, der danach es austrug und gebar.

Die bloß erlernte Wahrheit klebt uns nur an, wie ein angeſetztes Glied, ein falſcher Zahn, eine wächſerne Naſe, oder höchſtens wie eine rhinoplaſtiſche aus fremdem Fleiſche; die durch eigenes Denken erworbene aber gleicht dem natürlichen Gliede: ſie allein gehört uns wirklich an. Darauf beruht der Unterſchied zwiſchen dem Denker- und dem bloßen Gelehrten. Daher ſieht der geiſtige Erwerb des Selbſtdenkers aus, wie ein ſchönes Gemälde, das lebendig hervortritt, mit richtigem Lichte und Schatten, gehaltenem Ton, vollkommener Harmonie der Farben. Hingegen gleicht der geiſtige Erwerb des bloßen Gelehrten einer großen Palette, voll bunter Farben, allenfalls ſyſtematiſch geordnet, aber ohne Harmonie, Zuſammenhang und Bedeutung.

§. 267.

Leſen heißt mit einem fremden Kopfe, ſtatt des eigenen, denken. Nun iſt aber dem eigenen Denken, aus welchem allemal ein zuſammenhängendes Ganzes, ein, wenn auch nicht ſtreng abgeſchloſſenes, Syſtem ſich zu entwickeln trachtet, nichts nachtheiliger, als ein, vermöge beſtändigen Leſens, zu ſtarker Zufluß fremder Gedanken; weil dieſe, jeder einem andern Geiſte entſproſſen, einem andern Syſteme angehörend, eine andere Farbe tragend, nie von ſelbſt zu einem Ganzen des Denkens, des Wiſſens, der Einſicht und Ueberzeugung zuſammenfließen, vielmehr eine leiſe babyloniſche Sprachverwirrung im Kopfe anrichten und dem Geiſte, der ſich mit ihnen überfüllt hat, nunmehr alle klare Einſicht benehmen und ſo ihn beinahe desorganiſiren. Dieſer Zuſtand iſt an vielen Gelehrten wahrzunehmen und macht, daß ſie an geſundem Verſtande, richtigem Urtheil und praktiſchem Takte vielen Ungelehrten nachſtehn, welche die von außen, durch Erfahrung, Geſpräch und wenige Lektüre ihnen zugekommene geringe Kenntniß ſtets dem eigenen Denken untergeordnet und einverleibt haben. Eben Dieſes nun thut, nach einem größern Maaßſtabe, auch der wiſſenſchaftliche Denker. Obgleich er nämlich viele Kenntniſſe nöthig hat und daher viel leſen muß; ſo iſt doch ſein Geiſt ſtark genug, dies Alles zu bewältigen, es zu

aſſimiliren, dem Syſteme ſeiner Gedanken einzuverleiben und es ſo dem organiſch zuſammenhängenden Ganzen ſeiner immer wachſenden, großartigen Einſicht unterzuordnen; wobei ſein eigenes Denken, wie der Grundbaß der Orgel, ſtets Alles beherrſcht und nie von fremden Tönen übertäubt wird, wie Dies hingegen der Fall iſt in den bloß polyhiſtoriſchen Köpfen, in welchen gleichſam Muſikfetzen aus allen Tonarten durcheinanderlaufen und der Grundton gar nicht mehr zu finden iſt

§. 268.

Die Leute, welche ihr Leben mit Leſen zugebracht und ihre Weisheit aus Büchern geſchöpft haben, gleichen denen, welche aus vielen Reiſebeſchreibungen ſich genaue Kunde von einem Lande erworben haben. Dieſe können über Vieles Auskunft ertheilen: aber im Grunde haben ſie doch keine zuſammenhängende, deutliche, gründliche Kenntniß von der Beſchaffenheit des Landes. Hingegen Die, welche ihr Leben mit Denken zugebracht haben, gleichen Solchen, die ſelbſt in jenem Lande geweſen ſind: ſie allein wiſſen eigentlich wovon die Rede iſt, kennen die Dinge dort im Zuſammenhang und ſind wahrhaft darin zu Hauſe.

§. 269.

Zu einem Selbſtdenker verhält ſich der gewöhnliche Bücherphiloſoph, wie zu einem Augenzeugen ein Geſchichtsforſcher: Jener redet aus eigener, unmittelbarer Auffaſſung der Sache. Daher ſtimmen alle Selbſtdenker im Grunde doch überein, und ihre Verſchiedenheit entſpringt nur aus der des Standpunktes: wo aber dieſer nichts ändert, ſagen ſie alle das Selbe. Denn ſie ſagen bloß aus, was ſie objektiv aufgefaßt haben. Oft habe ich Sätze, die ich, ihrer Paradoxie wegen, nur zaudernd vor das Publikum brachte, nachmals, zu meinem freudigen Erſtaunen, in alten Werken großer Männer ausgeſprochen gefunden. — Der Bücherphiloſoph hingegen berichtet, was Dieſer geſagt und Jener gemeint und was dann wieder ein Anderer eingewandt hat u. ſ. w. Das vergleicht er, wägt es ab, kritiſirt es und ſucht ſo hinter die Wahrheit der Sachen zu kommen; wobei er dem kritiſchen Geſchichtsſchreiber ganz ähnlich wird. So wird er z. B. Unterſuchungen anſtellen, ob Leibnitz wohl, zu irgend einer Zeit, auf

eine Weile, ein Spinoziſt geweſen ſei u. dgl. m. Recht deutliche Beiſpiele zu dem hier Geſagten liefern dem kurioſen Liebhaber Herbarts „Analytiſche Beleuchtung der Moral und des Naturrechts", imgleichen deſſen „Briefe über die Freiheit". — Man könnte ſich wundern über die viele Mühe, die ſo Einer ſich giebt; da es ſcheint, daß, wenn er nur die Sache ſelbſt ins Auge faſſen wollte, er durch ein wenig Selbſtdenken bald zum Ziele gelangen würde. Allein damit hat es einen kleinen Anſtand; indem Solches nicht von unſerm Willen abhängt: man kann jederzeit ſich hinſetzen und leſen; nicht aber — und denken. Es iſt nämlich mit Gedanken, wie mit Menſchen: man kann nicht immer, nach Belieben, ſie rufen laſſen; ſondern muß abwarten, daß ſie kommen. Das Denken über einen Gegenſtand muß ſich von ſelbſt einſtellen, durch ein glückliches, harmonirendes Zuſammentreffen des äußern Anlaſſes mit der innern Stimmung und Spannung: und gerade Das iſt es, was jenen Leuten nie kommen will. Dies findet ſeine Erläuterung ſogar an den unſer perſönliches Intereſſe betreffenden Gedanken. Wenn wir in einer ſolchen Angelegenheit einen Entſchluß zu faſſen haben, können wir nicht wohl zu beliebig gewählter Zeit uns dazu hinſetzen, die Gründe überlegen und nun beſchließen: denn oft will gerade dann unſer Nachdenken darüber nicht Stand halten, ſondern ſchweift ab zu andern Dingen; woran bisweilen ſogar der Widerwille an der Angelegenheit Schuld iſt. Da ſollen wir es nicht erzwingen wollen, ſondern abwarten, daß auch dazu die Stimmung ſich von ſelbſt einſtelle: ſie wird es oft unvermuthet und wiederholt; und jede zu verſchiedener Zeit verſchiedene Stimmung wirft ein anderes Licht auf die Sache. Dieſer langſame Hergang iſt es, den man unter dem Reifen der Entſchlüſſe verſteht. Denn das Penſum muß vertheilt werden, manches früher Ueberſehene fällt uns dadurch ein, und auch der Widerwille wird ſich dabei verlieren, indem die Sachen, deutlicher in's Auge gefaßt, meiſtens viel erträglicher erſcheinen. — Eben ſo nun im Theoretiſchen will die gute Stunde abgewartet ſeyn und iſt ſogar der größte Kopf nicht jederzeit zum Selbſtdenken fähig. Daher thut er wohl, die übrige Zeit zum Leſen zu benutzen, als welches, wie geſagt, ein Surrogat des eigenen Denkens iſt und dem Geiſte Stoff zuführt, indem dabei ein Anderer für uns denkt,

wiewohl stets auf eine Weise, die nicht die unsrige ist. Dieserhalb eben soll man nicht zu viel lesen; damit nicht der Geist sich an das Surrogat gewöhne und darüber die Sache selbst verlerne, also damit er nicht sich an schon ausgetretene Pfade gewöhne, und damit das Gehn eines fremden Gedankenganges ihn nicht dem eigenen entfremde. Am allerwenigsten soll man, des Lesens wegen, dem Anblick der realen Welt sich ganz entziehn; da der Anlaß und die Stimmung zum eigenen Denken ungleich öfter bei diesem, als beim Lesen sich einfindet. Denn das Anschauliche, das Reale, in seiner Ursprünglichkeit und Kraft, ist der natürliche Gegenstand des denkenden Geistes und vermag am leichtesten ihn tief zu erregen.

Nach diesen Betrachtungen wird es uns nicht wundern, daß der Selbstdenker und der Bücherphilosoph schon am Vortrage leicht zu erkennen sind; Jener am Gepräge des Ernstes, der Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit, am Autoptischen aller seiner Gedanken und Ausdrücke; Dieser hingegen daran, daß Alles aus zweiter Hand ist, überkommene Begriffe, zusammengetrödelter Kram, matt und stumpf, wie der Abdruck eines Abdrucks; und sein aus konventionellen, ja, banalen Phrasen und gangbaren Modeworten bestehender Stil gleicht einem kleinen Staate, dessen Cirkulation aus lauter fremden Münzsorten besteht, weil er nicht elbst prägt.

§. 270.

So wenig, wie das Lesen, kann die bloße Erfahrung das Denken ersetzen. Die reine Empirie verhält sich zum Denken, wie Essen zum Verdauen und Assimiliren. Wenn jene sich brüstet, daß sie allein, durch ihre Entdeckungen, das menschliche Wissen gefördert habe, so ist es, wie wenn der Mund sich rühmen wollte, daß der Bestand des Leibes sein Werk allein sei.

§. 271.

Die Werke aller wirklich befähigten Köpfe unterscheiden sich von den übrigen durch den Charakter der Entschiedenheit und Bestimmtheit, nebst daraus entspringender Deutlichkeit und Klarheit, weil solche Köpfe allemal bestimmt und deutlich wußten was sie ausdrücken wollten, — es mag nun in Prosa, in Versen, oder in Tönen gewesen seyn. Diese Entschiedenheit und Klarheit mangelt den Uebrigen, und daran sind sie sogleich zu erkennen.

§. 272.

Das charakteristische Merkmal der Geister ersten Ranges ist die Unmittelbarkeit aller ihrer Urtheile. Alles was sie vorbringen ist Resultat ihres selbsteigenen Denkens und kündigt sich, schon durch den Vortrag, überall als solches an. Sie haben sonach, gleich den Fürsten, eine Reichsunmittelbarkeit, im Reiche der Geister: die Uebrigen sind alle mediatisirt; welches schon an ihrem Stil, der kein eigenes Gepräge hat, zu ersehn ist.

Jeder wahre Selbstdenker also gleicht insofern einem Monarchen: er ist unmittelbar und erkennt niemanden über sich. Seine Urtheile, wie die Beschlüsse eines Monarchen, entspringen aus seiner eigenen Machtvollkommenheit und gehn unmittelbar von ihm selbst aus. Denn, so wenig wie der Monarch Befehle, nimmt er Auktoritäten an, sondern läßt nichts gelten, als was er selbst bestätigt hat. — Das Vulgus der Köpfe hingegen, befangen in allerlei geltenden Meinungen, Auktoritäten und Vorurtheilen, gleicht dem Volke, welches dem Gesetze und Befehle schweigend gehorcht.

§. 273.

Die Leute, welche so eifrig und eilig sind, strittige Fragen durch Anführung von Auktoritäten zu entscheiden, sind eigentlich froh, wann sie, statt eigenen Verstandes und Einsicht, daran es fehlt, fremde ins Feld stellen können. Ihre Zahl ist Legio. Denn, wie Seneka sagt: unus quisque mavult credere, quam judicare. Bei ihren Kontroversen ist danach die gemeinsam erwählte Waffe Auktoritäten: damit schlagen sie aufeinander los, und wer etwan hineingerathen ist, thut nicht wohl, sich dagegen mit Gründen und Argumenten wehren zu wollen: denn gegen diese Waffe sind sie gehörnte Siegfriede, eingetaucht in die Fluth der Unfähigkeit zu denken und zu urtheilen: sie werden ihm daher ihre Auktoritäten als ein argumentum ad verecundiam entgegenhalten und dann victoria schreien.

§. 274.

Im Reiche der Wirklichkeit, so schön, glücklich und anmuthig sie auch ausgefallen seyn mag, bewegen wir uns doch stets nur unter dem Einfluß der Schwere, welcher unaufhörlich zu überwinden ist: hingegen sind wir, im Reiche der Gedanken, unkör-

perliche Geiſter, ohne Schwere und ohne Noth. Daher kommt kein Glück auf Erden dem gleich, welches ein ſchöner und fruchtbarer Geiſt, zur glücklichen Stunde, in ſich ſelbſt findet.

§. 275.

Die Gegenwart eines Gedankens iſt wie die Gegenwart einer Geliebten. Wir meynen, dieſen Gedanken werden wir nie vergeſſen und dieſe Geliebte könne uns nie gleichgültig werden. Allein aus den Augen, aus dem Sinn! Der ſchönſte Gedanke läuft Gefahr, unwiederbringlich vergeſſen zu werden, wenn er nicht aufgeſchrieben, und die Geliebte, von uns geflohen zu werden, wenn ſie nicht angetraut worden.

§. 276.

Es giebt Gedanken die Menge, welche Werth haben für Den, der ſie denkt; aber nur wenige unter ihnen, welche die Kraft beſitzen, noch durch Reperkuſſion, oder Reflexion, zu wirken, d. h. nachdem ſie niedergeſchrieben worden, dem Leſer Antheil abzugewinnen.

§. 277.

Dabei hat aber doch nur Das wahren Werth, was Einer zunächſt bloß für ſich ſelbſt gedacht hat. Man kann nämlich die Denker eintheilen in ſolche, die zunächſt für ſich, und ſolche, die ſogleich für Andere denken. Jene ſind die ächten, ſind die Selbſtdenker, im zwiefachen Sinne des Worts: ſie ſind die eigentlichen Philoſophen. Denn ihnen allein iſt es Ernſt mit der Sache. Auch beſteht der Genuß und das Glück ihres Daſeyns eben im Denken. Die andern ſind die Sophiſten: ſie wollen ſcheinen, und ſuchen ihr Glück in Dem, was ſie dadurch von Andern zu erlangen hoffen: hierin liegt ihr Ernſt. Welcher von beiden Klaſſen Einer angehöre, läßt ſich bald merken, an ſeiner ganzen Art und Weiſe. Lichtenberg iſt ein Muſter der erſten Art: Herder gehört ſchon der zweiten an.

§. 278.

Wenn man wohl erwägt, wie groß und wie nahe liegend das Problem des Daſeyns iſt, dieſes zweideutigen, gequälten, flüchtigen, traumartigen Daſeyns; — ſo groß und ſo nahe

liegend, daß, ſobald man es gewahr wird, es alle andern Probleme und Zwecke überſchattet und verdeckt; — und wenn man nun dabei vor Augen hat, wie alle Menſchen, — einige wenige und ſeltene ausgenommen, — dieſes Problems ſich nicht deutlich bewußt, ja, ſeiner gar nicht inne zu werden ſcheinen, ſondern um alles Andere eher, als darum, ſich bekümmern, und dahinleben, nur auf den heutigen Tag und die faſt nicht längere Spanne ihrer perſönlichen Zukunft bedacht, indem ſie jenes Problem entweder ausdrücklich ablehnen, oder hinſichtlich deſſelben ſich bereitwillig abfinden laſſen mit irgend einem Syſteme der Volksmetaphyſik und damit ausreichen; — wenn man, ſage ich, Das wohl erwägt; ſo kann man der Meinung werden, daß der Menſch doch nur ſehr im weitern Sinne ein denkendes Weſen heiße, und wird fortan über keinen Zug von Gedankenloſigkeit, oder Einfalt, ſich ſonderlich wundern, vielmehr wiſſen, daß der intellektuelle Geſichtskreis des Normalmenſchen zwar über den des Thieres, — deſſen ganzes Daſeyn, der Zukunft und Vergangenheit ſich nicht bewußt, gleichſam eine einzige Gegenwart iſt, — hinausgeht, aber doch nicht ſo unberechenbar weit, wie man wohl anzunehmen pflegt.

Dieſem entſpricht es ſogar, daß man auch im Geſpräche die Gedanken der meiſten Menſchen ſo kurz abgeſchnitten findet, wie Häckerling, daher kein längerer Faden ſich herausſpinnen läßt.

Auch könnte unmöglich, wenn dieſe Welt von eigentlich denkenden Weſen bevölkert wäre, der Lerm jeder Art ſo unbeſchränkt erlaubt und freigegeben ſeyn, wie ſogar der entſetzlichſte und dabei zweckloſe es iſt. — Wenn nun aber gar ſchon die Natur den Menſchen zum Denken beſtimmt hätte; ſo würde ſie ihm keine Ohren gegeben, oder dieſe wenigſtens, wie bei den Fledermäuſen, die ich darum beneide, mit luftdichten Schließklappen verſehn haben. In Wahrheit aber iſt er, gleich den andern, ein armes Thier, deſſen Kräfte bloß auf die Erhaltung ſeines Daſeyns berechnet ſind, weshalb es der ſtets offenen Ohren bedarf, als welche, auch unbefragt, und bei Nacht wie bei Tage, die Annäherung des Verfolgers ankündigen.

Kapitel XXIII.

Ueber Schriftstellerei und Stil.

§. 279.

Zuvörderst giebt es zweierlei Schriftsteller: solche, die der Sache wegen, und solche, die des Schreibens wegen schreiben. Jene haben Gedanken gehabt, oder Erfahrungen gemacht, die ihnen mittheilenswerth scheinen; Diese brauchen Geld, und deshalb schreiben sie, für Geld. Sie denken zum Behuf des Schreibens. Man erkennt sie daran, daß sie ihre Gedanken möglichst lang ausspinnen und auch halbwahre, schiefe, forcirte und schwankende Gedanken ausführen, auch meistens das Helldunkel lieben, um zu scheinen was sie nicht sind; weshalb ihrem Schreiben Bestimmtheit und volle Deutlichkeit abgeht. Man kann daher bald merken, daß sie um Papier zu füllen schreiben: bei unsern besten Schriftstellern kann man es mitunter: z. B. stellenweise in Lessings Dramaturgie und sogar in manchen Romanen Jean Paul's. Sobald man es merkt, soll man das Buch wegwerfen: denn die Zeit ist edel. Im Grunde aber betrügt der Autor den Leser, sobald er schreibt, um Papier zu füllen: denn sein Vorgeben ist, zu schreiben, weil er etwas mitzutheilen hat. — Honorar und Verbot des Nachdrucks sind im Grunde der Verderb der Litteratur. Schreibenswerthes schreibt nur wer ganz allein der Sache wegen schreibt. Welch ein unschätzbarer Gewinn würde es seyn, wenn, in allen Fächern einer Litteratur, nur wenige, aber vortreffliche Bücher existirten. Dahin aber kann es nie kommen, so lange Honorar zu verdienen ist. Denn es ist, als ob ein Fluch auf dem Gelde läge: jeder Schriftsteller wird schlecht, sobald er irgend des Gewinnes wegen schreibt. Die vortrefflichsten Werke der großen Männer sind alle aus der Zeit, als sie noch umsonst,

oder für ein sehr geringes Honorar schreiben mußten. Also auch hier bewährt sich das Spanische Sprichwort: honra y provecho no caben en un saco. (Ehre und Geld gehn nicht in den selben Sack.) — Der ganze Jammer der heutigen Litteratur in und außer Deutschland hat zur Wurzel das Geldverdienen durch Bücherschreiben. Jeder, der Geld braucht, setzt sich hin und schreibt ein Buch, und das Publikum ist so dumm, es zu kaufen. Die sekundäre Folge davon ist der Verderb der Sprache.

Eine große Menge schlechter Schriftsteller lebt allein von der Narrheit des Publikums, nichts lesen zu wollen, als was heute gedruckt ist: — die Journalisten. Treffend benannt! Verdeutscht würde es heißen „Tagelöhner."

§. 280.

Wiederum kann man sagen, es gebe dreierlei Autoren, erstlich solche, welche schreiben, ohne zu denken. Sie schreiben aus dem Gedächtniß, aus Reminiscenzen, oder gar unmittelbar aus fremden Büchern. Diese Klasse ist die zahlreichste. — Zweitens solche, die während des Schreibens denken. Sie denken, um zu schreiben. Sind sehr häufig. — Drittens solche, die gedacht haben, ehe sie ans Schreiben gingen. Sie schreiben bloß, weil sie gedacht haben. Sind selten.

Jener Schriftsteller der zweiten Art, der das Denken bis zum Schreiben aufschiebt, ist dem Jäger zu vergleichen, der aufs Gerathewohl ausgeht: er wird schwerlich sehr viel nach Hause bringen. Hingegen wird das Schreiben des Schriftstellers der dritten, seltenen Art, einer Treibjagd gleichen, als zu welcher das Wild zum voraus eingefangen und eingepfercht worden, um nachher haufenweise aus solchem Behältnisse herauszuströmen in einen andern ebenfalls umzäunten Raum, wo es dem Jäger nicht entgehn kann; so daß er jetzt es bloß mit dem Zielen und Schießen (der Darstellung) zu thun hat. Dies ist die Jagd, welche etwas abwirft. —

Sogar nun aber unter der kleinen Anzahl von Schriftstellern, die wirklich, ernstlich und zum voraus denken, sind wieder nur äußerst wenige, welche über die Dinge selbst denken: die übrigen denken bloß über Bücher, über das von Andern Gesagte. Sie bedürfen nämlich, um zu denken, der nähern und stärkern An-

regung durch fremde, gegebene Gedanken. Diese werden nun ihr nächstes Thema; daher sie stets unter dem Einflusse derselben bleiben, folglich nie eigentliche Originalität erlangen. Jene ersteren hingegen werden durch die Dinge selbst zum Denken angeregt; daher ihr Denken unmittelbar auf diese gerichtet ist. Unter ihnen allein sind Die zu finden, welche bleiben und unsterblich werden. — Es versteht sich, daß hier von hohen Fächern die Rede ist, nicht von Schriftstellern über das Branntweinbrennen.

Nur wer bei Dem, was er schreibt, den Stoff unmittelbar aus seinem eigenen Kopfe nimmt, ist werth, daß man ihn lese. Aber Büchermacher, Kompendienschreiber, gewöhnliche Historiker u. a. m. nehmen den Stoff unmittelbar aus Büchern: aus diesen geht er in die Finger, ohne im Kopf auch nur Transitozoll und Visitation, geschweige Bearbeitung, erlitten zu haben. (Wie gelehrt wäre nicht Mancher, wenn er alles das wüßte, was in seinen eigenen Büchern steht!) Daher hat ihr Gerede oft so unbestimmten Sinn, daß man vergeblich sich den Kopf zerbricht, herauszubringen, was sie denn am Ende denken. Sie denken eben gar nicht. Das Buch, aus dem sie abschreiben, ist bisweilen eben so verfaßt: also ist es mit dieser Schriftstellerei, wie mit Gypsabdrücken von Abdrücken von Abdrücken u. s. f., wobei am Ende der Antinous zum kaum kenntlichen Umriß eines Gesichtes wird. Daher soll man Kompilatoren möglichst selten lesen: denn es ganz zu vermeiden ist schwer; indem sogar die Kompendien, welche das im Laufe vieler Jahrhunderte zusammengebrachte Wissen im engen Raum enthalten, zu den Kompilationen gehören.

Kein größerer Irrthum, als zu glauben, daß das zuletzt gesprochene Wort stets das richtigere, jedes später Geschriebene eine Verbesserung des früher Geschriebenen und jede Veränderung ein Fortschritt sei. Die denkenden Köpfe, die Menschen von richtigem Urtheil und die Leute, denen es Ernst mit der Sache ist, sind alle nur Ausnahmen; die Regel ist überall in der Welt das Geschmeiß: und dieses ist stets bei der Hand und emsig bemüht, das von jenen nach reiflicher Ueberlegung Gesagte auf seine Weise zu verschlimmbessern. Daher hüte sich wer über einen Gegenstand sich belehren will, sogleich nur nach den neuesten Büchern darüber zu greifen, in der Voraussetzung, daß die

Wissenschaften immer fortschreiten, und daß bei Abfassung derselben die ältern benutzt worden seien. Das sind sie wohl; aber wie? Der Schreiber versteht oft die ältern nicht gründlich, will dabei doch nicht geradezu ihre Worte gebrauchen, verballhornt und verhunzt daher das von ihnen sehr viel besser und deutlicher Gesagte; da sie aus eigener und lebendiger Sachkenntniß geschrieben haben. Oft läßt er das Beste, was sie herausgebracht haben, ihre treffendesten Erklärungen der Sache, ihre glücklichsten Bemerkungen, wieder fallen; weil er deren Werth nicht erkennt, das Prägnante derselben nicht fühlt. Ihm ist nur das Platte und Seichte homogen. — Schon oft ist ein älteres, vortreffliches Buch durch neuere, schlechtere, des Geldes wegen abgefaßte, aber pretentiös auftretende und durch die Kamaraden angepriesene verdrängt worden. In den Wissenschaften will Jeder, um sich geltend zu machen, etwas Neues zu Markte bringen: dies besteht oft bloß darin, daß er das bisher geltende Richtige umstößt, um seine Flausen an die Stelle zu setzen: bisweilen gelingt es auf kurze Zeit, und dann kehrt man zum alten Richtigen zurück. Jenen Neuerern ist es mit nichts in der Welt Ernst, als mit ihrer werthen Person: diese wollen sie geltend machen. Nun soll es schnell durch ein Paradoxon geschehen: die Sterilität ihrer Köpfe empfiehlt ihnen den Weg der Negation: nun werden längst erkannte Wahrheiten geleugnet, z. B. die Lebenskraft, das sympathische Nervensystem, die generatio aequivoca, Bichat's Trennung der Wirkung der Leidenschaften von der der Intelligenz; es wird zum krassen Atomismus zurückgekehrt, u. s. w. u. s. w. Daher ist oft der Gang der Wissenschaften ein retrograder. — Hieher gehören auch die Uebersetzer, welche ihren Autor zugleich berichtigen und bearbeiten; welches mir stets impertinent vorkommt. Schreibe du selbst Bücher, welche des Uebersetzens werth sind und laß' Anderer Werke wie sie sind. — Man lese also, wo möglich, die eigentlichen Urheber, Begründer und Erfinder der Sachen, oder wenigstens die anerkannten großen Meister des Fachs, und kaufe lieber die Bücher aus zweiter Hand, als ihren Inhalt. Weil aber freilich inventis aliquid addere facile est, so wird man, nach wohlgelegtem Grunde, mit den neueren Zuthaten sich bekannt zu machen haben. Im

Ganzen also gilt hier, wie überall, diese Regel: das Neue ist selten das Gute; weil das Gute nur kurze Zeit das Neue ist.

§. 281.

Was einem Briefe die Aufschrift, das soll einem Buche sein Titel seyn, also zunächst den Zweck haben, dasselbe dem Theil des Publikums zuzuführen, welchem sein Inhalt interessant seyn kann. Daher soll der Titel bezeichnend, und da er wesentlich kurz ist, koncis, lakonisch, prägnant und wo möglich ein Monogramm des Inhalts seyn. Schlecht sind demnach die weitschweifigen, die nichtssagenden, die schielenden, zweideutigen, oder gar falschen und irreführenden Titel, welche letztere ihrem Buche das Schicksal der falsch überschriebenen Briefe bereiten können. Die schlechtesten aber sind die gestohlenen Titel, d. h. solche, die schon ein anderes Buch führt: denn sie sind erstlich ein Plagiat und zweitens der bündigste Beweis des allertotalsten Mangels an Originalität: denn wer deren nicht genug hat, seinem Buch einen neuen Titel zu ersinnen, wird noch viel weniger ihm einen neuen Inhalt zu geben fähig seyn. Diesen verwandt sind die nachgeahmten, d. h. halb gestohlenen Titel, z. B. wenn lange, nachdem ich „über den Willen in der Natur" geschrieben habe, Oersted „über den Geist in der Natur" schreibt.

§. 282.

Ein Buch kann nie mehr seyn, als der Abdruck der Gedanken des Verfassers. Der Werth dieser Gedanken liegt entweder im Stoff, also in Dem, worüber er gedacht hat; oder in der Form, d. h. der Bearbeitung des Stoffs, also in Dem, was er darüber gedacht hat.

Das Worüber ist gar mannigfaltig, und eben so die Vorzüge, welche es den Büchern ertheilt. Aller empirische Stoff, also alles historisch, oder physisch, Thatsächliche, an sich selbst und im weitesten Sinne genommen, gehört hieher. Das Eigenthümliche liegt dabei im Objekt; daher das Buch wichtig seyn kann, wer auch immer der Verfasser sei.

Beim Was hingegen liegt das Eigenthümliche im Subjekt. Die Gegenstände können solche seyn, welche allen Menschen

zugänglich und bekannt sind: aber die Form der Auffassung, das Was des Denkens, ertheilt hier den Werth und liegt im Subjekt. Ist daher ein Buch von dieser Seite vortrefflich und ohne Gleichen; so ist es sein Verfasser auch. Hieraus folgt, daß das Verdienst eines lesenswerthen Schriftstellers um so größer ist, je weniger es dem Stoffe verdankt, mithin sogar, je bekannter und abgenutzter dieser ist. So z. B. haben die drei großen griechischen Tragiker sämmtlich den selben Stoff bearbeitet.

Also soll man, wenn ein Buch berühmt ist, wohl unterscheiden, ob wegen des Stoffs, oder wegen der Form.

Ganz gewöhnliche und platte Menschen können, vermöge des Stoffs, sehr wichtige Bücher liefern, indem derselbe gerade nur ihnen zugänglich war: z. B. Beschreibungen ferner Länder, seltener Naturerscheinungen, angestellter Versuche, Geschichte, deren Zeuge sie gewesen, oder deren Quellen aufzusuchen und speciell zu studieren sie Mühe und Zeit verwendet haben.

Hingegen, wo es auf die Form ankommt, indem der Stoff Jedem zugänglich, oder gar schon bekannt ist; wo also nur das Was des Denkens über denselben der Leistung Werth geben kann; da vermag nur der eminente Kopf etwas Lesenswerthes zu liefern. Denn die Uebrigen werden allemal nur Das denken, was jeder Andere auch denken kann. Sie geben den Abdruck ihres Geistes: aber von dem besitzt Jeder schon selbst das Original.

Das Publikum jedoch wendet seine Theilnahme sehr viel mehr dem Stoff, als der Form zu, und bleibt eben dadurch in seiner höheren Bildung zurück. Am lächerlichsten legt es diesen Hang bei Dichterwerken an den Tag, indem es sorgfältig den realen Begebenheiten, oder den persönlichen Umständen des Dichters, welche ihnen zum Anlaß gedient haben, nachspürt: ja, diese werden ihm zuletzt interessanter, als die Werke selbst, und es liest mehr über, als von Goethe, und studirt fleißiger die Faustsage, als den Faust. Und wenn schon Bürger sagt: „sie werden gelehrte Untersuchungen anstellen darüber, wer die Lenore eigentlich gewesen"; so sehn wir Dies an Goethe buchstäblich in Erfüllung gehn, da wir schon viel gelehrte Untersuchungen über den Faust und die Faustsage haben. Sie sind und bleiben stoffartig. — Diese Vorliebe für den Stoff im Gegensatz der Form ist wie wenn Einer die Form und Malerei einer schönen hetruri-

schen Vase unbeachtet ließe, um den Thon und die Farben derselben chemisch zu untersuchen.

Das diesem schlechten Hange fröhnende Unternehmen, durch den Stoff zu wirken, wird absolut verwerflich in Fächern, wo das Verdienst ausdrücklich in der Form liegen soll, — also in den poetischen. Dennoch sieht man häufig schlechte dramatische Schriftsteller bestrebt, mittelst des Stoffes das Theater zu füllen: so z. B. bringen sie jeden irgend berühmten Mann, so nackt an dramatischen Vorgängen sein Leben auch gewesen seyn mag, auf die Bühne, ja, bisweilen ohne auch nur abzuwarten, daß die mit ihm auftretenden Personen gestorben seien.

Der hier in Rede stehende Unterschied zwischen Stoff und Form behauptet sogar hinsichtlich der Konversation sein Recht. Zu dieser nämlich befähigt einen Mann zunächst Verstand, Urtheil, Witz und Lebhaftigkeit, als welche der Konversation die Form geben. Sodann aber wird bald der Stoff derselben in Betrachtung kommen, also Das, worüber man mit dem Manne reden kann, seine Kenntnisse. Sind diese sehr gering, so kann nur ein ganz ungemein hoher Grad der obigen formellen Eigenschaften seiner Konversation Werth ertheilen, indem diese alsdann hinsichtlich ihres Stoffes auf die allgemein bekannten menschlichen und natürlichen Verhältnisse und Dinge verwiesen ist. Umgekehrt steht es, wenn diese formellen Eigenschaften einem Manne fehlen, hingegen seine Kenntnisse irgend einer Art seiner Konversation Werth ertheilen, der aber alsdann gänzlich auf ihrem Stoff beruht, gemäß dem Spanischen Sprichwort: mas sabe el necio en su casa, que el sabio en la agena.

§. 283.

Das eigentliche Leben eines Gedankens dauert nur bis er an den Gränzpunkt der Worte angelangt ist: da petrificirt er, ist fortan todt, aber unverwüstlich, gleich den versteinerten Thieren und Pflanzen der Vorwelt. Auch dem des Krystalls, im Augenblick des Anschießens, kann man sein momentanes eigentliches Leben vergleichen.

Sobald nämlich unser Denken Worte gefunden hat, ist es schon nicht mehr innig, noch im tiefsten Grunde ernst. Wo es anfängt für Andere dazuseyn, hört es auf, in uns zu leben;

wie das Kind sich von der Mutter ablöst, wann es ins eigene Daseyn tritt. Sagt doch auch der Dichter:

„Ihr müßt mich nicht durch Widerspruch verwirren!
Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren."

§. 284.

Die Feder ist dem Denken was der Stock dem Gehn: aber der leichteste Gang ist ohne Stock und das vollkommenste Denken geht ohne Feder vor sich. Erst wenn man anfängt alt zu werden, bedient man sich gern des Stockes und gern der Feder.

§. 285.

Eine Hypothese führt in dem Kopfe, in welchem sie ein Mal Platz gewonnen hat, oder gar geboren ist, ein Leben, welches insofern dem eines Organismus gleicht, als sie von der Außenwelt nur das ihr Gedeihliche und Homogene aufnimmt, hingegen das ihr Heterogene und Verderbliche entweder gar nicht an sich kommen läßt, oder, wenn es ihr unvermeidlich zugeführt wird, es ganz unversehrt wieder excernirt.

§. 286.

Die Satire soll, gleich der Algebra, bloß mit abstrakten und unbestimmten, nicht mit konkreten Werthen, oder benannten Größen operiren; und an lebendigen Menschen darf man sie so wenig, wie die Anatomie, ausüben; bei Strafe seiner Haut und seines Lebens nicht sicher zu seyn.

§. 287.

Um unsterblich zu seyn, muß ein Werk so viele Trefflichkeiten haben, daß nicht leicht sich Einer findet, der sie alle faßt und schätzt; jedoch allezeit diese Trefflichkeit von Diesem, jene von Jenem erkannt und verehrt wird; wodurch der Kredit des Werkes, den langen Lauf der Jahrhunderte hindurch, und bei stets wechselndem Interesse, sich doch erhält, indem es bald in diesem, bald in jenem Sinne verehrt und nie erschöpft wird. — Der Urheber eines solchen aber, also Der, welcher auf ein Bleiben und Leben noch bei der Nachwelt Anspruch hat, kann nur ein Mensch seyn, der nicht bloß unter seinen Zeitgenossen, auf der weiten Erde, seines Gleichen vergeblich sucht und von

jedem Andern, durch eine sehr merkliche Verschiedenheit, augenfällig absticht; sondern der, wenn er sogar, wie der ewige Jude, mehrere Generationen durchwanderte, sich dennoch im selben Falle befinden würde; kurz, Einer, von dem das Arioſtiſche lo fece natura, e poi ruppe lo stampo wirklich gilt. Denn sonst wäre nicht einzusehn, warum seine Gedanken nicht untergehn sollten, wie alle andern.

§. 288.

Zu fast jeder Zeit ist, wie in der Kunst, so auch in der Litteratur, irgend eine falsche Grundansicht, oder Weise, oder Manier, im Schwange und wird bewundert. Die gemeinen Köpfe sind eifrig bemüht, solche sich anzueignen und sie zu üben. Der Einsichtige erkennt und verschmäht sie: er bleibt außer der Mode. Aber nach einigen Jahren kommt auch das Publikum dahinter und erkennt die Fakse für Das, was sie ist, verlacht sie jetzt, und die bewunderte Schminke aller jener manierirten Werke fällt ab, wie eine schlechte Gypsverzierung von der damit bekleideten Mauer: und wie diese stehn sie alsdann da. Nicht ärgern also, sondern freuen soll man sich, wenn irgend eine schon lange im Stillen wirkende falsche Grundansicht ein Mal entschieden, laut und deutlich ausgesprochen wird: denn nunmehr wird das Falsche derselben bald gefühlt, erkannt und endlich ebenfalls ausgesprochen werden. Es ist damit, wie wenn ein Abscеß aufgeht.

§. 289.

Gegen die gewissenlose Tintenklexerei unserer Zeit und gegen die demnach immer höher steigende Sündfluth unnützer und schlechter Bücher sollten die Litteraturzeitungen der Damm seyn, indem solche, unbestechbar, gerecht und strenge urtheilend, jedes Machwerk eines Unberufenen, jede Schreiberei, mittelst welcher der leere Kopf dem leeren Beutel zu Hülfe kommen will, folglich wohl $\frac{1}{10}$ aller Bücher, schonungslos geißelten und dadurch pflichtgemäß dem Schreibekitzel und der Prellerei entgegenarbeiteten, statt solche dadurch zu befördern, daß ihre niederträchtige Toleranz im Bunde steht mit Autor und Verleger, um dem Publiko Zeit und Geld zu rauben. In der Regel sind die Schriftsteller Professoren oder Litteraten, die, bei niedrigen Gehalten und schlechten Honoraren, aus Geldbedürfniß schreiben: da nun ihr Zweck ein ge-

meinsamer ist, so haben sie ein gemeinschaftliches Interesse, halten zusammen, unterstützen einander wechselseitig, und Jeder redet dem Andern das Wort: hieraus entspringen alle die lobenden Berichte über schlechte Bücher, welche den Inhalt der Litteraturzeitungen ausmachen, deren Motto daher seyn sollte: „Leben und leben lassen!“ (Und das Publikum ist so einfältig, lieber das Neue, als das Gute zu lesen.) Ist, oder war, etwan Eine unter ihnen, welche sich rühmen kann, nie die nichtswürdigste Schreiberei gelobt, nie das Vortreffliche getadelt und herabgesetzt, oder verschmitzterweise, um die Blicke davon abzulenken, es als unbedeutend behandelt zu haben? ist Eine, welche stets die Auswahl des Anzuzeigenden gewissenhaft nach der Wichtigkeit der Bücher, und nicht nach Gevatterrekommendationen, kollegialischen Rücksichten, oder gar Verlegerschmiergeld, getroffen hat? Sieht nicht Jeder, der kein Neuling ist, sobald er ein Buch stark gelobt oder sehr getadelt findet, fast mechanisch sogleich zurück nach der Verlegerfirma? Bestände hingegen eine Litteraturzeitung, wie die oben verlangte; so würde jedem schlechten Schriftsteller, jedem geistlosen Kompilator, jedem Abschreiber aus fremden Büchern, jedem hohlen, unfähigen, anstellungshungrigen Philosophaster, jedem verblasenen, eiteln Poetaster, die Aussicht auf den Pranger, an welchem sein Machwerk nun bald und unfehlbar zu stehn hätte, die juckenden Schreibefinger lähmen, zum wahren Heil der Litteratur, als in welcher das Schlechte nicht etwan bloß unnütz, sondern positiv verderblich ist. Nun aber sind die allermeisten Bücher schlecht und hätten sollen ungeschrieben bleiben: folglich sollte das Lob so selten seyn, wie es jetzt, unter dem Einfluß persönlicher Rücksichten und der Maxime accedas socius, laudes lauderis ut absens, der Tadel ist. Es ist durchaus falsch, die Toleranz, welche man gegen stumpfe, hirnlose Menschen, in der Gesellschaft, die überall von ihnen wimmelt, nothwendig haben muß, auch auf die Litteratur übertragen zu wollen. Denn hier sind sie unverschämte Eindringlinge, und hier das Schlechte herabzusetzen ist Pflicht gegen das Gute: denn wem nichts für schlecht gilt, dem gilt auch nichts für gut. Ueberhaupt ist in der Litteratur die Höflichkeit, als welche aus der Gesellschaft stammt, ein fremdartiges, sehr oft schädliches Element; weil sie verlangt, daß man das Schlechte gut

heißt und dadurch den Zwecken der Wissenschaft, wie der Kunst, gerade entgegenarbeitet. Freilich könnte eine Litteraturzeitung, wie ich sie will, nur von Leuten geschrieben werden, in welchen unbestechbare Redlichkeit mit seltenen Kenntnissen und noch seltenerer Urtheilskraft vereint wäre: demnach könnte ganz Deutschland allerhöchstens und kaum eine solche Litteraturzeitung zu Stande bringen, die dann aber dastehn würde als ein gerechter Areopag, und zu der jedes Mitglied von den sämmtlichen Andern gewählt seyn müßte; statt daß jetzt die Litteraturzeitungen von Universitätsgilden, oder Litteratenkliquen, im Stillen vielleicht gar von Buchhändlern, zum Nutzen des Buchhandels, betrieben werden und, in der Regel, einige Koalitionen schlechter Köpfe zum Nichtaufkommenlassen des Guten enthalten. Nirgends ist mehr Unredlichkeit, als in der Litteratur: das sagte schon Goethe, wie ich im „Willen in der Natur" S. 22 (2. und 3. Aufl. 17) des Nähern berichtet habe.

Vor allen Dingen daher müßte jenes Schild aller litterarischen Schurkerei, die Anonymität, dabei wegfallen. In Litteraturzeitungen hat zu ihrer Einführung der Vorwand gedient, daß sie den redlichen Recensenten, den Warner des Publikums, schützen sollte gegen den Groll des Autors und seiner Gönner. Allein, gegen Einen Fall dieser Art, werden hundert seyn, wo sie bloß dient, Den, der was er sagt nicht vertreten kann, aller Verantwortlichkeit zu entziehn, oder wohl gar, die Schande Dessen zu verhüllen, der feil und niederträchtig genug ist, für ein Trinkgeld vom Verleger, ein schlechtes Buch dem Publiko anzupreisen. Oft auch dient sie bloß, die Obskurität, Inkompetenz und Unbedeutsamkeit des Urtheilenden zu bedecken. Es ist unglaublich, welche Frechheit sich der Burschen bemächtigt, und vor welchen litterarischen Gaunereien sie nicht zurückbeben, wann sie unter dem Schatten der Anonymität sich sicher wissen. — Wie es Universal-Medicinen giebt, so ist Folgendes eine Universal-Antikritik, gegen alle anonymen Recensionen, gleichviel, ob sie das Schlechte gelobt, oder das Gute getadelt haben: „Hallunke, nenne dich! Denn vermummt und verkappt Leute anfallen, die mit offenem Angesicht einhergehen, das thut kein ehrlicher Mann: das thun Buben und Schufte. — Also: Hallunke, nenne dich!" probatum est.

Schon Rousseau hat, in der Vorrede zur Neuen Heloise, gesagt: tout honnête homme doit avouer les livres qu'il publie; das heißt auf Deutsch: „Jeder ehrliche Mann setzt seinen Namen unter Das, was er schreibt," und allgemein bejahende Sätze lassen sich per contrapositionem umkehren. Wie viel mehr noch gilt dies von polemischen Schriften, wie doch Recensionen meistens sind! weshalb Riemer ganz Recht hat, wenn er in seinen „Mittheilungen über Goethe", S. XXIX der Vorrede sagt: „Ein offener, dem Gesicht sich stellender „Gegner ist ein ehrlicher, gemäßigter, einer mit dem man sich „verständigen, vertragen, aussöhnen kann; ein versteckter hin„gegen ist ein niederträchtiger, feiger Schuft, der nicht „so viel Herz hat, sich zu Dem zu bekennen, was er urtheilt, „dem also nicht ein Mal etwas an seiner Meinung liegt, son„dern nur an der heimlichen Freude, unerkannt und ungestraft „sein Müthchen zu kühlen." Dies wird eben auch Goethe's Meinung gewesen seyn: denn die sprach meistens aus Riemern. Ueberhaupt aber gilt Rousseau's Regel von jeder Zeile, die zum Drucke gegeben wird. Würde man es leiden, wenn ein maskirter Mensch das Volk haranguiren, oder sonst vor einer Versammlung reden wollte? und gar wenn er dabei Andere angriffe und mit Tadel überschüttete? würden nicht alsbald seine Schritte zur Thür hinaus von fremden Fußtritten beflügelt werden?

Die in Deutschland endlich erlangte und sogleich auf das Ehrloseste mißbrauchte Preßfreiheit sollte wenigstens durch ein Verbot aller und jeder Anonymität und Pseudonymität bedingt seyn, damit Jeder für Das, was er durch das weitreichende Sprachrohr der Presse öffentlich verkündet, wenigstens mit seiner Ehre verantwortlich wäre, wenn er noch eine hat; und wenn keine, damit sein Name seine Rede neutralisirte. Ein anonymer Recensent ist ein Kerl, der Das, was er über Andere und ihre Arbeit der Welt berichtet und respektive verschweigt, nicht vertreten will und daher sich nicht nennt. Alles anonyme Recensiren ist auf Lug und Trug abgesehn. Daher, wie die Polizei nicht zuläßt, daß man maskirt auf den Gassen einhergehe, sollte sie nicht leiden, daß man anonym schreibt. Anonyme Litteraturzeitungen sind ganz eigentlich der Ort, wo ungestraft Unwissen-

heit über Gelehrsamkeit und Dummheit über Verstand zu Gericht sitzt, und wo das Publikum ungestraft belogen, auch um Geld und Zeit, durch Lob des Schlechten, geprellt wird. Und so etwas wird geduldet? Ist denn nicht die Anonymität die feste Burg aller litterarischen, zumal publicistischen Schurkerei? Sie muß also eingerissen werden, bis auf den Grund, d. h. so, daß selbst jeder Zeitungsartikel überall vom Namen des Abfassers begleitet seyn solle, unter schwerer Verantwortlichkeit des Redakteurs für die Richtigkeit der Unterschrift. Dadurch würden, weil auch der Unbedeutendeste doch in seinem Wohnorte gekannt ist, zwei Dritttheile der Zeitungslügen wegfallen und die Frechheit mancher Giftzunge in Schranken gehalten werden. In Frankreich greift man eben jetzt die Sache so an.

In der Litteratur aber sollten, so lange jenes Verbot nicht existirt, alle redlichen Schriftsteller sich vereinigen, die Anonymität durch das Brandmark der öffentlich, unermüdlich und täglich ausgesprochenen äußersten Verachtung zu proskribiren, und auf alle Weise die Erkenntniß zur Geltung zu bringen, daß anonymes Recensiren eine Nichtswürdigkeit und Ehrlosigkeit ist. Leute, die nicht anonym geschrieben haben, anonym anzugreifen, ist offenbar ehrlos. Wer anonym schreibt und polemisirt, hat eo ipso die Präsumtion gegen sich, daß er das Publikum betrügen, oder ungefährdet Anderer Ehre antasten will. Daher sollte jede, selbst die ganz beiläufige und außerdem nicht tadelnde Erwähnung eines anonymen Recensenten nur mittelst Epitheta, wie „der feige anonyme Lump da und da", oder „der verkappte anonyme Schuft in jener Zeitschrift" u. s. f. geschehn. Dies ist wirklich der anständige und passende Ton, von solchen Gesellen zu reden, damit ihnen das Handwerk verleidet werde. Denn offenbar kann auf irgend welche persönliche Achtung Jeder doch nur in so fern Anspruch haben, als er sehn läßt, wer er sei, damit man wisse, wen man vor sich habe; nicht aber wer verkappt und vermummt einherschleicht und sich dabei unnütz macht: vielmehr ist ein Solcher ipso facto vogelfrei. Er ist Οδυσσευς Ουτις, Mr. Nobody (Herr Niemand), und Jedem steht es frei, zu erklären, daß Mr. Nobody ein Schuft sei. Daher man jeden anonymen Recensenten besonders in Antikritiken sogleich per Schuft und Hundsfott traktiren soll

und nicht, wie einige von dem Pack besudelte Autoren aus Feigheit thun, mit „der verehrte Herr Recensent". „Ein Hundsfott, der sich nicht nennt!" muß die Losung aller ehrlichen Schriftsteller seyn. Und wenn nun nachmals Einer sich das Verdienst erwirbt, so einem durch die Spießruthen gelaufenen Gesellen die Nebelkappe abzuziehn und ihn, beim Ohr gefaßt, heranzuschleppen; so wird die Nachteule bei Tage großen Jubel erregen. — Bei jeder mündlichen Verläumdung, die man vernimmt, äußert der erste Ausbruch der Indignation, in der Regel, sich durch ein „Wer sagt Das?" — Aber da bleibt die Anonymität die Antwort schuldig.

Eine besonders lächerliche Impertinenz solcher anonymer Kritiker ist, daß sie, wie die Könige, per Wir sprechen; während sie nicht nur im Singular, sondern im Diminutiv, ja, im Humilitiv reden sollten, z. B. „meine erbärmliche Wenigkeit, meine feige Verschmitztheit, meine verkappte Imkompetenz, meine geringe Lumpacität" u. s. w. So geziemt es sich verkappten Gaunern, diesen aus dem finstern Loch eines „litterarischen Winkelblattes" herauszischenden Blindschleichen, zu reden, welchen das Handwerk endlich gelegt werden muß. Anonymität ist in der Litteratur, wie die materielle Gaunerei in der bürgerlichen Gemeinschaft ist. „Nenne dich Lump, oder schweige!" muß die Losung seyn. Bis dahin mag man, bei Kritiken ohne Unterschrift, sofort suppliren: Gauner! — Das Gewerbe mag Geld einbringen, aber Ehre bringt's nicht ein. Denn bei Angriffen ist Herr Anonymus ohne Weiteres Herr Schuft, und Hunderte gegen Eins ist zu wetten, daß wer sich nicht nennen will darauf ausgeht das Publikum zu betrügen. Bloß anonyme Bücher ist man berechtigt anonym zu recensiren. Ueberhaupt würden mit der Anonymität $^{99}/_{100}$ aller litterarischen Schurkereien wegfallen. Bis das Gewerbe proskribirt ist, sollte man, bei entstehendem Anlaß, sich an den Menschen, der die Boutique hält (Vorstand und Unternehmer des anonymen Recensions-Instituts) halten, ihn für Das, was seine Löhnlinge gesündigt haben, unmittelbar selbst verantwortlich machen, und zwar in dem Tone, zu welchem sein Gewerbe uns das Recht giebt. Keine Lüge ist so frech, daß ein anonymer Recensent sie sich nicht erlauben sollte: er ist ja nicht verantwortlich. — Ich meines Theils würde eben so gern einer Spiel-

bank, oder einem Bordell vorstehn, als so einer anonymen Recensentenhöhle*).

§. 290.

Der Stil ist die Physiognomie des Geistes. Sie ist untrüglicher, als die des Leibes. Fremden Stil nachahmen heißt eine Maske tragen. Wäre diese auch noch so schön, so wird sie, durch das Leblose, bald insipid und unerträglich; so daß selbst das häßlichste lebendige Gesicht besser ist. Darum gleichen denn auch die lateinisch schreibenden Schriftsteller, welche den Stil der Alten nachahmen, doch eigentlich den Masken: man hört nämlich wohl was sie sagen; aber man sieht nicht auch dazu ihre Physiognomie, den Stil. Wohl aber sieht man auch diesen in den lateinischen Schriften der Selbstdenker, als welche sich zu jener Nachahmung nicht bequemt haben, wie z. B. Skotus Erigena, Petrarka, Bako, Kartesius, Spinoza, u. a. m.

Affektation im Stil ist dem Gesichterschneiden zu vergleichen. — Die Sprache, in welcher man schreibt, ist die Nationalphysiognomie: sie stellt große Unterschiede fest, — von der Griechischen bis zur Karaibischen.

§. 291

Um über den Werth der Geistesprodukte eines Schriftstellers eine vorläufige Schätzung anzustellen, ist es nicht gerade nothwendig, zu wissen, worüber, oder was er gedacht habe; dazu wäre erfordert, daß man alle seine Werke durchläse; — sondern zunächst ist es hinreichend, zu wissen, wie er gedacht habe. Von diesem Wie des Denkens nun, von dieser wesentlichen Beschaffenheit und durchgängigen Qualität desselben, ist ein genauer Abdruck sein Stil. Dieser zeigt nämlich die formelle Beschaffenheit aller Gedanken eines Menschen, welche sich stets gleich bleiben muß; was und worüber er auch denken möge. Man hat daran gleichsam den Teig, aus dem er alle seine Gestalten knetet, so verschieden sie auch seyn mögen. Wie daher Eulenspiegel dem Fragenden, wie lange er, bis zum nächsten Orte, noch zu gehn habe, die scheinbar ungereimte Antwort gab „Gehe!", in der Absicht, erst aus seinem Gange zu ermessen, wie weit er, in einer gegebenen Zeit, kommen würde; so lese ich aus einem Autor ein

*) Variante: Lug-, Trug- und Verläumdungsanstalt

Paar Seiten, und weiß dann schon ungefähr, wie weit er mich fördern kann.

Im stillen Bewußtseyn dieses Bewandnisses der Sache, sucht jeder Mediokre seinen, ihm eigenen und natürlichen Stil zu maskiren. Dies nöthigt ihn zunächst, auf alle Naivetät zu verzichten; wodurch diese das Vorrecht der überlegenen und sich selbst fühlenden, daher mit Sicherheit auftretenden Geister bleibt. Jene Alltagsköpfe nämlich können schlechterdings sich nicht entschließen, zu schreiben, wie sie denken; weil ihnen ahndet, daß alsdann das Ding ein gar einfältiges Ansehn erhalten könnte. Es wäre aber immer doch etwas. Wenn sie also nur ehrlich zu Werke gehn und das Wenige und Gewöhnliche, was sie wirklich gedacht haben, sowie sie es gedacht haben, einfach mittheilen wollten; so würden sie lesbar und sogar, in der ihnen angemessenen Sphäre, belehrend seyn. Allein, statt Dessen, streben sie nach dem Schein, viel mehr und tiefer gedacht zu haben, als der Fall ist. Sie bringen demnach was sie zu sagen haben in gezwungenen, schwierigen Wendungen, neu geschaffenen Wörtern und weitläuftigen, um den Gedanken herumgehenden und ihn verhüllenden Perioden vor. Sie schwanken zwischen dem Bestreben, denselben mitzutheilen, und dem, ihn zu verstecken. Sie möchten ihn so aufstutzen, daß er ein gelehrtes, oder tiefsinniges Ansehn erhielte, damit man denke, es stecke viel mehr dahinter, als man zur Zeit gewahr wird. Demnach werfen sie ihn bald stückweise hin, in kurzen, vieldeutigen und paradoxen Aussprüchen, die viel mehr anzudeuten scheinen, als sie besagen (herrliche Beispiele dieser Art liefern Schellings naturphilosophische Schriften); bald wieder bringen sie ihren Gedanken unter einem Schwall von Worten vor, mit der unerträglichsten Weitschweifigkeit, als brauchte es Wunder welche Anstalten, den tiefen Sinn desselben verständlich zu machen, — während es ein ganz simpler Einfall, wo nicht gar eine Trivialität ist (Fichte, in seinen populären Schriften, und hundert elende, nicht nennenswerthe Strohköpfe, in ihren philosophischen Lehrbüchern, liefern Beispiele in Fülle); oder aber sie befleißigen sich irgend einer beliebig angenommenen, vornehm seyn sollenden Schreibart, z. B. einer so recht κατ' εξοχην gründlichen und wissenschaftlichen, wo man dann von der narkotischen Wirkung lang gesponnener, gedankenleerer Perioden zu Tode ge-

martert wird (Beispiele hievon geben besonders jene unverschämtesten aller Sterblichen, die Hegelianer, in der Hegelzeitung, vulgo Jahrbücher der wissenschaftlichen Litteratur); oder gar sie haben es auf eine geistreiche Schreibart abgesehn, wo sie dann verrückt werden zu wollen scheinen, u. dgl. m. Alle solche Bemühungen, durch welche sie das nascetur ridiculus mus hinauszuschieben suchen, machen es oft schwer, aus ihren Sachen herauszubringen, was sie denn eigentlich wollen. Zudem aber schreiben sie auch Worte, ja, ganze Perioden hin, bei denen sie selbst nichts denken, jedoch hoffen, daß ein Anderer etwas dabei denken werde. Allen solchen Anstrengungen liegt nichts Anderes zum Grunde, als das unermüdliche, stets auf neuen Wegen sich versuchende Bestreben, Worte für Gedanken zu verkaufen, und, mittelst neuer, oder in neuem Sinne gebrauchter Ausdrücke, Wendungen und Zusammensetzungen jeder Art, den Schein des Geistes hervorzubringen, um den so schmerzlich gefühlten Mangel desselben zu ersetzen. Belustigend ist es, zu sehn, wie, zu diesem Zwecke, bald diese bald jene Manier versucht wird, um sie als eine den Geist vorstellende Maske vorzunehmen, welche dann auch wohl auf eine Weile die Unerfahrenen täuscht, bis auch sie eben als todte Maske erkannt, verlacht und dann gegen eine andere vertauscht wird. Da sieht man die Schriftsteller bald dithyrambisch, wie besoffen, und bald, ja schon auf der nächsten Seite, hochtrabend, ernst, gründlich-gelehrt, bis zur schwerfälligsten, kleinkauendesten Weitschweifigkeit, gleich der des weiland Christian Wolf, wiewohl im modernen Gewande. Am längsten aber hält die Maske der Unverständlichkeit vor, jedoch nur in Deutschland, als wo sie, von Fichte eingeführt, von Schelling vervollkommnet, endlich in Hegel ihren höchsten Klimax erreicht hat: stets mit glücklichstem Erfolge. Und doch ist nichts leichter, als so zu schreiben, daß kein Mensch es versteht; wie hingegen nichts schwerer, als bedeutende Gedanken so auszudrücken, daß Jeder sie verstehn muß. Alle oben angeführten Künste nun aber macht die wirkliche Anwesenheit des Geistes entbehrlich: denn sie erlaubt, daß man sich zeige, wie man ist, und bestätigt allezeit den Ausspruch des Horaz:

scribendi recte sapere est et principium et fons.

Jene aber machen es wie gewisse Metallarbeiter, welche hundert

verschiedene Kompositionen versuchen, die Stelle des einzigen, ewig unersetzlichen Goldes zu vertreten. Vielmehr aber sollte, ganz im Gegentheil, ein Autor sich vor nichts mehr hüten, als vor dem sichtbaren Bestreben, mehr Geist zeigen zu wollen, als er hat; weil Dies im Leser den Verdacht erweckt, daß er dessen sehr wenig habe, da man immer und in jeder Art nur Das affektirt, was man nicht wirklich besitzt. Eben deshalb ist es ein Lob, wenn man einen Autor naiv nennt; indem es besagt, daß er sich zeigen darf, wie er ist. Ueberhaupt zieht das Naive an: die Unnatur hingegen schreckt überall zurück. Auch sehn wir jeden wirklichen Denker bemüht, seine Gedanken so rein, deutlich, sicher und kurz, wie nur möglich, auszusprechen. Demgemäß ist Simplicität stets ein Merkmal, nicht allein der Wahrheit, sondern auch des Genies gewesen. Der Stil erhält die Schönheit vom Gedanken; statt daß, bei jenen Scheindenkern, die Gedanken durch den Stil schön werden sollen. Ist doch der Stil der bloße Schattenriß des Gedankens: undeutlich, oder schlecht schreiben, heißt dumpf, oder konfus denken.

Daher nun ist die erste, ja, schon für sich allein beinahe ausreichende Regel des guten Stils diese, daß man etwas zu sagen habe: o, damit kommt man weit! Aber die Vernachlässigung derselben ist ein Grundcharakterzug der philosophischen und überhaupt aller reflektirenden Schriftsteller in Deutschland, besonders seit Fichte. Allen solchen Schreibern nämlich ist anzumerken, daß sie etwas zu sagen scheinen wollen, während sie nichts zu sagen haben. Diese durch die Pseudophilosophen der Universitäten eingeführte Weise kann man durchgängig und selbst bei den ersten litterarischen Notabilitäten der Zeitperiode beobachten. Sie ist die Mutter des geschrobenen, vagen, zweideutigen, ja, vieldeutigen Stils, imgleichen des weitläuftigen und schwerfälligen, des stile empesé, nicht weniger des unnützen Wortschwalls, endlich auch des Versteckens der bittersten Gedankenarmuth unter ein unermüdliches, klappermühlenhaftes, betäubendes Gesaalbader, daran man stundenlang lesen kann, ohne irgend eines deutlich ausgeprägten und bestimmten Gedankens habhaft zu werden. Von dieser Art und Kunst liefern jene berüchtigten „Halle'schen", nachher „Deutschen Jahrbücher" fast durchweg auserlesene Muster. — Inzwischen hat die deutsche Gelassenheit

ſich gewöhnt, dergleichen Wortkram jeder Art, Seite nach Seite zu leſen, ohne ſonderlich zu wiſſen, was der Schreiber eigentlich will: ſie meint eben, Das gehöre ſich ſo, und kommt nicht dahinter, daß er bloß ſchreibt, um zu ſchreiben. Ein guter, gedankenreicher Schriftſteller hingegen erwirbt ſich bei ſeinem Leſer bald den Kredit, daß er im Ernſt und wirklich *etwas zu ſagen habe*, wenn er ſpricht: und Dies giebt dem verſtändigen Leſer die Geduld, ihm aufmerkſam zu folgen. Ein ſolcher Schriftſteller wird auch, eben weil er wirklich etwas zu ſagen hat, ſich ſtets auf die einfachſte und entſchiedenſte Weiſe ausdrücken; weil ihm daran liegt, gerade den Gedanken, den er jetzt hat, auch im Leſer zu erwecken und keinen andern. Demnach wird er mit *Boileau* ſagen dürfen:

> Ma pensée au grand jour partout s'offre et s'expose,
> Et mon vers, bien ou mal, dit toujours quelque chose;

während von jenen vorher Geſchilderten das et qui parlant beaucoup ne disent jamais rien deſſelben Dichters gilt. Zur Charakteriſtik derſelben gehört nun auch Dies, daß ſie, wo möglich, alle *entſchiedenen* Ausdrücke vermeiden, um nöthigenfalls immer noch den Kopf aus der Schlinge ziehn zu können: daher wählen ſie in allen Fällen den *abſtrakteren* Ausdruck; Leute von Geiſt hingegen den konkreteren; weil dieſer die Sache der Anſchaulichkeit näher bringt, welche die Quelle aller Evidenz iſt. Jene Vorliebe für das Abſtrakte läßt ſich durch viele Beiſpiele belegen: ein beſonders lächerliches aber iſt dieſes, daß man in der Deutſchen Schriftſtellerei dieſer letzten zehn Jahre faſt überall, wo „bewirken" oder „verurſachen" ſtehn ſollte, „*bedingen*" findet; weil Dies, als abſtrakter und unbeſtimmter, weniger beſagt (nämlich „nicht ohne Dieſes" ſtatt „durch Dieſes") und daher immer noch Hinterthürchen offen läßt, die Denen gefallen, welchen das ſtille Bewußtſeyn ihrer Unfähigkeit eine beſtändige Furcht vor allen *entſchiedenen* Ausdrücken einflößt. Bei Andern jedoch wirkt hier bloß der nationale Hang, in der Litteratur jede Dummheit, wie im Leben jede Ungezogenheit, ſogleich nachzuahmen, welcher durch das ſchnelle Umſichgreifen Beider belegt wird; während ein Engländer, bei Dem, was er ſchreibt, wie bei Dem, was er thut, ſein eigenes Urtheil zu Rathe zieht:

Dies iſt im Gegentheil Niemanden weniger nachzurühmen, als dem Deutſchen. In Folge des beſagten Hergangs ſind die Worte „bewirken" und „verurſachen" aus der Bücherſprache der letzten 10 Jahre faſt ganz verſchwunden und überall iſt bloß von „bedingen" die Rede. Die Sache iſt, des charakteriſtiſch Lächerlichen wegen, erwähnenswerth.

Man könnte die Geiſtloſigkeit und Langweiligkeit der Schriften der Alltagsköpfe ſogar daraus ableiten, daß ſie immer nur mit halbem Bewußtſeyn reden, nämlich den Sinn ihrer eigenen Worte nicht ſelbſt eigentlich verſtehn, da ſolche bei ihnen ein Erlerntes und fertig Aufgenommenes ſind; daher ſie mehr die ganzen Phraſen (phrases banales) als die Worte zuſammengefügt haben. Hieraus entſpringt der ſie charakteriſirende fühlbare Mangel an deutlich ausgeprägten Gedanken; weil eben der Prägeſtempel zu ſolchen, das eigene klare Denken, ihnen abgeht: ſtatt ihrer finden wir ein unbeſtimmtes dunkles Wortgewebe, gangbare Redensarten, abgenutzte Wendungen und Modeausdrücke. In Folge davon gleicht ihr nebliches Geſchreibe einem Druck mit ſchon oft gebrauchten Typen. — Leute von Geiſt hingegen reden, in ihren Schriften, wirklich zu uns, und daher vermögen ſie, uns zu beleben und zu unterhalten: nur ſie ſtellen die einzelnen Worte mit vollem Bewußtſeyn, mit Wahl und Abſicht zuſammen. Daher verhält ihr Vortrag ſich zu dem der oben Geſchilderten wie ein wirklich gemaltes Bild zu einem mit Schablonen verfertigten: dort nämlich liegt in jedem Wort wie in jedem Pinſelſtrich, ſpecielle Abſicht; hier hingegen iſt Alles mechaniſch aufgeſetzt. Denſelben Unterſchied kann man in der Muſik beobachten. Denn überall iſt es ſtets die Allgegenwart des Geiſtes in allen Theilen, welche die Werke des Genies charakteriſirt: ſie iſt der von Lichtenberg bemerkten Allgegenwart der Seele Garricks in allen Muskeln ſeines Körpers analog.

In Hinſicht auf die oben angeregte Langweiligkeit der Schriften iſt jedoch die allgemeine Bemerkung beizubringen, daß es zwei Arten von Langweiligkeit giebt: eine objektive und eine ſubjektive. Die objektive entſpringt allemal aus dem hier in Rede ſtehenden Mangel, alſo daraus, daß der Autor gar keine vollkommen deutliche Gedanken, oder Erkenntniſſe, mitzutheilen hat. Denn wer ſolche hat, arbeitet auf ſeinen Zweck, die Mittheilung

derselben, in gerader Linie hin, liefert daher überall deutlich ausgeprägte Begriffe und ist sonach weder weitschweifig, noch nichtssagend, noch konfus, folglich nicht langweilig. Selbst wenn sein Grundgedanke ein Irrthum wäre; so ist er, in solchem Fall, doch deutlich gedacht und wohl überlegt, also wenigstens formell richtig, wodurch die Schrift immer noch einigen Werth behält. Hingegen ist, aus den selben Gründen, eine objektiv langweilige Schrift allemal auch sonst werthlos. — Die subjektive Langweiligkeit hingegen ist eine bloß relative: sie hat ihren Grund im Mangel an Interesse für den Gegenstand, beim Leser; dieser aber in irgend einer Beschränktheit desselben. Subjektiv langweilig kann daher auch das Vortrefflichste seyn, nämlich Diesem oder Jenem; wie umgekehrt auch das Schlechteste Diesem oder Jenem subjektivkurzweilig seyn kann; weil der Gegenstand, oder der Schreiber, ihn interessirt. —

Den deutschen Schriftstellern würde durchgängig die Einsicht zu Statten kommen, daß man zwar, wo möglich, denken soll wie ein großer Geist, hingegen die selbe Sprache reden wie jeder Andere. Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge: aber sie machen es umgekehrt. Wir finden sie nämlich bemüht, triviale Begriffe in vornehme Worte zu hüllen und ihre sehr gewöhnlichen Gedanken in die ungewöhnlichsten Ausdrücke, die gesuchtesten, prezioseſten und seltsamsten Redensarten zu kleiden. Ihre Sätze schreiten beständig auf Stelzen einher. Hinsichtlich dieses Wohlgefallens am Bombast, überhaupt am hochtrabenden, aufgedunsenen, preziösen, hyperbolischen und aerobatischen Stile, ist ihr Typus der Fähnrich Pistol, dem sein Freund Fallstaff ein Mal ungeduldig zuruft: „sage was du zu sagen hast, wie ein Mensch aus dieser Welt!“ Liebhabern von Beispielen widme ich folgende Anzeige: „Nächstens erscheint in unserm Verlage: Theoretisch-praktisch wissenschaftliche Physiologie, Pathologie und Therapie der unter dem Namen der Blähungen bekannten pneumatischen Phänomene, worin diese, in ihrem organischen und kausalen Zusammenhange, ihrem Seyn und Wesen nach, wie auch mit allen sie bedingenden, äußern und innern, genetischen Momenten, in der ganzen Fülle ihrer Erscheinungen und Bethätigungen, sowohl für das allgemein menschliche, als für das wissenschaftliche Bewußtseyn, systematisch dargelegt

werden: eine freie, mit berichtigenden Anmerkungen und erläuternden Exkursen ausgestattete Uebertragung des Französischen Werkes: l'art de peter."

Für stile empesé findet man im Deutschen keinen genau entsprechenden Ausdruck; desto häufiger aber die Sache selbst. Wenn mit Preziosität verbunden, ist er in Büchern was im Umgange die affektirte Gravität, Vornehmigkeit und Preziosität, und eben so unerträglich. Die Geistesarmuth kleidet sich gern darin; wie im Leben die Dummheit in die Gravität und Formalität.

Wer preziös schreibt gleicht Dem, der sich herausputzt, um nicht mit dem Pöbel verwechselt und vermengt zu werden; eine Gefahr, welche der Gentleman, auch im schlechtesten Anzuge, nicht läuft. Wie man daher an einer gewissen Kleiderpracht und dem tiré à quatre épingles den Plebejer erkennt; so am preziösen Stil den Alltagskopf.

Nichtsdestoweniger ist es ein falsches Bestreben, geradezu so schreiben zu wollen, wie man redet. Vielmehr soll jeder Schriftstil eine gewisse Spur der Verwandtschaft mit dem Lapidarstil tragen, der ja ihrer aller Ahnherr ist. Jenes ist daher so verwerflich, wie das Umgekehrte, nämlich reden zu wollen, wie man schreibt; welches pedantisch und schwer verständlich zugleich herauskommt.

Dunkelheit und Undeutlichkeit des Ausdrucks ist allemal und überall ein sehr schlimmmes Zeichen. Denn in 99 Fällen unter 100 rührt sie her von der Undeutlichkeit des Gedankens, welche selbst wiederum fast immer aus einem ursprünglichen Mißverhältniß, Inkonsistenz und also Unrichtigkeit desselben entspringt. Wenn, in einem Kopfe, ein richtiger Gedanke aufsteigt, strebt er schon nach der Deutlichkeit und wird sie bald erreichen: das deutlich Gedachte aber findet leicht seinen angemessenen Ausdruck. Was ein Mensch zu denken vermag läßt sich auch allemal in klaren, faßlichen und unzweideutigen Worten ausdrücken. Die, welche schwierige, dunkele, verflochtene, zweideutige Reden zusammensetzen, wissen ganz gewiß nicht recht, was sie sagen wollen, sondern haben nur ein dumpfes, nach einem Gedanken erst ringendes Bewußtseyn davon: oft aber auch wollen sie sich selber und Andern verbergen, daß sie eigentlich nichts zu sagen haben. Sie wollen,

wie Fichte, Schelling und Hegel, zu wissen scheinen was sie nicht wissen, zu denken was sie nicht denken, und zu sagen was sie nicht sagen. Wird denn Einer, der etwas Rechtes mitzutheilen hat, sich bemühen, undeutlich zu reden, oder deutlich? — Schon Quintilian sagt es (Instit. Lib. II, c. 3): plerumque accidit ut faciliora sint ad intelligendum et lucidiora multo, quae a doctissimo quoque dicuntur..... Erit ergo etiam obscurior, quo quisque deterior. —

Imgleichen soll man nicht sich räthselhaft ausdrücken, sondern wissen, ob man eine Sache sagen will, oder nicht. Die Unentschiedenheit des Ausdrucks macht deutsche Schriftsteller so ungenießbar. Eine Ausnahme gestatten allein die Fälle, wo man etwas in irgend einer Hinsicht Unerlaubtes mitzutheilen hat.

Wie jedes Uebermaaß einer Einwirkung meistens das Gegentheil des Bezweckten herbeiführt; so dienen zwar Worte, Gedanken faßlich zu machen; jedoch auch nur bis zu einem gewissen Punkt. Ueber diesen hinaus angehäuft, machen sie die mitzutheilenden Gedanken wieder dunkler und immer dunkler. Jenen Punkt zu treffen ist Aufgabe des Stils und Sache der Urtheilskraft: denn jedes überflüssige Wort wirkt seinem Zwecke gerade entgegen. In diesem Sinne sagt Voltaire: l'adjectif est l'ennemi du substantif. (Aber freilich suchen viele Schriftsteller gerade unter dem Wortüberfluß ihre Gedankenarmuth zu verbergen.)

Demgemäß vermeide man alle Weitschweifigkeit und alles Einflechten unbedeutender, der Mühe des Lesens nicht lohnender Bemerkungen. Man muß sparsam mit der Zeit, Anstrengung und Geduld des Lesers umgehn: dadurch wird man bei ihm sich den Kredit erhalten, daß was dasteht des aufmerksamen Lesens werth ist und seine darauf zu verwendende Mühe belohnen wird. Immer noch besser, etwas Gutes wegzulassen, als etwas Nichtssagendes hinzusetzen. Hier findet das Hesiodische πλεον ἡμισυ παντος (opera et dies, v. 40) seine rechte Anwendung. Ueberhaupt, nicht Alles sagen! Le secret pour être ennuyeux, c'est de tout dire. Also, wo möglich, lauter Quintessenzen, lauter Hauptsachen, nichts, was der Leser auch allein denken würde. — Viele Worte machen, um wenige Gedanken mitzutheilen, ist überall das untrügliche Zeichen der Mittelmäßigkeit; das des eminenten Kopfes dagegen, viele Gedanken in wenige Worte zu schließen.

Die Wahrheit ist nackt am schönsten, und der Eindruck, den sie macht, um so tiefer, als ihr Ausdruck einfacher war; theils, weil sie dann das ganze, durch keinen Nebengedanken zerstreute Gemüth des Hörers ungehindert einnimmt; theils, weil er fühlt, daß er hier nicht durch rhetorische Künste bestochen, oder getäuscht ist, sondern die ganze Wirkung von der Sache selbst ausgeht. Z. B. welche Deklamation über die Nichtigkeit des menschlichen Daseyns wird wohl mehr Eindruck machen, als Hiob's: homo, natus de muliere, brevi vivit tempore, repletus multis miseriis, qui, tanquam flos, egreditur et conteritur, et fugit velut umbra. — Eben daher steht die naive Poesie Goethe's so unvergleichlich höher, als die rhetorische Schiller's. Daher auch die starke Wirkung mancher Volkslieder. Deshalb nun hat man, wie in der Baukunst vor der Ueberladung mit Zierrathen, in den redenden Künsten sich vor allem nicht nothwendigen rhetorischen Schmuck, allen unnützen Amplifikationen und überhaupt vor allem Ueberfluß im Ausdruck zu hüten, also sich eines keuschen Stiles zu befleißigen. Alles Entbehrliche wirkt nachtheilig. Das Gesetz der Einfachheit und Naivetät, da diese sich auch mit dem Erhabensten verträgt, gilt für alle schönen Künste.

Die ächte Kürze des Ausdrucks besteht darin, daß man überall nur sagt was sagenswerth ist, hingegen alle weitschweifigen Auseinandersetzungen Dessen, was Jeder selbst hinzudenken kann, vermeidet, mit richtiger Unterscheidung des Nöthigen und Ueberflüssigen. Hingegen soll man nie der Kürze die Deutlichkeit, geschweige die Grammatik, zum Opfer bringen. Den Ausdruck eines Gedankens schwächen, oder gar den Sinn einer Periode verdunkeln, oder verkümmern, um einige Worte weniger hinzusetzen, ist beklagenswerther Unverstand. Gerade Dies aber ist das Treiben jener falschen Kürze, die heut zu Tage im Schwange ist und darin besteht, daß man das Zweckdienliche, ja, das grammatisch, oder logisch, Nothwendige wegläßt. In Deutschland sind die schlechten Skribenten jetziger Zeit von ihr, wie von einer Manie, ergriffen und üben sie mit unglaublichem Unverstande. Nicht nur, daß sie, um ein Wort zu ersparen, ein Verbum, oder ein Adjektiv mehreren und verschiedenen Perioden zugleich, ja, nach verschiedenen Richtungen hin, dienen lassen, welche man nun alle, ohne sie zu verstehn und wie im Dunkeln

tappend, zu durchleſen hat, bis endlich das Schlußwort kommt und uns ein Licht darüber aufſteckt; ſondern noch durch mancherlei andere, ganz ungehörige Worterſparniſſe ſuchen ſie Das hervorzubringen, was ihre Einfalt ſich unter Kürze des Ausdrucks und gedrungener Schreibart denkt. So werden ſie, durch ökonomiſche Weglaſſung eines Wortes, welches mit Einem Male Licht über eine Periode verbreitet hätte, dieſe zu einem Räthſel machen, welches man durch wiederholtes Leſen aufzuklären ſucht. Insbeſondere ſind die Partikeln Wenn und So bei ihnen proſkribirt und müſſen überall durch Vorſetzung des Verbi erſetzt werden, ohne die nöthige, für Köpfe ihres Schlages freilich auch zu ſubtile, Diskrimination, wo dieſe Wendung paſſend ſei, und wo nicht; woraus denn oft nicht nur geſchmackloſe Härte und Affektation, ſondern auch Unverſtändlichkeit erwächſt. Damit verwandt iſt ein jetzt allgemein beliebter Sprachſchnitzer, den ein Beiſpiel am beſten zeigt: um zu ſagen, „käme er zu mir, ſo würde ich ihm ſagen“ u. ſ. w., ſchreiben neun Zehntel der heutigen Tintenklexer: „würde er zu mir kommen, ich ſagte ihm“ u. ſ. w., welches nicht nur ungeſchickt, ſondern falſch iſt; da eigentlich nur eine fragende Periode mit „würde“ anfangen darf, ein hypothetiſcher Satz aber höchſtens nur im Präſens, nicht im Futuro. Aber ihr Talent in der Kürze des Ausdrucks geht nun ein Mal nicht weiter, als die Worte zu zählen und auf Pfiffe zu denken, irgend eines, oder auch nur eine Silbe, um jeden Preis, auszumerzen. Ganz allein hierin ſuchen ſie die Gedrungenheit des Stils und Kernhaftigkeit des Vortrags. Demnach wird jede Silbe, deren logiſcher, oder grammatiſcher, oder euphoniſcher Werth ihrem Stumpfſinn entgeht, hurtig weggeſchnitten, und ſobald ein Eſel eine ſolche Heldenthat vollbracht hat, folgen hundert andere nach, die es ihm mit Jubel nachthun. Und nirgends eine Oppoſition! keine Oppoſition gegen die Dummheit; ſondern, hat Einer eine rechte Eſelei gemacht, ſo bewundern ſie die Andern und beeilen ſich, ſie nachzumachen. Demzufolge haben dieſe unwiſſenden Tintenklexer, in den 1840ger Jahren, aus der deutſchen Sprache das Perfekt und Plusquamperfekt ganz verbannt, indem ſie, beliebter Kürze halber, ſolche überall durch das Imperfekt erſetzen, ſo daß dieſes das einzige Präteritum der Sprache bleibt, auf Koſten, nicht etwan bloß aller feineren

Richtigkeit, oder auch nur aller Grammaticität der Phrase; nein, oft auf Kosten alles Menschenverstandes, indem baarer Unsinn daraus wird. Daher ist, unter allen jenen Sprachverhunzungen diese die niederträchtigste, da sie die Logik und damit den Sinn der Rede angreift; sie ist eine linguistische Infamie. Ich wollte wetten, daß aus diesen letzten zehn Jahren sich ganze Bücher vorfinden, in denen kein einziges Plusquamperfektum, ja, vielleicht auch kein Perfektum, vorkommt. Beinahe ausnahmslos wird dieser Frevel gegen die Sprache ausgeübt in allen Zeitungen und größtentheils auch in den gelehrten Zeitschriften*); indem, wie schon erwähnt, in Deutschland, jede Dummheit in der Litteratur und jede Ungezogenheit im Leben, Schaaren von Nachahmern findet und Keiner wagt auf eigenen Beinen zu stehn; weil eben, wie ich nicht bergen kann, die Urtheilskraft nicht zu Hause ist, sondern bei den Nachbarn, auf Visiten. — Unter allen Infamien, die heut zu Tage an der deutschen Sprache verübt werden, ist die Ausmerzung des Perfekts aus derselben und Substituirung des Imperfekts die verderblichste; denn sie trifft unmittelbar das Logische der Rede, zerstört den Sinn derselben, hebt Fundamentalunterscheidungen auf, und läßt sie etwas Anderes sagen, als beabsichtigt wird. Man darf im Deutschen das Imperfekt und Perfekt nur da setzen, wo man sie im Lateinischen setzen würde; denn der leitende Grundsatz ist in beiden Sprachen der selbe: die noch fortdauernde, unvollendete Handlung zu unterscheiden von der vollendeten, schon ganz in der Vergangenheit liegenden. — Durch die besagte Exstirpation jener zwei wichtigen Temporum sinkt eine Sprache fast zum Range der allerroheſten herab. Es thäte daher Noth, daß man eine kleine Sprachschule für deutsche Schriftsteller errichtete, in welcher der Unterschied zwischen Imperfektum, Perfektum und Plusquamperfektum gelehrt würde; nächstdem auch der zwischen Genitiv und Ablativ; da, immer allgemeiner, dieser statt jenes gesetzt und ganz unbefangen z. B.

*) In den Göttingischen, sich gelehrt nennenden Anzeigen habe ich (Februar 1856) sogar statt des, sobald Menschenverstand in der Phrase seyn sollte, schlechterdings erforderlichen Plusquamperfecti Conjunctivi, beliebter Kürze wegen, das simple Imperfekt gefunden, in der Phrase: „er schien" statt: „er würde geschienen haben". Dazu ich gesagt habe: „Elender Lump!"

„das Leben von Leibnitz", und „der Tod von Andreas Hofer", statt Leibnitzens Leben, Hofers Tod, geschrieben wird. Wie würde in andern Sprachen ein solcher Schnitzer aufgenommen werden? was würden z. B. die Italiäner sagen, wenn ein Schriftsteller di und da (d. i. Genitiv und Ablativ) vertauschte! Aber weil im Französischen diese Partikeln beide durch das dumpfe, stumpfe de vertreten werden und die moderne Sprachkenntniß deutscher Bücherschreiber nicht über ein geringes Maaß Französisch hinauszugehn pflegt, glauben sie jene französische Armsäligkeit auch der deutschen Sprache aufheften zu dürfen, und finden, wie bei Dummheiten gewöhnlich, Beifall und Nachfolge. Aus dem selben würdigen Grunde wird, weil im Französischen die Präposition pour, Armuthshalber, den Dienst von vier oder fünf deutschen Präpositionen versehen muß, von unsern sinnlosen Tintenklexern überall „Für" gesetzt, wo gegen, um, auf, oder sonst eine Präposition, oder auch gar keine stehn sollte, um nur das Französische pour pour nachzuäffen; womit es so weit gekommen ist, daß die Präposition „Für" unter sechs Malen fünf Mal falsch steht. Ebenso Wendungen wie: „Diese Menschen, sie haben keine Urtheilskraft", und überhaupt die Einführung der armsäligen Grammatik eines zusammengeleimten patois, wie das Französische, in die deutsche, viel edlere Sprache, machen die verderblichen Gallicismen aus; nicht aber, wie bornirte Puristen vermeinen, die Einführung einzelner Fremdwörter: diese werden assimilirt und bereichern die Sprache. Fast die Hälfte der deutschen Wörter ist aus dem Lateinischen abzuleiten: wenn auch dabei zweifelhaft bleibt, welche Wörter wirklich von den Römern angenommen, und welche bloß von der Großmutter Sanskrit her so sind. — Die vorgeschlagene Sprachschule könnte auch Preisaufgaben stellen, z. B. den Unterschied des Sinnes der beiden Fragen: „sind Sie gestern im Theater gewesen?" und „waren Sie gestern im Theater?" deutlich zu machen.

Noch ein anderes Beispiel falscher Kürze liefert der allmälig allgemein gewordene falsche Gebrauch des Wortes nur. Bekanntlich ist die Bedeutung desselben entschieden beschränkend: es besagt „nicht mehr als". Nun aber weiß ich nicht, welcher Queerkopf zuerst es gebraucht hat für „nicht anders als", welches ein ganz verschiedener Gedanke ist: aber wegen der dabei

zu lukrirenden Wortersparniß fand der Schnitzer sogleich die eifrigste Nachahmung; so daß jetzt der falsche Gebrauch des Wortes bei Weitem der häufigste ist, obschon dadurch oft das Gegentheil von Dem, was der Schreiber beabsichtigt, eigentlich gesagt wird. Z. B. „Ich kann es nur loben" (also nicht belohnen); „ich kann es nur mißbilligen" (also nicht strafen). Hieher gehört auch der, jetzt allgemeine adverbiale Gebrauch mancher Adjektive, z. B. „ähnlich", und „einfach", der mir allemal wie ein Mißton klingt. In keiner Sprache erlaubt man sich, Adjektive ohne Weiteres als Adverbien zu gebrauchen. Was würde man sagen, wenn ein griechischer Autor schriebe: ὁμοιος statt ὁμοιως, ἁπλους statt ἁπλως, oder wenn in andern Sprachen Einer schriebe:

similis st.	similiter,	simplex st.	simpliciter,
pareil =	pareillement,	simple =	simplement,
like =	likely,	simple =	simply.

Nur Deutsche und Hottentotten erlauben sich dergleichen, schreiben „sicher" statt „sicherlich" und dann statt „gewiß". Bloß der Deutsche macht keine Umstände, sondern geht nach seiner Laune, nach seiner Kurzsichtigkeit und Unwissenheit mit der Sprache um, — wie es seiner geistreichen Nationalphysiognomie entspricht.

Dies Alles sind keine Kleinigkeiten: es ist die Verhunzung der Grammatik und des Geistes der Sprache durch nichtswürdige Tintenklexer, nemine dissentiente. Die sogenannten Gelehrten (wissenschaftliche Männer!) eifern vielmehr den Journal- und Zeitungslitteraten nach: es ist ein Wettstreit der Dummheit und Ohrenlosigkeit. Die deutsche Sprache ist gänzlich in die Grabuge gerathen: Alles greift zu, jeder tintenklexende Lump fällt darüber her. —

Ueberall, so weit es angeht, soll man das Adjektiv vom Adverbio unterscheiden, daher z. B. nicht „sicher" schreiben, wo man „sicherlich" meint. Ueberhaupt soll man nie und nirgends der Kürze auch nur das kleinste Opfer auf Kosten der Bestimmtheit und Präcision des Ausdrucks bringen: denn die Möglichkeit dieser ist es, welche einer Sprache ihren Werth giebt, indem es nur vermöge ihrer gelingt, jede Nüance, jede Modulation eines Gedankens genau und unzweideutig auszudrücken, ihn also wie im nassen Gewande, nicht wie im Sack erscheinen

zu lassen, worin eben die schöne, kraftvolle und prägnante Schreibart besteht, welche den Klassiker macht. Und gerade die Möglichkeit dieser Bestimmtheit und Präcision des Ausdrucks geht gänzlich verloren durch Kleinhacken der Sprache mittelst Abschneiden der Präfixa und Affixa, imgleichen der das Adverbium vom Adjektiv unterscheidenden Silben, durch Weglassen des Auxiliars, Gebrauch des Imperfekts statt des Perfekts u. s. w. u. s. w., wie es jetzt als grassirende Monomanie alle deutsche Federn ergriffen hat und mit einer Hirnlosigkeit, wie sie in England, Frankreich und Italien nie allgemein werden könnte, um die Wette betrieben wird, von Allen, von Allen, ohne irgend eine Opposition. Dieses Kleinhacken der Sprache ist wie wenn Jemand einen kostbaren Stoff, um ihn dichter einpacken zu können, in Lappen zerschnitte: die Sprache wird dadurch in einen elenden, halbverständlichen Jargon umgeschaffen, und das wird die deutsche bald seyn.

Am auffallendesten aber zeigt jenes falsche Streben nach Kürze sich in der Verstümmelung der einzelnen Wörter. Um Tagelohn dienende Büchermacher, gräuelich unwissende Litteraten und feile Zeitungsschreiber beschneiden die deutschen Wörter von allen Seiten, wie Gauner die Münzen; Alles bloß zum Zweck beliebter Kürze, — wie sie solche verstehn. In diesem Streben werden sie den unbändigen Schwätzern gleich, welche, um nur recht Vieles in kurzer Zeit und in Einem Athem heraus zu sprudeln, Buchstaben und Silben verschlucken und, hastig nach Luft schnappend, ihre Phrasen ächzend abhaspeln, wobei sie dann die Worte nur zur Hälfte aussprechen. Solchermaaßen also werden auch von Jenen, um recht Vieles auf wenig Raum zu bringen, Buchstaben aus der Mitte und ganze Silben vom Anfang und Ende der Wörter weggeschnitten. Zuvörderst nämlich werden die der Prosodie, der Aussprache und dem Wohllaute dienenden Doppelvokale und verlängernden h überall herausgerissen, danach aber Alles, was noch irgendwo ablösbar ist, weggenommen. Vorzüglich hat diese vandalische Zerstörungswuth unserer Wortbeknapper sich auf die Endsilben „ung" und „keit" gerichtet; eben nur weil sie die Bedeutung derselben nicht verstehn, noch fühlen, und, unter ihrer dicken Hirnschaale, weit davon entfernt sind, den feinen Takt zu spüren, mit welchem überall unsere

instinktmäßig sprachbildenden Vorfahren jene Silbenmodulation angewandt haben, indem sie nämlich durch „ung", in der Regel, das Subjektive, die Handlung, vom Objektiven, dem Gegenstande derselben, unterschieden; durch „keit" aber meistens das Dauernde, die bleibenden Eigenschaften, ausdrückten: wie z. B. Jenes in Tödtung, Zeugung, Befolgung, Ausmessung u. s. w., Dieses in Freigebigkeit, Gutmüthigkeit, Freimüthigkeit, Unmöglichkeit, Dauerhaftigkeit u. s. w. Man betrachte z. B. nur die Wörter „Entschließung, Entschluß und Entschlossenheit." Jedoch viel zu stumpf, um Dergleichen zu erkennen, schreiben unsre „jetztzeitigen" rohen Sprachverbesserer z. B. „Freimuth": dann sollten sie auch Gutmuth und Freigabe, wie auch Ausfuhr statt Ausführung, Durchfuhr statt Durchführung, schreiben. Mit Recht heißt es „Beweis", hingegen nicht „Nachweis", wie unsere stumpfen Tölpel es verbessert haben, sondern „Nachweisung"; weil der Beweis etwas Objektives ist (mathematischer Beweis, faktischer Beweis, unwiderleglicher Beweis u. s. w.): hingegen die Nachweisung ist ein Subjektives, d. h. vom Subjekt Ausgehendes, die Handlung des Nachweisens. — Durchgängig schreiben sie „Vorlage", wo nicht, wie doch das Wort besagt, das vorzulegende Dokument, sondern die Handlung des Vorlegens, also die „Vorlegung" gemeint und der Unterschied der analoge ist, wie zwischen Beilage und Beilegung, Grundlage und Grundlegung, Einlage und Einlegung, Versuch und Versuchung, Eingabe und Eingebung, Zurückgabe und Zurückgebung, und hundert ähnlichen Wörtern. Aber wenn sogar Gerichts-Behörden die Sprachdilapidation sanktioniren, indem sie nicht nur „Vorlage" statt „Vorlegung", sondern auch „Vollzug" statt „Vollziehung", „Vergleich" statt „Vergleichung" schreiben und dekretiren, „in Selbstperson" zu erscheinen, d. h. in eigener, nicht in fremder Person*); so darf es uns nicht wundern, alsbald einen Zeitungs-

*) Gerichtsbehörden schreiben, statt Vorladung, „Ladung": aber Gewehre und Schiffe haben eine Ladung, Gastmähler eine Einladung, und Gerichte eine Vorladung. Gerichtsbehörden sollten stets bedenken, daß Gut und Blut ihrer Urtheilskraft anheim gestellt wird, und diese daher nicht müssigerweise kompromittiren. In England und Frankreich ist man auch in diesem Stück klüger und behält stets den alten Kanzleistil bei; daher fast jedes Dekret mit whereas oder pursuant to beginnt.

schreiber den „Einzug einer Pension" berichten zu sehn, — womit er ihre Einziehung meint, folglich daß sie ihren Einzug nicht ferner halten werde. Denn an ihm freilich ist die Weisheit der Sprache, welche von der Ziehung einer Lotterie, aber vom Zuge eines Heeres redet, verloren. Allein was darf man von so einem Gazettier erwarten, wenn sogar die gelehrten Heidelberger Jahrbücher (Nr. 24 d. J. 1850) vom „Einzug seiner Güter" reden? Höchstens könnten diese zu ihrer Entschuldigung anführen, daß es doch nur ein Philosophieprofessor ist, der so schreibt. Ich wundre mich, noch nicht „Absatz" statt „Absetzung", „Empfang" statt „Empfängniß", oder gar statt „die Abtretung dieses Hauses" den „Abtritt dieses Hauses" gefunden zu haben, welches ebenso konsequent, wie dieser Sprachverbesserer würdig wäre und ergötzliche Mißverständnisse herbeiführen könnte. Wirklich gefunden aber habe ich, in einer vielgelesenen Zeitung, und zwar mehrmals, „Unterbruch" statt Unterbrechung; wodurch man verleitet werden kann zu denken, hier sei die gewöhnliche Hernia, im Gegensatz des Leistenbruchs, gemeint. — Und doch haben gerade die Zeitungen am wenigsten Ursache, die Worte zu beschneiden; da solche, je länger sie sind, desto mehr ihre Spalten ausfüllen, und wenn Dies durch unschuldige Silben geschieht, sie dafür ein Paar Lügen weniger in die Welt schicken können. Ganz ernstlich muß ich nun aber hier zu bedenken geben, daß gewiß mehr, als $^9/_{10}$ der überhaupt lesenden Menschen nichts, als die Zeitungen, lesen, folglich fast unausbleiblich ihre Rechtschreibung, Grammatik und Stil nach diesen bilden, und sogar, in ihrer Einfalt, dergleichen Sprachverhunzungen für Kürze des Ausdrucks, elegante Leichtigkeit und scharfsinnige Sprachverbesserung halten, ja, überhaupt den jungen Leuten ungelehrter Stände die Zeitung, weil sie doch gedruckt ist, für eine Auktorität gilt. Daher sollte, in allem Ernst, von Staats wegen dafür gesorgt werden, daß die Zeitungen, in sprachlicher Hinsicht, durchaus fehlerfrei wären. Man könnte, zu diesem Zweck, einen Nachcensor anstellen, der, statt des Gehaltes, vom Zeitungsschreiber, für jedes verstümmelte, oder nicht bei guten Schriftstellern anzutreffende Wort, wie auch für jeden grammatischen, selbst nur syntaktischen Fehler, auch für jede in falscher Verbindung, oder falschem Sinne, gebrauchte Präposition einen Louisd'or, als Sportel, zu erheben hätte, für freche

Verhöhnung aller Grammatik aber, wie wenn ein solcher Skribler, statt „hinsichtlich", hinsichts schreibt, 3 Louisd'or und im Wiederbetretungsfall das Doppelte. Oder ist etwan die deutsche Sprache vogelfrei, als eine Kleinigkeit, die nicht des Schutzes der Gesetze werth ist, den doch jeder Misthaufen genießt? — Elende Philister! — Was, in aller Welt, soll aus der deutschen Sprache werden, wenn Sudler und Zeitungsschreiber diskretionäre Gewalt behalten, mit ihr zu schalten und zu walten nach Maaßgabe ihrer Laune und ihres Unverstandes? — Uebrigens aber beschränkt der in Rede stehende Unfug sich keineswegs auf die Zeitungen: vielmehr ist er allgemein und wird in Büchern und gelehrten Zeitschriften mit gleichem Eifer und mit wenig mehr Ueberlegung getrieben. Da finden wir Präfixa und Affixa rücksichtslos unterschlagen, indem z. B. „Hingabe" für Hingebung*); „Mißverstand", für Mißverständniß; „Wandeln", für Verwandeln; „Lauf", für Verlauf; „Meiden", für Vermeiden; „Rathschlagen", für Berathschlagen; „Schlüsse", für Beschlüsse; „Führung", für Aufführung; „Vergleich", für Vergleichung; „Zehrung", für Auszehrung gesetzt ist, und hundert andere, mitunter noch schlimmere Streiche dieser Art. Sogar in sehr gelehrten Werken finden wir die Mode mitgemacht: z. B. in der „Chronologie der Aegypter" von Lepsius, 1849, heißt es, S. 545, „Manethos „fügte seinem Geschichtswerke ———— eine Uebersicht ————, „nach Art ägyptischer Annalen, zu" — also „zufügen", infligere, für „hinzufügen" addere; — um eine Silbe zu ersparen. Mit dieser täppischen Art, nur überall Silben abzuschneiden, verhunzen heut zu Tage alle schlechten Skribenten die deutsche Sprache, welche nachher nicht wieder herzustellen seyn wird. Daher müssen solche Sprachverbesserer, ohne Unterschied der Person, gezüchtigt werden, wie die Schuljungen. Jeder Wohlgesinnte und Einsichtige ergreife also mit mir Partei für die deutsche Sprache gegen die deutsche Dummheit. Wie würde ein solches willkürliches, ja freches Umspringen mit der Sprache, wie heut zu Tage in Deutschland jeder Tintenklexer es sich erlaubt, in England, in Frankreich, oder in Italien, welches um seine academia della

*) Man kann sagen: „Die Ausgebung der neuen Ausgabe wird erst über acht Tage stattfinden."

crusca zu beneiden ist, aufgenommen werden? Man sehe z. B. in der Biblioteca de' Classici italiani (Milano 1804, sqq. Tom. 142) das Leben des Benvenuto Cellini, wie da der Herausgeber jede, auch die geringste Abweichung vom reinen Toskanisch, und beträfe sie Einen Buchstaben, sogleich unten in einer Note, kritisirt und in Erwägung nimmt! Eben so die Herausgeber der Moralistes français 1838. Z. B. Vauvenargue schreibt: ni le dégout est une marque de santé, ni l'appétit est une maladie: sogleich bemerkt der Herausgeber, daß es heißen muß n'est. Bei uns schreibt Jeder wie er will! Hat Vauvenargue geschrieben: la difficulté est à les connaître, so bemerkt der Herausgeber: il faut, je crois, de les connaître. In einer Englischen Zeitung habe ich stark gerügt gefunden, daß ein Redner gesagt hatte: my talented friend, welches nicht Englisch sei: und doch hat man spirited von spirit. So streng sind die andern Nationen hinsichtlich ihrer Sprache: hingegen jeder deutsche Schmierer setzt ohne Scheu irgend ein unerhörtes Wort zusammen, und statt in den Journalen Spießruthen laufen zu müssen, findet er Beifall und Nachahmer. Kein Schreiber, nicht einmal der niedrigste Tintenklexer, trägt Bedenken, ein Verbum in einem noch nie ihm beigelegten Sinne zu gebrauchen; wenn nur so, daß der Leser allenfalls errathen kann was er meint: da gilt's für einen originellen Einfall und findet Nachahmung. Ohne irgend eine Rücksicht auf Grammatik, Sprachgebrauch, Sinn und Menschenverstand schreibt jeder Narr hin was ihm eben durch den Kopf fährt, und je toller desto besser! — Eben las ich Centro-Amerika, statt Central-Amerika. Wieder ein Buchstabe erspart, auf Kosten eben genannter Potenzen! — Das macht, dem Deutschen sind, in allen Dingen, Ordnung, Regel und Gesetz verhaßt: er liebt sich die individuelle Willkür und das eigene Kaprice, mit etwas abgeschmackter Billigkeit, nach eigener scharfer Urtheilskraft, versetzt. Daher zweifle ich, ob jemals die Deutschen lernen werden, sich, wie jeder Britte in den drei vereinigten Königreichen und allen Kolonien unverbrüchlich thut, auf Straßen, Wegen und Stegen allemal rechts zu halten; — so sehr groß und augenfällig auch der Vortheil davon wäre. Auch in geselligen Vereinen, Klubs und dergleichen kann man sehn, wie gern, selbst ohne allen Vor-

theil ihrer Bequemlichkeit, Viele die zweckmäßigsten Gesetze der Gesellschaft muthwillig brechen. Nun aber sagt Goethe:

„Nach seinem Sinne leben ist gemein:
Der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz."
(Nachlaß, Bd. 17, p. 297.)

Die aus der besagten deutschen Eigenthümlichkeit entspringende Manie der Sprachverhunzung ist universal: Alles greift zu, die Sprache zu demoliren, ohne Gnade und Schonung; ja, wie bei einem Vogelschießen, sucht jeder ein Stück abzulösen, wo und wie er nur kann. Also zu einer Zeit, da in Deutschland nicht ein einziger Schriftsteller lebt, dessen Werke sich Dauer versprechen dürfen, erlauben sich Bücherfabrikanten, Litteraten und Zeitungsschreiber die Sprache reformiren zu wollen, und so sehn wir denn dieses gegenwärtige, bei aller Langbärtigkeit, impotente, d. h. zu jeder Geistesproduktion höherer Art unfähige, Geschlecht, seine Muße dazu verwenden, die Sprache, in welcher große Schriftsteller geschrieben haben, auf die muthwilligste und unverschämteste Weise zu verstümmeln, um so sich ein Herostratisches Andenken zu stiften. Wenn ehemals wohl die Koryphäen der Litteratur sich, im Einzelnen, eine wohlüberlegte Sprachverbesserung erlaubten; so hält jetzt jeder Tintenklexer, jeder Zeitungsschreiber, jeder Herausgeber eines ästhetischen Winkelblattes sich befugt, seine Tatzen an die Sprache zu legen, um nach seinem Kaprice herauszureißen was ihm nicht gefällt, oder auch neue Worte einzusetzen.

Hauptsächlich ist, wie gesagt, die Wuth dieser Wortbeschneider auf die Präfixa und Affixa aller Wörter gerichtet. Was sie nun durch solche Amputation derselben zu erreichen suchen, muß wohl die Kürze und durch diese die größere Prägnanz und Energie des Ausdrucks seyn: denn die Papiererspariß ist am Ende doch gar zu gering. Sie möchten also das zu Sagende möglichst kontrahiren. Hiezu aber ist eine ganz andere Procedur, als Wortbeknapperei, erfordert, nämlich diese, daß man bündig und koncis denke: gerade diese jedoch steht nicht eben so einem Jeden zu Gebote. Zudem nun aber ist schlagende Kürze, Energie und Prägnanz des Ausdrucks nur dadurch möglich, daß die Sprache für jeden Begriff ein Wort und für jede Modifikation, sogar für jede Nüancirung dieses Begriffs eine derselben genau entsprechende

Modifikation des Wortes besitze; weil nur durch diese, in ihrer richtigen Anwendung, es möglich wird, daß jede Periode, sobald sie ausgesprochen worden, im Hörer gerade und genau den Gedanken, welchen der Redner beabsichtigt, erwecke, ohne ihn auch nur einen Augenblick im Zweifel zu lassen, ob Dieses, oder Jenes, gemeint sei. Hiezu nun muß jedes Wurzelwort der Sprache ein modificabile multimodis modificationibus seyn, um sich allen Nüancen des Begriffs, und dadurch den Feinheiten des Gedankens, wie ein nasses Gewand, anlegen zu können. Dieses nun wird hauptsächlich gerade durch die Präfixa und Affixa ermöglicht: sie sind die Modulationen jedes Grundbegriffs auf der Klaviatur der Sprache. Daher haben auch Griechen und Römer die Bedeutung fast aller Verba und vieler Substantiva durch Präfixa modulirt und nüancirt. Man kann sich dies an jedem lateinischen Hauptverbo exemplifiziren, z. B. an ponere, modifizirt zu imponere, deponere, disponere, exponere, componere, adponere, subponere, superponere, seponere, praeponere, proponere, interponere, transponere u. s. f. Das Selbe läßt sich an deutschen Worten zeigen: z. B. das Substantiv Sicht wird modificirt zu Aussicht, Einsicht, Durchsicht, Nachsicht, Vorsicht, Hinsicht, Absicht u. s. f. Oder das Verbum Suchen, modificirt zu Aufsuchen, Aussuchen, Untersuchen, Besuchen, Ersuchen, Versuchen, Heimsuchen, Durchsuchen, Nachsuchen u. s. f. Dies also leisten die Präfixa: läßt man sie, angestrebter Kürze halber, weg und sagt, vorkommenden Falls, statt aller angegebenen Modifikationen, jedesmal nur ponere, oder Sicht, oder suchen; so bleiben alle nähern Bestimmungen eines sehr weiten Grundbegriffs unbezeichnet und das Verständniß Gott und dem Leser überlassen: dadurch wird also die Sprache zugleich arm, ungelenk und roh gemacht. Nichtsdestoweniger ist gerade Dies der Kunstgriff der scharfsinnigen Sprachverbesserer der „Jetztzeit". Plump und unwissend, wähnen sie wahrlich, unsere so sinnigen Vorfahren hätten die Präfixa müßigerweise, aus reiner Dummheit, hingesetzt, und glauben ihrerseits einen Geniestreich zu begehn, indem sie solche überall wegknappen, mit Hast und Eifer, wo sie nur Eines gewahr werden; während doch in der Sprache kein Präfixum ohne Bedeutung ist, keines, das nicht diente, den Grundbegriff durch alle seine Modulationen durchzuführen und

eben dadurch Bestimmtheit, Deutlichkeit und Feinheit des Ausdrucks möglich zu machen, welche sodann in Energie und Prägnanz desselben übergehn kann. Hingegen wird durch Abschneiden der Präfixa aus mehreren Wörtern Eines gemacht; wodurch die Sprache verarmt. Aber noch mehr: nicht bloß Wörter sind es, sondern Begriffe, die dadurch verloren gehn; weil es alsdann an Mitteln fehlt, diese zu fixiren, und man nun bei seinem Reden, ja, selbst bei seinem Denken, sich mit dem à peu près zu begnügen hat, wodurch die Energie der Rede und die Deutlichkeit des Gedankens eingebüßt wird. Man kann nämlich nicht, wie durch solche Beknappung geschieht, die Zahl der Wörter verringern, ohne zugleich die Bedeutung der übrig bleibenden zu erweitern, und wiederum Dieses nicht, ohne derselben ihre genaue Bestimmtheit zu nehmen, folglich der Zweideutigkeit, mithin der Unklarheit in die Hände zu arbeiten, wodurch alsdann alle Präcision und Deutlichkeit des Ausdrucks, geschweige Energie und Prägnanz desselben, unmöglich gemacht wird. Eine Erläuterung hiezu liefert schon die oben gerügte Erweiterung der Bedeutung des Wortes *nur*, welches sogleich Zweideutigkeit, ja, bisweilen Falschheit des Ausdrucks herbeiführt. — Wie wenig ist doch daran gelegen, daß ein Wort zwei Silben mehr habe, wenn durch diese der Begriff näher bestimmt wird! Sollte man glauben, daß es Schiefköpfe giebt, die *Indifferenz schreiben*, wo sie *Indifferentismus* meynen, — um diese zwei Silben zu lukriren!

Zu aller Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, und dadurch zur ächten Kürze, Energie und Prägnanz der Rede, sind also gerade jene Präfixa, welche ein Wurzelwort durch alle Modifikationen und Nüancen seiner Anwendbarkeit durchführen, ein unerläßliches Mittel, und eben so die Affixa, also auch die verschiedenartigen Endsilben der von Verben abstammenden Substantiva, wie dieses bereits oben, an Versuch und Versuchung u. s. w., erläutert worden. Daher sind beide Modulationsweisen der Wörter und Begriffe von unsern Altvordern höchst sinnig, weise und mit richtigem Takt auf die Sprache vertheilt und den Wörtern aufgedrückt worden. Auf jene aber ist, in unsern Tagen, ein Geschlecht roher, unwissender und unfähiger Schmierer gefolgt, welches, mit vereinten Kräften, sich ein Geschäft daraus macht, durch Dilapidation der Wörter jenes alte Kunstwerk zu

zerſtören; weil eben dieſe Pachydermata für Kunſtmittel, welche beſtimmt ſind, fein nüancirten Gedanken zum Ausdruck zu dienen, natürlich keinen Sinn haben: wohl aber verſtehn ſie, Buchſtaben zu zählen. Hat daher ſo ein Pachyderma die Wahl zwiſchen zwei Wörtern, davon das eine, mittelſt ſeines Präfixums, oder Affixums, dem auszudrückenden Begriffe genau entſpricht, das andere aber ihn nur ſo ungefähr und im Allgemeinen bezeichnet, jedoch drei Buchſtaben weniger zählt; ſo greift unſer Pachyderma unbedenklich nach dem letztern und begnügt ſich hinſichtlich des Sinnes mit dem à peu près: denn ſein Denken bedarf jener Feinheiten nicht; da es doch nur ſo in Bauſch und Bogen geſchieht: — aber nur recht wenige Buchſtaben! daran hängt die Kürze und Kraft des Ausdrucks, die Schönheit der Sprache. Hat er z. B. zu ſagen: „ſo etwas iſt nicht vorhanden"; ſo wird er ſagen: „ſo etwas iſt nicht da"; wegen der großen Buchſtabenerſparniß. — Ihre oberſte Maxime iſt, allemal die Angemeſſenheit und Richtigkeit eines Ausdrucks der Kürze eines andern, der als Surrogat dienen muß, zu opfern; woraus allmälig ein höchſt matter und endlich ein unverſtändlicher Jargon erwachſen muß, und dergeſtalt der einzige wirkliche Vorzug, den die deutſche vor den übrigen europäiſchen Nationen hat, die Sprache, muthwillig vernichtet wird. Die deutſche Sprache nämlich iſt die einzige, in der man beinahe ſo gut ſchreiben kann, wie im Griechiſchen und Lateiniſchen, welches den andern europäiſchen Hauptſprachen, als welche bloſſe patois ſind, nachrühmen zu wollen lächerlich ſeyn würde. Daher eben hat, mit dieſen verglichen, das Deutſche etwas ſo ungemein Edeles und Erhabenes. — Wie ſollte aber auch ſo ein Pachyderma Gefühl haben für das zarte Weſen einer Sprache, dieſes köſtlichen, weichen Materials, denkenden Geiſtern überliefert, um einen genauen und feinen Gedanken aufnehmen und bewahren zu können? Hingegen Buchſtaben zählen, Das iſt etwas für Pachydermata! Seht daher, wie ſie ſchwelgen in der Sprachverhunzung, dieſe edeln Söhne der „Jetztzeit". Seht ſie nur an! kahle Köpfe, lange Bärte, Brillen ſtatt der Augen, als Surrogat der Gedanken ein Cigarro im thieriſchen Maul, ein Sack auf dem Rücken ſtatt des Rocks, Herumtreiben ſtatt des Fleißes, Arroganz ſtatt der Kenntniſſe, Frechheit und Kamaraderie ſtatt der Ver-

dienste*). Edele „Jetztzeit", herrliche Epigonen, bei der Muttermilch Hegel'scher Philosophie herangewachsenes Geschlecht! Zum ewigen Andenken wollt ihr euere Tatzen in unsere alte Sprache drücken, damit der Ausdruck, als Ichnolith, die Spur eueres schaalen und dumpfen Daseyns auf immer bewahre. Aber Di meliora! Fort, Pachydermata, fort! Dies ist die deutsche Sprache! in der Menschen sich ausgedrückt, ja, in der große Dichter gesungen und große Denker geschrieben haben. Zurück mit den Tatzen! — oder ihr sollt — hungern. (Dies allein schreckt sie.) —

Der gerügten „jetztzeitigen" Verschlimmbesserung der Sprache, durch der Schule zu früh entlaufene und in Unwissenheit herangewachsene Knaben, ist denn auch die Interpunktion zur Beute geworden, als welche heut zu Tage, fast allgemein, mit absichtlicher, selbstgefälliger Liederlichkeit gehandhabt wird. Was eigentlich die Skribler sich dabei denken mögen, ist schwer anzugeben: wahrscheinlich aber soll die Narrheit eine französische liebenswürdige légèreté vorstellen, oder auch Leichtigkeit der Auffassung beurkunden und voraussetzen. Mit den Interpunktionszeichen der Druckerei wird nämlich umgegangen, als wären sie von Gold: demnach werden etwan drei Viertel der nöthigen Kommata weggelassen (finde sich zurecht wer kann!); wo aber ein Punkt stehn sollte, steht erst ein Komma, oder höchstens ein Semikolon, u. dgl. m. Die nächste Folge davon ist, daß man jede Periode zwei Mal lesen muß. Nun aber steckt in der Interpunktion ein Theil der Logik jeder Periode, sofern diese dadurch markirt wird: daher ist eine solche absichtliche Liederlichkeit geradezu frevelhaft, am meisten aber, wann sie, wie jetzt sehr häufig geschieht, sogar von si Deo placet Philologen, selbst auf die Ausgaben alter Schriftsteller angewandt und das Verständniß dieser dadurch beträchtlich erschwert wird. Nicht ein Mal das N. T. ist, in seinen neueren Auflagen, damit verschont geblieben. Ist aber der Zweck der

*) Bis vor vierzig Jahren nahmen die Blattern zwei Fünftel der Kinder hinweg, nämlich alle schwachen, und ließen nur die stärkeren, welche diese Feuerprobe bestanden hatten, übrig. Die Kuhpocken haben jene in ihren Schutz genommen. Seht jetzt die langbärtigen Zwerge, die überall euch zwischen die Beine laufen, und deren Eltern schon bloß aus Gnaden der Kuhpocken am Leben geblieben sind.

Kürze, die ihr durch Silbenknickerei und Buchstabenzählerei anstrebt, dem Leser Zeit zu ersparen; so werdet ihr diesen viel besser dadurch erreichen, daß ihr, durch genügende Interpunktion, ihn gleich erkennen laßt, welche Worte zu einer Periode gehören und welche zur andern. Es liegt am Tage, daß eine laxe Interpunktion, wie etwan die französische Sprache, wegen ihrer streng logischen und daher kurz angebundenen Wortfolge, und die englische, wegen der großen Aermlichkeit ihrer Grammatik, sie zuläßt, nicht anwendbar ist auf relative Ursprachen, die, als solche, eine komplicirte und gelehrte Grammatik haben, welche künstlichere Perioden möglich macht; dergleichen die griechische, lateinische und deutsche Sprache sind. In Sprachen, wie die französische, und gar die englische, deren zumal in der Flexionsfähigkeit der Worte höchst dürftige Grammatik eine streng logische Reihenfolge der Worte nöthig macht, darf die Interpunktion ebenfalls dürftig und lax seyn. Aber wo eine vollkommnere Grammatik einen künstlichen Phrasenbau, mittelst der Versetzung der Worte in ihrer Reihenfolge, erlaubt, (welcher große rhetorische und poetische Vortheile liefert,) da müssen die nicht unmittelbar zusammengehörigen durch die Interpunktion geschieden werden, um den Sinn sogleich augenfällig zu machen: so im Griechischen, Lateinischen und Deutschen.

Um nun also auf die hier eigentlich in Rede stehende Kürze, Koncinnität und Prägnanz des Vortrags zurückzukommen; so geht eine wirklich solche allein aus dem Reichthum und der Inhaltsschwere der Gedanken hervor, bedarf daher am allerwenigsten jener armsäligen, als Mittel zur Abkürzung des Ausdrucks ergriffenen Wort- und Phrasenbeschneiderei, die ich hier ein Mal gehörig gerügt habe. Denn vollwichtige, reichhaltige, also überhaupt schreibenswerthe Gedanken müssen Stoff und Gehalt genug liefern, um die sie aussprechenden Perioden, auch in der grammatischen und lexikalischen Vollkommenheit aller ihrer Theile, so sattsam auszufüllen, daß solche nirgends hohl, leer, oder leicht befunden werden, sondern der Vortrag überall kurz und prägnant bleibt, während an ihm der Gedanke seinen faßlichen und bequemen Ausdruck findet, ja, sich mit Grazie darin entfaltet und bewegt. Also nicht die Worte und Sprachformen soll man zusammenziehn, sondern die Gedanken vergrößern; wie ein Kon-

valescent durch Herstellung seiner Wohlbeleibtheit, nicht aber durch Engermachen seiner Kleider, diese wieder wie vormals auszufüllen im Stande seyn soll.

§. 292.

Ein heut zu Tage, beim gesunkenen Zustande der Litteratur und bei der Vernachlässigung der alten Sprachen, immer häufiger werdender, jedoch nur in Deutschland einheimischer Fehler des Stils ist die Subjektivität desselben. Sie besteht darin, daß es dem Schreiber genügt, selbst zu wissen, was er meint und will; der Leser mag sehn, wie auch er dahinter komme. Unbekümmert um diesen, schreibt er eben, als ob er einen Monolog hielte; während es denn doch ein Dialog seyn sollte, und zwar einer, in welchem man sich um so deutlicher auszudrücken hat, als man die Fragen des Andern nicht vernimmt. Eben dieserhalb nun also soll der Stil nicht subjektiv, sondern objektiv seyn; wozu es nöthig ist, die Worte so zu stellen, daß sie den Leser geradezu zwingen, genau das Selbe zu denken, was der Autor gedacht hat. Dies wird aber nur dann zu Stande kommen, wann der Autor stets eingedenk war, daß die Gedanken insofern das Gesetz der Schwere befolgen, als sie den Weg vom Kopfe auf das Papier viel leichter, als den vom Papier zum Kopfe zurücklegen, daher ihnen hierbei mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln geholfen werden muß. Ist Dies geschehn, so wirken die Worte rein objektiv, gleichwie ein vollendetes Oelgemälde; während der subjektive Stil nicht viel sicherer wirkt, als die Flecken an der Wand, bei denen Der allein, dessen Phantasie zufällig durch sie erregt worden, Figuren sieht, die Andern nur Kleye. Der in Rede stehende Unterschied erstreckt sich über die ganze Darstellungsweise, ist aber oft auch im Einzelnen nachweisbar: soeben z. B. lese ich in einem neuen Buche: „um die „Masse der vorhandenen Bücher zu vermehren, habe ich nicht „geschrieben". Dies sagt das Gegentheil von dem, was der Schreiber beabsichtigte, und obendrein Unsinn.

§. 293.

Wer nachlässig schreibt legt dadurch zunächst das Bekenntniß ab, daß er selbst seinen Gedanken keinen großen Werth beilegt.

Denn nur aus der Ueberzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit unsrer Gedanken entspringt die Begeisterung, welche erfordert ist, um mit unermüdlicher Ausdauer überall auf den deutlichsten, schönsten und kräftigsten Ausdruck derselben bedacht zu seyn; — wie man nur an Heiligthümer, oder unschätzbare Kunstwerke, silberne oder goldene Behältnisse wendet. Daher haben die Alten, deren Gedanken, in ihren eigenen Worten, schon Jahrtausende fortleben, und die deswegen den Ehrentitel Klassiker tragen, mit durchgängiger Sorgfallt geschrieben; soll doch Platon den Eingang seiner Republik sieben Mal, verschieden modifizirt, abgefaßt haben. — Die Deutschen hingegen zeichnen sich durch Nachlässigkeit des Stils, wie des Anzuges, vor andern Nationen aus, und beiderlei Schlumperei entspringt aus derselben, im Nationalcharakter liegenden Quelle. Wie aber Vernachlässigung des Anzuges Geringschätzung der Gesellschaft, in die man tritt, verräth, so bezeugt flüchtiger, nachlässiger, schlechter Stil eine beleidigende Geringschätzung des Lesers, welche dann dieser, mit Recht, durch Nichtlesen straft. Zumal aber sind die Recensenten belustigend, welche im nachlässigsten Lohnschreiberstile die Werke Anderer kritisiren. Das nimmt sich aus, wie wenn Einer im Schlafrock und Pantoffeln zu Gerichte säße. Wie sorgfältig hingegen werden Edinburgh review und Journal des Savants abgefaßt! Wie ich aber mit einem schlecht und schmutzig gekleideten Menschen mich in ein Gespräch einzulassen vorläufig Bedenken trage; so werde ich ein Buch weglegen, wenn mir die Fahrlässigkeit des Stils sogleich in die Augen springt.

Bis vor ungefähr hundert Jahren schrieben, zumal in Deutschland, die Gelehrten Latein: in dieser Sprache wäre ein Schnitzer eine Schande gewesen: sogar aber waren die Meisten ernstlich bemüht, dieselbe mit Eleganz zu schreiben; und Vielen gelang es. Jetzt nachdem sie, dieser Fessel entledigt, die große Bequemlichkeit erlangt haben, in ihrer eigenen Frau-Mutter-Sprache schreiben zu dürfen, sollte man erwarten, daß sie dieses wenigstens mit höchster Korrektheit und möglichster Eleganz zu leisten sich angelegen seyn lassen würden. In Frankreich, England, Italien ist dies noch der Fall. Aber in Deutschland das Gegentheil! Da schmieren sie, wie bezahlte Lohnlakaien, hastig hin, was sie zu sagen haben, in den Ausdrücken, die ihnen eben

in's ungewaschene Maul kommen, ohne Stil, ja ohne Grammatik und Logik: denn sie setzen überall das Imperfekt statt des Perfekts und Plusquamperfekts, den Ablativ statt des Genitivs, brauchen statt anderer Präpositionen immer die eine „für", die daher unter sechs Mal fünf Mal falsch steht, kurz, begehen alle die stilistischen Eseleien, über die ich im Obigen Einiges beigebracht habe.

§. 294.

Wenige schreiben wie ein Architekt baut, der zuvor seinen Plan entworfen und bis ins Einzelne durchdacht hat; — vielmehr die Meisten nur so, wie man Domino spielt. Wie nämlich hier, halb durch Absicht, halb durch Zufall, Stein an Stein sich fügt, — so steht es eben auch mit der Folge und dem Zusammenhang ihrer Sätze. Kaum daß sie ungefähr wissen, welche Gestalt im Ganzen herauskommen wird und wo das Alles hinaus soll. Viele wissen selbst Dies nicht, sondern schreiben, wie die Korallenpolypen bauen: Periode fügt sich an Periode, und es geht wohin Gott will. Zudem ist das Leben der „Jetztzeit" eine große Gallopade: in der Litteratur giebt sie sich kund als äußerste Flüchtigkeit und Liederlichkeit.

§. 295.

Der leitende Grundsatz der Stilistik sollte seyn, daß der Mensch nur einen Gedanken zur Zeit deutlich denken kann; daher ihm nicht zugemuthet werden darf, daß er deren zwei, oder gar mehrere, auf ein Mal denke. — Dies aber muthet ihm Der zu, welcher solche, als Zwischensätze, in die Lücken einer zu diesem Zwecke zerstückelten Hauptperiode schiebt; wodurch er ihn also unnöthiger und muthwilliger Weise in Verwirrung setzt. Hauptsächlich thun Dies die deutschen Schriftsteller. Daß ihre Sprache sich dazu besser, als die andern lebenden, eignet, begründet zwar die Möglichkeit, aber nicht die Löblichkeit der Sache. Keine Prosa liest sich so leicht und angenehm, wie die Französische; weil sie von diesem Fehler, in der Regel, frei ist. Der Franzose reiht seine Gedanken, in möglichst logischer und überhaupt natürlicher Ordnung, an einander und legt sie so seinem Leser successive zu bequemer Erwägung vor, damit dieser einem jeden derselben seine ungetheilte Aufmerksamkeit zuwenden könne. Der Deutsche hin-

gegen flicht ſie in einander, zu einer verſchränkten und abermals verſchränkten und nochmals verſchränkten Periode, weil er ſechs Sachen auf ein Mal ſagen will, ſtatt ſie eine nach der andern vorzubringen. Alſo, während er ſuchen ſollte, die Aufmerkſamkeit ſeines Leſers anzulocken und feſtzuhalten, verlangt er vielmehr von demſelben noch obendrein, daß er, obigem Geſetze der Einheit der Apprehenſion entgegen, drei oder vier verſchiedene Gedanken zugleich, oder, weil Dies nicht möglich iſt, in ſchnell vibrirender Abwechſelung denke. Hiedurch legt er den Grund zu ſeinem stile empesé, den er ſodann durch preziöſe, hochtrabende Ausdrücke, um die einfachſten Sachen mitzutheilen, und ſonſtige Kunſtmittel dieſer Art vollendet.

Der wahre Nationalcharakter der Deutſchen iſt Schwerfälligkeit: ſie leuchtet hervor aus ihrem Gange, ihrem Thun und Treiben, ihrer Sprache, ihrem Reden, Erzählen, Verſtehn und Denken, ganz beſonders aber aus ihrem Stil im Schreiben, aus dem Vergnügen, welches ſie an langen ſchwerfälligen, verſtrickten Perioden haben, bei welchen das Gedächtniß ganz allein, fünf Minuten lang, geduldig die ihm aufgelegte Lektion lernt, bis zuletzt, am Schluß der Periode, der Verſtand zum Schuß kommt und die Räthſel gelöſt werden. Darin gefallen ſie ſich, und wenn nun noch Prezioſität und Bombaſt und affektirte σεμνοτης anzubringen ſind, ſo ſchwelgt der Autor darin: aber der Himmel gebe dem Leſer Geduld. — Vorzüglich aber befleißigen ſie ſich dabei durchgängig der möglichſten Unentſchiedenheit und Unbeſtimmtheit des Ausdrucks; wodurch Alles wie im Nebel erſcheint: der Zweck ſcheint zu ſeyn theils das Offenlaſſen einer Hinterthür zu jedem Satz, theils Vornehmthuerei, die mehr zu ſagen ſcheinen will, als gedacht worden; theils liegt wirkliche Stumpfheit und Schlafmützigkeit dieſer Eigenthümlichkeit zum Grunde, welche gerade es iſt, was den Ausländern alle deutſche Schreiberei verhaßt macht, weil ſie eben nicht im Dunkeln tappen mögen; welches hingegen unſern Landsleuten kongenial zu ſeyn ſcheint.

Durch jene langen, mit in einander geſchachtelten Zwiſchenſätzen bereicherten und, wie gebratene Gänſe mit Aepfeln, ausgeſtopften Perioden wird eigentlich zunächſt das Gedächtniß in Anſpruch genommen; während vielmehr Verſtand und Urtheilskraft aufgerufen werden ſollten, deren Thätigkeit nun aber gerade

dadurch erschwert und geschwächt wird. Denn dergleichen Perioden liefern dem Leser lauter halb vollendete Phrasen, die sein Gedächtniß nun sorgfältig sammeln und aufbewahren soll, wie die Stückchen eines zerrissenen Briefes, bis sie durch die später nachkommenden, respektiven andern Hälften ergänzt werden und dann einen Sinn erhalten. Folglich muß er bis dahin eine Weile lesen, ohne irgend etwas zu denken, vielmehr bloß Alles memoriren, in der Hoffnung auf den Schluß, der ihm ein Licht aufstecken wird, bei dem er nun auch etwas zu denken empfangen soll. Er kriegt so Vieles auswendig zu lernen, ehe er etwas zum Verstehn erhält. Das ist offenbar schlecht und ein Mißbrauch der Geduld des Lesers. Aber die unverkennbare Vorliebe der gewöhnlichen Köpfe für diese Schreibart beruht darauf, daß sie den Leser erst nach einiger Zeit und Mühe Das verstehn läßt, was er außerdem sogleich verstanden haben würde; wodurch nun der Schein entsteht, als hätte der Schreiber mehr Tiefe und Verstand, als der Leser. Auch Dieses also gehört zu den oben erwähnten Kunstgriffen, mittelst welcher die Mediokren, unbewußt und instinktartig, ihre Geistesarmuth zu verstecken und den Schein des Gegentheils hervorzubringen sich bemühen. Ihre Erfindsamkeit hierin ist sogar erstaunenswerth.

Offenbar aber ist es gegen alle gesunde Vernunft, einen Gedanken queer durch einen andern zu schlagen, wie ein hölzernes Kreuz: Dies geschieht jedoch, indem man Das, was man zu sagen angefangen hat, unterbricht, um etwas ganz Anderes dazwischen zu sagen, und so seinem Leser eine angefangene Periode, einstweilen noch ohne Sinn, in Verwahrung giebt, bis die Ergänzung nachkommt. Es ist ungefähr, wie wenn man seinen Gästen einen leeren Teller in die Hand gäbe, mit der Hoffnung, es werde noch etwas darauf kommen. Eigentlich sind die Zwischenkommata von der selben Familie mit den Noten unter der Seite und den Parentheſen mitten im Text; ja, alle Drei sind im Grunde bloß dem Grade nach verschieden. Wenn bisweilen Demosthenes und Cicero dergleichen Einschachtelungsperioden gemacht haben; so hätten sie besser gethan, es zu unterlassen.

Den höchsten Grad von Abgeschmacktheit erreicht dieser Phrasenbau, wenn die Zwischensätze nicht einmal organisch eingefügt, sondern durch direktes Zerbrechen einer Periode eingekeilt sind. Wenn

es z. B. eine Impertinenz ist, Andere zu unterbrechen, so ist es nicht minder eine solche, sich selbst zu unterbrechen, wie es in einem Phrasenbau geschieht, den seit einigen Jahren alle schlechten, nachlässigen, eiligen, das liebe Brod vor Augen habenden Skribler auf jeder Seite sechs Mal anwenden und sich darin gefallen. Er besteht darin, daß — man soll, wo man kann, Regel und Beispiel zugleich geben — man eine Phrase zerbricht, um eine andere dazwischen zu leimen. Sie thun es jedoch nicht bloß aus Faulheit, sondern auch aus Dummheit, indem sie es für eine liebenswürdige légèreté halten, die den Vortrag belebe. — In einzelnen, seltenen Fällen mag es zu entschuldigen seyn.

§. 296.

Schon in der Logik könnte, bei der Lehre von den analytischen Urtheilen, beiläufig bemerkt werden, daß sie eigentlich im guten Vortrage nicht vorkommen sollen; weil sie sich einfältig ausnehmen. Am meisten tritt Dies hervor, wenn vom Individuo prädicirt wird was schon der Gattung zukommt: wie, z. B. ein Ochs, welcher Hörner hatte; ein Arzt, dessen Geschäft es war, Kranke zu kuriren, u. dgl. m. Daher sind sie nur da zu gebrauchen, wo eine Erklärung, oder Definition gegeben werden soll.

§. 297.

Gleichnisse sind von großem Werthe; sofern sie ein unbekanntes Verhältniß auf ein bekanntes zurückführen. Auch die ausführlicheren Gleichnisse, welche zur Parabel, oder Allegorie anwachsen, sind nur die Zurückführung irgend eines Verhältnisses auf seine einfachste, anschaulichste und handgreiflichste Darstellung. — Sogar beruht alle Begriffsbildung im Grunde auf Gleichnissen; sofern sie aus dem Auffassen des Aehnlichen und Fallenlassen des Unähnlichen in den Dingen erwächst. Ferner besteht jedes eigentliche Verstehn zuletzt in einem Auffassen von Verhältnissen (un saisir de rapports): man wird aber jedes Verhältniß um so deutlicher und reiner auffassen, als man es in weit von einander verschiedenen Fällen und zwischen ganz heterogenen Dingen als das selbe wieder erkennt. So lange nämlich ein Verhältniß mir nur als in einem einzelnen Falle vorhanden bekannt ist, habe ich von demselben bloß eine individuelle, also eigentlich nur noch

anſchauliche Erkenntniß: ſobald ich aber auch nur in zwei verſchiedenen Fällen das ſelbe Verhältniß auffaſſe, habe ich einen Begriff von der ganzen Art deſſelben, alſo eine tiefere und vollkommenere Erkenntniß.

Eben weil Gleichniſſe ein ſo mächtiger Hebel für die Erkenntniß ſind, zeugt das Aufſtellen überraſchender und dabei treffender Gleichniſſe von einem tiefen Verſtande. Demgemäß ſagt auch Ariſtoteles: πολυ δε μεγιστον το μεταφορικον ειναι· μονον γαρ τουτο ουτε παρ' αλλου εστι λαβειν, ευφυΐας τε σημειον εστιν· το γαρ ευ μεταφερειν το ὁμοιον θεωρειν εστιν· (at longe maximum est, metaphoricum esse: solum enim hoc neque ab alio licet assumere, et boni ingenii signum est. Bene enim transferre est simile intueri.) de poëtica, c. 22. Desgleichen: και εν φιλοσοφια το ὁμοιον, και εν πολυ διεχουσι, θεωρειν ευστοχου. (etiam in philosophia simile, vel in longe distantibus, cernere perspicacis est.) Rhet. III, 11.

Schließlich verweiſe ich den Leſer auf das im zwölften Kapitel des zweiten Bandes meines Hauptwerks Geſagte.

Anhang verwandter Stellen.

Was die großen Schriftſteller (in den höhern Gattungen), wie auch die Künſtler charakteriſirt und daher ihnen Allen gemeinſam iſt, iſt daß es ihnen Ernſt mit ihrer Sache iſt: den Uebrigen iſt es mit nichts Ernſt, als mit ihrem Nutzen und Gewinn. —

Wenn Einer durch irgend ein aus innerm Beruf und Trieb geſchriebenes Buch ſich Ruhm erwirbt, dann aber darüber zum Vielſchreiber wird; ſo hat er ſeinen Ruhm um ſchnödes Geld verkauft. Sobald man ſchreibt, weil man etwas machen will, — wird es ſchlecht.

Erſt in dieſem Jahrhundert giebt es Schriftſteller von Profeſſion. Bis dahin gab es Schriftſteller von Beruf. —

Um ſich die bleibende Aufmerkſamkeit und Theilnahme des Publikums zu ſichern, muß man entweder etwas ſchreiben, das bleibenden Werth hat, oder immer wieder etwas Neues ſchreiben, welches eben darum immer ſchlechter ausfallen wird.

Will ich nur halbweg oben bleiben
So muß ich jede Meſſe ſchreiben.

Tieck. —

Stilfehler ſoll man in fremden Schriften entdecken, um ſie in den eigenen zu vermeiden. —

Die Schreiberei der Alltagsköpfe iſt wie mit Schablonen aufgetragen, beſteht nämlich aus lauter fertigen Redensarten und Phraſen, wie ſie eben im Schwange und Mode ſind, und die ſie hinſetzen, ohne ſelbſt etwas dabei zu denken. Der überlegene Kopf macht jede Phraſe eigens für den ſpeziellen, gegenwärtigen Fall. —

Den treffenden Ausdrücken, originellen Redensarten und glücklichen Wendungen ergeht es wie den Kleidern: wenn ſie neu ſind, glänzen ſie und machen viel Effekt: aber alsbald greift Jeder da-

nach; wodurch sie binnen kurzer Zeit abgenutzt und fahl werden, so daß sie endlich ganz ohne Wirkung bleiben. —

Das Unverständliche ist dem Unverständigen verwandt, und allemal ist es unendlich wahrscheinlicher, daß eine Mystifikation, als daß ein großer Tiefsinn darunter verborgen liegt. —

Wer etwas Sagenswerthes zu sagen hat, braucht es nicht in preziöse Ausdrücke, schwierige Phrasen und dunkle Allusionen zu verhüllen; sondern er kann es einfach, deutlich und naiv aussprechen, und dabei sicher seyn, daß es seine Wirkung nicht verfehlen wird. Daher verräth, durch obige Kunstmittel, wer sie braucht, seine Armuth an Gedanken, Geist und Kenntnissen. —

Alle Formen nimmt die Geistlosigkeit an, um sich dahinter zu verstecken: sie verhüllt sich in Schwulst, in Bombast, in den Ton der Ueberlegenheit und Vornehmigkeit und in hundert andere Formen: nur an die Naivetät macht sie sich nicht; weil sie hier sogleich bloß stehen und blosse Einfältigkeit zu Markte bringen würde. Selbst der gute Kopf darf noch nicht naiv seyn; da er trocken und mager erscheinen würde. Daher bleibt die Naivetät das Ehrenkleid des Genies, wie Nacktheit das der Schönheit. —

Wie wenig Ehrlichkeit unter den Schriftstellern ist, wird sichtbar an der Gewissenlosigkeit, mit der sie ihre Anführungen aus fremden Schriften verfälschen. Stellen aus meinen Schriften finde ich durchgängig verfälscht angeführt, und nur meine deklarirtesten Anhänger machen hier eine Ausnahme. Oft geschieht die Verfälschung aus Nachlässigkeit, indem ihre trivialen und banalen Ausdrücke und Wendungen ihnen schon in der Feder liegen und sie solche aus Gewohnheit hinschreiben; bisweilen geschieht es aus Naseweisheit, die mich bessern will; aber nur zu oft geschieht es aus schlechter Absicht, — und dann ist es eine schändliche Niederträchtigkeit und ein Bubenstück, der Falschmünzerei gleich, welches seinem Urheber den Charakter des ehrlichen Mannes ein für alle Mal wegnimmt. —

Für die Sünden eines anonymen Recensenten soll man den Menschen, der das Ding herausgiebt und redigirt, unmittelbar selbst so verantwortlich machen, als hätte er es selbst geschrieben; wie man den Handwerksmeister für die schlechte Arbeit seiner Gesellen verantwortlich macht. Und dabei soll man mit jenem

Kerl so umspringen, wie sein Gewerbe es verdient, ohne alle Umstände.

Anonymität ist litterarische Gaunerei, der man gleich entgegen rufen soll: „willst du, Schuft, dich nicht zu dem bekennen, was du gegen andere Leute sagst, so halte dein Lästermaul!“

Eine anonyme Recension hat nicht mehr Auktorität, als ein anonymer Brief, und sollte daher mit demselben Mißtrauen, wie dieser, aufgenommen werden. Oder will man etwan den Namen des Menschen, der sich dazu hergiebt, einer solchen recht eigentlichen société anonyme vorzustehn, als eine Bürgschaft für die Wahrhaftigkeit seiner Gesellen annehmen? —

Die Sprachverhunzung, von Zeitungsschreibern ausgehend, findet bei den Gelehrten in Litteraturzeitungen und Büchern gehorsame und bewundernde Nachfolge, statt daß sie wenigstens durch ihr entgegengesetztes Beispiel, also durch Beibehaltung des guten und ächten Deutsch, der Sache zu steuern suchen sollten: aber Dies thut Keiner; keinen Einzigen sehe ich sich dagegen stemmen; kein Einziger kommt der vom niedrigen litterarischen Pöbel gemißhandelten Sprache zu Hülfe. Nein, sie folgen, wie die Schafe, und folgen den Eseln. Das kommt daher, daß keine Nation so wenig, wie die Deutschen, geneigt ist, selbst zu urtheilen (to judge for themselves) und danach zu verurtheilen, wozu das Leben und die Litteratur stündlich Anlaß bietet. Sie sind ohne Galle, wie die Tauben: aber wer ohne Galle ist, ist ohne Verstand: dieser gebiert schon eine gewisse acrimonia, die im Leben, in der Kunst und Litteratur nothwendig tagtäglich den innerlichen Tadel und Hohn über tausend Dinge hervorruft, welcher eben uns abhält, sie nachzumachen. —

Die Sprache ist ein Kunstwerk und soll als ein solches, also objektiv genommen werden, und demgemäß soll alles in ihr Ausgedrückte regelrecht und seiner Absicht entsprechend seyn, und in jedem Satz muß das, was er besagen soll, wirklich nachzuweisen seyn, als objektiv darin liegend: nicht aber soll man die Sprache bloß subjektiv nehmen und sich nothdürftig ausdrücken, in der Hoffnung, der Andere werde wohl errathen was man meyne; wie es Die machen, welche den Casum gar nicht bezeichnen, alle Präterita durch das Imperfekt ausdrücken, die Präfixa weglassen, u. s. w. Welch' ein Abstand ist doch zwischen Denen,

die einſt die Tempora und Modi der Verba und die Caſus der Subſtantiva und Adjektiva erfunden und geſondert haben, — und jenen Elenden, die dies Alles zum Fenſter hinauswerfen möchten, um ſich, ſo ungefähr ausdrückend, ein ihnen angemeſſenes Hottentotten-Jargon übrig zu behalten. Es ſind die feilen Tintenklexer der jetzigen, an allem Geiſt bankrotten Litteraturperiode. —

Wie groß und bewunderungswürdig waren doch jene Urgeiſter des Menſchengeſchlechts, welche das bewunderungswürdigſte der Kunſtwerke, die Grammatik der Sprache erfanden, die partes orationis ſchufen, am Subſtantiv, Adjektiv und Pronomen die Genera und Caſus, am Verbo die Tempora und Modi unterſchieden und feſtſtellten, wobei ſie Imperfekt, Perfekt und Plusquamperfekt, zwiſchen welchen im Griechiſchen noch die Aoriſte ſtehn, fein und ſorgfältig ſonderten, Alles in der edeln Abſicht, ein angemeſſenes und ausreichendes materielles Organ zum vollen und würdigen Ausdruck des menſchlichen Denkens zu haben, welches jede Nüance und jede Modulation deſſelben aufnehmen und richtig wiedergeben könnte. Und jetzt betrachte man dagegen unſere heutigen Verbeſſerer jenes Kunſtwerks, dieſe plumpen, ſtumpfen, klotzigen deutſchen Handwerksburſche von der Skriblergilde: zur Raumerſparniß, wollen ſie jene ſorgfältigen Sonderungen, als überflüſſig, beſeitigen, ſie gießen demnach ſämmtliche Präterita in das Imperfekt zuſammen und reden nun in lauter Imperfekten. In ihren Augen müſſen die eben belobten Erfinder der grammatiſchen Formen rechte Tröpfe geweſen ſeyn, die nicht begriffen, daß man ja Alles über einen Leiſten ſchlagen und mit dem Imperfekt als alleinigem, univerſellem Präterito auskommen könne: und gar die Griechen, welche an 3 Präteritis nicht genug habend, noch die beiden Aoriſte hinzufügten, wie einfältig müſſen dieſe ihnen vorkommen! Ferner ſchneiden ſie eifrig alle Präfixa weg, als unnütze Auswüchſe, werde aus dem, was ſtehn bleibt, klug wer kann! Weſentliche logiſche Partikeln, wie „nur, wenn, um, zwar, und“ u. ſ. w., welche über eine ganze Periode Licht verbreitet haben würden, merzen ſie zur Raumerſparniß aus, und der Leſer bleibt im Dunkeln. Dies iſt jedoch manchem Schreiber willkommen, der nämlich abſichtlich ſchwer verſtändlich und dunkel ſchreiben will, weil er dadurch dem Leſer Reſpekt einzuflößen vermeint, der Lump. Kurz, ſie erlauben ſich frech jede grammatika-

liſche und lexikaliſche Sprachverhunzung, um Silben zu lukriren. Endlos ſind die elenden Kniffe, deren ſie ſich bedienen, um hie und da eine Silbe auszumerzen, in dem dummen Wahn, dadurch Kürze und Gedrungenheit des Ausdrucks zu erlangen. Kürze und Gedrungenheit des Ausdrucks hängen aber von ganz andern Dingen ab, als von Silbenſtreichen, und erfordern Eigenſchaften, die ihr ſo wenig begreift wie beſitzt. Daß die beſagte Sprachverbeſſerung große, allgemeine, ja faſt ausnahmsloſe Nachfolge findet, iſt daraus zu erklären, daß Silben, deren Bedeutung man nicht verſteht, wegzuſchneiden gerade ſo viel Verſtand erfordert, wie der Dümmſte hat.

Kapitel XXIV.

Ueber Leſen und Bücher.

§. 298.

Unwiſſenheit degradirt den Menſchen erſt dann, wann ſie in Geſellſchaft des Reichthums angetroffen wird. Den Armen bändigt ſeine Armuth und Noth; ſeine Leiſtungen erſetzen bei ihm das Wiſſen und beſchäftigen ſeine Gedanken. Hingegen Reiche, welche unwiſſend ſind, leben bloß ihren Lüſten und gleichen dem Vieh; wie man dies täglich ſehen kann. Hiezu kommt nun noch der Vorwurf, daß man Reichthum und Muße nicht benutzt habe zu Dem, was ihnen den allergrößten Werth verleiht.

§. 299.

Wann wir leſen, denkt ein Anderer für uns: wir wiederholen bloß ſeinen mentalen Proceß. Es iſt damit, wie wenn beim Schreibenlernen der Schüler die vom Lehrer mit Bleiſtift geſchriebenen Züge mit der Feder nachzieht. Demnach iſt beim Leſen die Arbeit des Denkens uns zum größten Theile abgenommen. Daher die fühlbare Erleichterung, wenn wir von der Beſchäftigung mit unſren eigenen Gedanken zum Leſen übergehn. Aber während des Leſens iſt unſer Kopf doch eigentlich nur der Tummelplatz fremder Gedanken. Daher kommt es, daß wer ſehr viel und faſt den ganzen Tag lieſt, dazwiſchen aber ſich in gedankenloſem Zeitvertreibe erholt, die Fähigkeit, ſelbſt zu denken, allmälig verliert, — wie Einer, der immer reitet, zuletzt das Gehn verlernt. Solches aber iſt der Fall ſehr vieler Gelehrten: ſie haben ſich dumm geleſen. Denn beſtändiges, in jedem freien Augenblicke ſogleich wieder aufgenommenes Leſen iſt noch geiſteslähmender, als beſtändige Handarbeit; da man bei dieſer doch den eigenen Gedanken nachhängen kann. Wie eine Springfeder

durch den anhaltenden Druck eines fremden Körpers ihre Elasticität endlich einbüßt; so der Geist die seine, durch fortwährendes Aufdringen fremder Gedanken. Und wie man durch zu viele Nahrung den Magen verdirbt und dadurch dem ganzen Leibe schadet; so kann man auch durch zu viele Geistesnahrung den Geist überfüllen und ersticken. Denn je mehr man liest, desto weniger Spuren läßt das Gelesene im Geiste zurück: er wird wie eine Tafel, auf der Vieles über einander geschrieben ist. Daher kommt es nicht zur Rumination: aber durch diese allein eignet man sich das Gelesene an. Liest man immerfort, ohne späterhin weiter daran zu denken; so faßt es nicht Wurzel und geht meistens verloren. Ueberhaupt aber geht es mit der geistigen Nahrung nicht anders, als mit der leiblichen: kaum der funfzigste Theil von dem, was man zu sich nimmt, wird assimilirt: das Uebrige geht durch Evaporation, Respiration, oder sonst ab.

Zu diesem Allen kommt, daß zu Papier gebrachte Gedanken überhaupt nichts weiter sind, als die Spur eines Fußgängers im Sande: man sieht wohl den Weg, welchen er genommen hat; aber um zu wissen, was er auf dem Wege gesehn, muß man seine eigenen Augen gebrauchen.

§. 300.

Keine schriftstellerische Eigenschaft, wie z. B. Ueberredungskraft, Bilderreichthum, Vergleichungsgabe, Kühnheit, oder Bitterkeit, oder Kürze, oder Grazie, oder Leichtigkeit des Ausdrucks, noch auch Witz, überraschende Kontraste, Lakonismus, Naivetät, u. dgl. m. können wir dadurch erwerben, daß wir Schriftsteller lesen, die solche haben. Wohl aber können wir hiedurch dergleichen Eigenschaften, falls wir sie schon als Anlage, also potentia, besitzen, in uns hervorrufen, sie uns zum Bewußtseyn bringen, können sehn, was Alles sich damit machen läßt, können bestärkt werden in der Neigung, ja, im Muthe sie zu gebrauchen, können an Beispielen die Wirkung ihrer Anwendung beurtheilen und so den richtigen Gebrauch derselben erlernen; wonach wir allerdings erst dann sie auch actu besitzen. Dies also ist die einzige Art wie Lesen zum Schreiben bildet, indem es nämlich uns den Gebrauch lehrt, den wir von unsern eigenen Naturgaben machen können: also immer nur unter der Voraussetzung dieser. Ohne

ſolche hingegen erlernen wir durch Leſen nichts, als kalte todte Manier, und werden zu ſeichten Nachahmern.

§. 301.

Wie die Schichten der Erde die lebenden Weſen vergangener Epochen reihenweiſe aufbewahren; ſo bewahren die Bretter der Bibliotheken reihenweiſe die vergangenen Irrthümer und deren Darlegungen, welche, wie jene Erſteren, zu ihrer Zeit, ſehr lebendig waren und viel Lerm machten, jetzt aber ſtarr und verſteinert daſtehn, wo nur noch der litterariſche Paläontologe ſie betrachtet.

§. 302.

Xerxes hat, nach Herodot, beim Anblick ſeines unüberſehbaren Heeres geweint, indem er bedachte, daß von dieſen Allen, nach hundert Jahren, Keiner am Leben ſeyn würde: wer möchte da nicht weinen, beim Anblick des dicken Meßkatalogs, wenn er bedenkt, daß von allen dieſen Büchern, ſchon nach zehn Jahren, keines mehr am Leben ſeyn wird.

§. 303.

Es iſt in der Litteratur nicht anders, als im Leben: wohin auch man ſich wende, trifft man ſogleich auf den inkorrigibeln Pöbel der Menſchheit, welcher überall legionenweiſe vorhanden iſt, Alles erfüllt und Alles beſchmutzt, wie die Fliegen im Sommer. Daher die Unzahl ſchlechter Bücher, dieſes wuchernde Unkraut der Litteratur, welches dem Waizen die Nahrung entzieht, und ihn erſtickt. Sie reißen nämlich Zeit, Geld und Aufmerkſamkeit des Publikums, welche von Rechtswegen den guten Büchern und ihren edelen Zwecken gehören, an ſich, während ſie bloß in der Abſicht, Geld einzutragen, oder Aemter zu verſchaffen, geſchrieben ſind. Sie ſind alſo nicht bloß unnütz, ſondern poſitiv ſchädlich. Neun Zehntel unſerer ganzen jetzigen Litteratur hat keinen andern Zweck, als dem Publiko einige Thaler aus der Taſche zu ſpielen: dazu haben ſich Autor, Verleger und Recenſent feſt verſchworen.

Ein verſchmitzter und ſchlimmer, aber erklecklicher Streich iſt es, der den Litteraten, Brodſchreibern und Vielſchreibern gegen den

guten Geſchmack und die wahre Bildung des Zeitalters gelungen iſt, daß ſie es dahin gebracht haben, die geſammte elegante Welt am Leitſeile zu führen, in der Art, daß dieſe abgerichtet worden, a tempo zu leſen, nämlich Alle ſtets das Selbe, nämlich das Neueſte, um in ihren Cirkeln einen Stoff zur Konverſation daran zu haben: zu dieſem Zweck dienen denn ſchlechte Romane und ähnliche Produktionen aus einmal renommirten Federn, wie früher die des Spindler, Bulwer, Eugen Sue u. ſ. w. Was aber kann elender ſeyn, als das Schickſal eines ſolchen belletriſtiſchen Publikums, welches ſich verpflichtet hält, allezeit das neueſte Geſchreibe höchſt gewöhnlicher Köpfe, die des bloßen Geldes wegen ſchreiben, daher eben auch ſtets zahlreich vorhanden ſind, zu leſen, und dafür die Werke der ſeltenen und überlegenen Geiſter aller Zeiten und Länder bloß dem Namen nach zu kennen! — Beſonders iſt die belletriſtiſche Tagespreſſe ein ſchlau erſonnenes Mittel, dem äſthetiſchen Publiko die Zeit, die es den ächten Produktionen der Art, zum Heil ſeiner Bildung, zuwenden ſollte, zu rauben, damit ſie den täglichen Stümpereien der Alltagsköpfe zufalle.

Daher iſt, in Hinſicht auf unſere Lektüre, die Kunſt, nicht zu leſen, höchſt wichtig. Sie beſteht darin, daß man Das, was zu jeder Zeit ſo eben das größere Publikum beſchäftigt, nicht deshalb auch in die Hand nehme, wie etwa politiſche oder kirchliche Pamphlete, Romane, Poeſien u. dgl. m., die gerade eben Lerm machen, wohl gar zu mehreren Auflagen in ihrem erſten und letzten Lebensjahre anfangen: vielmehr denke man alsdann, daß wer für Narren ſchreibt allezeit ein großes Publikum findet, und wende die ſtets knapp gemeſſene, dem Leſen beſtimmte Zeit ausſchließlich den Werken der großen, die übrige Menſchheit überragenden Geiſter aller Zeiten und Völker zu, welche die Stimme des Ruhmes als ſolche bezeichnet. Nur dieſe bilden und belehren wirklich.

Vom Schlechten kann man nie zu wenig und das Gute nie zu oft leſen: ſchlechte Bücher ſind intellektuelles Gift, ſie verderben den Geiſt. — Weil die Leute, ſtatt des Beſten aller Zeiten, immer nur das Neueſte leſen, bleiben die Schriftſteller im engen Kreiſe der cirkulirenden Ideen, und das Zeitalter verſchlammt immer tiefer in ſeinem eigenen Dreck.

§. 304.

Es giebt, zu allen Zeiten, zwei Litteraturen, die ziemlich fremd neben einander hergehn: eine wirkliche und eine bloß ſcheinbare. Jene erwächſt zur bleibenden Litteratur. Betrieben von Leuten, die für die Wiſſenſchaft, oder die Poeſie, leben, geht ſie ihren Gang ernſt und ſtill, aber äußerſt langſam, producirt in Europa kaum ein Dutzend Werke im Jahrhundert, welche jedoch bleiben. Die andere, betrieben von Leuten, die von der Wiſſenſchaft, oder Poeſie, leben, geht im Galopp, unter großem Lerm und Geſchrei der Betheiligten, und bringt jährlich viele Tauſend Werke zu Markte. Aber nach wenig Jahren frägt man: wo ſind ſie? wo iſt ihr ſo früher und ſo lauter Ruhm? Man kann daher auch dieſe als die fließende, jene als die ſtehende Litteratur bezeichnen.

§. 305.

In der Weltgeſchichte iſt ein halbes Jahrhundert immer beträchtlich; weil ihr Stoff ſtets fortfließt, indem doch immer etwas vorgeht. Hingegen in der Geſchichte der Litteratur iſt die ſelbe Zeit oft für gar keine zu rechnen; weil eben nichts geſchehn iſt: denn ſtümperhafte Verſuche gehn ſie nicht an. Man iſt alſo wo man vor funfzig Jahren geweſen.

Dies zu erläutern, denke man ſich die Fortſchritte der Erkenntniß beim Menſchengeſchlechte unter dem Bilde einer Planetenbahn. Dann laſſen ſich die Irrwege, auf welche es meiſtens bald nach jedem bedeutenden Fortſchritte geräth, durch Ptolemäiſche Epicyklen darſtellen, nach der Durchlaufung eines jeden von welchen es wieder da iſt, wo es vor dem Antritt derſelben war. Die großen Köpfe jedoch, welche wirklich auf jener Planetenbahn das Geſchlecht weiterführen, machen den jedesmaligen Epicyklus nicht mit. Hieraus erklärt ſich, warum der Ruhm bei der Nachwelt meiſtens durch Verluſt des Beifalls der Mitwelt bezahlt wird, und umgekehrt. — Ein ſolcher Epicyklus iſt z. B. die Philoſophie Fichte's und Schelling's, zum Schluſſe gekrönt durch die Hegel'ſche Karikatur derſelben. Dieſer Epicyklus ging von der zuletzt durch Kant bis dahin fortgeführten Kreislinie ab, woſelbſt ich ſpäterhin ſie wieder aufgenommen habe, um ſie weiter zu führen: in der Zwiſchenzeit aber durchliefen nun die beſagten Scheinphiloſophen

und noch einige andere daneben ihren Epicyklus, der jetzt nachgerade vollendet iſt, wodurch das mit ihnen gelaufene Publikum inne wird, daß es ſich eben da befindet von wo er ausgegangen war.

Mit dieſem Hergange der Dinge hängt es zuſammen, daß wir den wiſſenſchaftlichen, litterariſchen und artiſtiſchen Zeitgeiſt ungefähr alle 30 Jahre deklarirten Bankrott machen ſehn. In ſolcher Zeit nämlich haben alsdann die jedesmaligen Irrthümer ſich ſo geſteigert, daß ſie unter der Laſt ihrer Abſurdität zuſammenſtürzen, und zugleich hat die Oppoſition ſich an ihnen geſtärkt. Nun alſo ſchlägt es um: oft aber folgt jetzt ein Irrthum in entgegengeſetzter Richtung. Dieſen Gang der Dinge in ſeiner periodiſchen Wiederkehr zu zeigen, wäre der rechte pragmatiſche Stoff der Litterargeſchichte: aber dieſe denkt wenig daran. Zudem ſind, wegen der verhältnißmäßigen Kürze ſolcher Perioden, die Data derſelben aus entfernteren Zeiten oft ſchwer zuſammenzubringen: daher man am bequemſten die Sache an ſeinem eigenen Zeitalter beobachten kann. Wollte man hiezu ein Beiſpiel aus den Realwiſſenſchaften; ſo könnte man die Werner'ſche Neptuniſtiſche Geologie nehmen. Allein ich bleibe bei dem bereits oben angeführten, uns zunächſt liegenden Beiſpiel. Auf Kant's Glanzperiode folgte in deutſcher Philoſophie unmittelbar eine andere, in welcher man ſich beſtrebte, ſtatt zu überzeugen, zu imponiren; ſtatt gründlich und klar, glänzend und hyperboliſch, zumal aber unverſtändlich zu ſeyn; ja ſogar, ſtatt die Wahrheit zu ſuchen, zu intriguiren. Dabei konnte die Philoſophie keine Fortſchritte machen. Endlich kam es zum Bankrott dieſer ganzen Schule und Methode. Denn im Hegel und ſeinen Geſellen hatte die Frechheit des Unſinnſchmierens einerſeits und die des gewiſſenloſen Anpreiſens andererſeits, nebſt der augenfälligen Abſichtlichkeit des ganzen ſaubern Treibens, eine ſo koloſſale Größe erreicht, daß endlich Allen die Augen über die ganze Scharlatanerie aufgehn mußten, und als, in Folge gewiſſer Enthüllungen, der Schutz von oben der Sache entzogen wurde, auch der Mund. Die Fichte'ſchen und Schellingiſchen Antecedenzien dieſer elendeſten aller je geweſenen Philoſophaſtereien wurden von ihr nachgezogen in den Abgrund des Diskredits. Dadurch kommt nunmehr die gänzliche philoſophiſche Inkompetenz der erſten Hälfte des auf Kant in Deutſchland folgenden Jahrhunderts an den Tag, während man ſich, dem Aus-

lande gegenüber, mit den philosophischen Gaben der Deutschen brüstet, — besonders seitdem ein englischer Schriftsteller die boshafte Ironie gehabt hat, sie ein Volk von Denkern zu nennen.

Wer nun aber zu dem hier aufgestellten allgemeinen Schema der Epicyklen Belege aus der Kunstgeschichte will, darf nur die noch im vorigen Jahrhunderte, besonders in ihrer französischen Weiterbildung, blühende Bildhauerschule des Bernini betrachten, welche, statt der antiken Schönheit, die gemeine Natur und, statt der antiken Einfalt und Grazie, den französischen Menuettanstand darstellte. Sie machte Bankrott, als, nach Winckelmanns Zurechtweisung, die Rückkehr zur Schule der Alten erfolgte. — Einen Beleg wiederum aus der Malerei liefert das erste Viertel dieses Jahrhunderts, als welches die Kunst für ein bloßes Mittel und Werkzeug einer mittelalterlichen Religiosität hielt und daher kirchliche Vorwürfe zu ihrem alleinigen Thema erwählte, welche jetzt aber von Malern behandelt wurden, denen der wahre Ernst jenes Glaubens abging, die jedoch, in Folge des besagten Wahnes, den Francesco Francia, Pietro Perugino, Angelo da Fiesole und Aehnliche zu Mustern nahmen, ja, diese höher schätzten, als die auf sie folgenden eigentlich großen Meister. In Bezug auf diese Verirrung, und weil in der Poesie ein analoges Streben sich gleichzeitig geltend gemacht hatte, schrieb Goethe die Parabel: „Pfaffenspiel." Auch diese Schule wurde sodann als auf Grillen beruhend erkannt, machte Bankrott, und auf sie folgte die Rückkehr zur Natur, sich kund gebend in Genrebildern und Lebensscenen jeder Art, wenn auch bisweilen sich ins Gemeine verirrend.

Dem geschilderten Hergange der menschlichen Fortschritte entsprechend, ist die Litteraturgeschichte, ihrem größten Theile nach, der Katalog eines Kabinetts von Mißgeburten. Der Spiritus, in welchem diese sich am längsten konserviren, ist Schweinsleder. Die wenigen wohlgerathenen Geburten hingegen braucht man nicht dort zu suchen: sie sind am Leben geblieben, und man begegnet ihnen überall in der Welt, wo sie als Unsterbliche, in ewig frischer Jugend einhergehn. Sie allein machen die, im vorigen §. bezeichnete, wirkliche Litteratur aus, deren personenarme Geschichte wir, von Jugend auf, aus dem Munde aller Gebildeten, und nicht erst aus Kompendien, erlernen. — Gegen die heut zu Tage herrschende Monomanie, Litterargeschichte zu

lesen, um von Allem schwätzen zu können, ohne irgend etwas eigentlich zu kennen, empfehle ich eine höchst lesenswerthe Stelle von Lichtenberg, Bd. II, S. 302 der alten Ausgabe*).

Wohl aber wünschte ich, daß ein Mal Einer eine tragische Litterargeschichte versuchte, worin er darstellte, wie die verschiedenen Nationen, deren ja jede ihren allerhöchsten Stolz in die großen Schriftsteller und Künstler, welche sie aufzuweisen hat, setzt, diese während ihres Lebens behandelt haben; worin er also uns jenen endlosen Kampf vor die Augen brächte, den das Gute und Aechte aller Zeiten und Länder gegen das jedes Mal herrschende Verkehrte und Schlechte zu bestehn hat; das Märtyrerthum fast aller wahren Erleuchter der Menschheit, fast aller großen Meister, in jeder Art und Kunst, abschilderte; uns vorführte, wie sie, wenige Ausnahmen abgerechnet, ohne Anerkennung, ohne Antheil, ohne Schüler, in Armuth und Elend sich dahin-

*) Lichtenberg sagt an der hier von Schopenhauer angeführten Stelle: „Ich glaube, man treibt in unsern Tagen die Geschichte der Wissenschaften zu minutiös, zum großen Nachtheil der Wissenschaft selbst. Man liest es gerne, aber wahrlich, es läßt den Kopf zwar nicht leer, aber ohne eigentliche Kraft; eben weil es ihn so voll macht. Wer je den Trieb in sich gefühlt hat, seinen Kopf nicht anzufüllen, sondern zu stärken, die Kräfte und Anlagen zu entwickeln, sich auszubreiten; der wird gefunden haben, daß es nichts Kraftloseres giebt, als die Unterredung mit einem sogenannten Litterator in der Wissenschaft, in der er nicht selbst gedacht hat, aber tausend historisch-litterärische Umständchen weiß. Es ist fast als wie Vorlesung aus einem Kochbuch, wenn man hungert. Ich glaube auch, daß unter denkenden, ihren eigenen und der eigentlichen Wissenschaft Werth fühlenden Menschen die sogenannte Litterär-Geschichte nie ihr Glück machen wird. Diese Menschen räsoniren mehr, als sie sich darum bekümmern zu wissen, wie andere Menschen räsonnirt haben. Was das Traurigste bei der Sache ist, so findet man, daß, so wie die Neigung an litterärischen Untersuchungen in einer Wissenschaft wächst, die Kraft zur Erweiterung der Wissenschaft selbst abnimmt, allein der Stolz auf den Besitz der Wissenschaft zunimmt. Solche Leute glauben sich mehr im Besitz der Wissenschaften selbst zu seyn, als die eigentlichen Besitzer. Es ist gewiß eine sehr gegründete Bemerkung, daß wahre Wissenschaft ihren Besitzer nie stolz macht; sondern bloß die von Stolz sich aufblähen lassen, die aus Unfähigkeit die Wissenschaft selbst zu erweitern, sich mit Aufklärung ihrer dunkeln Geschichte abgeben, oder alles herzuerzählen wissen, was andere gethan haben, weil sie diese größtentheils mechanische Beschäftigung für Uebung der Wissenschaft selbst halten. Ich könnte dieses mit Exempeln belegen, aber das sind odiöse Dinge." Der Herausg.

gequält haben, während Ruhm, Ehre und Reichthum den Unwürdigen ihres Faches zu Theil wurden, es ihnen alſo ergangen iſt, wie dem Eſau, dem, während er für den Vater jagte und Wild erlegte, Jakob, in ſeinem Gewande verkleidet, zu Hauſe den Segen des Vaters ſtahl; wie jedoch, bei dem Allen, die Liebe zu ihrer Sache ſie aufrecht erhielt, bis denn endlich der ſchwere Kampf eines ſolchen Erziehers des Menſchengeſchlechts vollbracht war, der unſterbliche Lorbeer ihm winkte und die Stunde ſchlug, wo es auch für ihn hieß:

„Der ſchwere Panzer wird zum Flügelkleide,
Kurz iſt der Schmerz, unendlich iſt die Freude.“

Anhang verwandter Stellen.

Es wäre gut Bücher kaufen, wenn man die Zeit, ſie zu leſen, mitkaufen könnte, aber man verwechſelt meiſtens den Ankauf der Bücher mit dem Aneignen ihres Inhalts. —

Die Geſundheitspolizei ſollte, im Intereſſe der Augen, darüber wachen, daß die Kleinheit des Drucks ein feſtgeſtelltes Minimum habe, welches nicht überſchritten werden dürfte. (Als ich 1818 in Venedig war, zu welcher Zeit die eigentlichen Venetianiſchen Ketten noch fabrizirt wurden, ſagte mir ein Goldſchmidt, daß die, welche die catena fina machten, mit 30 Jahren blind würden.) —

Zu verlangen, daß Einer Alles, was er je geleſen, behalten haben ſollte, iſt wie verlangen, daß er Alles, was er je gegeſſen hat, noch in ſich trage. Er hat von Dieſem leiblich, von Jenem geiſtig gelebt und iſt dadurch geworden was er iſt. Wie aber der Leib das ihm Homogene aſſimilirt; ſo wird Jeder *behalten*, was ihn *intereſſirt*, d. h. was in ſein Gedankenſyſtem oder zu ſeinen Zwecken paßt. Letztere hat freilich Jeder; aber etwas einem Gedankenſyſtem Aehnliches haben gar Wenige. Daher nehmen ſie an nichts objektives Intereſſe, und dieſerhalb wieder ſetzt ſich von ihrer Lektüre nichts bei ihnen an: ſie behalten nichts davon. —

Um das Gute zu leſen, iſt eine Bedingung, daß man das Schlechte nicht leſe: denn das Leben iſt kurz, Zeit und Kräfte beſchränkt. —

Repetitio est mater studiorum. Jedes irgend wichtige Buch ſoll man ſogleich zwei Mal leſen, theils weil man die Sachen das zweite Mal in ihrem Zuſammenhange beſſer begreift, und den Anfang erſt recht verſteht, wenn man das Ende kennt; theils weil man zu jeder Stelle das zweite Mal eine andere Stimmung und Laune mitbringt, als beim erſten, wodurch

der Eindruck verschieden ausfällt und es ist, wie wenn man einen Gegenstand in anderer Beleuchtung sieht. —

Die Werke sind die Quintessenz eines Geistes: sie werden daher, auch wenn er der größte ist, stets ungleich gehaltreicher seyn, als sein Umgang, auch diesen im Wesentlichen ersetzen, ja, ihn weit übertreffen und hinter sich lassen. Sogar die Schriften eines mittelmäßigen Kopfes können belehrend, lesenswerth und unterhaltend seyn, eben weil sie seine Quintessenz sind, das Resultat, die Frucht alles seines Denkens und Studirens; — während sein Umgang uns nicht genügen kann. Daher kann man Bücher von Leuten lesen, an deren Umgang man kein Genügen finden würde, und deshalb wieder bringt hohe Geisteskultur uns allmälig dahin, fast nur noch an Büchern, nicht mehr an Menschen Unterhaltung zu finden. —

Es giebt doch keine größere Erquickung für den Geist, als die Lektüre der alten Klassiker: sobald man irgend einen von ihnen, und wäre es auch nur auf eine halbe Stunde, in die Hand genommen hat, fühlt man alsbald sich erfrischt, erleichtert, gereinigt, gehoben und gestärkt; nicht anders, als hätte man an der frischen Felsenquelle sich gelabt. Liegt Dies an den alten Sprachen und ihrer Vollkommenheit, oder an der Größe der Geister, deren Werke von den Jahrtausenden unversehrt und ungeschwächt bleiben? Vielleicht an Beidem zusammen. Dies aber weiß ich, daß wenn, wie es jetzt droht, die Erlernung der alten Sprachen ein Mal aufhören sollte, dann eine neue Litteratur kommen wird, bestehend aus so barbarischem, plattem und nichtswürdigem Geschreibe, wie es noch gar nicht dagewesen; zumal da die deutsche Sprache, welche doch einige der Vollkommenheiten der alten besitzt, von den nichtswürdigen Skriblern heuriger „Jetztzeit" eifrig und methodisch dilapidirt und verhunzt wird, so daß sie allmälig, verarmt und verkrüppelt, in einen elenden Jargon übergeht. —

Bücher werden geschrieben, bald über diesen, bald über jenen großen Geist der Vorzeit, und das Publikum liest sie, nicht aber jenen selbst; weil es nur frisch Gedrucktes lesen will, und weil similis simili gaudet, und ihm das seichte, fade Geträtsche eines heutigen Flachkopfs homogener und gemüthlicher ist, als die Gedanken des großen Geistes. Ich aber danke dem Schicksal, daß

es mich schon in der Jugend auf ein schönes Epigramm von A. W. Schlegel hingeführt hat, welches seitdem mein Leitstern wurde:

„Leset fleißig die Alten, die wahren eigentlich Alten:
Was die Neuen davon sagen, bedeutet nicht viel."

O, wie ist doch Ein Alltagskopf dem andern so ähnlich! Wie sind sie doch Alle in Einer Form gegossen! Wie fällt doch Jedem von ihnen das Selbe bei der gleichen Gelegenheit ein, und nichts Anderes! Dazu nun noch ihre niedrigen persönlichen Absichten. Und das nichtswürdige Geträtsche solcher Wichte liest ein stupides Publikum, wenn es nur heute gedruckt ist, und läßt die großen Geister auf den Bücherbrettern ruhen.

Unglaublich ist doch die Thorheit und Verkehrtheit des Publikums, welches die edelsten, seltensten Geister in jeder Art, aus allen Zeiten und Ländern, ungelesen läßt, um die täglich erscheinenden Schreibereien der Alltagsköpfe, wie sie jedes Jahr in zahlloser Menge, den Fliegen gleich, ausbrütet, zu lesen, — bloß weil sie heute gedruckt und noch naß von der Presse sind. Vielmehr sollten diese Produktionen schon am Tage ihrer Geburt so verlassen und verachtet dastehn, wie sie es nach wenigen Jahren und dann auf immer seyn werden, ein bloßer Stoff zum Lachen über vergangene Zeiten und deren Flausen. —

Es giebt zwei Geschichten: die politische und die der Litteratur und Kunst. Jene ist die des Willens, diese die des Intellekts. Daher ist jene durchweg beängstigend, ja schrecklich: Angst, Noth, Betrug und entsetzliches Morden, in Masse. Die andere hingegen ist überall erfreulich und heiter, wie der isolirte Intellekt, selbst wo sie Irrwege schildert. Ihr Hauptzweig ist die Geschichte der Philosophie. Eigentlich ist diese ihr Grundbaß, der sogar in die andere Geschichte hinübertönt und auch dort, aus dem Fundament, die Meinung leitet: diese aber beherrscht die Welt. Daher ist die Philosophie eigentlich und wohlverstanden auch die gewaltigste materielle Macht; jedoch sehr langsam wirkend. — Die jedesmalige Philosophie ist der Grundbaß der Geschichte jeder Zeit.

Kapitel XXV.

Ueber Sprache und Worte.

---

§. 306.

Die thieriſche Stimme dient allein dem Ausdrucke des Willens in ſeinen Erregungen und Bewegungen; die menſchliche aber auch dem der Erkenntniß. Damit hängt zuſammen, daß jene faſt immer einen unangenehmen Eindruck auf uns macht: bloß einige Vogelſtimmen nicht.

Beim Entſtehen der menſchlichen Sprache ſind ganz gewiß das Erſte die Interjektionen geweſen, als welche nicht Begriffe, ſondern, gleich den Lauten der Thiere, Gefühle, — Willensbewegungen, — ausdrücken. Ihre verſchiedenen Arten fanden ſich alsbald ein: und aus deren Verſchiedenheit geſchah der Uebergang zu den Subſtantiven, Verben, Pronomina perſonalia u. ſ. w.

§. 307.

Bekanntlich ſind die Sprachen, namentlich in grammatiſcher Hinſicht, deſto vollkommener, je älter ſie ſind, und werden ſtufenweiſe immer ſchlechter, vom hohen Sanſkrit an bis zum Engliſchen Jargon herab, dieſem aus Lappen heterogener Stoffe zuſammengeflickten Gedankenkleide. Dieſe allmälige Degradation iſt ein bedenkliches Argument gegen die beliebten Theorien unſrer ſo nüchtern lächelnden Optimiſten vom „ſtätigen Fortſchritt der Menſchheit zum Beſſeren", wozu ſie die deplorable Geſchichte des bipediſchen Geſchlechts verdrehen möchten; überdies aber iſt ſie ein ſchwer zu löſendes Problem. Wir können doch nicht umhin, das erſte aus dem Schooße der Natur irgendwie hervorgegangene Menſchengeſchlecht uns im Zuſtande gänzlicher und kindiſcher Unkunde und folglich roh und unbeholfen zu denken: wie ſoll nun ein ſolches Geſchlecht dieſe höchſt kunſtvollen Sprachgebäude, dieſe komplicirten und mannigfaltigen grammatiſchen Formen erdacht

haben? ſelbſt angenommen, daß der lexikaliſche Sprachſchatz ſich erſt allmälig angeſammelt habe. Dabei ſehn wir andrerſeits überall die Nachkommen bei der Sprache ihrer Eltern bleiben und nur allmälig kleine Aenderungen daran vernehmen. Die Erfahrung lehrt aber nicht, daß in der Succeſſion der Geſchlechter die Sprachen ſich grammatikaliſch vervollkommnen, ſondern, wie geſagt, gerade das Gegentheil: ſie werden nämlich immer einfacher und ſchlechter. — Sollen wir trotzdem annehmen, daß das Leben der Sprache dem einer Pflanze gleiche, die, aus einem einfachen Keim hervorgegangen, ein unſcheinbarer Schößling, ſich allmälig entwickelt, ihre Akme erreicht und von da an allgemach wieder ſinkt, indem ſie altert, wir aber hätten bloß von dieſem Verfall, nicht aber vom frühern Wachsthum Kunde? Eine bloß bildliche und noch dazu ganz arbiträre Hypotheſe, — ein Gleichniß, keine Erklärung! Um nun eine ſolche zu erlangen, ſcheint mir das Plauſibelſte die Annahme, daß der Menſch die Sprache inſtinktiv erfunden hat, indem urſprünglich in ihm ein Inſtinkt liege, vermöge deſſen er das zum Gebrauch ſeiner Vernunft unentbehrliche Werkzeug und Organ derſelben ohne Reflexion und bewußte Abſicht hervorbringt, welcher Inſtinkt ſich nachher, wann die Sprache einmal da iſt und er nicht mehr zur Anwendung kommt, verliert. Wie nun alle aus bloſſem Inſtinkt hervorgebrachten Werke, z. B. der Bau der Bienen, der Weſpen, der Bieber, die Vogelneſter in ſo mannigfaltigen und ſtets zweckmäßigen Formen u. ſ. w. eine ihnen eigenthümliche Vollkommenheit haben, indem ſie gerade und genau Das ſind und leiſten, was ihr Zweck erfordert, ſo daß wir die tiefe Weisheit, die darin liegt, bewundern, — ebenſo iſt es mit der erſten und urſprünglichen Sprache: ſie hatte die hohe Vollkommenheit aller Werke des Inſtinks: dieſer nachzuſpüren, um ſie in die Beleuchtung der Reflexion und des deutlichen Bewußtſeyns zu bringen, iſt das Werk der erſt Jahrtauſende ſpäter auftretenden Grammatik.

§. 308.

Das Wort des Menſchen iſt das dauerhafteſte Material. Hat ein Dichter ſeine flüchtigſte Empfindung in ihr richtig angepaßten Worten verkörpert; ſo lebt ſie, in dieſen, Jahrtauſende hindurch, und wird in jedem empfänglichen Leſer aufs Neue rege.

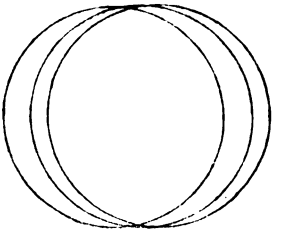
§. 309.

Die Erlernung mehrerer Sprachen ist nicht allein ein mittelbares, sondern auch ein unmittelbares, tief eingreifendes, geistiges Bildungsmittel. Daher der Ausspruch Karls V: „so viele Sprachen Einer kann, so viele Mal ist er ein Mensch.“ (Quot linguas quis callet, tot homines valet.) — Die Sache selbst beruht auf Folgendem.

Nicht für jedes Wort einer Sprache findet sich in jeder andern das genaue Aequivalent. Also sind nicht sämmtliche Begriffe, welche durch die Worte der einen Sprache bezeichnet werden, genau die selben, welche die der andern ausdrücken; wenn gleich Dieses meistens, bisweilen sogar auffallend genau, wie z. B. bei συλληψις und conceptio, Schneider und tailleur, der Fall ist; sondern oft sind es blos ähnliche und verwandte, jedoch durch irgend eine Modifikation verschiedene Begriffe. Deutlich zu machen was ich meyne mögen einstweilen folgende Beispiele dienen:

απαιδευτος, rudis, roh.
ὁρμη, impetus, Andrang.
μηχανη, Mittel, medium.
seccatore, Quälgeist, importun.
ingénieux, sinnreich, clever.
Geist, esprit, wit.
Witzig, facetus, plaisant.
Malice, Bosheit, wickedness.

zu welchen sich unzählige andere und gewiß noch treffendere werden fügen lassen. Bei der in der Logik üblichen Versinnlichung der Begriffe durch Kreise, könnte man diese Paenidentität durch sich ungefähr deckende, jedoch nicht ganz concentrische Kreise ausdrücken, wie:



Bisweilen fehlt in einer Sprache das Wort für einen Begriff, während es sich in den meisten, wohl gar in allen andern findet: ein höchst skandalöses Beispiel hievon liefert im Französischen der Mangel des Verbi „stehn." Für einige Begriffe wiederum findet sich bloß in einer Sprache ein Wort, welches alsdann in die andern übergeht: so das lateinische „Affekt", das französische „naiv", das englische comfortable, disappointment, gentleman und viele andere. Bisweilen auch drückt eine fremde Sprache einen Begriff mit einer Nüance aus, welche unsere eigene ihm nicht giebt und mit der wir ihn jetzt gerade denken: dann wird Jeder, dem es um einen genauen Ausdruck seiner Gedanken zu thun ist, das Fremdwort gebrauchen, ohne sich an das Gebelle pedantischer Puristen zu kehren. In allen Fällen, wo in einer Sprache nicht genau der selbe Begriff durch ein bestimmtes Wort bezeichnet wird, wie in der andern, giebt das Lexikon dieses durch mehrere einander verwandte Ausdrücke wieder, welche alle die Bedeutung desselben, jedoch nicht concentrisch, sondern in verschiedenen Richtungen daneben, wie in der obigen Figur, treffen, wodurch die Gränzen abgesteckt werden, zwischen denen er liegt: so wird man z. B. das lateinische honestum durch wohlanständig, ehrenwerth, ehrenvoll, ansehnlich, tugendhaft u. s. w. umschreiben, auch das griechische σωφρων auf analoge Weise*). Hierauf beruht das nothwendig Mangelhafte aller Uebersetzungen. Fast nie kann man irgend eine charakteristische, prägnante, bedeutsame Periode aus einer Sprache in die andere so übertragen, daß sie genau und vollkommen die selbe Wirkung thäte. — Sogar in bloßer Prosa wird die allerbeste Uebersetzung sich zum Original höchstens so verhalten, wie zu einem gegebenen Musikstück dessen Transposition in eine andere Tonart. Musikverständige wissen, was es damit auf sich hat. — Daher bleibt jede Uebersetzung todt und ihr Stil gezwungen, steif, unnatürlich: oder aber sie wird frei, d. h. begnügt sich mit einem à peu près, ist also falsch. Eine Bibliothek von Uebersetzungen gleicht einer Gemäldegallerie von Kopien. Und nun gar die Uebersetzungen der Schriftsteller des Alterthums sind für dieselben ein Surrogat, wie der Cichorienkaffee es für den wirklichen ist. —

*) Das griechische σωφροσυνη hat in keiner Sprache ein adäquates Aequivalent.

Gedichte kann man nicht überſetzen, ſondern bloß umdichten, welches allezeit mißlich iſt. —

Demgemäß liegt, bei Erlernung einer Sprache, die Schwierigkeit vorzüglich darin, jeden Begriff, für den ſie ein Wort hat, auch dann kennen zu lernen, wann die eigene Sprache kein dieſem genau entſprechendes Wort beſitzt; welches oft der Fall iſt. Daher alſo muß man, bei Erlernung einer fremden Sprache, mehrere ganz neue Sphären von Begriffen in ſeinem Geiſte abſtecken: mithin entſtehn Begriffsſphären wo noch keine waren. Man erlernt alſo nicht bloß Worte, ſondern erwirbt Begriffe. Dies iſt vorzüglich bei Erlernung der alten Sprachen der Fall; weil die Ausdrucksweiſe der Alten von der unſrigen viel verſchiedener iſt, als die der modernen Sprachen von einander; welches ſich daran zeigt, daß man, beim Ueberſetzen ins Lateiniſche, zu ganz anderen Wendungen, als die das Original hat, greifen muß. Ja, man muß meiſtens den lateiniſch wiederzugebenden Gedanken ganz umſchmelzen und umgießen; wobei er in ſeine letzten Beſtandtheile zerlegt und wieder rekomponirt wird. Gerade hierauf beruht die große Förderung, die der Geiſt von der Erlernung der alten Sprachen erhält. — Erſt nachdem man alle Begriffe, welche die zu erlernende Sprache durch einzelne Worte bezeichnet, richtig gefaßt hat und bei jedem Worte derſelben genau den ihm entſprechenden Begriff unmittelbar denkt, nicht aber erſt das Wort in eines der Mutterſprache überſetzt und dann den durch dieſes bezeichneten Begriff denkt, als welcher nicht immer dem erſteren genau entſpricht, und ebenſo hinſichtlich ganzer Phraſen; — erſt dann hat man den Geiſt der zu erlernenden Sprache gefaßt und damit einen großen Schritt zur Kenntniß der ſie ſprechenden Nation gethan: denn wie der Stil zum Geiſte des Individuums, ſo verhält ſich die Sprache zu dem der Nation*). Vollkommen inne aber hat man eine Sprache erſt, wenn man fähig iſt, nicht etwan Bücher, ſondern ſich ſelbſt in ſie zu überſetzen; ſo daß man, ohne einen Verluſt an ſeiner Individualität zu erleiden, ſich unmittelbar in ihr mitzutheilen vermag, alſo Ausländern jetzt eben ſo genießbar iſt, wie Landsleuten.

*) Mehrere neuere Sprachen wirklich inne haben und in ihnen mit Leichtigkeit leſen iſt ein Mittel, ſich von der Nationalbeſchränktheit zu befreien, die ſonſt Jedem anklebt.

Menſchen von geringen Fähigkeiten werden auch nicht leicht eine fremde Sprache ſich eigentlich aneignen: ſie erlernen wohl die Worte derſelben, gebrauchen ſie jedoch ſtets nur in der Bedeutung des ungefähren Aequivalents derſelben in ihrer Mutterſprache und behalten auch immer die dieſer eigenthümlichen Wendungen und Phraſen bei. Sie vermögen eben nicht den Geiſt der fremden Sprache ſich anzueignen, welches eigentlich daran liegt, daß ihr Denken ſelbſt nicht aus eigenen Mitteln vor ſich geht, ſondern, zum größten Theil, von ihrer Mutterſprache erborgt iſt, deren gangbare Phraſen und Wendungen ihnen die Stelle der eigenen Gedanken vertreten; daher eben ſie auch in der eigenen Sprache ſich ſtets nur abgenutzter Redensarten (hackney'd phrases; phrases banales) bedienen, welche ſelbſt ſogar ſie ſo ungeſchickt zuſammenſtellen, daß man merkt, wie unvollkommen ſie ſich des Sinnes derſelben bewußt ſind und wie wenig ihr ganzes Denken über die Worte hinausgeht, ſo daß es nicht gar viel mehr, als Papageiengeplapper iſt. Aus dem entgegengeſetzten Grunde iſt Originalität der Wendungen und individuelle Angemeſſenheit jedes Ausdrucks, den Einer gebraucht, ein unfehlbares Symptom überwiegenden Geiſtes.

Aus dieſem Allen nun alſo erhellet, daß bei der Erlernung jeder fremden Sprache ſich neue Begriffe bilden, um neuen Zeichen Bedeutung zu geben; daß Begriffe auseinandertreten, die ſonſt nur gemeinſchaftlich einen weiteren, alſo unbeſtimmteren ausmachten, weil eben nur Ein Wort für ſie da war; daß Beziehungen, die man bis dahin nicht gekannt hatte, entdeckt werden, weil die fremde Sprache den Begriff durch einen ihr eigenthümlichen Tropus, oder Metapher, bezeichnet; daß demnach unendlich viele Nüancen, Aehnlichkeiten, Verſchiedenheiten, Beziehungen der Dinge, mittelſt der neu erlernten Sprache ins Bewußtſeyn treten; daß man alſo eine vielſeitige Anſicht von allen Dingen erhält. Hieraus nun folgt, daß man in jeder Sprache anders denkt, mithin unſer Denken durch die Erlernung einer jeden eine neue Modifikation und Färbung erhält, daß folglich der Polyglottismus, neben ſeinem vielen mittelbaren Nutzen, auch ein direktes Bildungsmittel des Geiſtes iſt, indem er unſre Anſichten, durch hervortretende Vielſeitigkeit und Nüancirung der Begriffe, berichtigt und vervollkommnet, wie auch die Gewandt-

heit des Denkens vermehrt, indem durch die Erlernung vieler Sprachen sich immer mehr der Begriff vom Worte ablöst. Ungleich mehr leisten Dies die alten, als die neuen Sprachen, vermöge ihrer großen Verschiedenheit von den unsrigen, die nicht zuläßt, daß wir Wort durch Wort wiedergeben, sondern verlangt, daß wir unsern ganzen Gedanken umschmelzen und ihn in eine andere Form gießen. Oder (mir ein chemisches Gleichniß zu erlauben), während das Uebersetzen aus einer neuen Sprache in die andere höchstens erfordert, daß die zu übersetzende Periode in ihre nächsten Bestandtheile zersetzt und aus diesen rekomponirt werde, erfordert das Uebersetzen in's Lateinische sehr oft eine Zersetzung in ihre fernsten und letzten Bestandtheile, (den reinen Gedankeninhalt), aus welchen sie sodann in ganz andern Formen regenerirt wird; so daß z. B. was dort durch Substantiva hier durch Verba ausgedrückt wird, oder umgekehrt, u. dgl. m. Derselbe Proceß findet Statt beim Uebersetzen aus den alten Sprachen in die neuen; woraus schon abzusehen ist, wie entfernt die Bekanntschaft mit den alten Autoren ist, welche mittelst solcher Uebersetzungen sich machen läßt.

Den Vortheil des Sprachstudiums entbehrten die Griechen; wodurch sie zwar viel Zeit ersparten, mit der sie dann aber auch weniger ökonomisch umgingen; wie das tägliche lange Herumschlendern der Freien auf der αγορα bezeugt, welches sogar an die Lazzaroni und das ganze italiänische Treiben in piazza erinnert.

Endlich ist aus dem Gesagten leicht abzusehn, daß die Nachbildung des Stiles der Alten, in ihren eigenen, an grammatischer Vollkommenheit die unsrigen weit übertreffenden Sprachen, das allerbeste Mittel ist, um sich zum gewandten und vollkommenen Ausdrucke seiner Gedanken in der Muttersprache vorzubereiten. Um ein großer Schriftsteller zu werden, ist es sogar unerläßlich; — eben, wie es für den angehenden Bildhauer und Maler nothwendig ist, sich durch Nachahmung der Muster des Alterthums heranzubilden, ehe er zu eigener Komposition schreitet. Durch das Lateinschreiben allein lernt man die Diktion als ein Kunstwerk behandeln, dessen Stoff die Sprache ist, welche daher mit größter Sorgfalt und Behutsamkeit behandelt werden muß. Demnach richtet sich jetzt eine geschärfte Aufmerksamkeit auf die

Bedeutung und den Werth der Worte, ihrer Zusammenstellung und der grammatikalischen Formen; man lernt diese genau abwägen und so das kostbare Material handhaben, welches geeignet ist, dem Ausdruck und der Erhaltung werthvoller Gedanken zu dienen; man lernt Respekt haben vor der Sprache, in der man schreibt, so daß man nicht nach Willkür und Laune mit ihr umspringt, um sie umzumodeln. Ohne diese Vorschule artet die Schreiberei leicht in bloßes Gewäsche aus.

Der Mensch, welcher kein Latein versteht, gleicht Einem, der sich in einer schönen Gegend bei nebligem Wetter befindet: sein Horizont ist äußerst beschränkt: nur das Nächste sieht er deutlich, wenige Schritte darüber hinaus verliert es sich ins Unbestimmte. Der Horizont des Lateiners hingegen geht sehr weit, durch die neueren Jahrhunderte, das Mittelalter, das Alterthum. — Griechisch, oder gar noch Sanskrit, erweitern freilich den Horizont noch um ein Beträchtliches. — Wer kein Latein versteht, gehört zum Volke, auch wenn er ein großer Virtuose auf der Elektrisirmaschine wäre und das Radikal der Flußspathsäure im Tiegel hätte.

An euern Schriftstellern, die kein Latein verstehen, werdet ihr bald nichts Anderes, als schwadronirende Barbiergesellen haben. Sie sind schon auf gutem Wege mit ihren Gallicismen und leicht seyn wollenden Wendungen. Zur Gemeinheit, edele Germanen, habt ihr euch gewendet, und Gemeinheit werdet ihr finden. — Ein rechtes Aushängeschild der Faulheit und eine Pflanzschule der Unwissenheit sind die heut zu Tage sich an das Licht wagenden Editionen griechischer, ja sogar (horribile dictu) lateinischer Auktoren mit deutschen Noten! Welche Infamie! Wie soll doch der Schüler latein lernen, wenn ihm immer in der Frau-Mutter-Sprache dazwischen geredet wird? Daher war in schola nil nisi latine eine gute alte Regel. Daß der Herr Professor nicht mit Leichtigkeit Latein schreiben kann, und der Schüler es nicht mit Leichtigkeit lesen kann, das ist der Humor der Sache; stellt euch wie ihr wollt. Also Faulheit und deren Tochter Unwissenheit stecken dahinter, sonst nichts. Und es ist eine Schande! Der Eine hat nichts gelernt, und der Andere will nichts lernen. Eigarrenrauchen und Kannegießern hat in

unſern Tagen die Gelehrſamkeit vertrieben; wie Bilderbücher für große Kinder die Litteraturzeitungen erſetzt haben. —

Auf Gymnaſien ſollte keine altdeutſche Litteratur, Nibelungen und ſonſtige Poeten des Mittelalters gelehrt werden: dieſe Dinge ſind zwar höchſt merkwürdig, auch leſenswerth, tragen aber nicht zur Bildung des Geſchmacks bei und rauben die Zeit, welche der alten, wirklich klaſſiſchen Litteratur angehört. Wenn ihr, edle Germanen und deutſche Patrioten, an die Stelle der griechiſchen und römiſchen Klaſſiker altdeutſche Reimereien ſetzt; ſo werdet ihr nichts Anderes, als Bärenhäuter erziehn. Nun aber gar dieſe Nibelungen mit der Ilias zu vergleichen iſt eine rechte Blasphemie, mit welcher die Ohren der Jugend, vor Allem, verſchont bleiben ſollen. —

§. 310.

Daß, gleichen Schrittes mit der Vermehrung der Begriffe, der Wortvorrath einer Sprache vermehrt werde, iſt recht und ſogar nothwendig. Wenn hingegen Letzteres ohne Erſteres geſchieht; ſo iſt es bloß ein Zeichen der Geiſtesarmuth, die doch etwas zu Markte bringen möchte und, da ſie keine neuen Gedanken hat, mit neuen Worten kommt. Dieſe Art der Sprachbereicherung iſt jetzt ſehr an der Tagesordnung und ein Zeichen der Zeit. Aber neue Worte für alte Begriffe ſind wie eine neue Farbe auf ein altes Kleid gebracht. —

Beiläufig und bloß weil das Beiſpiel gerade vorliegt ſei hier bemerkt, daß man „Erſteres und Letzteres" nur dann anwenden ſoll, wann, wie oben, jeder dieſer Ausdrücke mehrere Worte vertritt, nicht aber, wann nur eines; als wo es beſſer iſt, dieſes eine zu wiederholen; welches überhaupt zu thun die Griechen keinen Anſtand nehmen, während die Franzoſen am ängſtlichſten ſind, es zu vermeiden. Die Deutſchen verrennen ſich in ihr Erſteres und Letzteres bisweilen dermaaßen, daß man nicht mehr weiß, was hinten und was vorne iſt.

§. 311.

Wir verachten die Wortſchrift der Chineſen. Aber, da die Aufgabe aller Schrift iſt, in der Vernunft des Andern, durch ſichtbare Zeichen, Begriffe zu erwecken; ſo iſt es offenbar ein großer Umweg, dem Auge zunächſt nur ein Zeichen des

hörbaren Zeichens derſelben vorzulegen und allererſt dieſes zum Träger des Begriffes ſelbſt zu machen: wodurch unſere Buchſtabenſchrift nur ein Zeichen des Zeichens iſt. Es frägt ſich demnach, welchen Vorzug denn das hörbare Zeichen vor dem ſichtbaren habe, um uns zu vermögen, den geraden Weg vom Auge zur Vernunft liegen zu laſſen und einen ſo großen Umweg einzuſchlagen, wie der iſt, das ſichtbare Zeichen erſt durch Vermittelung des hörbaren zum fremden Geiſte reden zu laſſen; während es offenbar einfacher wäre, nach Weiſe der Chineſen, das ſichtbare Zeichen unmittelbar zum Träger des Begriffes zu machen und nicht zum bloßen Zeichen des Lautes; um ſo mehr, als der Sinn des Geſichts für noch mehrere und feinere Modifikationen empfänglich iſt, als der des Gehörs, und auch ein Nebeneinander der Eindrücke geſtattet, deſſen hingegen die Affektionen des Gehörs, als ausſchließlich in der Zeit gegeben, nicht fähig ſind. — Die hier nachgefragten Gründe würden nun wohl dieſe ſein: 1) Wir greifen, von Natur, zuerſt zum hörbaren Zeichen, und zwar zunächſt um unſre Affekte, danach aber auch, um unſre Gedanken auszudrücken: hiedurch nun gelangen wir zu einer Sprache für das Ohr, ehe wir nur daran gedacht haben, eine für das Geſicht zu erfinden. Nachmals aber iſt es kürzer, dieſe letztere, wo ſie nöthig wird, auf jene andere zurückzuführen, als eine ganz neue, ja, ganz anderartige Sprache für das Auge zu erfinden, oder reſpektive zu erlernen, zumal da man bald entdeckte, daß die Unzahl der Wörter ſich auf ſehr wenige Laute zurückführen und daher, mittelſt dieſer, leicht ausdrücken läßt. 2) Das Geſicht kann zwar mannigfaltigere Modifikationen faſſen, als das Ohr: aber ſolche für das Auge hervorzubringen, vermögen wir nicht wohl ohne Werkzeuge, wie doch für das Ohr. Auch würden wir die ſichtbaren Zeichen nimmer mit der Schnelligkeit hervorbringen und wechſeln laſſen können, wie, vermöge der Volubilität der Zunge, die hörbaren; wie Dies auch die Unvollkommenheit der Fingerſprache der Taubſtummen bezeugt. Dieſes alſo macht, von Hauſe aus, das Gehör zum weſentlichen Sinne der Sprache, und dadurch der Vernunft. Demnach nun aber ſind es im Grunde doch nur äußerliche und zufällige, nicht aber aus dem Weſen der Aufgabe an ſich ſelbſt entſprungene Gründe, aus welchen hier ausnahmsweiſe der gerade Weg nicht der beſte

ist. Folglich bliebe, wenn wir die Sache abstrakt, rein theoretisch und a priori betrachten, das Verfahren der Chinesen das eigentlich richtige; so daß man ihnen nur einige Pedanterie vorwerfen könnte, sofern sie von den empirischen, einen andern Weg anrathenden Umständen dabei abgesehn haben. Inzwischen hat auch die Erfahrung einen überaus großen Vorzug der chinesischen Schrift zu Tage gebracht. Man braucht nämlich nicht Chinesisch zu können, um sich darin auszudrücken; sondern Jeder liest sie in seiner eigenen Sprache ab, gerade so, wie unsre Zahlzeichen, welche überhaupt für die Zahlenbegriffe Das sind, was die chinesischen Schriftzeichen für alle Begriffe; und die algebraischen Zeichen sind es sogar für abstrakte Größenbegriffe. Daher ist, wie mich ein englischer Theehändler, der fünf Mal in China gewesen war, versichert hat, in allen indischen Meeren die chinesische Schrift das gemeinsame Medium der Verständigung zwischen Kaufleuten der verschiedensten Nationen, die keine Sprache gemeinschaftlich verstehn. Der Mann war sogar der festen Meinung, sie würde einst, in dieser Eigenschaft, sich über die Welt verbreiten. Einen hiemit ganz übereinstimmenden Bericht giebt J. F. Davis in seinem Werke The Chinese, London 1836, cap. 15.

§. 312.

Die Deponentia sind das einzige Unvernünftige, ja, Unsinnige der römischen Sprache, und nicht viel besser steht es um die Media der griechischen. —

Ein specieller Fehler aber im Lateinischen ist, daß fieri das Passivum des facere vorstellt: dies implicirt und impft der die Sprache erlernenden Vernunft den heillosen Irrthum ein, daß Alles, was ist, wenigstens alles Gewordene, ein Gemachtes sei. Im Griechischen und Deutschen hingegen gelten γιγνεσθαι und „werden" nicht unmittelbar als Passiva des ποιειν und „machen". Ich kann griechisch sagen: ουκ εστι παν γενομενον ποιουμενον: aber Dies ließe sich nicht wörtlich ins Lateinische übersetzen, wie doch ins Deutsche: „nicht jedes Gewordene ist ein Gemachtes." —

§. 313.

Die Konsonanten sind das Skelett und die Vokale das Fleisch der Wörter. Jenes ist (im Individuo) unwandelbar; dieses sehr

veränderlich, an Farbe, Beſchaffenheit und Quantität. Darum konſerviren die Wörter, indem ſie durch die Jahrhunderte, oder gar aus einer Sprache in die andere wandern, im Ganzen ſehr wohl ihre Konſonanten, aber verändern leicht ihre Vokale; weshalb in der Etymologie viel mehr jene, als dieſe zu berückſichtigen ſind. —

Von dem Worte superstitio findet man allerlei Etymologien zuſammengeſtellt in Delrii disquisitionibus magicis, L. I, c. 1, und ebenfalls in Wegſcheider's instit. theol. dogmaticae, proleg. c. I, §. 5, d. Ich vermuthe jedoch den Urſprung des Wortes darin, daß es, von Hauſe aus, bloß den Geſpenſterglauben bezeichnet habe, nämlich: defunctorum manes circumvagari, ergo mortuos adhuc snperstites esse. —

Ich will hoffen, daß ich nichts Neues ſage, wenn ich bemerke, daß μορφα und forma das ſelbe Wort iſt und ſich eben ſo verhält wie renes und Nieren, horse und Roß; imgleichen, daß unter den Aehnlichkeiten des Griechiſchen mit dem Deutſchen eine der bedeutendeſten dieſe iſt, daß in Beiden der Superlativ durch ſt (— ιστος) gebildet wird; während Dies im Lateiniſchen nicht der Fall iſt. — Eher könnte ich bezweifeln, daß man die Etymologie des Wortes „arm" ſchon kenne, daß es nämlich von ερημος, eremus, italiäniſch ermo kommt: denn arm bedeutet „wo nichts iſt", alſo „öde, leer". (Jeſus Sirach 12, 4: ἐρημωσουσι für arm machen.) — Hingegen daß „Unterthan" vom Altengliſchen Thane, Vaſall, kommt, welches im Makbeth häufig gebraucht wird, iſt hoffentlich ſchon bekannt. — Das deutſche Wort Luft kommt von dem angloſächſiſchen Worte, welches erhalten iſt im Engliſchen lofty, hoch, the loft, der Boden, le grenier, indem man Anfangs durch Luft bloß das Obere, die Atmoſphäre bezeichnete, eben wie das Angloſächſiſche first, der Erſte, ſeine allgemeine Bedeutung im Engliſchen behalten hat, im Deutſchen aber bloß in „Fürſt", princeps, übriggeblieben iſt.

Ferner die Worte „Aberglauben" und „Aberwitz" halte ich für entſprungen aus „Ueberglauben" und „Ueberwitz", unter Vermittelung von „Oberglauben" und „Oberwitz" (wie Ueberrock, Oberrock; Ueberhand, Oberhand,) und ſodann durch Korruption des O in A, wie, umgekehrt, in „Argwohn" ſtatt „Argwahn". Eben ſo, glaube ich, daß Hahnrei eine Kor-

ruption von Hohnrei ist, welches letztere uns im Englischen erhalten ist als ein Ruf der Verhöhnung — o hone-a-rie! Es kommt vor in Letters and Journals of Lord Byron: with notices of his life, by Thomas Moore. London 1830, vol. I, p. 441. — Ueberhaupt ist das Englische die Vorrathskammer, in welcher wir unsere veralteten Wörter und auch den ursprünglichen Sinn der noch gebräuchlichen aufbewahrt wiederfinden: z. B. das vorerwähnte „Fürst" in seiner ursprünglichen Bedeutung: „der Erste", the first, princeps. In der neuen Auflage des ursprünglichen Textes der „deutschen Theologie" sind mir manche Worte bloß aus dem Englischen bekannt und dadurch verständlich. — — Daß Epheu von Evoe kommt, wird doch wohl kein neuer Einfall seyn? —

„Es kostet mich" ist nichts, als ein solenner und prezioser, durch Verjährung akkreditirter Sprachfehler. Kosten kommt, eben wie das italiänische costare, von constare. „Es kostet mich" ist also me constat, statt mihi constat. „Dieser Löwe kostet mich" darf nicht der Menageriebesitzer, sondern nur Der sagen, welcher vom Löwen gefressen wird. —

Die Aehnlichkeit zwischen coluber und Kolibri muß durchaus zufällig seyn, oder aber, wir hätten, da die Kolibri nur in Amerika vorkommen, ihre Quelle in der Urgeschichte des Menschengeschlechts zu suchen. So verschieden, ja entgegengesetzt, auch beide Thiere sind, indem wohl oft der Kolibri praeda colubri wird; so ließe sich dabei doch an eine Verwechselung denken, derjenigen analog, in Folge welcher im Spanischen aceite nicht Essig, sondern Oel bedeutet. — Ueberdies finden wir noch auffallendere Uebereinstimmungen mancher ursprünglich Amerikanischer Namen mit denen des europäischen Alterthums, wie zwischen der Atlantis des Platon und Aztlan, dem alten, einheimischen Namen Mexikos, der noch jetzt im Namen der mexikanischen Städte Mazatlan und Tomatlan vorhanden ist, und zwischen dem hohen Berge Sorata in Peru und dem Soraktes (ital. Sorate) im Appennin.

Ich weiß, daß sanskritgelehrte Sprachforscher ganz anders angethan sind, als ich, die Etymologie aus ihren Quellen abzuleiten, behalte aber dennoch die Hoffnung, daß meinem Dilettantismus in der Sache manches Früchtchen aufzulesen übrig geblieben ist.

Anhang verwandter Stellen.

Die Franzoſen, inclusive der Akademien, gehn mit der griechiſchen Sprache ſchändlich um: ſie nehmen die Worte derſelben herüber, um ſie zu verunſtalten: ſie ſchreiben z. B. Etiologie, Esthétique u. ſ. w.; während gerade nur im Franzöſiſchen das ai ſo ausgeſprochen wird, wie im Griechiſchen; ferner bradype, Oedype, Andromaque u. dgl. m., d. h. ſie ſchreiben die griechiſchen Wörter, wie ein franzöſiſcher Bauernjunge, der ſie aus fremden Munde aufgeſchnappt hätte, ſie ſchreiben würde. Es würde doch recht artig laſſen, wenn die franzöſiſchen Gelehrten ſich wenigſtens ſo ſtellen wollten, als verſtänden ſie Griechiſch. Nun aber zu Gunſten eines ſo ekelhaften Jargons, wie der franzöſiſche (dieſes auf die widrigſte Weiſe verdorbene Italiäniſch mit den ſcheußlichen Endſilben und dem Naſal) an ſich ſelbſt genommen iſt, die edle griechiſche Sprache frech verhunzen zu ſehn, iſt ein Anblick, wie wenn die große weſtindiſche Spinne einen Kolibri, oder eine Kröte einen Schmetterling frißt.*) Ich wollte, daß die illustres confrères, wie ſich die Herren von der Akademie gegenſeitig nennen, die Sache einmal in Ueberlegung nähmen und von dieſer knabenhaften Barbarei abſtänden, alſo entweder

---

*) Ad vocem „franzöſiſche Sprache" iſt an einer andern Stelle von Schopenhauer beigeſchrieben: „Dieſer elendeſte romaniſche Jargon, dieſe ſchlechteſte Verſtümmelung lateiniſcher Worte, dieſe Sprache, welche auf ihre ältere und viel edlere Schweſter, die italiäniſche, mit Ehrfurcht hinaufſehn ſollte, dieſe Sprache, welche den ekelhaften Naſal en, on, un zum ausſchließlichen Eigenthum hat, ſo wie auch den ſchluckanfartigen, ſo unausſprechlich widerwärtigen Accent auf der letzten Silbe, während alle andern Sprachen die anſt und beruhigend wirkende lange Penultima haben, dieſe Sprache, in der es kein Metrum giebt, ſondern der Reim allein, und zwar meiſtens auf é oder ou, die Form der Poeſie ausmacht, — dieſe armſälige Sprache."

Der Herausg.

die griechiſche Sprache in Ruhe ließen und ſich mit ihrem eigenen Jargon behülfen, oder die griechiſchen Worte gebrauchten, ohne ſie zu verhunzen; um ſo mehr, als man, bei ihrer Verzerrung derſelben, Mühe hat, das dadurch ausgedrückte griechiſche Wort zu errathen und ſo den Sinn des Ausdrucks zu enträthſeln. Hieher gehört auch das bei den franzöſiſchen Gelehrten übliche, höchſt barbariſche Zuſammenſchmelzen eines griechiſchen mit einem lateiniſchen Wort. Dergleichen, meine illustres confrères, riecht nach Barbiergeſellen.

Berechtigt zu dieſer Rüge bin ich vollkommen: denn die politiſchen Gränzen gelten in der Gelehrtenrepublik ſo wenig, wie in der phyſiſchen Geographie, und die der Sprachen ſind nur für Unwiſſende vorhanden, „Knoten" aber ſollen in derſelben nicht geduldet werden. — —

Unſere heutigen Germaniſten*) theilen die deutſche (diuske) Sprache in Zweige, wie: 1) der gothiſche Zweig; 2) das Nordiſche, d. i. Isländiſche, daraus das Schwediſche und Däniſche; 3) das Niederdeutſche, daraus das Plattdeutſche und Holländiſche; 4) das Frieſiſche; 5) das Angelſächſiſche; 6) das Hochdeutſche, welches im Anfang des ſiebenten Jahrhunderts aufgetreten ſeyn ſoll und in Alt-, Mittel- und Neu-Hochdeutſch zerfällt. Dies ganze Syſtem iſt keineswegs neu, ſondern, ebenfalls mit Ableugnung der gothiſchen Abſtammung, ſchon aufgeſtellt worden von Wachter, Specimen Glossarii germanici, Lips. 1727. (S. Leßings Kollektanea, Bd. II, p. 384.) Ich glaube aber, daß in jenem Syſtem mehr Patriotismus, als Wahrheit liegt, und bekenne mich zum Syſtem des redlichen und einſichtsvollen Rask. Das Gothiſche, aus dem Sanſkrit ſtammend, iſt in drei Dialekte zerfallen: Schwediſch, Däniſch und Deutſch. — Von der Sprache der alten Germanen iſt uns nichts bekannt, und ich erlaube mir zu muthmaaßen, daß ſolche eine von der gothiſchen, alſo auch der unſrigen, verſchiedene geweſen ſeyn mag: wir ſind, wenigſtens der Sprache nach, Gothen. Nichts aber empört mich mehr, als der Ausdruck: indo-germaniſche Sprachen, — d. h. die Sprache der Veden unter

*) nach einem Aufſatze in der „Deutſchen Vierteljahrs-Schrift" 1855 October bis Dezember.

Einen Hut gebracht mit dem etwanigen Jargon beſagter Bärenhäuter. Ut nos poma natamus! — Iſt doch auch die ſogenannte germaniſche, richtiger gothiſche Mythologie, nebſt der Nibelungenſage, u. ſ. w., ſehr viel ausgebildeter und ächter in Island und Skandinavien zu finden geweſen, als bei unſern deutſchen Bärenhäutern, und zeugen doch die nordiſchen Alterthümer, Gräberfunde, Runen u. ſ. w., verglichen mit den deutſchen, von höherer Ausbildung jeder Art in Skandinavien. —

Auffallend iſt es, daß ſich im Franzöſiſchen keine deutſche Wörter finden, wie im Engliſchen, da im 5. Jahrhundert Frankreich von Weſtgothen, Burgundern und Franken beſetzt worden iſt, und fränkiſche Könige es beherrſchten. —

Niedlich*) vom altdeutſchen Neidlich = Beneidenswerth. — Teller von patella. — Viande vom Italiäniſchen vivanda. — Spada, espada, épé von σπαθη, Schwerdt, in dieſem Sinne gebraucht z. B. von Theophraſt in den Charakteren, cap. 24, περι δειλιας. — Affe von Afer; weil die erſten von Römern den Deutſchen zugeführten Affen ihnen durch dieſes Wort erklärt wurden. — Kram von κραμα, κερανυμι. — Taumeln von temulentus. — Vulpes und Wolf ſind wahrſcheinlich irgendwie verwandt, beruhend auf der Verwechſelung zweier Species des Genus canis. — Wälſch iſt höchſt wahrſcheinlich bloß eine andere Ausſprache von Gäliſch (gaelic), d. i. Keltiſch, und bedeutete bei den alten Deutſchen die nichtgermaniſche, oder, beſſer, nicht-gothiſche Sprache; daher es jetzt insbeſondere italiäniſch, alſo die romaniſche Sprache bedeutet. — Brod kommt von βρωμα. — Volo und βουλομαι oder vielmehr βουλω ſind in der Wurzel das ſelbe Wort. — Das deutſche Gift iſt das ſelbe Wort mit dem engliſchen gift: es kommt nämlich von geben und beſagt was eingegeben wird: daher auch vergeben ſtatt vergiften. — Heute und oggi kommen beide von hodie und haben doch keine Aehnlichkeit unter einander. — Parlare kommt wahrſcheinlich von perlator, Ueberbringer, Botſchafter; daher das engliſche: a parley. — Offenbar hängt to dye mit δευω, δευειν zuſammen,

*) Obige etymologiſche Bemerkungen fanden ſich zu dieſem Kapitel vereinzelt beigeſchrieben. Der Herausg.

wie tree mit δρυ. — Von Garhuda, dem Adler des Wiſchnu — Geier. — Von Mala — Maul. — Katze iſt das zuſammengezogene Catus. — Schande von scandalum, welches vielleicht mit dem Sanſkrit: Tſchandala verwandt iſt. — Ferkel von ferculum, weil es ganz auf den Tiſch kommt. — Plärren von pleurer und plorare. — Füllen, Fohlen, von pullus. — Poison und Ponzonna von Potio. — Baby iſt Bambino. — Brand, altengliſch: brando, italiäniſch. — Knife und canif ſind das ſelbe Wort: keltiſchen Urſprungs? — Ziffer, cifra, chiffre, ciphre, — kommt wahrſcheinlich vom walliſiſchen, alſo keltiſchen, Cyfrinach, Myſterium. (Pictet, mystère des Bardes, p. 14.) — Das italiäniſche tuffare (mergere) und das deutſche taufen iſt das ſelbe Wort. — Ambroſia ſcheint mit Amriti verwandt; die Aſen vielleicht mit αἰσα. — Λαβρευομαι iſt dem Sinne, wie dem Worte nach identiſch mit labbern. — Ἀολλεις iſt Alle. — Seve iſt Saft. — Es iſt doch ſeltſam, daß Geiß das umgekehrte Zieg iſt. — Das engliſche bower, Laube = Bauer (unſer Vogelbauer).

Kapitel XXVI.

Pſychologiſche Bemerkungen.

---

§. 314.

Jedes animaliſche Weſen, zumal der Menſch, bedarf, um in der Welt beſtehn und fortkommen zu können, einer gewiſſen Angemeſſenheit und Proportion zwiſchen ſeinem Willen und ſeinem Intellekt. Je genauer und richtiger nun die Natur dieſe getroffen hat, deſto leichter, ſicherer und angenehmer wird er durch die Welt kommen. Inzwiſchen reicht eine bloße Annäherung zu dem eigentlich richtigen Punkte ſchon hin, ihn vor Verderben zu ſchützen. Es giebt demnach eine gewiſſe Breite, innerhalb der Gränzen der Richtigkeit und Angemeſſenheit des beſagten Verhältniſſes. Die dabei geltende Norm iſt nun folgende. Da die Beſtimmung des Intellekts iſt, die Leuchte und der Lenker der Schritte des Willens zu ſeyn; ſo muß, je heftiger, ungeſtühmer und leidenſchaftlicher der innere Drang eines Willens iſt, deſto vollkommener und heller der ihm beigegebene Intellekt ſeyn; damit die Heftigkeit des Wollens und Strebens, die Gluth der Leidenſchaften, das Ungeſtühm der Affekte, den Menſchen nicht irre führe, oder ihn fortreiße zum Unüberlegten, zum Falſchen, zum Verderblichen; welches Alles, bei ſehr heftigem Willen und ſehr ſchwachem Intellekt, unausbleiblich der Fall ſeyn wird. Hingegen kann ein phlegmatiſcher Charakter, alſo ein ſchwacher, matter Wille, ſchon mit einem geringen Intellekt auskommen und beſtehn: ein gemäßigter bedarf eines mäßigen. Ueberhaupt tendirt jedes Mißverhältniß zwiſchen einem Willen und ſeinem Intellekt, d. h. jede Abweichung von der aus obiger Norm folgenden Proportion, dahin, den Menſchen unglücklich zu machen: folglich auch, wenn das Mißverhältniß das umgekehrte iſt. Näm-

lich auch die abnorm starke und übermächtige Entwickelung des Intellekts und das daraus entstehende ganz unverhältnißmäßige Ueberwiegen desselben über den Willen, wie es das Wesentliche des eigentlichen Genies ausmacht, ist für die Bedürfnisse und Zwecke des Lebens nicht bloß überflüssig, sondern denselben geradezu hinderlich. Alsdann nämlich wird, in der Jugend, die übermäßige Energie der Auffassung der objektiven Welt, von lebhafter Phantasie begleitet und aller Erfahrung ermangelnd, den Kopf für überspannte Begriffe und sogar für Chimären empfänglich machen und leicht damit anfüllen; woraus dann ein excentrischer und sogar phantastischer Charakter hervorgeht. Wenn nun auch späterhin, nachdem die Belehrung der Erfahrung eingetreten, sich Dieses verloren und gegeben hat; so wird dennoch das Genie in der gemeinen Außenwelt und dem bürgerlichen Leben nie sich so zu Hause fühlen, so richtig eingreifen und so bequem sich bewegen, wie der Normalkopf, vielmehr noch oft seltsame Mißgriffe thun. Denn der Alltagskopf ist in dem engen Kreise seiner Begriffe und seiner Auffassung so vollkommen zu Hause, daß Keiner ihm darin etwas anhaben kann und sein Erkennen bleibt stets seinem ursprünglichen Zwecke getreu, den Dienst des Willens zu besorgen, liegt also diesem beständig ob, ohne je zu extravagiren. Das Genie hingegen ist, wie ich auch bei der Erörterung desselben angegeben habe, im Grunde ein monstrum per excessum, wie, umgekehrt, der leidenschaftliche heftige Mensch, ohne Verstand, der hirnlose Wütherich, ein monstrum per defectum ist.

§. 315.

Der Wille zum Leben, wie er den innersten Kern alles Lebenden ausmacht, stellt sich am unverschleiertesten dar und läßt daher sich, seinem Wesen nach, am deutlichsten beobachten und betrachten an den obersten, also klügsten, Thieren. Denn unter dieser Stufe tritt er noch nicht so deutlich hervor, hat einen mindern Grad der Objektivation, darüber aber, also im Menschen, ist mit der Vernunft die Besonnenheit und mit dieser die Fähigkeit zur Verstellung eingetreten, die alsbald einen Schleier über ihn wirft. Hier tritt er daher nur noch in den Ausbrüchen der Affekte und Leidenschaften unverhüllt hervor. Eben deshalb aber findet allemal die Leidenschaft, wann sie spricht, Glauben,

gleichviel welche es sei, und mit Recht. Aus dem selben Grunde sind die Leidenschaften das Hauptthema der Dichter und das Paradepferd der Schauspieler. — Auf dem zuerst Gesagten aber beruht unsere Freude an Hunden, Affen, Katzen u. s. w.: die vollkommene Naivetät aller ihrer Aeußerungen ist es, die uns so sehr ergötzt.

Welchen eigenthümlichen Genuß gewährt doch der Anblick jedes freien Thieres, wenn es ungehindert für sich allein sein Wesen treibt, seiner Nahrung nachgeht, oder seine Jungen pflegt, oder zu anderen seines Gleichen sich gesellt u. s. w., dabei so ganz was es seyn soll und kann. Und sei es nur ein Vögelein, ich kann ihm lange mit Vergnügen zusehn; — ja einer Wasserratte, einem Frosch: doch lieber einem Igel, einem Wiesel, einem Reh oder Hirsch! — Daß uns der Anblick der Thiere so sehr ergötzt, beruht hauptsächlich darauf, daß es uns freut, unser eigenes Wesen so sehr vereinfacht vor uns zu sehn. —

Es giebt auf der Welt nur ein lügenhaftes Wesen: es ist der Mensch. Jedes andere ist wahr und aufrichtig, indem es sich unverholen giebt als Das, was es ist, und sich äußert, wie es sich fühlt. Ein emblematischer, oder allegorischer Ausdruck dieses Fundamentalunterschiedes ist, daß alle Thiere in ihrer natürlichen Gestalt umhergehn, was viel beiträgt zu dem so erfreulichen Eindruck ihres Anblicks, bei dem mir, zumal wenn es freie Thiere sind, stets das Herz aufgeht; — während der Mensch durch die Kleidung zu einem Fratz, einem Monstrum geworden ist, dessen Anblick schon dadurch widerwärtig ist, und nun gar unterstützt wird durch die ihm nicht natürliche weiße Farbe, und durch alle die ekelhaften Folgen widernatürlicher Fleischnahrung, spirituoser Getränke, des Tabaks, der Ausschweifungen und Krankheiten. Er steht da als ein Schandfleck in der Natur! — Die Griechen beschränkten die Kleidung möglichst, weil sie es fühlten.

§. 316.

Geistige Beängstigung verursacht Herzklopfen; und Herzklopfen geistige Beängstigung. Gram, Sorge, Unruhe des Gemüths, wirken hemmend und erschwerend auf den Lebensproceß und die Getriebe des Organismus, sei es auf den Blutumlauf, oder auf die Sekretionen, oder auf die Verdauung: sind nun

umgekehrt diese Getriebe, sei es im Herzen, oder in den Gedärmen, oder in der vena portarum, oder in den Saamenbläschen, oder wo noch sonst, durch physische Ursachen, gehemmt, obstruirt oder anderweitig gestört; so entsteht Gemüthsunruhe, Besorgniß, Grillenfängerei und Gram ohne Gegenstand, also der Zustand, den man Hypochondrie nennt. Eben so, noch ferner, macht Zorn schreien, stark auftreten und heftig gestikuliren: eben diese körperlichen Aeußerungen aber vermehren ihrerseits den Zorn, oder sachen ihn, beim geringsten Anlaß, an. Ich brauche nicht zu sagen, wie sehr alles Dieses meine Lehre von der Einheit und Identität des Willens mit dem Leibe bestätigt, nach welcher der Leib sogar nichts Anderes ist, als eben der in der räumlichen Anschauung des Gehirns sich darstellende Wille selbst.

§. 317.

Gar Manches, was der Macht der Gewohnheit zugeschrieben wird, beruht vielmehr auf der Konstanz und Unveränderlichkeit des ursprünglichen und angeborenen Charakters, in Folge welcher wir, unter gleichen Umständen, stets das Selbe thun, welches daher mit gleicher Nothwendigkeit das erste, wie das hundertste Mal geschah. — Die wirkliche Macht der Gewohnheit hingegen beruht eigentlich auf der Trägheit, welche dem Intellekt und dem Willen die Arbeit, Schwierigkeit, auch die Gefahr, einer frischen Wahl ersparen will und daher uns heute thun läßt was wir schon gestern und hundert Mal gethan haben und wovon wir wissen, daß es zu seinem Zwecke führt.

Die Wahrheit dieser Sache liegt aber tiefer: denn sie ist in einem eigentlicheren Sinne zu verstehn, als es, auf den ersten Blick, scheint. Was nämlich für die Körper, sofern sie bloß durch mechanische Ursachen bewegt werden, die Kraft der Trägheit ist; eben Das ist für die Körper, welche durch Motive bewegt werden, die Macht der Gewohnheit. Die Handlungen, welche wir aus bloßer Gewohnheit vollziehn, geschehn eigentlich ohne individuelles, einzelnes, eigens für diesen Fall wirkendes Motiv; daher wir dabei auch nicht eigentlich an sie denken. Bloß die ersten Exemplare jeder zur Gewohnheit gewordenen Handlung haben ein Motiv gehabt, dessen sekundäre Nachwirkung die jetzige Gewohnheit ist, welche hinreicht, damit

jene auch ferner vor sich gehe; gerade so, wie ein durch Stoß bewegter Körper keines neuen Stoßes mehr bedarf, um seine Bewegung fortzusetzen; sondern, sobald sie nur durch nichts gehemmt wird, in alle Ewigkeit sich fortbewegt. Das Selbe gilt von Thieren, indem ihre Dressur eine erzwungene Gewohnheit ist. Das Pferd zieht, gelassen, seinen Karren immer weiter, ohne getrieben zu werden: diese Bewegung ist immer noch die Wirkung der Peitschenhiebe, durch die es Anfangs getrieben wurde, welche sich als Gewohnheit perpetuirt, nach dem Gesetze der Trägheit. — Dies Alles ist wirklich mehr, als bloßes Gleichniß: es ist schon Identität der Sache, nämlich des Willens, auf sehr weit verschiedenen Stufen seiner Objektivation, welchen gemäß nun das selbe Bewegungsgesetz sich eben so verschieden gestaltet.

§. 318.

Viva muchos años! ist im Spanischen ein gewöhnlicher Gruß, und auf der ganzen Erde ist die Anwünschung langen Lebens sehr gebräuchlich. Dies läßt sich nicht wohl aus der Kenntniß, was das Leben, hingegen aus der, was der Mensch, seinem Wesen nach, sei, erklären; nämlich Wille zum Leben. —

Der Wunsch, den Jeder hat, daß man nach seinem Tode seiner gedenken möge, und der sich bei den Hochstrebenden zu dem Wunsche des Nachruhms steigert, scheint mir aus der Anhänglichkeit am Leben zu entspringen, die, wenn sie sich von jeder Möglichkeit des realen Daseyns abgeschnitten sieht, jetzt nach dem allein noch vorhandenen, wenn gleich nur idealen, also nach einem Schatten greift.

§. 319.

Mehr oder weniger wünschen wir, bei Allem was wir treiben und thun, das Ende heran, sind ungeduldig, fertig zu werden, und froh, fertig zu seyn. Bloß das General-Ende, das Ende aller Enden, wünschen wir, in der Regel, so fern als möglich.

§. 320.

Jede Trennung giebt einen Vorschmack des Todes, — und jedes Wiedersehn einen Vorschmack der Auferstehung. — Darum jubeln selbst Leute, die einander gleichgültig waren, so sehr, wann sie, nach 20 oder gar 30 Jahren, wieder zusammentreffen.

§. 321.

Der tiefe Schmerz, beim Tode jedes befreundeten Wesens, entsteht aus dem Gefühle, daß in jedem Individuo etwas Unaussprechliches, ihm allein Eigenes und daher durchaus Unwiederbringliches liegt. Omne individuum ineffabile. Dies gilt selbst vom thierischen Individuo, wo es am lebhaftesten Der empfinden wird, welcher zufällig ein geliebtes Thier tödtlich verletzt hat und nun seinen Scheideblick empfängt, welches einen herzzerreißenden Schmerz verursacht.

§. 322.

Es kann kommen, daß wir, sogar nach langer Zeit, den Tod unserer Feinde und Widersacher fast so sehr betrauern, als den unserer Freunde, — wann wir nämlich sie als Zeugen unserer glänzenden Erfolge vermissen.

§. 323.

Daß plötzlich kund gemachte, große Glücksfälle leicht tödtlich wirken, beruht darauf, daß unsere Glückseligkeit und Unglückseligkeit bloß eine Proportionalzahl ist zwischen unsern Ansprüchen und Dem, was uns zu Theil wird, und wir demgemäß die Güter, welche wir besitzen, oder deren wir zum voraus ganz gewiß sind, nicht als solche empfinden; weil aller Genuß eigentlich nur negativ ist, nur schmerzaufhebend wirkt, während hingegen der Schmerz, oder das Uebel, das eigentlich Positive ist und unmittelbar empfunden wird. Mit dem Besitze, oder der sicheren Aussicht darauf, steigt sogleich der Anspruch und vermehrt unsere Kapacität für ferneren Besitz und weitere Aussicht. Ist hingegen durch anhaltendes Unglück das Gemüth zusammengepreßt und der Anspruch auf ein minimum herabgeschroben; so finden plötzliche Glücksfälle keine Kapacität zu ihrer Aufnahme darin. Nämlich durch keine vorgefundene Ansprüche neutralisirt, wirken sie jetzt scheinbar positiv und sonach mit ihrer ganzen Macht: dadurch können sie das Gemüth sprengen, d. h. tödtlich werden. Daher die bekannte Vorsicht, daß man das zu verkündende Glück erstlich hoffen läßt, in Aussicht stellt und es dann nur theilweise und allmälig bekannt macht: denn so verliert jeder Theil, indem er durch einen Anspruch anticipirt wurde, die Stärke seiner Wirksamkeit und läßt noch Raum für mehr. Diesem Allen zu-

folge könnte man sagen: unser Magen für Glücksfälle ist zwar bodenlos; aber er hat eine enge Mündung. — Auf plötzliche Unglücksfälle ist das Gesagte nicht geradezu anwendbar; daher, und weil hier die Hoffnung immer noch sich dagegen stemmt, sie bei Weitem seltener tödtlich wirken. Daß nicht einen analogen Dienst, bei Glücksfällen, die Furcht leistet, kommt daher, daß wir, instinktmäßig, mehr zur Hoffnung als zur Besorgniß geneigt sind; wie unsere Augen von selbst sich dem Lichte, nicht der Finsterniß, zukehren.

§. 324.

Hoffnung ist die Verwechselung des Wunsches einer Begebenheit mit ihrer Wahrscheinlichkeit. Aber vielleicht ist kein Mensch frei von der Narrheit des Herzens, welche dem Intellekt die richtige Schätzung der Probabilität so sehr verrückt, daß er Eins gegen Tausend für einen leicht möglichen Fall hält. Und doch gleicht ein hoffnungsloser Unglücksfall einem raschen Todesstreich, hingegen die stets vereitelte und immer wieder auflebende Hoffnung der langsam marternden Todesart.*)

Wen die Hoffnung, den hat auch die Furcht verlassen: dies ist der Sinn des Ausdrucks „desperat". Es ist nämlich dem Menschen natürlich, zu glauben was er wünscht, und es zu glauben, weil er es wünscht. Wenn nun diese wohlthätige, lindernde Eigenthümlichkeit seiner Natur durch wiederholte, sehr harte Schläge des Schicksals ausgerottet und er sogar, umgekehrt, dahin gebracht worden ist, zu glauben, es müsse geschehn was er nicht wünscht, und könne nimmer geschehn was er wünscht, eben weil er es wünscht; so ist dies eigentlich der Zustand, den man Verzweiflung genannt hat.

§. 325.

Daß wir uns so oft in Andern irren ist nicht immer geradezu Schuld unsrer Urtheilskraft, sondern entspringt meistens aus Bako's intellectus luminis sicci non est, sed recipit

*) Die Hoffnung ist ein Zustand, zu welchem unser ganzes Wesen, nämlich Wille und Intellekt, konkurrirt: jener, indem er den Gegenstand derselben wünscht, dieser, indem er ihn als wahrscheinlich berechnet. Je größer der Antheil des letztern Faktors und je kleiner der des erstern ist, desto besser steht es um die Hoffnung; im umgekehrten Fall desto schlimmer.

infusionem a voluntate et affectibus; indem wir nämlich, ohne es zu wissen, gleich Anfangs durch Kleinigkeiten für, oder gegen sie eingenommen sind. Sehr oft liegt es auch daran, daß wir nicht bei den wirklich an ihnen entdeckten Eigenschaften stehn bleiben, sondern von diesen noch auf andere schließen, die wir für unzertrennlich von jenen, oder aber für mit ihnen unvereinbar halten: z. B. von wahrgenommener Freigebigkeit schließen wir auf Gerechtigkeit; von Frömmigkeit auf Ehrlichkeit; von lügen auf betrügen; von betrügen auf stehlen u. dgl. m., welches vielen Irrthümern die Thüre öffnet, in Folge theils der Seltsamkeit der menschlichen Charaktere, theils der Einseitigkeit unsers Standpunkts. Zwar ist der Charakter durchweg konsequent und zusammenhängend, aber die Wurzel seiner sämmtlichen Eigenschaften liegt zu tief, als daß man aus vereinzelten Datis bestimmen könnte, welche, im gegebenen Fall, zusammen bestehn können und welche nicht.

§. 326.

Unbewußt treffend ist der, in allen europäischen Sprachen übliche Gebrauch des Wortes Person zur Bezeichnung des menschlichen Individuums: denn persona bedeutet eigentlich eine Schauspielermaske, und allerdings zeigt Keiner sich wie er ist, sondern Jeder trägt eine Maske und spielt eine Rolle. — Ueberhaupt ist das ganze gesellschaftliche Leben ein fortwährendes Komödienspielen. Dies macht es gehaltvollen Leuten insipid; während Plattköpfe sich so recht darin gefallen.

§. 327.

Es widerfährt uns wohl, daß wir ausplaudern, was uns auf irgend eine Weise gefährlich werden könnte; nicht aber verläßt unsere Verschwiegenheit uns bei Dem, was uns lächerlich machen könnte; weil hier der Ursache die Wirkung auf dem Fuße folgt.

§. 328.

Durch erlittenes Unrecht entbrennt im natürlichen Menschen ein heißer Durst nach Rache, und oft ist gesagt worden, daß Rache süß sei. Es wird bestätigt durch die vielen Opfer, welche gebracht werden, bloß um sie zu genießen und ohne dadurch

irgend einen Schadenerſatz zu beabſichtigen. Dem Kentauren Neſſus verſüßt den bittern Tod das ſichere Vorherſehn einer, unter Benutzung ſeines letzten Augenblicks, überaus klug vorbereiteten Rache, und den ſelben Gedanken, in moderner und plauſibler Darſtellung, enthält die in drei Sprachen überſetzte Novelle von Bertolotti le due sorelle. So richtig wie ſtark drückt die in Rede ſtehende menſchliche Neigung Walter Scott aus: revenge is the sweetest morsel to the mouth, that ever was cooked in hell. (Rache iſt dem Munde der ſüßeſte Biſſen, der je in der Hölle gekocht worden.) Ich will nun die pſychologiſche Erklärung derſelben verſuchen.

Alles von der Natur, oder dem Zufall, oder Schickſal, auf uns geworfene Leiden iſt, ceteris paribus, nicht ſo ſchmerzlich, wie das, welches fremde Willkür über uns verhängt. Dies rührt daher, daß wir Natur und Zufall als urſprüngliche Beherrſcher der Welt anerkennen, und einſehn, daß was durch ſie uns traf eben ſo jeden Andern getroffen haben würde; weshalb wir im Leiden aus dieſer Quelle mehr das gemeinſame Loos der Menſchheit, als unſer eigenes, bejammern. Hingegen hat das Leiden durch fremde Willkür eine ganz eigenthümliche, bittere Zugabe zu dem Schmerz, oder Schaden ſelbſt, nämlich das Bewußtſeyn fremder Ueberlegenheit, ſei es durch Gewalt, oder Liſt, bei eigener Ohnmacht dagegen. Den erlittenen Schaden heilt Erſatz, wenn er möglich iſt: aber jene bittere Zugabe, jenes „und Das muß ich mir von Dir gefallen laſſen", welches oft mehr ſchmerzt, als der Schaden ſelbſt, iſt bloß durch Rache zu neutraliſiren. Indem wir nämlich, durch Gewalt oder Liſt, dem Beeinträchtiger wieder Schaden zufügen, zeigen wir unſre Ueberlegenheit über ihn und annulliren dadurch den Beweis der ſeinigen. Dies giebt dem Gemüthe die Befriedigung, nach der es dürſtete. Demgemäß wird, wo viel Stolz, oder Eitelkeit iſt, auch viel Rachſucht ſeyn. Wie aber jeder erfüllte Wunſch ſich, mehr oder weniger, als Täuſchung entſchleiert; ſo auch der nach Rache. Meiſtens wird der von derſelben gehoffte Genuß uns vergällt, durch das Mitleid; ja, oft wird die genommene Rache nachher das Herz zerreißen und das Gewiſſen quälen: das Motiv zu derſelben wirkt nicht mehr, und der Beweis unſrer Bosheit bleibt vor uns ſtehn.

§. 329.

Die Pein des unerfüllten Wunſches iſt klein, gegen die der Reue: denn jene ſteht vor der ſtets offenen, unabſehbaren Zukunft; dieſe vor der unwiderruflich abgeſchloſſenen Vergangenheit.

§. 330.

Geduld, patientia, beſonders aber das ſpaniſche sufrimiento, heißt ſo von leiden, iſt mithin Paſſivität, das Gegentheil der Aktivität des Geiſtes, mit der ſie, wo dieſe groß iſt, ſich ſchwer vereinigen läßt. Sie iſt die angeborene Tugend der Phlegmatici, wie auch der Geiſtesträgen und Geiſtesarmen, und der Weiber. Daß ſie dennoch ſo ſehr nützlich und nöthig iſt, deutet auf eine traurige Beſchaffenheit der Welt.

§. 331.

Das Geld iſt die menſchliche Glückſäligkeit in abstracto; daher, wer nicht mehr fähig iſt, ſie in concreto zu genießen, ſein ganzes Herz an daſſelbe hängt.

§. 332.

Aller Eigenſinn beruht darauf, daß der Wille ſich an die Stelle der Erkenntniß gedrängt hat.

§. 333.

Verdrießlichkeit und Melancholie liegen weit auseinander: von der Luſtigkeit zur Melancholie iſt der Weg viel näher, als von der Verdrießlichkeit.

Melancholie zieht an; Verdrießlichkeit ſtößt ab.

Hypochondrie quält nicht nur mit Verdruß und Aerger ohne Anlaß, über gegenwärtige Dinge; nicht nur mit grundloſer Angſt vor künſtlich ausſtudirten Unglücksfällen der Zukunft; ſondern auch noch mit unverdienten Vorwürfen über unſere eigenen Handlungen in der Vergangenheit.

Die unmittelbare Wirkung der Hypochondrie iſt ein beſtändiges Suchen und Grübeln, worüber wohl man ſich zu ärgern, oder zu ängſtigen hätte. Die Urſache iſt ein innerer krankhafter Unmuth, dazu oft eine aus dem Temperament hervorgehende innere Unruhe: wenn Beide den höchſten Grad erreichen, führen ſie zum Selbſtmord.

§. 334.

Zur näheren Erläuterung des oben, §. 115, angeführten Juvenalischen Verses,

Quantulacunque adeo est occasio, sufficit irae,

möge Folgendes dienen.

Der Zorn schafft sogleich ein Blendwerk, welches in einer monstrosen Vergrößerung und Verzerrung seines Anlasses besteht. Dieses Blendwerk erhöht nun selbst wieder den Zorn und wird darauf durch diesen erhöhten Zorn selbst abermals vergrößert. So steigert sich fortwährend die gegenseitige Wirkung, bis der furor brevis da ist.

Diesem vorzubeugen, sollten lebhafte Personen, sobald sie anfangen, sich zu ärgern, es über sich zu gewinnen suchen, daß sie die Sache für jetzt sich aus dem Sinne schlügen: denn dieselbe wird, wenn sie nach einer Stunde darauf zurückkommen, ihnen schon lange nicht so arg und bald vielleicht unbedeutend erscheinen.

§. 335.

Haß ist Sache des Herzens; Verachtung des Kopfs. Das Ich hat keines von Beiden in seiner Gewalt: denn sein Herz ist unveränderlich und wird durch Motive bewegt, und sein Kopf urtheilt nach unwandelbaren Regeln und objektiven Datis. Das Ich ist bloß die Verknüpfung dieses Herzens mit diesem Kopfe, das ζευγμα.

Haß und Verachtung stehn in entschiedenem Antagonismus und schließen einander aus. Sogar hat mancher Haß keine andere Quelle, als die Hochachtung, welche fremde Vorzüge erzwingen. Und andrerseits, wenn man alle erbärmlichen Wichte hassen wollte, da hätte man viel zu thun: verachten kann man sie mit größter Bequemlichkeit sammt und sonders. Die wahre, ächte Verachtung, welche die Kehrseite des wahren, ächten Stolzes ist, bleibt ganz heimlich und läßt nichts von sich merken. Denn wer die Verachtung merken läßt, giebt schon dadurch ein Zeichen einiger Achtung, sofern er den Andern wissen lassen will, wie wenig er ihn schätze; wodurch er Haß verräth, der die Verachtung ausschließt und nur affektirt. Die ächte Verachtung hingegen ist reine Ueberzeugung vom Unwerth des Andern und mit Nachsicht und Schonung vereinbar, mittelst welcher man,

eigener Ruhe und Sicherheit halber, den Verachteten zu reizen vermeidet; da Jeder schaden kann. Kommt dennoch ein Mal diese reine, kalte, aufrichtige Verachtung zum Vorschein; so wird sie durch den blutigsten Haß erwidert; weil sie mit Gleichem zu erwidern nicht in der Macht des Verachteten steht.

§. 336.

Jeder uns in irgend einen unangenehmen Affekt versetzende Vorfall wird, auch wenn er sehr unbedeutend ist, eine Nachwirkung in unserm Geist zurücklassen, die, so lange sie dauert, der klaren, objektiven Auffassung der Dinge und Umstände hinderlich ist, ja, alle unsere Gedanken tingirt, wie ein sehr kleines Objekt, nahe vor die Augen gebracht, unser Gesichtsfeld beschränkt und verzerrt.

§. 337.

Was die Menschen hartherzig macht, ist Dieses, daß jeder an seinen eigenen Plagen genug zu tragen hat; oder doch es meint. Daher macht ein ungewohnter glücklicher Zustand die Meisten theilnehmend und wohlthätig. Aber ein anhaltender, stets dageweſener, wirkt oft umgekehrt, indem er sie dem Leiden so sehr entfremdet, daß sie nicht mehr daran theil nehmen können: daher kommt es, daß bisweilen die Armen sich hülfreicher erweisen, als die Reichen.

Was hingegen die Menschen so sehr neugierig macht, wie wir an ihrem Kucken und Spioniren nach dem Treiben Anderer sehn, ist der dem Leiden entgegengesetzte Pol des Lebens, die Langeweile; — wiewohl auch oft der Neid dabei mitwirkt.

§. 338.

Wer seine eigene aufrichtige Gesinnung gegen eine Person belauschen will gebe Acht auf den Eindruck, den ein unerwarteter Brief, durch die Post, von ihr, bei seinem ersten Anblicke macht.

§. 339.

Bisweilen scheint es, daß wir etwas zugleich wollen und nicht wollen und demgemäß über die selbe Begebenheit uns zugleich freuen und betrüben. Wenn wir z. B. in irgend einer Art oder Angelegenheit, eine entscheidende Probe zu bestehn haben, worin obgesiegt zu haben uns sehr viel werth seyn wird; so

wünſchen und fürchten wir zugleich den Zeitpunkt dieſer Prüfung. Erfahren wir, indem wir ihn jetzt erwarten, er ſei für dies Mal hinausgeſchoben; ſo wird uns Dies zugleich erfreuen und betrüben: denn es iſt gegen unſere Abſicht, giebt uns jedoch augenblickliche Erleichterung. Eben ſo, wann wir einen wichtigen, entſcheidenden Brief erwarten und er ausbleibt.

In ſolchen Fällen wirken eigentlich zwei verſchiedene Motive auf uns: ein ſtärkeres, aber ferner liegendes, — der Wunſch die Probe zu beſtehn, die Entſcheidung zu erhalten; und ein ſchwächeres, aber näher liegendes, — der Wunſch, für jetzt in Ruhe und ungehudelt, und dabei im ferneren Genuſſe des Vorzugs, welchen der Zuſtand hoffender Ungewißheit wenigſtens vor dem doch möglichen, unglücklichen Ausgang hat, vor der Hand zu bleiben. Sonach geſchieht hier im Moraliſchen Das, was im Phyſiſchen, wann, in unſerm Geſichtskreis, ein kleinerer, aber näherer Gegenſtand den größeren, aber entfernteren, bedeckt.

§. 340.

Die Vernunft verdient auch ein Prophet zu heißen: hält ſie uns doch das Zukünftige vor, nämlich als dereinſtige Folge und Wirkung unſers gegenwärtigen Thuns. Dadurch eben iſt ſie geeignet, uns im Zaum zu halten, wann Begierden der Wolluſt, oder Aufwallungen des Zorns, oder Gelüſte der Habſucht uns verleiten wollen zu Dem, was künftig bereut werden müßte.

§. 341.

Der Verlauf und die Begebenheiten unſers individuellen Lebens ſind, hinſichtlich ihres wahren Sinnes und Zuſammenhanges, den gröbern Werken in Muſaik zu vergleichen. So lange man dicht vor dieſen ſteht, erkennt man nicht recht die dargeſtellten Gegenſtände und wird weder ihre Bedeutſamkeit, noch Schönheit gewahr: erſt in einiger Entfernung treten Beide hervor. Eben ſo nun verſteht man den wahren Zuſammenhang wichtiger Vorgänge im eigenen Leben oft nicht während ihres Verlaufs, noch bald darauf, ſondern erſt geraume Zeit nachher.

Iſt es ſo, weil wir der vergrößernden Brille der Phantaſie bedürfen? oder weil erſt aus der Ferne das Ganze ſich überſehn läßt? oder weil die Leidenſchaften abgekühlt ſeyn müſſen? oder weil erſt die Schule der Erfahrung uns zum Urtheilen reif

macht? — Vielleicht alles Dieses zusammen: gewiß aber ist, daß oft über die Handlungen der Andern, bisweilen sogar über unsere eigenen, erst nach vielen Jahren das rechte Licht uns aufgeht. — Und wie im eigenen Leben, so ist es auch in der Geschichte.

§. 342.

Mit den menschlichen Glückszuständen verhält es sich meistens wie mit gewissen Baumgruppen, welche, von ferne gesehn, sich wunderschön ausnehmen: geht man aber hinan und hinein; so verschwindet diese Schönheit: man weiß nicht, wo sie geblieben ist, und steht eben zwischen Bäumen. Darauf beruht es, daß wir so oft die Lage des Andern beneiden.

§. 343.

Warum, trotz allen Spiegeln, weiß man eigentlich nicht, wie man aussieht und kann daher nicht die eigene Person, wie die jedes Bekannten, der Phantasie vergegenwärtigen? eine Schwierigkeit, welche dem γνωθι σαυτον, schon beim ersten Schritte, entgegensteht.

Ohne Zweifel liegt es zum Theil daran, daß man im Spiegel sich nie anders, als mit gerade zugewendetem und unbeweglichem Blicke sieht, wodurch das so bedeutsame Spiel der Augen, mit ihm aber das eigentlich Charakteristische des Blickes, großen Theils verloren geht. Neben dieser physischen Unmöglichkeit scheint aber noch eine ihr analoge ethische mitzuwirken. Man vermag nicht auf sein eigenes Bild im Spiegel den Blick der Entfremdung zu werfen, welcher die Bedingung der Objektivität der Auffassung desselben ist; weil nämlich dieser Blick zuletzt auf dem moralischen Egoismus, mit seinem tiefgefühlten Nicht-Ich, beruht (vergl. „Grundprobl. der Ethik", S. 275; 2. Aufl. 272), als welche erfordert sind, um alle Mängel rein objektiv und ohne Abzug wahrzunehmen, wodurch allererst das Bild sich treu und wahr darstellt. Statt Dessen nämlich flüstert, beim Anblicke der eigenen Person im Spiegel, eben jener Egoismus uns allezeit ein vorkehrendes „es ist kein Nicht-ich, sondern Ich" zu, welches als ein noli me tangere wirkt und die rein objektive Auffassung verhindert, welche nämlich ohne das Ferment eines Grans Malice nicht zu Stande kommen zu können scheint.

§. 344.

Welche Kräfte, zum Leiden und Thun, Jeder in sich trägt, weiß er nicht, bis ein Anlaß sie in Thätigkeit setzt; — wie man dem im Teiche ruhenden Wasser, mit glattem Spiegel, nicht ansieht, mit welchem Toben und Brausen es vom Felsen unversehrt herabzustürzen, oder wie hoch es als Springbrunnen sich zu erheben fähig ist; — oder auch, wie man die im eiskalten Wasser latente Wärme nicht ahndet.

§. 345.

Das bewußtlose Daseyn hat nur für andere Wesen, in deren Bewußtseyn es sich darstellt, Realität: die unmittelbare Realität ist durch eigenes Bewußtseyn bedingt. Also liegt auch das individuelle reale Daseyn des Menschen zunächst in seinem Bewußtseyn. Dieses nun aber ist, als solches, nothwendig ein vorstellendes, also bedingt durch den Intellekt und durch die Sphäre und den Stoff der Thätigkeit desselben. Demnach können die Grade der Deutlichkeit des Bewußtseyns, mithin der Besonnenheit, angesehen werden als die Grade der Realität des Daseyns. Nun aber sind, im Menschengeschlecht selbst, diese Grade der Besonnenheit, oder des deutlichen Bewußtseyns eigener und fremder Existenz, gar vielfach abgestuft, nach Maaßgabe der natürlichen Geisteskräfte, der Ausbildung derselben und der Muße zum Nachdenken.

Was nun die eigentliche und ursprüngliche Verschiedenheit der Geisteskräfte betrifft, so läßt eine Vergleichung derselben sich nicht wohl anstellen, so lange man nicht die Einzelnen betrachtet, sondern bei dem Allgemeinen bleibt; weil diese Verschiedenheit nicht von Weitem übersehbar und nicht so leicht auch äußerlich kenntlich ist, wie die Unterschiede der Bildung, Muße und Beschäftigung. Aber auch nur nach diesen gehend, muß man eingestehn, daß mancher Mensch einen wenigstens zehnfach höhern Grad des Daseyns hat, als der andere, — zehn Mal so sehr da ist.

Ich will hier nicht von Wilden reden, deren Leben oft nur eine Stufe über dem der Affen auf ihren Bäumen steht; sondern man betrachte etwan einen Lastträger zu Neapel, oder zu Venedig (im Norden macht die Sorge für den Winter den Menschen schon überlegter und dadurch besonnener), und überblicke

seinen Lebenslauf, vom Anbeginn bis zum Ende. Getrieben von der Noth, getragen durch die eigene Kraft, dem Bedürfniß des Tages, ja, der Stunde, abhelfend durch die Arbeit, viel Anstrengung, steter Tumult, manche Noth, keine Sorge auf morgen, erquickliche Ruhe nach der Erschöpfung, viel Zank mit Andern, keinen Augenblick Zeit zum Bedenken, sinnliches Behagen im milden Klima und bei erträglicher Speise, dazu endlich, als metaphysisches Element, etwas krassen Aberglauben aus der Kirche: im Ganzen also ein ziemlich dumpf bewußtes Treiben oder vielmehr Getriebenseyn. Dieser unruhige und konfuse Traum macht das Leben vieler Millionen Menschen aus. Sie erkennen durchaus nur zum Behuf ihres gegenwärtigen Wollens: sie besinnen sich nicht über den Zusammenhang in ihrem Daseyn, geschweige über den des Daseyns selbst: gewissermaaßen sind sie da, ohne es recht gewahr zu werden. Demnach steht das Daseyn des besinnungslos dahinlebenden Proletariers, oder Sklaven, dem des Thieres, welches ganz auf die Gegenwart beschränkt ist, schon bedeutend näher, als das unsrige, ist aber eben darum auch weniger quaalvoll. Ja, weil aller Genuß, seiner Natur nach, negativ ist, d. h. in Befreiung von einer Noth, oder Pein, besteht; so ist die unabläßige und schnelle Abwechselung gegenwärtiger Beschwerde mit ihrer Erledigung, welche die Arbeit des Proletariers beständig begleitet und dann verstärkt eintritt beim endlichen Umtausch der Arbeit gegen die Ruhe und die Befriedigung seiner Bedürfnisse, eine stete Quelle des Genusses, von deren Ergiebigkeit die so sehr viel häufigere Heiterkeit auf den Gesichtern der Armen, als der Reichen, sicheres Zeugniß ablegt.

Nunmehr aber betrachte man darauf den vernünftigen, besonnenen Kaufmann, der sein Leben spekulirend zubringt, sehr überlegte Pläne behutsam ausführt, sein Haus gründet, Weib, Kind und Nachkommen versorgt, auch am gemeinen Wesen thätig Theil nimmt. Offenbar ist Dieser mit sehr viel mehr Bewußtseyn da, als jener Erstere: d. h. sein Daseyn hat einen höhern Grad von Realität.

Sodann sehe man den Gelehrten, der etwan die Geschichte der Vergangenheit erforscht. Dieser wird sich schon des Daseyns im Ganzen bewußt, über die Zeit seiner Existenz hinaus, über seine Person hinaus: er überdenkt den Weltlauf.

Nun endlich den Poeten, oder gar den Philoſophen, bei dem die Beſonnenheit den Grad erreicht hat, daß er, nicht gereizt, irgend ein beſonderes Phänomen im Daſeyn zu erforſchen, vor dem Daſeyn ſelbſt, vor dieſer großen Sphinx, verwundert ſtehn bleibt, und es zu ſeinem Probleme macht. Das Bewußtſeyn hat ſich in ihm zu dem Grade der Deutlichkeit geſteigert, daß es zum Weltbewußtſeyn geworden iſt, wodurch die Vorſtellung in ihm außer aller Beziehung zum Dienſte ſeines Willens getreten iſt und jetzt ihm eine Welt vorhält, welche ihn viel mehr zur Unterſuchung und Betrachtung, als zur Theilnahme an ihrem Treiben auffordert. — Sind nun die Grade des Bewußtſeyns die Grade der Realität; — ſo wird, wenn wir einen ſolchen Mann das „allerrealſte Weſen" nennen, die Phraſe Sinn und Bedeutung haben.

Zwiſchen den hier ſkizzirten Extremen, nebſt Zwiſchenpunkten, wird Jedem ſeine Stelle ſich nachweiſen laſſen.

§. 346.

Der Ovidiſche Vers

Pronaque cum spectent animalia cetera terram, —

gilt zwar im eigentlichen und phyſiſchen Sinne nur von den Thieren; allein im figürlichen und geiſtigen Sinne leider auch von den allermeiſten Menſchen. Ihr Sinnen, Denken und Trachten geht gänzlich auf im Streben nach phyſiſchem Genuß und Wohlſeyn, oder doch im perſönlichen Intereſſe, deſſen Sphäre zwar oft Vielerlei begreift, welches Alles jedoch zuletzt nur durch die Beziehung auf jenes Erſtere ſeine Wichtigkeit erhält: darüber aber hinaus geht es nicht. Hievon zeugt nicht allein ihre Lebensweiſe und Geſpräch, ſondern ſogar ſchon ihr bloßer Anblick, ihre Phyſiognomien und deren Ausdruck, ihr Gang, ihre Geſtikulation: Alles an ihnen ruft: in terram prona! — Nicht von ihnen demnach, ſondern allein von den edleren und höher begabten Naturen, den denkenden und wirklich um ſich ſchauenden Menſchen, die nur als Ausnahmen unter dem Geſchlechte vorkommen, gelten die darauf folgenden Verſe:

Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.

§. 347.

Warum ist „gemein" ein Ausdruck der Verachtung? „ungemein, außerordentlich, ausgezeichnet" des Beifalls? Warum ist alles Gemeine verächtlich?

Gemein bedeutet ursprünglich was Allen, d. h. der ganzen Species, eigen und gemeinsam, also mit der Species schon gesetzt ist. Demnach ist wer weiter keine Eigenschaften, als die der Menschenspecies überhaupt, hat, ein gemeiner Mensch. „Gewöhnlicher Mensch" ist ein viel gelinderer und mehr auf das Intellektuelle gerichteter Ausdruck, während jener erstere mehr auf das Moralische geht.

Welchen Werth kann denn auch wohl ein Wesen haben, welches weiter nichts ist, als eben Millionen seines Gleichen? Millionen? vielmehr eine Unendlichkeit, eine endlose Zahl von Wesen, welche die Natur, aus unerschöpflicher Quelle, unaufhörlich hervorsprudelt, in secula seculorum, so freigebig damit, wie der Schmidt mit den umhersprühenden Eisenschlacken.

Sogar wird es fühlbar, daß, gerechterweise, ein Wesen, welches keine andern Eigenschaften, als eben nur die der Species hat, auch auf kein anderes Daseyn Anspruch machen darf, als auf das in der Species und durch dieselbe.

Ich habe mehrmals (z. B. Grundpr. d. Ethik, S. 48, Welt a. W. u. V. Bd. 1, S. 338; 3. Aufl. 353) erörtert, daß, während die Thiere nur Gattungscharakter haben, dem Menschen allein der eigentliche Individualcharakter zukommt. Jedoch ist in den Meisten nur wenig wirklich Individuelles: sie lassen sich fast gänzlich nach Klassen sortiren. Ce sont des espèces. Ihr Wollen und Denken, wie ihre Physiognomien, ist das der ganzen Species, allenfalls der Klasse von Menschen, der sie angehören, und ist eben darum trivial, alltäglich, gemein, tausendmal vorhanden. Auch läßt meistens ihr Reden und Thun sich ziemlich genau vorhersagen. Sie haben kein eigenthümliches Gepräge: sie sind Fabrikwaare.

Sollte denn nicht, wie ihr Wesen, so auch ihr Daseyn in dem der Species aufgehn? Der Fluch der Gemeinheit stellt den Menschen dem Thiere darin nahe, daß er ihm Wesen und Daseyn nur in der Species zugesteht.

Von selbst aber versteht sich, daß jedes Hohe, Große, Edele,

seiner Natur zufolge, isolirt dastehn wird in einer Welt, wo man, das Niedrige und Verwerfliche zu bezeichnen, keinen bessern Ausdruck finden konnte, als den, der das in der Regel Vorhandene besagt: „gemein".

§. 348.

Der Wille, als das Ding an sich, ist der gemeinsame Stoff aller Wesen, das durchgängige Element der Dinge: wir haben ihn sonach mit allen und jedem Menschen, ja, mit den Thieren, und sogar noch weiter abwärts, gemein. In ihm, als solchem, sind wir sonach Jedem gleich; sofern Alles und Jedes vom Willen erfüllt ist und davon strotzt. Dagegen ist Das, was Wesen über Wesen, Mensch über Mensch erhebt, die Erkenntniß. Deshalb sollten unsere Aeußerungen, soviel als möglich, sich auf sie beschränken, und nur sie sollte hervortreten. Denn der Wille als das durchaus Gemeinsame ist eben auch das Gemeine. Demgemäß ist jedes heftige Hervortreten desselben gemein: d. h. es setzt uns herab zu einem bloßen Beispiel und Exemplare der Gattung: denn wir zeigen alsdann eben nur den Charakter derselben. Gemein daher ist aller Zorn, unbändige Freude, aller Haß, alle Furcht, kurz, jeder Affekt, d. h. jede Bewegung des Willens, wann sie so stark wird, daß sie, im Bewußtseyn, das Erkennen entschieden überwiegt und den Menschen mehr als ein wollendes, denn als ein erkennendes Wesen erscheinen läßt. Einem solchen Affekte hingegeben, wird das größte Genie dem gemeinsten Erdensohne gleich. Wer hingegen schlechthin ungemein, also groß seyn will, darf nie die überwiegenden Bewegungen des Willens sein Bewußtseyn ganz einnehmen lassen, wie sehr auch er dazu sollicitirt werde. Er muß z. B. die gehässige Gesinnung der Andern wahrnehmen können, ohne die seinige dadurch erregt zu fühlen: ja, es giebt kein sichereres Merkmal der Größe, als kränkende oder beleidigende Aeußerungen unbeachtet hingehn zu lassen, indem man sie, eben wie unzählige andere Irrthümer, der schwachen Erkenntniß des Redenden ohne Weiteres zuschreibt und daher sie bloß wahrnimmt, ohne sie zu empfinden. Hieraus ist auch zu verstehn, was Gracian sagt: „nichts steht einem Manne übler an, als merken zu lassen, daß er ein Mensch sei" (el mayor desdoro de un hombre es dar muestras de que es hombre).

Dem Gesagten gemäß hat man seinen Willen zu verbergen, eben wie seine Genitalien; obgleich Beide die Wurzel unsres Wesens sind; und soll man bloß die Erkenntniß sehn lassen, wie sein Antlitz: bei Strafe gemein zu werden.

Selbst im Drama, dessen Thema die Leidenschaften und Affekte ganz eigentlich sind, erscheinen diese dennoch leicht gemein; wie Dies besonders an den französischen Tragikern bemerklich wird, als welche sich kein höheres Ziel, als eben Darstellung der Leidenschaften, gesteckt haben und nun bald hinter ein sich blähendes, lächerliches Pathos, bald hinter epigrammatische Spitzreden die Gemeinheit der Sache zu verstecken suchen. Die berühmte Demoiselle Rachel, als Maria Stuart, erinnerte mich, in ihrem Losbrechen gegen die Elisabeth, so vortrefflich sie es auch machte, doch an ein Fischweib. Auch verlor, in ihrer Darstellung, die letzte Abschiedsscene alles Erhebende, d. i. alles wahrhaft Tragische, als wovon die Franzosen gar keinen Begriff haben. Ohne allen Vergleich besser spielte die selbe Rolle die Italiänerin Ristori, wie denn Italiäner und Deutsche, trotz großer Verschiedenheit in vielen Stücken, doch übereinstimmen im Gefühl für das Innige, Ernste und Wahre in der Kunst, und dadurch in Gegensatz treten zu den Franzosen, welchen jenes Gefühl ganz abgeht; was sich überall verräth. — Das Edle, d. i. das Ungemeine, ja, das Erhabene, wird auch in das Drama allererst durch das Erkennen, im Gegensatz des Wollens, hineingebracht, indem dasselbe über allen jenen Bewegungen des Willens frei schwebt und sie sogar zum Stoffe seiner Betrachtungen macht, wie Dies besonders Shakespeare durchgängig sehn laßt, zumal aber im Hamlet. Steigert nun gar die Erkenntniß sich zu dem Punkte, wo ihr die Nichtigkeit alles Wollens und Strebens aufgeht und in Folge davon der Wille sich selbst aufhebt; dann erst wird das Drama eigentlich tragisch, mithin wahrhaft erhaben und erreicht seinen höchsten Zweck.

§. 349.

Je nachdem die Energie des Intellekts angespannt, oder erschlafft ist, erscheint ihm das Leben so kurz, so klein, so flüchtig, daß nichts darin Vorkommendes werth sehn könne, uns zu bewegen, sondern Alles unerheblich bleibt, — auch der Genuß, der

Reichthum und ſogar der Ruhm; ſo ſehr, daß was immer Einer auch verfehlt haben möge, es nicht möglich iſt, daß er daran viel verloren habe; — oder aber umgekehrt, dem Intellekt erſcheint das Leben ſo lang, ſo wichtig, ſo Alles in Allem, ſo inhaltsſchwer und ſo ſchwierig, daß wir danach mit ganzer Seele uns auf daſſelbe werfen, um ſeiner Güter theilhaft zu werden, ſeiner Kampfpreiſe uns zu verſichern und unſre Pläne durchzuſetzen. Dieſe letztere Lebensanſicht iſt die immanente: ſie iſt es, welche Gracian meint mit dem Ausdruck tomar muy de veras el vivir (es gar ernſtlich mit dem Leben nehmen); für die erſtere hingegen, die transſcendente, iſt das Ovidiſche non est tanti ein guter Ausdruck, und ein noch beſſerer der des Platon ουδε τι των ανθρωπινων αξιον εστι μεγαλης σπουδης (nihil, in rebus humanis, magno studio dignum est).

Die erſtere Stimmung geht eigentlich daraus hervor, daß im Bewußtſeyn das Erkennen das Uebergewicht erhalten hat, wo es alsdann, vom bloßen Dienſte des Willens ſich losmachend, das Phänomen des Lebens objektiv auffaßt und nunmehr nicht verfehlen kann, die Nichtigkeit und Futilität deſſelben deutlich einzuſehn. In der andern Stimmung hingegen herrſcht das Wollen vor und das Erkennen iſt bloß da, die Objekte des Wollens zu beleuchten und die Wege zu denſelben aufzuhellen. — Der Menſch iſt groß, oder klein, je nach dem Vorherrſchen der einen, oder der andern Lebensanſicht.

§. 350.

Jeder hält das Ende ſeines Geſichtskreiſes für das der Welt: dies iſt im Intellektuellen ſo unvermeidlich, wie im phyſiſchen Sehn der Schein, daß am Horizont der Himmel die Erde berühre. Darauf aber beruht, unter Anderm, auch Dies, daß Jeder uns mit ſeinem Maaßſtabe mißt, der meiſtens eine bloße Schneiderelle iſt, und wir uns Solches gefallen laſſen müſſen: wie auch, daß Jeder ſeine Kleinheit uns andichtet, welche Fiktion ein für alle Mal zugeſtanden iſt.

§. 351.

Es giebt einige Begriffe, die ſehr ſelten, mit Klarheit und Beſtimmtheit, in irgend einem Kopfe vorhanden ſind, ſondern ihr Daſeyn bloß durch ihren Namen friſten, der dann eigentlich

nur die Stelle ſo eines Begriffs bezeichnet, ohne den ſie jedoch ganz verloren gehn würden. Der Art iſt z. B. der Begriff der Weisheit. Wie vage iſt er in faſt allen Köpfen! Man ſehe die Erklärungen der Philoſophen.

„Weisheit" ſcheint mir nicht bloß theoretiſche, ſondern auch praktiſche Vollkommenheit zu bezeichnen. Ich würde ſie definiren als die vollendete, richtige Erkenntniß der Dinge, im Ganzen und Allgemeinen, die den Menſchen ſo völlig durchdrungen hat, daß ſie nun auch in ſeinem Handeln hervortritt, indem ſie ſein Thun überall leitet.

§. 352.

Alles Urſprüngliche, und daher alles Aechte im Menſchen wirkt, als ſolches, wie die Naturkräfte, unbewußt. Was durch das Bewußtſeyn hindurchgegangen iſt, wurde eben damit zu einer Vorſtellung: folglich iſt die Aeußerung deſſelben gewiſſermaaßen Mittheilung einer Vorſtellung. Demnach nun ſind alle ächten und probehaltigen Eigenſchaften des Charakters und des Geiſtes urſprünglich unbewußte, und nur als ſolche machen ſie tiefen Eindruck. Alles Bewußte der Art iſt ſchon nachgebeſſert und iſt abſichtlich, geht daher ſchon über in Affektation, d. i. Trug. Was der Menſch unbewußt leiſtet, koſtet ihm keine Mühe, läßt aber auch durch keine Mühe ſich erſetzen: dieſer Art iſt das Entſtehn urſprünglicher Konceptionen, wie ſie allen ächten Leiſtungen zum Grunde liegen und den Kern derſelben ausmachen. Darum iſt nur das Angeborene ächt und ſtichhaltig, und Jeder, der etwas leiſten will, muß in jeder Sache, im Handeln, im Schreiben, im Bilden, die Regeln befolgen, ohne ſie zu kennen.

§. 353.

Zuverläſſig verdankt Mancher das Glück ſeines Lebens bloß dem Umſtande, daß er ein angenehmes Lächeln beſitzt, womit er die Herzen gewinnt. — Jedoch thäten die Herzen beſſer, ſich in Acht zu nehmen und aus Hamlet's Gedächtnißtafel zu wiſſen, that one may smile, and smile, and be a villain (daß Einer lächeln und lächeln kann, und ein Schurke ſeyn).

§. 354.

Leute von großen und glänzenden Eigenſchaften machen ſich wenig daraus, ihre Fehler und Schwächen einzugeſtehn, oder

ſehn zu laſſen. Sie betrachten ſolche als etwas, dafür ſie bezahlt haben, oder denken wohl gar, daß eher noch, als dieſe Schwächen ihnen Schande, ſie den Schwächen Ehre machen werden. Beſonders aber wird Dies der Fall ſeyn, wenn es Fehler ſind, die gerade mit ihren großen Eigenſchaften zuſammenhängen, als conditiones sine quibus non, gemäß dem ſchon oben angeführten Ausdruck der George Sand: chacun a les défauts de ses vertus.

Dagegen giebt es Leute von gutem Charakter und untadelhaftem Kopfe, die ihre wenigen und geringen Schwächen nie eingeſtehn, vielmehr ſie ſorgfältig verbergen, auch ſehr empfindlich gegen jede Andeutung derſelben ſind: eben weil ihr ganzes Verdienſt in der Abweſenheit von Fehlern und Gebrechen beſteht, daher es durch jeden zu Tage kommenden Fehler geradezu geſchmälert wird.

§. 355.

Beſcheidenheit bei mittelmäßigen Fähigkeiten iſt bloße Ehrlichkeit: bei großen Talenten iſt ſie Heuchelei. Darum iſt Dieſen offen ausgeſprochenes Selbſtgefühl und unverhohlenes Bewußtſeyn ungewöhnlicher Kräfte gerade ſo wohlanſtändig, als Jenen ihre Beſcheidenheit: hievon liefert ſehr artige Beiſpiele Valerius Maximus im Kapitel de fiducia sui.

§. 356.

Sogar an Abrichtungsfähigkeit übertrifft der Menſch alle Thiere. Die Moslem ſind abgerichtet, 5 Mal des Tages, das Geſicht gegen Mecka gerichtet, zu beten: thun es unverbrüchlich. Chriſten ſind abgerichtet, bei gewiſſen Gelegenheiten ein Kreuz zu ſchlagen, ſich zu verneigen u. dgl.; wie denn überhaupt die Religion das rechte Meiſterſtück der Abrichtung iſt, nämlich die Abrichtung der Denkfähigkeit; daher man bekanntlich nicht früh genug damit anfangen kann. Es giebt keine Abſurdität, die ſo handgreiflich wäre, daß man ſie nicht allen Menſchen feſt in den Kopf ſetzen könnte, wenn man nur ſchon vor ihrem ſechsten Jahre anfienge, ſie ihnen einzuprägen, indem man unabläſſig und mit feierlichſtem Ernſt ſie ihnen vorſagte. Denn, wie die Abrichtung der Thiere, ſo gelingt auch die des Menſchen nur in früher Jugend vollkommen.

Edelleute ſind abgerichtet, kein anderes, als ihr Ehrenwort, heilig zu halten, an den fratzenhaften Kodex der ritterlichen Ehre, ganz ernſthaft, ſteif und feſt zu glauben, ihn erforderlichen Falls mit ihrem Tode zu beſiegeln und den König wirklich als ein Weſen höherer Art anzuſehn. — Unſere Höflichkeitsbezeugungen und Komplimente, beſonders die reſpektvollen Attentions gegen die Damen, beruhen auf Abrichtung: unſere Achtung vor Geburt, Stand und Titel desgleichen. Eben ſo unſer abgemeſſen ſtufenweiſes Uebelnehmen gegen uns gerichteter Aeußerungen: Engländer ſind abgerichtet, den Vorwurf, daß ſie keine gentlemen ſeien, noch mehr aber den der Lüge, Franzoſen den der Feigheit (lâche), Deutſche den der Dummheit für ein todeswürdiges Verbrechen zu halten, u. ſ. w. — Viele Leute ſind zu einer unverbrüchlichen Ehrlichkeit in Einer Art abgerichtet, während ſie in allen übrigen wenig davon aufzuweiſen haben. So ſtiehlt Mancher kein Geld, aber alles unmittelbar Genießbare. Mancher Kaufmann betrügt, ohne Skrupel; aber ſtehlen würde er ſchlechterdings nicht.

§. 357.

Der Arzt ſieht den Menſchen in ſeiner ganzen Schwäche; der Juriſt in ſeiner ganzen Schlechtigkeit; der Theolog in ſeiner ganzen Dummheit.

§. 358.

In meinem Kopfe giebt es eine ſtehende Oppoſitionspartei, die gegen Alles, was ich, wenn auch mit reiflicher Ueberlegung, gethan, oder beſchloſſen habe, nachträglich polemiſirt, ohne jedoch darum jedesmal Recht zu haben. Sie iſt wohl nur eine Form des berichtigenden Prüfungsgeiſtes, macht mir aber oft unverdiente Vorwürfe. Ich vermuthe, daß es manchem Andern auch ſo geht: denn wer muß nicht zu ſich ſagen:

quid tam dextro pede concipis, ut te
Conatus non poeniteat, votique peracti?

§. 359.

Viel Einbildungskraft hat Der, deſſen anſchauende Gehirnthätigkeit ſtark genug iſt, nicht jedes Mal der Erregung der Sinne zu bedürfen, um in Aktivität zu gerathen.

Dem entſprechend iſt die Einbildungskraft um ſo thätiger,

je weniger äußere Anschauung uns durch die Sinne zugeführt wird. Lange Einsamkeit, im Gefängniß, oder in der Krankenstube, Stille, Dämmerung, Dunkelheit sind ihrer Thätigkeit förderlich: unter dem Einfluß derselben beginnt sie unaufgefordert ihr Spiel. Umgekehrt, wann der Anschauung viel realer Stoff von außen gegeben wird, wie auf Reisen, im Weltgetümmel, am hellen Mittage; dann feiert die Einbildungskraft und geräth, selbst aufgefordert, nicht in Thätigkeit: sie sieht, daß es nicht ihre Zeit ist.

Dennoch muß die Einbildungskraft, um sich fruchtbar zu erweisen, vielen Stoff von der Außenwelt empfangen haben: denn diese allein füllt ihre Vorrathskammer. Aber es ist mit der Nahrung der Phantasie wie mit der des Leibes: wann diesem soeben von außen viel Nahrung zugeführt worden, die er zu verdauen hat, dann ist er gerade am untüchtigsten zu jeder Leistung und feiert gern: und doch ist es eben diese Nahrung, der er alle Kräfte verdankt, welche er nachher, zur rechten Zeit, äußert.

§. 360.

Die Meinung befolgt das Gesetz der Pendelschwingung: ist sie auf einer Seite über den Schwerpunkt hinausgewichen, so muß sie es danach ebensoweit auf der andern. Erst mit der Zeit findet sie den rechten Ruhepunkt und steht fest.

§. 361.

Wie, im Raum, die Entfernung Alles verkleinert, indem sie es zusammenzieht, wodurch dessen Fehler und Uebelstände verschwinden, weshalb auch in einem Verkleinerungsspiegel, oder in der camera obscura, sich alles viel schöner, als in der Wirklichkeit, darstellt; — eben so wirkt in der Zeit die Vergangenheit: die weit zurückliegenden Scenen und Vorgänge, nebst agirenden Personen, nehmen sich in der Erinnerung, als welche alles Unwesentliche und Störende fallen läßt, allerliebst aus. Die Gegenwart, solchen Vortheils entbehrend, steht stets mangelhaft da.

Und wie, im Raume, kleine Gegenstände sich in der Nähe groß darstellen; wenn sehr nahe, sogar unser ganzes Gesichtsfeld einnehmen; aber, sobald wir uns etwas entfernt haben,

klein und unscheinbar werden; ebenso, in der Zeit, erscheinen die in unserm täglichen Leben und Wandel sich ereignenden kleinen Vorfälle, Unfälle und Begebenheiten, so lange sie, als gegenwärtig, dicht vor uns liegen, uns groß, bedeutend, wichtig, und erregen demgemäß unsre Affekte, Sorge, Verdruß, Leidenschaft: aber sobald der unermüdliche Strom der Zeit sie nur etwas entfernt hat, sind sie unbedeutend, keiner Beachtung werth und bald vergessen, indem ihre Größe bloß auf ihrer Nähe beruht

§. 362.

Weil Freude und Leid nicht Vorstellungen, sondern Willensaffektionen sind, liegen sie auch nicht im Bereich des Gedächtnisses, und wir vermögen nicht, sie selbst zurückzurufen, als welches hieße, sie erneuern; sondern bloß die Vorstellungen, von denen sie begleitet waren, können wir uns wieder vergegenwärtigen, zumal aber unsrer durch sie damals hervorgerufenen Aeußerungen uns erinnern, um daran was sie gewesen zu ermessen. Daher ist unsre Erinnerung der Freuden und Leiden immer unvollkommen und sie sind, wann vorüber, uns gleichgültig. Vergeblich bleibt es darum, wenn wir bisweilen uns bemühen, die Genüsse, oder die Schmerzen der Vergangenheit wieder aufzufrischen: denn das eigentliche Wesen Beider liegt im Willen: dieser aber, an sich und als solcher, hat kein Gedächtniß, als welches eine Funktion des Intellekts ist, der, seiner Natur nach, nichts liefert und enthält, als bloße Vorstellungen: und die sind hier nicht die Sache. — Seltsam ist es, daß wir in schlimmen Tagen uns die vergangenen glücklichen sehr lebhaft vergegenwärtigen können; hingegen in guten Tagen die schlimmen nur sehr unvollkommen und kalt.

§. 363.

Für das Gedächtniß ist wohl die Verwirrung und Konfusion des Gelernten zu besorgen; aber doch nicht eigentliche Ueberfüllung. Seine Fähigkeit wird durch das Gelernte nicht vermindert: so wenig, wie die Formen, in welche man successiv den Sand gemodelt hat, dessen Fähigkeit zu neuen Formen vermindern. In diesem Sinne ist das Gedächtniß bodenlos. Jedoch wird, je mehr und vielseitigere Kenntnisse Einer hat, er desto

mehr Zeit gebrauchen, um Das herauszufinden, was jetzt plötzlich erfordert ist; weil er ist, wie ein Kaufmann, der aus einem großen und mannigfachen Magazin die eben verlangte Waare hervorsuchen soll; oder, eigentlich zu reden, weil er, aus so vielen ihm möglichen, gerade den Gedankengang hervorzurufen hat, der ihn, in Folge früherer Einübung, auf das Verlangte leitet. Denn das Gedächtniß ist kein Behältniß zum Aufbewahren, sondern bloß eine Uebungsfähigkeit der Geisteskräfte; daher der Kopf alle seine Kenntnisse stets nur potentia, nicht actu besitzt; — worüber ich verweise auf §. 45 meiner Abhandlung über den Satz vom Grunde.

Bisweilen will mein Gedächtniß ein Wort einer fremden Sprache, oder einen Namen, oder einen Kunstausdruck nicht reproduciren, obwohl ich ihn sehr gut weiß. Nachdem ich alsdann, kürzere oder längere Zeit, mich vergeblich damit gequält habe, entschlage ich mich der Sache gänzlich. Alsdann pflegt binnen einer oder zwei Stunden, selten noch später, bisweilen aber erst nach vier bis sechs Wochen, das gesuchte Wort mir, zwischen ganz anderartigen Gedanken, so plötzlich einzufallen, als würde es mir von Außen zugeflüstert. (Dann ist es gut, es durch ein mnemonisches Merkmal einstweilen zu befestigen, bis es sich dem eigentlichen Gedächtniß wieder eingeprägt hat.) Nachdem ich dieses Phänomen, seit sehr vielen Jahren, oft beobachtet und bewundert habe, ist mir jetzt folgende Erklärung desselben wahrscheinlich geworden. Nach dem peinlichen, vergeblichen Suchen behält mein Wille die Begier nach dem Wort und bestellt daher demselben einen Aufpasser im Intellekt. Sobald nun später, im Lauf und Spiel meiner Gedanken, irgend ein dieselben Anfangsbuchstaben habendes oder sonst jenem ähnliches Wort zufällig vorkommt, springt der Aufpasser zu und ergänzt es zum gesuchten, welches er nun packt und plötzlich triumphirend herangeschleppt bringt, ohne daß ich weiß, wo und wie er es gefangen; daher es kommt, wie eingeflüstert. Es geht damit so, wie wenn einem Kinde, das eine Vokabel nicht aufzusagen weiß, der Lehrer endlich den ersten, auch wohl zweiten Buchstaben derselben leise angiebt: dann kommt ihm das Wort. — Wo dieser Hergang ausgeblieben, wird am Ende methodisch, durch alle Buchstaben des Alphabets, nach dem Wort gesucht.

§. 364.

Anſchauliche Bilder haften feſter im Gedächtniß, als bloße Begriffe. Daher lernen phantaſiebegabte Köpfe die Sprachen leichter, als Andere: denn ſie verknüpfen mit dem neuen Wort ſogleich das anſchauliche Bild der Sache; während die Andern bloß das äquivalente Wort der eigenen Sprache damit verknüpfen. —

Man ſuche Das, was man dem Gedächtniß einverleiben will, ſo viel als möglich, auf ein anſchauliches Bild zurückzuführen, ſei es nun unmittelbar, oder als Beiſpiel der Sache, oder als bloßes Gleichniß, Analogon, oder wie noch ſonſt; weil alles Anſchauliche viel feſter haftet, als das bloß in abstracto Gedachte, oder gar nur Worte. Darum behalten wir ſo ſehr viel beſſer was wir erlebt, als was wir geleſen haben. —

Der Name Mnemonik gebührt nicht ſowohl der Kunſt, das unmittelbare Behalten, durch Witz, in ein mittelbares zu verwandeln, als vielmehr einer ſyſtematiſchen Theorie des Gedächtniſſes, die alle ſeine Eigenheiten darlegte und ſie aus ſeiner weſentlichen Beſchaffenheit und ſodann aus einander ableitete.

§. 365.

Man lernt nur dann und wann etwas; aber man vergißt den ganzen Tag.

Dabei gleicht unſer Gedächtniß einem Siebe, das, mit der Zeit und durch den Gebrauch, immer weniger dicht hält; ſofern nämlich, je älter wir werden, deſto ſchneller aus dem Gedächtniß was wir ihm jetzt noch anvertrauen verſchwindet: hingegen bleibt was in den erſten Zeiten ſich feſtgeſetzt hat.*) Die Erinnerungen eines Alten ſind daher um ſo deutlicher, je weiter ſie zurückliegen, und werden es immer weniger, je näher ſie der Gegenwart kommen; ſo daß, wie ſeine Augen, auch ſein Gedächtniß fernſichtig (πρεσβυς) geworden iſt.

---

*) Denſelben Gedanken hat Schopenhauer in ſeinem Manuſkript „Senilia" ſo ausgedrückt: „Unſer Gedächtniß gleicht einem Siebe, deſſen Löcher, Anfangs klein, wenig durchfallen laſſen, jedoch immer größer werden und endlich ſo groß, daß das Hineingeworfene faſt Alles durchfällt."

Der Herausg.

§. 366.

Es giebt Augenblicke im Leben, da, ohne besondern äußern Anlaß, vielmehr durch eine von innen ausgehende und wohl nur physiologisch erklärbare Erhöhung der Empfänglichkeit, die sinnliche Auffassung der Umgebung und Gegenwart einen höhern und seltenen Grad von Klarheit annimmt, wodurch solche Augenblicke nachher dem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt bleiben und sich in ihrer ganzen Individualität konserviren, ohne daß wir wüßten weßwegen, noch warum aus so vielen Tausenden ihnen ähnlicher gerade nur sie; vielmehr ganz so zufällig, wie die in den Steinschichten aufbehaltenen, einzelnen Exemplare ganzer untergegangener Thiergeschlechter, oder wie die, beim Zuschlagen eines Buches, einst zufällig erdrückten Insekten. Die Erinnerungen dieser Art sind jedoch stets hold und angenehm.

§. 367.

Daß bisweilen, scheinbar ohne allen Anlaß, längstvergangene Scenen uns plötzlich und lebhaft in die Erinnerung treten, mag, in vielen Fällen, daher kommen, daß ein leichter, nicht zum deutlichen Bewußtseyn gelangender Geruch, jetzt gerade wie damals von uns gespürt wurde. Denn bekanntlich erwecken Gerüche besonders leicht die Erinnerung und überall bedarf der nexus idearum nur eines äußerst geringen Anstoßes. Beiläufig gesagt: das Auge ist der Sinn des Verstandes (Vierfache Wurzel §. 21); das Ohr der Sinn der Vernunft (oben §. 311); und der Geruch der Sinn des Gedächtnisses, wie wir hier sehn. Getast und Geschmack sind an den Kontakt gebundene Realisten, ohne ideale Seite.

§. 368.

Zu den Eigenthümlichkeiten des Gedächtnisses gehört auch, daß ein leichter Rausch die Erinnerung vergangener Zeiten und Scenen oft sehr erhöht, so daß man alle Umstände derselben sich vollkommener zurückruft, als man es im nüchternen Zustande gekonnt hätte: hingegen ist die Erinnerung Dessen, was man während des Rausches selbst gesagt, oder gethan hat, unvollkommener, als sonst, ja, nach einem starken Rausche, gar nicht vorhanden. Der Rausch erhöht also die Erinnerung, liefert ihr hingegen wenig Stoff.

§. 369.

In der Regel werden Leute von sehr großen Fähigkeiten sich mit den äußerst beschränkten Köpfen besser vertragen, als mit den gewöhnlichen: aus dem selben Grunde, weshalb der Despot und der Plebs, die Großeltern und die Enkel natürliche Alliirte sind.

§. 370.

Die Menschen bedürfen der Thätigkeit nach außen; weil sie keine nach innen haben. Wo hingegen diese Statt findet, ist jene vielmehr eine sehr ungelegene, ja, oft verwünschte Störung und Abhaltung. — Aus dem Ersteren ist auch die Rastlosigkeit und zwecklose Reisesucht der Unbeschäftigten zu erklären. Was sie so durch die Länder jagt ist die selbe Langeweile, welche zu Hause sie haufenweise zusammentreibt und zusammendrängt, daß es ein Spaaß ist, es anzusehn. Eine auserlesene Bestätigung dieser Wahrheit gab mir einst ein mir unbekannter 50jähriger Mann, der mir von seiner zweijährigen Vergnügungsreise in die fernsten Länder und fremden Welttheile erzählte: auf meine Bemerkung nämlich, daß er dabei doch große Beschwerden, Entbehrungen und Gefahren ausgestanden haben müsse, gab er mir wirklich sogleich und ohne Vorrede, sondern unter Voraussetzung der Enthymemata, die höchst naive Antwort: „ich habe mich keinen Augenblick gelangweilt."

§. 371.

Es wundert mich nicht, daß sie Langeweile haben, wann sie allein sind: sie können nicht allein lachen; sogar erscheint Solches ihnen närrisch. — Ist denn das Lachen etwan nur ein Signal für Andere und ein bloßes Zeichen, wie das Wort? — Mangel an Phantasie und an Lebhaftigkeit des Geistes überhaupt, (dulness, ἀναισθησια και βραδυτης ψυχης, wie Theophr. Charact., c. 27 sagt), Das ist es, was ihnen, wenn allein, das Lachen verwehrt. Die Thiere lachen weder allein, noch in Gesellschaft.

Myson, der Misanthrop, war, allein lachend, von so Einem überrascht worden, der ihn jetzt fragte, warum er denn lache, da er doch allein wäre? — „Gerade darum lache ich", war die Antwort.

§. 372.

Jedoch wäre, wer bei phlegmatischem Temperament bloß ein Dummkopf ist, bei sanguinischem ein Narr.

§. 373.

Wer das Schauspiel nicht besucht, gleicht Dem, der seine Toilette ohne Spiegel macht; — noch schlechter aber macht es Der, welcher seine Beschlüsse faßt, ohne einen Freund zu Rathe zu ziehn. Denn Einer kann in allen Dingen das richtigste treffendeste Urtheil haben, nicht in seinen eigenen Angelegenheiten; weil hier der Wille dem Intellekt sogleich das Koncept verrückt. Darum soll man sich berathen, aus dem selben Grunde, aus welchem ein Arzt Jeden kurirt, nur sich selbst nicht; sondern dann einen Kollegen ruft.

§. 374.

Die alltägliche natürliche Gestikulation, wie sie jedes irgend lebhafte Gespräch begleitet, ist eine eigene Sprache, und zwar eine allgemeinere, als die der Worte; sofern sie, von dieser unabhängig, bei allen Nationen die selbe ist; wiewohl eine jede nach Maaßgabe ihrer Lebhaftigkeit von ihr Gebrauch macht und sie bei einzelnen, z. B. den Italiänern, noch die Zugabe einiger weniger, bloß konventioneller Gestikulationen erhalten hat, die daher nur lokale Gültigkeit haben. Ihre Allgemeinheit ist der der Logik und Grammatik analog, indem sie darauf beruht, daß die Gestikulation bloß das Formelle und nicht das Materielle der jedesmaligen Rede ausdrückt: sie unterscheidet sich jedoch von jenen Anderen dadurch, daß sie nicht bloß auf das Intellektuelle, sondern auch auf das Moralische, d. h. die Regungen des Willens, sich bezieht. Sie begleitet demnach die Rede, wie ein richtig fortschreitender Grundbaß die Melodie, und dient, wie dieser, den Effekt derselben zu erhöhen. Interessant nun aber ist die gänzliche Identität der jedesmaligen Gesten, sobald das Formelle der Rede das selbe ist: wie heterogen auch das Materielle, also der Stoff derselben, die jedesmalige Angelegenheit seyn mag. Daher kann ich einem lebhaften Gespräche, etwan vom Fenster aus, zusehend, ohne irgend ein Wort zu vernehmen, doch den allgemeinen, d. i. bloß

formellen und typischen Sinn desselben sehr wohl verstehn, indem ich untrüglich wahrnehme, daß der Redende jetzt argumentirt, seine Gründe vorlegt, dann sie limitirt, dann urgirt und siegreich die Konklusion zieht; oder aber, daß er referirt, etwan das ihm angethane Unrecht palpabel darlegt, die Verstocktheit, Dummheit, Unlenksamkeit der Gegner lebhaft und anklagend schildert; oder aber erzählt, wie er einen feinen Plan ersonnen und ausgeführt hat, sodann siegreich den Erfolg darlegt; oder aber beklagt, wie er, durch Ungunst des Schicksals, dennoch eine Niederlage erlitten habe; wiederum auch, daß er seine Rathlosigkeit im vorliegenden Fall bekennt; oder aber, daß er erzählt, wie er die Machinationen Anderer zeitig gemerkt, durchschaut und, durch Behaupten seines Rechts, oder Anwendung seiner Gewalt, sie vereitelt und die Urheber gestraft habe; — und hundert ähnliche Dinge mehr. Eigentlich aber ist was mir so die bloße Gestikulation abwirft der moralisch oder intellektuell wesentliche Gehalt der ganzen Rede, in äbstracto, also die Quintessenz, die wahre Substanz derselben, welche unter den verschiedensten Anlässen und folglich auch beim verschiedensten Stoff, identisch ist und zu diesem sich verhält, wie der Begriff zu den ihm subsumirten Individuen. Das Interessanteste und Belustigende bei der Sache ist, wie gesagt, die völlige Identität und Stabilität der Gesten, zur Bezeichnung der selben Verhältnisse, auch wenn sie von den verschiedenartigsten Personen angewandt werden, ganz so wie die Worte einer Sprache im Munde eines Jeden die selben sind, und nur mit sochen Modifikationen, wie sie auch diese durch kleine Unterschiede der Aussprache oder auch der Erziehung erleiden. Und doch liegt diesen stehenden und allgemein befolgten Formen der Gestikulation gewiß keine Verabredung zum Grunde, sondern sie sind natürlich und ursprünglich, eine wahre Natursprache, wiewohl sie durch Nachahmung und Gewohnheit befestigt seyn mögen. Ein genaueres Studium derselben liegt bekanntlich dem Schauspieler und, in beschränkterer Ausdehnung, dem öffentlichen Redner ob: doch muß es hauptsächlich in Beobachtung und Nachahmung bestehn: denn auf abstrakte Regeln läßt sich die Sache nicht wohl zurückführen; mit Ausnahme einiger ganz allgemeiner leitender Grundsätze, wie z. B. daß der Gestus nicht dem Worte

nachfolgen, vielmehr demselben dicht vorhergehn müsse, es ankündigend und dadurch Aufmerksamkeit erregend.

Die Engländer haben eine eigenthümliche Verachtung der Gestikulation und halten sie für etwas Unwürdiges und Gemeines: — mir scheint Dies eben nur eines der einfältigen Vorurtheile englischer Prüderie zu seyn. Denn es handelt sich um die Sprache, welche die Natur Jedem eingiebt und die Jeder versteht, welche demnach ohne Weiteres, als bloß der belobten Gentlemanrie zu Liebe abzuschaffen und zu verpönen, sein Bedenkliches haben möchte.

Kapitel XXVII.

Ueber die Weiber.

§. 375.

Beſſer, als Schiller's wohlüberlegtes, mittelſt der Antitheſe und des Kontraſtes wirkendes Gedicht, „Würde der Frauen", ſprechen, meiner Meinung nach, dieſe wenigen Worte Jouy's das wahre Lob der Weiber aus: sans les femmes, le commencement de notre vie seroit privé de secours, le milieu de plaisirs, et la fin de consolation. Pathetiſcher drückt das Selbe Byron aus im Sardanapal, Akt 1, Sc. 2:

The very first
Of human life must spring from woman's breast,
Your first small words are taught you from her lips,
Your first tears quench'd by her, and your last sighs
Too often breathed out in a woman's hearing,
When men have shrunk from the ignoble care
Of watching the last hour of him who led them.

Beides bezeichnet den richtigen Geſichtspunkt für den Werth der Weiber.

§. 376.

Schon der Anblick der weiblichen Geſtalt lehrt, daß das Weib weder zu großen geiſtigen, noch körperlichen Arbeiten beſtimmt iſt. Es trägt die Schuld des Lebens nicht durch Thun, ſondern durch Leiden ab, durch die Wehen der Geburt, die Sorgfalt für das Kind, die Unterwürfigkeit unter den Mann, dem es eine geduldige und aufheiternde Gefährtin ſeyn ſoll. Die heftigſten Leiden, Freuden und Kraftäußerungen ſind ihm nicht beſchieden; ſondern ſein Leben ſoll ſtiller, unbedeutſamer und gelinder dahinfließen, als das des Mannes, ohne weſentlich glücklicher, oder unglücklicher zu ſeyn.

§. 377.

Zu Pflegerinnen und Erzieherinnen unserer ersten Kindheit eignen die Weiber sich gerade dadurch, daß sie selbst kindisch, läppisch und kurzsichtig, mit Einem Worte, Zeit Lebens große Kinder sind: eine Art Mittelstufe, zwischen dem Kinde und dem Manne, als welcher der eigentliche Mensch ist. Man betrachte nur ein Mädchen, wie sie, Tage lang, mit einem Kinde tändelt, herumtanzt und singt, und denke sich, was ein Mann, beim besten Willen, an ihrer Stelle leisten könnte.

§. 378.

Mit den Mädchen hat es die Natur auf Das, was man, im dramaturgischen Sinne, einen Knalleffekt nennt, abgesehn, indem sie dieselben, auf wenige Jahre, mit überreichlicher Schönheit, Reiz und Fülle ausstattete, auf Kosten ihrer ganzen übrigen Lebenszeit, damit sie nämlich, während jener Jahre, der Phantasie eines Mannes sich in dem Maaße bemächtigen könnten, daß er hingerissen wird, die Sorge für sie auf Zeit Lebens, in irgend einer Form, ehrlich zu übernehmen; zu welchem Schritte ihn zu vermögen, die bloße vernünftige Ueberlegung keine hinlänglich sichere Bürgschaft zu geben schien. Sonach hat die Natur das Weib, eben wie jedes andere ihrer Geschöpfe, mit den Waffen und Werkzeugen ausgerüstet, deren es zur Sicherung seines Daseyns bedarf, und auf die Zeit, da es ihrer bedarf; wobei sie denn auch mit ihrer gewöhnlichen Sparsamkeit verfahren ist. Wie nämlich die weibliche Ameise, nach der Begattung, die fortan überflüssigen, ja, für das Brutverhältniß gefährlichen Flügel verliert; so meistens, nach einem oder zwei Kindbetten, das Weib seine Schönheit; wahrscheinlich sogar aus dem selben Grunde.

Dem entsprechend halten die jungen Mädchen ihre häuslichen, oder gewerblichen Geschäfte, in ihrem Herzen, für Nebensache, wohl gar für bloßen Spaaß: als ihren allein ernstlichen Beruf betrachten sie die Liebe, die Eroberungen und was damit in Verbindung steht, wie Toilette, Tanz u. s. w.

§. 379.

Je edeler und vollkommener eine Sache ist, desto später und langsamer gelangt sie zur Reife. Der Mann erlangt die Reife seiner Vernunft und Geisteskräfte kaum vor dem acht und zwan-

zigsten Jahre; das Weib mit dem achtzehnten. Aber es ist auch eine Vernunft danach: eine gar knapp gemessene. Daher bleiben die Weiber ihr Leben lang Kinder, sehn immer nur das Nächste, kleben an der Gegenwart, nehmen den Schein der Dinge für die Sache und ziehn Kleinigkeiten den wichtigsten Angelegenheiten vor. Die Vernunft nämlich ist es, vermöge deren der Mensch nicht, wie das Thier, bloß in der Gegenwart lebt, sondern Vergangenheit und Zukunft übersieht und bedenkt; woraus dann seine Vorsicht, seine Sorge und häufige Beklommenheit entspringt. Der Vortheile, wie der Nachtheile, die Dies bringt, ist das Weib, in Folge seiner schwächern Vernunft, weniger theilhaft: vielmehr ist dasselbe ein geistiger Myops, indem sein intuitiver Verstand in der Nähe scharf sieht, hingegen einen engen Gesichtskreis hat, in welchen das Entfernte nicht fällt; daher eben alles Abwesende, Vergangene, Künftige, viel schwächer auf die Weiber wirkt, als auf uns, woraus denn auch der bei ihnen viel häufigere und bisweilen an Verrücktheit gränzende Hang zur Verschwendung entspringt. Die Weiber denken in ihrem Herzen, die Bestimmung der Männer sei, Geld zu verdienen, die ihrige hingegen, es durchzubringen; wo möglich schon bei Lebzeiten des Mannes, wenigstens aber nach seinem Tode. Schon daß der Mann das Erworbene ihnen zur Haushaltung übergiebt, bestärkt sie in dem Glauben. — So viele Nachtheile Dies alles zwar mit sich führt, so hat es doch das Gute, daß das Weib mehr in der Gegenwart aufgeht, als wir, und daher diese, wenn sie nur erträglich ist, besser genießt, woraus die dem Weibe eigenthümliche Heiterkeit hervorgeht, welche sie zur Erholung, erforderlichen Falles zum Troste des sorgenbelasteten Mannes eignet.

In schwierigen Angelegenheiten, nach Weise der alten Germanen, auch die Weiber zu Rathe zu ziehn, ist keineswegs verwerflich: denn ihre Auffassungsweise der Dinge ist von der unsrigen ganz verschieden und zwar besonders dadurch, daß sie gern den kürzesten Weg zum Ziele und überhaupt das zunächst Liegende ins Auge faßt, über welches wir, eben weil es vor unserer Nase liegt, meistens weit hinwegsehn; wo es uns dann Noth thut, darauf zurückgeführt zu werden, um die nahe und einfache Ansicht wieder zu gewinnen. Hiezu kommt, daß die Weiber entschieden nüchterner sind, als wir; wodurch sie in den

Dingen nicht mehr sehn, als wirklich da ist; während wir, wenn unsre Leidenschaften erregt sind, leicht das Vorhandene vergrößern, oder Imaginäres hinzufügen.

Aus der selben Quelle ist es abzuleiten, daß die Weiber mehr Mitleid und daher mehr Menschenliebe und Theilnahme an Unglücklichen zeigen, als die Männer: hingegen im Punkte der Gerechtigkeit, Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit, diesen nachstehn. Denn in Folge ihrer schwachen Vernunft übt das Gegenwärtige, Anschauliche, unmittelbar Reale eine Gewalt über sie aus, gegen welche die abstrakten Gedanken, die stehenden Maximen, die festgefaßten Entschlüsse, überhaupt die Rücksicht auf Vergangenheit und Zukunft, auf Abwesendes und Entferntes, selten viel vermögen. Demnach haben sie zur Tugend wohl das Erste und Hauptsächliche, hingegen gebricht es bei ihnen am Sekundären, am oft nothwendigen Werkzeug zu derselben. Man könnte sie, in dieser Hinsicht, einem Organismus vergleichen, der zwar die Leber, aber nicht die Gallenblase hätte. Ich verweise hierüber auf §. 17 meiner Abhandlung über das Fundament der Moral. — Demgemäß wird man als den Grundfehler des weiblichen Charakters Ungerechtigkeit finden. Er entsteht zunächst aus dem dargelegten Mangel an Vernünftigkeit und Ueberlegung, wird zudem aber noch dadurch unterstützt, daß sie, als die schwächeren, von der Natur nicht auf die Kraft, sondern auf die List angewiesen sind: daher ihre instinktartige Verschlagenheit und ihr unvertilgbarer Hang zum Lügen. Denn, wie den Löwen mit Klauen und Gebiß, den Elephanten mit Stoßzähnen, den Eber mit Hauern, den Stier mit Hörnern und die Sepia mit der wassertrübenden Tinte, so hat die Natur das Weib mit Verstellungskraft ausgerüstet, zu seinem Schutz und Wehr, und hat alle die Kraft, die sie dem Manne als körperliche Stärke und Vernunft verlieh, dem Weibe in Gestalt jener Gabe zugewendet. Die Verstellung ist ihm daher angeboren, deshalb auch fast so sehr dem dummen, wie dem klugen Weibe eigen. Von derselben bei jeder Gelegenheit Gebrauch zu machen ist ihm daher so natürlich, wie jenen Thieren, beim Angriff, sogleich ihre Waffen anzuwenden, und empfindet es sich dabei gewissermaaßen als seine Rechte gebrauchend. Darum ist ein ganz wahrhaftes, unverstelltes Weib vielleicht unmöglich. Eben deshalb durchschauen

sie fremde Verstellung so leicht, daß es nicht rathsam ist, ihnen gegenüber, es damit zu versuchen. — Aus dem aufgestellten Grundfehler und seinen Beigaben entspringt aber Falschheit, Treulosigkeit, Verrath, Undank u. s. w. Der gerichtlichen Meineide machen Weiber sich viel öfter schuldig, als Männer. Es ließe sich überhaupt in Frage stellen, ob sie zum Eide zuzulassen sind. — Von Zeit zu Zeit wiederholt sich überall der Fall, daß Damen, denen nichts abgeht, in Kaufmannsläden etwas heimlich einstecken und entwenden.

§. 380.

Für die Propagation des Menschengeschlechts zu sorgen, sind von Natur die jungen, starken und schönen Männer berufen; damit das Geschlecht nicht ausarte. Dies ist hierin der feste Wille der Natur, und dessen Ausdruck sind die Leidenschaften der Weiber. Jenes Gesetz geht, an Alter und Kraft, jedem andern vor. Daher Wehe Dem, der seine Rechte und Interessen so stellt, daß sie demselben im Wege stehn: sie werden, was er auch sage und thue, beim ersten bedeutenden Anlaß, unbarmherzig zermalmt werden. Denn die geheime, unausgesprochene, ja, unbewußte, aber angeborene Moral der Weiber ist: „wir sind berechtigt, Die zu hintergehn, welche dadurch, daß sie für uns, das Individuum, spärlich sorgen, ein Recht über die Species erlangt zu haben vermeinen. Die Beschaffenheit und folglich das Wohl der Species, ist, mittelst der nächsten, von uns ausgehenden Generation, in unsere Hände gelegt und unsrer Sorgfalt anvertraut: wir wollen es gewissenhaft verwalten." Aber keineswegs sind die Weiber sich dieses obersten Grundsatzes in abstracto, sondern bloß in concreto bewußt, und haben für denselben keinen andern Ausdruck, als, wenn die Gelegenheit kommt, ihre Handlungsweise; bei welcher das Gewissen ihnen meistens mehr Ruhe läßt, als wir vermuthen, indem sie, im dunkelsten Grunde ihres Herzens, sich bewußt sind, in der Verletzung ihrer Pflicht gegen das Individuum die gegen die Species um so besser erfüllt zu haben, deren Recht unendlich größer ist. — Die nähere Erläuterung dieses Sachverhältnisses liefert das 44. Kap. des 2. Bandes meines Hauptwerks.

Weil im Grunde die Weiber ganz allein zur Propagation des Geschlechts da sind und ihre Bestimmung hierin aufgeht;

so leben sie durchweg mehr in der Gattung, als in den Individuen, nehmen es in ihrem Herzen ernstlicher mit den Angelegenheiten der Gattung, als mit den individuellen. Dies giebt ihrem ganzen Wesen und Treiben einen gewissen Leichtsinn und überhaupt eine von der des Mannes von Grund aus verschiedene Richtung, aus welcher die so häufige und fast normale Uneinigkeit in der Ehe erwächst.

§. 381.

Zwischen Männern ist von Natur bloß Gleichgültigkeit; aber zwischen Weibern ist schon von Natur Feindschaft. Es kommt wohl daher, daß das odium figulinum, welches bei Männern sich auf ihre jedesmalige Gilde beschränkt, bei Weibern das ganze Geschlecht umfaßt; da sie Alle nur Ein Gewerbe haben. Schon beim Begegnen auf der Straße sehn sie einander an, wie Guelfen und Ghibellinen. Auch treten zwei Weiber, bei erster Bekanntschaft, einander sichtbarlich mit mehr Gezwungenheit und Verstellung entgegen, als zwei Männer in gleichem Fall. Daher kommt auch das Komplimentiren zwischen zwei Weibern viel lächerlicher heraus, als zwischen Männern. Ferner, während der Mann, selbst zu dem tief unter ihm Stehenden, doch, in der Regel, immer noch mit einer gewissen Rücksicht und Humanität redet, ist es unleidlich anzusehn, wie stolz und schnöde meistentheils ein vornehmes Weib sich gegen ein niederes (nicht in seinem Dienste stehendes) gebärdet, wann es mit ihm spricht. Es mag daher kommen, daß bei Weibern aller Unterschied des Ranges viel prekärer ist, als bei uns, und viel schneller sich ändern und aufheben kann; weil, während bei uns hundert Dinge auf die Waagschale kommen, bei ihnen nur Eines entscheidet, nämlich welchem Manne sie gefallen haben; wie auch daher, daß sie, wegen der Einseitigkeit ihres Berufs, einander viel näher stehn, als die Männer, weshalb sie die Standesunterschiede hervorzuheben suchen.

§. 382.

Das niedrig gewachsene, schmalschultrige, breithüftige und kurzbeinige Geschlecht das schöne nennen konnte nur der vom Geschlechtstrieb umnebelte männliche Intellekt: in diesem Triebe nämlich steckt seine ganze Schönheit. Mit mehr Fug, als das schöne, könnte man das weibliche Geschlecht das unästhetische

nennen. Weder für Musik, noch Poesie, noch bildende Künste haben sie wirklich und wahrhaftig Sinn und Empfänglichkeit; sondern bloße Aefferei, zum Behuf ihrer Gefallsucht, ist es, wenn sie solche affektiren und vorgeben. Das macht, sie sind keines rein objektiven Antheils an irgend etwas fähig, und der Grund hievon ist, denke ich, folgender. Der Mann strebt in Allem eine direkte Herrschaft über die Dinge an, entweder durch Verstehen, oder durch Bezwingen derselben. Aber das Weib ist immer und überall auf eine bloß indirekte Herrschaft verwiesen, nämlich mittelst des Mannes, als welchen allein es direkt zu beherrschen hat. Darum liegt es in der Weiber Natur, Alles nur als Mittel, den Mann zu gewinnen, anzusehn, und ihr Antheil an irgend etwas Anderem ist immer nur ein simulirter, ein bloßer Umweg, d. h. läuft auf Koketterie und Aefferei hinaus. Daher hat schon Rousseau gesagt: les femmes, en général, n'aiment aucun art, ne se connoissent à aucun, et n'ont aucun génie (lettre à d'Alembert, note x x). Auch wird Jeder, der über den Schein hinaus ist, es schon bemerkt haben. Man darf nur die Richtung und Art ihrer Aufmerksamkeit im Koncert, Oper und Schauspiel beobachten, z. B. die kindliche Unbefangenheit sehn, mit der sie, unter den schönsten Stellen der größten Meisterwerke, ihr Geplapper fortsetzen. Wenn wirklich die Griechen die Weiber nicht ins Schauspiel gelassen haben; so thaten sie demnach recht daran; wenigstens wird man in ihren Theatern doch etwas haben hören können. Für unsre Zeit würde es passend seyn, dem taceat mulier in ecclesia ein taceat mulier in theatro hinzuzufügen, oder zu substituiren, und solches mit großen Lettern etwan auf den Theatervorhang zu setzen. — Man kann von den Weibern auch nichts Anderes erwarten, wenn man erwägt, daß die eminentesten Köpfe des ganzen Geschlechts es nie zu einer einzigen wirklich großen, ächten und originellen Leistung in den schönen Künsten haben bringen, überhaupt nie irgend ein Werk von bleibendem Werth haben in die Welt setzen können: Dies ist am auffallendesten in Betracht der Malerei, da deren Technisches ihnen wenigstens ebenso angemessen ist, wie uns, daher sie solche auch fleißig betreiben, jedoch keine einzige große Malerei aufzuweisen haben; weil eben es ihnen an aller Objektivität des Geistes fehlt, welche

gerade von der Malerei am unmittelbarsten erfordert wird: sie stecken überall im Subjektiven. Diesem entspricht es eben, daß die gewöhnlichen nicht ein Mal eigentliche Empfänglichkeit dafür haben: denn natura non facit saltus. Auch Huarte in seinem seit 300 Jahren berühmten Buche Examen de ingenios para las sciencias spricht den Weibern alle höhere Befähigung ab.*) Einzelne und theilweise Ausnahmen ändern die Sache nicht; sondern die Weiber sind und bleiben, im Ganzen genommen, die gründlichsten und unheilbarsten Philister: deshalb sind sie, bei der höchst absurden Einrichtung, daß sie Stand und Titel des Mannes theilen, die beständigen Anspornen seines unedlen Ehrgeizes; und ferner ist, wegen der selben Eigenschaft, ihr Vorherrschen und Tonangeben der Verderb der modernen Gesellschaft. In Rücksicht auf Ersteres sollte man den Ausspruch Napoleons I. zur Richtschnur nehmen: les femmes n'ont pas de rang, und im Uebrigen sagt Chamfort sehr richtig: elles sont faites pour commercer avec nos faiblesses, avec notre folie, mais non avec notre raison. Il existe entre elles et les hommes des sympathies d'épiderme, et très-peu de sympathies d'esprit, d'âme et de caractère. Sie sind sexus sequior, das in jedem Betracht zurückstehende zweite Geschlecht, dessen Schwäche man demnach schonen soll, aber welchem Ehrfurcht zu bezeugen über die Maaßen lächerlich ist und uns in ihren eigenen Augen herabsetzt. Als die Natur das Menschengeschlecht in zwei Hälften spaltete, hat sie den Schnitt nicht gerade durch die Mitte geführt. Bei aller Polarität ist der Unterschied des positiven vom negativen Pol kein bloß qualitativer, sondern zugleich ein quantitativer. — So haben eben auch die Alten und die orientalischen Völker die Weiber angesehn und danach die ihnen angemessene Stellung viel richtiger erkannt, als wir, mit unsrer altfranzösischen

*) Juan Huarte Examen de ingenios para las sciencias (Amberes 1603), Prohemio p. 6: „la compostura natural, que la muger tiene en el celebro, no es capaz de mucho ingenio ni de mucha sabiduria". — Cap. 15 (p. 382): „quedando la muger en su disposicion natural, todo genero de letras y sabiduria, es repugnanta a su ingenio." — Cap. 15 (p. 397, 98): „las hembras (por razon de la frialdad y humedad de su sexo) no pueden alcançar ingenio profundo: solo veemos que hablan con alguna aparencia de habilidad, en materias livianas y faciles" etc.

Galanterie und abgeschmackten Weiberveneration, dieser höchsten Blüthe christlich-germanischer Dummheit, welche nur gedient hat, sie so arrogant und rücksichtslos zu machen, daß man bisweilen an die heiligen Affen in Benares erinnert wird, welche, im Bewußtseyn ihrer Heiligkeit und Unverletzlichkeit, sich Alles und Jedes erlaubt halten.

Das Weib im Occident, namentlich die „Dame", befindet sich in einer fausse position: denn das Weib, von den Alten mit Recht sexus sequior genannt, ist keineswegs geeignet, der Gegenstand unsrer Ehrfurcht und Veneration zu seyn, den Kopf höher zu tragen, als der Mann, und mit ihm gleiche Rechte zu haben. Die Folgen dieser fausse position sehen wir genugsam. Es wäre sonach sehr wünschenswerth, daß auch in Europa dieser Nr. 2 des menschlichen Geschlechts ihre naturgemäße Stelle wieder angewiesen und dem Damen-Unwesen, über welches nicht nur ganz Asien lacht, sondern Griechenland und Rom eben so gelacht hätte, ein Ziel gesetzt würde: wovon die Folgen, in gesellschaftlicher, bürgerlicher und politischer Hinsicht, unberechenbar wohlthätig seyn würden. Das Salische Gesetz müßte, als ein überflüssiger truism, gar nicht nöthig seyn. Die eigentliche Europäische Dame ist ein Wesen, welches gar nicht existiren sollte; sondern Hausfrauen sollte es geben und Mädchen, die es zu werden hoffen, und daher nicht zur Arroganz, sondern zur Häuslichkeit und Unterwürfigkeit erzogen werden. Gerade weil es Damen giebt in Europa, sind die Weiber niedern Standes, also die große Mehrzahl des Geschlechts, viel unglücklicher, als im Orient. Sogar Lord Byron sagt (Letters and Journals by Th. Moore, Vol. II, p. 399): Thought of the state of women under the ancient Greeks — convenient enough. Present state, a remnant of the barbarism of the chivalry and feudal ages — artificial and unnatural. They ought to mind home — and be well fed and clothed — but not mixed in society. Well educated, too, in religion — but to red neither poetry nor politics — nothing but books of piety and cookery. Music — drawing — dancing — also a little gardening and ploughing now and then. I have seen them mending the roads in Epirus with good success. Why not, as well as hay-making and milking?

§. 383.

Die Europäiſchen Ehegeſetze nehmen das Weib als Aequivalent des Mannes, gehn alſo von einer unrichtigen Vorausſetzung aus. — In unſerm monogamiſchen Welttheile heißt heirathen ſeine Rechte halbiren und ſeine Pflichten verdoppeln. Jedoch als die Geſetze den Weibern gleiche Rechte mit den Männern einräumten, hätten ſie ihnen auch eine männliche Vernunft verleihen ſollen. Je mehr hingegen die Rechte und Ehren, welche die Geſetze dem Weibe zuerkennen, das natürliche Verhältniß deſſelben überſteigen, deſto mehr verringern ſie die Zahl der Weiber, die wirklich dieſer Vergünſtigungen theilhaft werden, und nehmen allen übrigen ſo viel von den naturgemäßen Rechten, als ſie jenen darüber gegeben haben. Denn bei der widernatürlich vortheilhaften Stellung, welche die monogamiſche Einrichtung und die ihr beigegebenen Ehegeſetze dem Weibe ertheilen, indem ſie durchweg das Weib als das volle Aequivalent des Mannes betrachten, was es in keiner Hinſicht iſt, tragen kluge und vorſichtige Männer ſehr oft Bedenken, ein ſo großes Opfer zu bringen und auf ein ſo ungleiches Paktum einzugehn. Während daher bei den polygamiſchen Völkern jedes Weib Verſorgung findet, iſt bei den monogamiſchen die Zahl der verehelichten Frauen beſchränkt und bleibt eine Unzahl ſtützeloſer Weiber übrig, die in den höhern Klaſſen als unnütze, alte Jungfern vegetiren, in den untern aber unangemeſſen ſchwerer Arbeit obliegen, oder auch Freudenmädchen werden, die ein ſo freuden-, wie ehrloſes Leben führen, unter ſolchen Umſtänden aber zur Befriedigung des männlichen Geſchlechtes nothwendig werden, daher als ein öffentlich anerkannter Stand auftreten, mit dem ſpeciellen Zweck, jene vom Schickſal begünſtigten Weiber, welche Männer gefunden haben, oder ſolche hoffen dürfen, vor Verführung zu bewahren. In London allein giebt es deren 80,000. Was ſind denn dieſe Anderes, als bei der monogamiſchen Einrichtung auf das Fürchterlichſte zu kurz gekommene Weiber, wirkliche Menſchenopfer auf dem Altare der Monogamie? Alle hier erwähnten, in ſo ſchlechte Lage geſetzten Weiber ſind die unausbleibliche Gegenrechnung zur Europäiſchen Dame, mit ihrer Prätenſion und Arroganz. Für das weibliche Geſchlecht als ein Ganzes betrachtet, iſt demnach die Polygamie eine wirkliche Wohlthat. Andrerſeits iſt vernünf-

tiger Weise nicht abzusehn, warum ein Mann, dessen Frau an einer chronischen Krankheit leidet, oder unfruchtbar bleibt, oder allmälig zu alt für ihn geworden ist, nicht eine zweite dazu nehmen sollte. Was den Mormonen so viele Konvertiten wirbt, scheint eben die Beseitigung der widernatürlichen Monogamie zu seyn. Zudem aber hat die Ertheilung unnatürlicher Rechte dem Weibe unnatürliche Pflichten aufgelegt, deren Verletzung sie jedoch unglücklich macht. Manchem Manne nämlich machen Standes- oder Vermögensrücksichten die Ehe, wenn nicht etwan glänzende Bedingungen sich daran knüpfen, unräthlich. Er wird alsdann wünschen, sich ein Weib, nach seiner Wahl, unter andern, ihr und der Kinder Loos sicher stellenden Bedingungen zu erwerben. Seien nun diese auch noch so billig, vernünftig und der Sache angemessen, und sie giebt nach, indem sie nicht auf den unverhältnißmäßigen Rechten, welche allein die Ehe gewährt, besteht; so wird sie, weil die Ehe die Basis der bürgerlichen Gesellschaft ist, dadurch in gewissem Grade ehrlos und hat ein trauriges Leben zu führen; weil ein Mal die menschliche Natur es mit sich bringt, daß wir auf die Meinung Anderer einen ihr völlig unangemessenen Werth legen. Giebt sie hingegen nicht nach; so läuft sie Gefahr, entweder einem ihr widerwärtigen Manne ehelich angehören zu müssen, oder als alte Jungfer zu vertrocknen: denn die Frist ihrer Unterbringbarkeit ist sehr kurz. In Hinsicht auf diese Seite unsrer monogamischen Einrichtung ist des Thomasius grundgelehrte Abhandlung de concubinatu höchst lesenswerth, indem man daraus ersieht, daß, unter allen gebildeten Völkern und zu allen Zeiten, bis auf die Lutherische Reformation herab, das Konkubinat eine erlaubte, ja, in gewissem Grade sogar gesetzlich anerkannte und von keiner Unehre begleitete Einrichtung gewesen ist, welche von dieser Stufe bloß durch die Lutherische Reformation herabgestoßen wurde, als welche hierin ein Mittel mehr zur Rechtfertigung der Ehe der Geistlichen erkannte; worauf denn die katholische Seite auch darin nicht hat zurückbleiben dürfen.

Ueber Polygamie ist gar nicht zu streiten, sondern sie ist als eine überall vorhandene Thatsache zu nehmen, deren bloße Regulirung die Aufgabe ist. Wo giebt es denn wirkliche Monogamisten? Wir Alle leben, wenigstens eine Zeit lang,

meiſtens aber immer, in Polygamie. Da folglich jeder Mann viele Weiber braucht, iſt nichts gerechter, als daß ihm frei ſtehe, ja obliege, für viele Weiber zu ſorgen. Dadurch wird auch das Weib auf ihren richtigen und natürlichen Standpunkt, als ſubordinirtes Weſen, zurückgeführt, und die Dame, dies Monſtrum Europäiſcher Civiliſation und chriſtlich-germaniſcher Dummheit, mit ihren lächerlichen Anſprüchen auf Reſpekt und Verehrung, kommt aus der Welt, und es giebt nur noch Weiber, aber auch keine unglückliche Weiber mehr, von welchen jetzt Europa voll iſt. —

§. 384.

In Hindoſtan iſt kein Weib jemals unabhängig, ſondern jedes ſteht unter der Aufſicht des Vaters, oder des Gatten, oder des Bruders, oder des Sohnes, gemäß dem Geſetze Menu's Kap 5, V. 148.*) Daß Wittwen ſich mit der Leiche des Gatten verbrennen iſt freilich empörend; aber daß ſie das Vermögen, welches der Gatte, ſich getröſtend, daß er für ſeine Kinder arbeite, durch den anhaltenden Fleiß ſeines ganzen Lebens erworben hat, nachher mit ihren Buhlen durchbringen iſt auch empörend. Medium tenuere beati. — Die urſprüngliche Mutterliebe iſt, wie bei den Thieren, ſo auch im Menſchen, rein inſtinktiv, hört daher mit der phyſiſchen Hülfloſigkeit der Kinder auf. Von da an ſoll an ihre Stelle eine auf Gewohnheit und Vernunft gegründete treten, die aber oft ausbleibt, zumal wenn die Mutter den Vater nicht geliebt hat. Die Liebe des Vaters zu ſeinen Kindern iſt anderer Art und ſtichhaltiger: ſie beruht auf einem Wiedererkennen ſeines eigenen innerſten Selbſt in ihnen, iſt alſo metaphyſiſchen Urſprungs. —

Bei faſt allen alten und neuen Völkern der Erde, ſogar bei den Hottentotten**), vererbt Eigenthum ſich bloß auf die

*) Menu Kap. 5, V. 148 lautet: „In der Kindheit muß ein Frauenzimmer von ihrem Vater abhängen, in ihrem jungfräulichen Alter von ihrem Ehemanne, und wenn er todt iſt, von ihren Söhnen, wenn ſie keine Söhne hat, von den nahen Verwandten ihres Gatten, hat er aber keine verlaſſen, von den Verwandten ihres Vaters, und wenn ſie keine väterlichen Blutsfreunde hat, vom Landesherrn: ein Frauenzimmer muß nie nach Unabhängigkeit ſtreben." Der Herausg.

**) Chez les Hottentots, tous les biens d'un père descendent à l'aîné des fils, ou passent dans la même famille au plus proche des mâles.

männliche Descendenz: nur in Europa ist man davon abgegangen; der Adel jedoch nicht. — Daß das von Männern, durch große und lange fortgesetzte Arbeit und Mühe schwer erworbene Eigenthum nachher in die Hände der Weiber geräth, welche, in ihrer Unvernunft, es binnen kurzer Zeit durchbringen oder sonst vergeuden, ist ein eben so großes, wie häufiges Unbild, dem man durch Beschränkung des weiblichen Erbrechts vorbeugen sollte. Mir scheint, die beste Einrichtung wäre, daß Weiber, sei es als Wittwen, oder als Töchter, stets nur eine, ihnen auf Lebenszeit hypothekarisch gesicherte Rente erbten, nicht aber den Grundbesitz oder das Kapital; es wäre denn, in Ermangelung aller männlichen Descendenz. Die Erwerber des Vermögens sind die Männer, nicht die Weiber: diese sind daher auch nicht zum unbedingten Besitze desselben berechtigt; wie auch zur Verwaltung desselben nicht befähigt. Weiber sollten niemals über ererbtes, eigentliches Vermögen, also Kapitalien, Häuser und Landgüter, freie Disposition haben. Sie bedürfen stets eines Vormundes; daher sie in keinem möglichen Fall die Vormundschaft ihrer Kinder erhalten sollten. Die Eitelkeit der Weiber, selbst wenn sie nicht größer, als die der Männer seyn sollte, hat das Schlimme, daß sie sich ganz auf materielle Dinge wirft, nämlich auf ihre persönliche Schönheit und nächstdem auf Flitter, Staat, Pracht. Daher auch die Societät so recht ihr Element ist. Dies macht sie, zumal bei ihrer geringen Vernunft, zur Verschwendung geneigt; weshalb schon ein Alter sagt: Γυνη το συνολον ἐστι δαπανηρον φυσει. (S. Brunck's: Gnomici poetae graeci, v. 115.) Die Eitelkeit der Männer hingegen wirft sich oft auf nicht materielle Vorzüge, wie Verstand, Gelehrsamkeit, Muth u. dgl. — Aristoteles setzt, in der Politik, B. II, c. 9, aus einander, welche große Nachtheile den Spartanern daraus erwachsen sind, daß bei ihnen den Weibern zu viel eingeräumt war, indem sie Erbschaft, Mitgift und große Ungebundenheit hatten, und wie dieses zum Verfall Sparta's

---

Jamais ils ne sont divisés, jamais les femmes ne sont appelées à la succession. (Ch. G. Leroy, Lettres philosophiques sur l'intelligence et la perfectibilité des animaux, avec quelques lettres sur l'homme. Nouvelle édit. Paris, an X (1802) pag. 298.)

viel beigetragen hat. — Sollte nicht in Frankreich der seit Ludwig XIII. immer wachsende Einfluß der Weiber Schuld seyn an der allmäligen Verderbniß des Hofes und der Regierung, welche die erste Revolution herbeiführte, deren Folge alle nachherigen Umwälzungen gewesen sind? Jedenfalls ist eine falsche Stellung des weiblichen Geschlechts, wie eine solche an unserm Damenwesen ihr grellstes Symptom hat, ein Grundgebrechen des geselligen Zustandes, welches, vom Herzen desselben aus, auf alle Theile seinen nachtheiligen Einfluß erstrecken muß.

Daß das Weib, seiner Natur nach, zum Gehorchen bestimmt sei, giebt sich daran zu erkennen, daß eine Jede, welche in die ihr naturwidrige Lage gänzlicher Unabhängigkeit versetzt wird, alsbald sich irgend einem Manne anschließt, von dem sie sich lenken und beherrschen läßt; weil sie eines Herrn bedarf. Ist sie jung, so ist es ein Liebhaber; ist sie alt, ein Beichtvater.

Kapitel XXVIII.

Ueber Erziehung.

§. 385.

Der Natur unſers Intellekts zufolge ſollen die Begriffe durch Abſtraktion aus den Anſchauungen entſtehn, mithin dieſe früher daſeyn, als jene. Wenn es nun wirklich dieſen Gang nimmt, wie es der Fall iſt bei Dem, der bloß die eigene Erfahrung zum Lehrer und zum Buche hat; ſo weiß der Menſch ganz gut, welche Anſchauungen es ſind, die unter jeden ſeiner Begriffe gehören und von demſelben vertreten werden: er kennt Beide genau und behandelt demnach alles ihm Vorkommende richtig. Wir können dieſen Weg die natürliche Erziehung nennen.

Hingegen bei der künſtlichen Erziehung wird, durch Vorſagen, Lehren und Leſen, der Kopf voll Begriffe gepfropft, bevor noch eine irgend ausgebreitete Bekanntſchaft mit der anſchaulichen Welt da iſt. Die Anſchauungen zu allen jenen Begriffen ſoll nun die Erfahrung nachbringen: bis dahin aber werden dieſelben falſch angewendet und demnach die Dinge und Menſchen falſch beurtheilt, falſch geſehn, falſch behandelt. So geſchieht es, daß die Erziehung ſchiefe Köpfe macht, und daher kommt es, daß wir in der Jugend, nach langem Lernen und Leſen, oft theils einfältig, theils verſchroben in die Welt treten und nun bald ängſtlich, bald vermeſſen uns darin benehmen; weil wir den Kopf voll Begriffe haben, die wir jetzt anzuwenden bemüht ſind, aber faſt immer ſie verkehrt anbringen. Dies iſt die Folge jenes ὑστερον προτερον, durch welches wir, dem natürlichen Entwickelungsgange unſers Geiſtes gerade entgegen, zuerſt die Begriffe und zuletzt die Anſchauungen erhalten, indem die Erzieher, ſtatt die Fähigkrit ſelbſt zu erkennen, zu urtheilen und zu denken im Knaben zu entwickeln, bloß bemüht ſind, ihm den Kopf voll

fremder, fertiger Gedanken zu ſtopfen. Nachmals hat dann eine lange Erfahrung alle jene, durch falſche Anwendung der Begriffe entſtandenen Urtheile zu berichtigen. Dies gelingt ſelten ganz. Daher haben ſo wenige Gelehrte den geſunden Menſchenverſtand, wie er bei ganz Ungelehrten häufig iſt.

§. 386.

Dem Geſagten zufolge wäre der Hauptpunkt in der Erziehung, daß die Bekanntſchaft mit der Welt, deren Erlangung wir als den Zweck aller Erziehung bezeichnen können, vom rechten Ende angefangen werde. Dies aber beruht, wie gezeigt, hauptſächlich darauf, daß in jeder Sache die Anſchauung dem Begriffe vorhergehe, ferner der engere Begriff dem weiteren, und ſo die ganze Belehrung in der Ordnung geſchehe, wie die Begriffe der Dinge einander vorausſetzen. Sobald aber in dieſer Reihe etwas überſprungen iſt, entſtehn mangelhafte, und aus dieſen falſche Begriffe und endlich eine auf individuelle Art verſchrobene Weltanſicht, wie faſt Jeder ſie lange Zeit, die Meiſten auf immer, im Kopfe herumträgt. Wer ſich ſelbſt prüft wird entdecken, daß über manche, ziemlich einfache Dinge und Verhältniſſe das rechte, oder das deutliche Verſtändniß ihm erſt in ſehr reifem Alter und bisweilen plötzlich aufgegangen iſt. Dann lag hier ſo ein dunkler Punkt ſeiner Bekanntſchaft mit der Welt, der entſtanden war durch Ueberſpringen des Gegenſtandes, in jener ſeiner erſten Erziehung, ſei ſie nun eine künſtliche durch Menſchen, oder bloß eine natürliche, durch eigene Erfahrung, geweſen.

Demnach ſollte man die eigentlich natürliche Reihenfolge der Erkenntniſſe zu erforſchen ſuchen, um dann methodiſch, nach derſelben, die Kinder mit den Dingen und Verhältniſſen der Welt bekannt zu machen, ohne daß ſie Flauſen in den Kopf bekämen, als welche oft nicht wieder auszutreiben ſind. Dabei hätte man zunächſt zu verhüten, daß die Kinder nicht Worte gebrauchten, mit denen ſie keinen deutlichen Begriff verbänden.*) Die Haupt-

*) Schon die Kinder haben meiſtens den unſäligen Hang, ſtatt die Sache verſtehn zu wollen, ſich mit den Worten zu begnügen und dieſe auswendig zu lernen, um ſich vorkommenden Falls damit heraus zu helfen. Dieſer Hang bleibt nachher und macht, daß das Wiſſen vieler Gelehrten ein bloßer Wortkram iſt.

ſache bliebe aber immer, daß die Anſchauungen den Begriffen vorhergiengen, und nicht umgekehrt, wie Dies der gewöhnliche, aber eben ſo ungünſtige Fall iſt, als wenn ein Kind zuerſt mit den Beinen, oder ein Vers zuerſt mit dem Reim auf die Welt kommt. Während nämlich der Geiſt des Kindes noch ganz arm an Anſchauungen iſt, prägt man ihm ſchon Begriffe und Urtheile ein, recht eigentliche Vorurtheile: dieſen fertigen Apparat bringt es nun nachher zur Anſchauung und Erfahrung mit; ſtatt daß erſt aus dieſen jene ſich hätten abſetzen ſollen. Die Anſchauung iſt vielſeitig und reich, kann es daher an Kürze und Schnelle dem abſtrakten Begriffe, der mit Allem bald fertig iſt, nicht gleichthun: daher wird ſie die Berichtigung ſolcher vorgefaßten Begriffe erſt ſpät, oder gar nie zu Ende bringen. Denn, welche ihrer Seiten ſie auch als mit denſelben im Widerſpruch vorweiſe; ſo wird ihre Ausſage vorläufig als eine einſeitige verworfen, ja, wird verleugnet, und werden gegen ſie die Augen geſchloſſen; damit nur nicht der vorgefaßte Begriff dabei zu Schaden komme. So geſchieht es denn, daß mancher Menſch ſich ſein Leben hindurch herumträgt mit Flauſen, Grillen, Nücken, Einbildungen und Vorurtheilen, die bis zur fixen Idee gehen. Hat er doch nie verſucht, für ſich ſelber gründliche Begriffe aus Anſchauungen und Erfahrungen abzuziehn; weil er Alles fertig überkommen hat: Dies eben macht ihn, macht Unzählige, ſo flach und ſeicht. Statt Deſſen alſo ſollte, in der Kindheit, der naturgemäße Gang der Erkenntnißbildung beibehalten werden. Kein Begriff müßte anders, als mittelſt der Anſchauung eingeführt, wenigſtens nicht ohne ſie beglaubigt werden. Das Kind würde dann wenige, aber gründliche und richtige Begriffe erhalten. Es würde lernen, die Dinge mit ſeinem eigenen Maaßſtabe zu meſſen, ſtatt mit einem fremden. Dann würde es tauſend Grillen und Vorurtheile nie faſſen, auf deren Austreibung der beſte Theil der nachfolgenden Erfahrung und Lebensſchule verwendet werden muß; und ſein Geiſt würde auf immer an Gründlichkeit, Deutlichkeit, eigenes Urtheil und Unbefangenheit gewöhnt ſeyn.

Ueberhaupt ſollten Kinder das Leben, in jeder Hinſicht, nicht früher aus der Kopie kennen lernen, als aus dem Original. Statt daher zu eilen, ihnen nur Bücher in die Hände zu geben,

mache man sie stufenweise mit den Dingen und den menschlichen Verhältnissen bekannt. Vor Allem sei man darauf bedacht, sie zu einer reinen Auffassung der Wirklichkeit anzuleiten und sie dahin zu bringen, daß sie ihre Begriffe stets unmittelbar aus der wirklichen Welt schöpfen und sie nach der Wirklichkeit bilden, nicht aber sie anderswo herholen, aus Büchern, Mährchen, oder Reden Anderer, und solche Begriffe nachher schon fertig zur Wirklichkeit hinzubringen, welche letztere sie alsdann, den Kopf voll Chimären, theils falsch auffassen, theils nach jenen Chimären umzumodeln fruchtlos sich bemühen, und so auf theoretische, oder gar praktische Irrwege gerathen. Denn es ist unglaublich, wie viel Nachtheil früh eingepflanzte Chimären und daraus entstandene Vorurtheile bringen: die spätere Erziehung, welche die Welt und das wirkliche Leben uns geben, muß alsdann hauptsächlich auf Ausmerzung jener verwendet werden. Hierauf beruht auch die Antwort des Antisthenes, welche Diogenes Laertius (VI, 7) berichtet: ερωτηθεις τι των μαθηματων αναγκαιοτατον, εφη, „το κακα απομαθειν". (Interrogatus quaenam esset disciplina maxime necessaria, Mala, inquit, dediscere.)

§. 387.

Eben weil früh eingesogene Irrthümer meistens unauslöschlich sind und die Urtheilskraft am spätesten zur Reife kommt, soll man die Kinder, bis zum sechszehnten Jahre, von allen Lehren, worin große Irrthümer seyn können, frei erhalten, also von aller Philosophie, Religion und allgemeinen Ansichten jeder Art, und sie bloß solche Dinge treiben lassen, worin entweder keine Irrthümer möglich sind, wie Mathematik, oder keiner sehr gefährlich ist, wie Sprachen, Naturkunde, Geschichte u. s. w., überhaupt aber in jedem Alter nur solche Wissenschaften, die demselben zugänglich und ganz und gar verständlich sind. Die Kindheit und Jugend ist die Zeit, Data zu sammeln und das Einzelne speciell und von Grund aus kennen zu lernen; hingegen muß das Urtheil im Allgemeinen noch suspendirt bleiben und die letzten Erklärungen hinausgeschoben werden. Man lasse die Urtheilskraft, da sie Reife und Erfahrung voraussetzt, noch ruhen, und hüte sich, ihr durch Einprägung von Vorurtheilen zuvorzukommen, als wodurch man sie auf immer lähmt.

Hingegen ist das Gedächtniß, da es in der Jugend seine größte Stärke und Tenacität hat, vorzüglich in Anspruch zu nehmen, jedoch mit sorgfältigster, aus skrupulöser Ueberlegung hervorgegangener Auswahl. Denn, da das in der Jugend Wohlerlernte auf immer haftet; so sollte diese köstliche Anlage zu möglichstem Gewinne benutzt werden. Wenn wir uns vergegenwärtigen, wie tief eingegraben in unserm Gedächtniß die Personen stehn, die wir in den zwölf ersten Jahren unsers Lebens gekannt haben, und wie auch die Begebenheiten jener Zeit und überhaupt das Meiste, was wir damals erfahren, gehört, gelernt haben, unauslöschlich eingeprägt ist; so ist es ein sehr natürlicher Gedanke, auf diese Empfänglichkeit und Tenacität des jugendlichen Geistes die Erziehung zu gründen, indem man alle Eindrücke auf dieselben streng methodisch und systematisch nach Vorschrift und Regel leitet. Weil nun aber dem Menschen nur wenige Jugendjahre beschieden sind und auch die Kapacität des Gedächtnisses überhaupt, und noch mehr die des individuellen, doch immer eine limitirte ist; so käme Alles darauf an, dasselbe mit dem Wesentlichsten und Wichtigsten in jeder Art, unter Ausschließung alles Uebrigen, anzufüllen. Diese Auswahl sollte ein Mal von den tüchtigsten Köpfen und den Meistern in jedem Fache mit der reiflichsten Ueberlegung gemacht und ihr Resultat festgestellt werden. Zum Grunde liegen müßte ihr eine Sichtung des dem Menschen überhaupt und des für jedes besondere Gewerbe, oder Fach, zu wissen Nöthigen und Wichtigen. Die Kenntnisse der ersteren Art müßten dann wieder in stufenweise erweiterte Kursus, oder Enkyklopädien, je nach dem Grade allgemeiner Bildung, die Jedem, nach Maaßgabe seiner äußern Verhältnisse, zugedacht ist, abgetheilt werden: von der Beschränkung auf nothdürftigen Primärunterricht an, bis auf den Inbegriff sämmtlicher Lehrgegenstände der philosophischen Fakultät hinauf. Die Kenntnisse der zweiten Art nun aber bliehen der Auswahl der wahren Meister in jedem Fache überlassen. Das Ganze gäbe einen speciell ausgeführten Kanon der intellektuellen Erziehung, welcher freilich alle 10 Jahre einer Revision bedürfen würde. Durch solche Veranstaltungen also würde man die Jugendkraft des Gedächtnisses zu möglichstem Vortheile benutzen und der später auftretenden Urtheilskraft vortrefflichen Stoff überliefern.

§. 388.

Die Reife der Erkenntniß, d. h. die Vollkommenheit, zu der dieſe in jedem Einzelnen gelangen kann, beſteht darin, daß eine genaue Verbindung zwiſchen ſeinen ſämmtlichen abſtrakten Begriffen und ſeiner anſchauenden Auffaſſung zu Stande gekommen ſei; ſo daß jeder ſeiner Begriffe, unmittelbar oder mittelbar, auf einer anſchaulichen Baſis ruhe, als wodurch allein derſelbe realen Werth hat; und ebenfalls, daß er jede ihm vorkommende Anſchauung dem richtigen, ihr angemeſſenen Begriff zu ſubſumiren vermöge. Die Reife iſt allein das Werk der Erfahrung und mithin der Zeit. Denn, da wir unſere anſchaulichen und unſere abſtrakten Erkenntniſſe meiſtens ſeparat erwerben, erſtere auf dem natürlichen Wege, letztere durch gute und ſchlechte Belehrung und Mittheilung Anderer; ſo iſt in der Jugend meiſtens wenig Uebereinſtimmung und Verbindung zwiſchen unſern, durch bloße Worte fixirten Begriffen und unſrer, durch die Anſchauung erlangten realen Erkenntniß. Beide kommen erſt allmälig einander näher und berichtigen ſich gegenſeitig: aber erſt wann ſie mit einander ganz verwachſen ſind, iſt die Reife der Erkenntniß da. Dieſe Reife iſt ganz unabhängig von der ſonſtigen, größern, oder geringern Vollkommenheit der Fähigkeiten eines Jeden, als welche nicht auf dem Zuſammenhange der abſtrakten und intuitiven Erkenntniß, ſondern auf dem intenſiven Grade Beider beruht.

§. 389.

Für den praktiſchen Menſchen iſt das nöthigſte Studium die Erlangung einer genauen und gründlichen Kenntniß davon, wie es eigentlich in der Welt hergeht: aber es iſt auch das langwierigſte, indem es bis ins ſpäte Alter fortdauert, ohne daß man ausgelernt hätte; während man in den Wiſſenſchaften doch ſchon in der Jugend das Wichtigſte bemeiſtert. Der Knabe und Jüngling hat, in jener Erkenntniß, als Neuling die erſten und ſchwerſten Lektionen zu lernen; aber oft hat ſelbſt der reife Mann noch viel darin nachzuholen. Dieſe ſchon an ſich bedeutende Schwierigkeit der Sache wird nun noch verdoppelt durch die Romane, als welche einen Hergang der Dinge und des Verhaltens der Menſchen darſtellen, wie er in der Wirklichkeit

eigentlich nicht Statt findet. Dieſer nun aber wird mit der Leichtgläubigkeit der Jugend aufgenommen und dem Geiſte einverleibt; wodurch jetzt an die Stelle bloß negativer Unkunde ein ganzes Gewebe falſcher Vorausſetzungen, als poſitiver Irrthum, tritt, welcher nachher ſogar die Schule der Erfahrung ſelbſt verwirrt und ihre Lehren in falſchem Lichte erſcheinen läßt. Ging der Jüngling vorher im Dunkeln; ſo wird er jetzt noch von Irrlichtern irre geführt: das Mädchen oft noch mehr. Ihnen iſt, durch die Romane, eine ganz falſche Lebensanſicht untergeſchoben und ſind Erwartungen erregt worden, die nie erfüllt werden können. Dies hat meiſtens den nachtheiligſten Einfluß auf das ganze Leben. Entſchieden im Vortheil ſtehn hier die Menſchen, welche in ihrer Jugend zum Romaneleſen keine Zeit, oder Gelegenheit, gehabt haben, wie Handwerker u. dgl. Wenige Romane ſind von obigem Vorwurf auszunehmen, ja, wirken eher im entgegengeſetzten Sinne: z. B. und vor allen Gil Blas und ſonſtige Werke des Leſage (oder vielmehr ihre ſpaniſchen Originale), ferner auch der vicar of Wakefield und zum Theil die Romane Walter Scott's. Der Don Quijote kann als eine ſatiriſche Darſtellung jenes Irrweges ſelbſt angeſehn werden.

Kapitel XXIX.

Zur Physiognomik.

§. 390.

Daß das Aeußere das Innere darstellend wiedergebe und das Antlitz das ganze Wesen des Menschen ausspreche und offenbare ist eine Voraussetzung, deren Apriorität, und mithin Sicherheit, sich kundgiebt in der, bei jeder Gelegenheit hervortretenden allgemeinen Begier, einen Menschen, der sich durch irgend etwas, im Guten oder Schlimmen, hervorgethan, oder auch ein außerordentliches Werk geliefert hat, zu *sehn*, oder, falls Dieses versagt bleibt, wenigstens von Andern zu erfahren, *wie er aussieht*; daher dann einerseits der Zudrang zu den Orten, wo man seine Anwesenheit vermuthet, und andrerseits die Bemühungen der Tageblätter, zumal der englischen, ihn minutiös und treffend zu beschreiben, bis bald darauf Maler und Kupferstecher ihn uns anschaulich darstellen und endlich *Daguerre's* Erfindung, eben deswegen so hoch geschätzt, diesem Bedürfniß auf das Vollkommenste entspricht. Ebenfalls prüft, im gemeinen Leben, Jeder Jeden, der ihm vorkommt, physiognomisch und sucht, im Stillen, sein moralisches und intellektuelles Wesen aus seinen Gesichtszügen im voraus zu erkennen. Dem Allen nun könnte nicht so seyn, wenn, wie einige Thoren wähnen, das Aussehn des Menschen nichts zu bedeuten hätte, indem ja die Seele Eines und der Leib das Andere wäre, zu jener sich verhaltend, wie zu ihm selbst sein Rock.

Vielmehr ist jedes Menschengesicht eine Hieroglyphe, die sich allerdings entziffern läßt, ja, deren Alphabet wir fertig in uns tragen. Sogar sagt das Gesicht eines Menschen, in der Regel, mehr und Interessanteres, als sein Mund: denn es ist das Kompendium alles Dessen, was dieser je sagen wird; indem

es das Monogramm alles Denkens und Trachtens dieses Menschen ist. Auch spricht der Mund nur Gedanken eines Menschen, das Gesicht einen Gedanken der Natur aus. Daher ist Jeder werth, daß man ihn aufmerksam betrachte; wenn auch nicht Jeder, daß man mit ihm rede. — Ist nun schon jedes Individuum, als ein einzelner Gedanke der Natur, betrachtungswürdig; so ist es im höchsten Grade die Schönheit; denn sie ist ein höherer, allgemeinerer Begriff der Natur: sie ist ihr Gedanke der Species. Darum fesselt sie so mächtig unsern Blick. Sie ist ein Grund- und Hauptgedanke der Natur; während das Individuum nur ein Nebengedanke, ein Korollarium, ist.

Alle gehn stillschweigend von dem Grundsatz aus, daß Jeder *ist* wie er *aussieht*: dieser ist auch richtig; aber die Schwierigkeit liegt in der Anwendung, die Fähigkeit zu welcher theils angeboren, theils aus der Erfahrung zu gewinnen ist: aber Keiner lernt aus; selbst der Geübteste ertappt sich noch auf Irrthümern. Dennoch lügt das Gesicht nicht, — was auch der Figaro sagen mag, — sondern wir sind es, die ablesen, was nicht dasteht. Allerdings ist die Entzifferung des Gesichts eine große und schwere Kunst. Ihre Prinzipien sind nie in abstracto zu erlernen. Die erste Bedingung dazu ist, daß man seinen Mann mit *rein objektivem Blick* auffasse; welches so leicht nicht ist. Sobald nämlich die leiseste Spur von Abneigung, oder Zuneigung, oder Furcht, oder Hoffnung, oder auch der Gedanke, welchen Eindruck wir selbst jetzt auf *ihn* machen, kurz, irgend etwas Subjektives sich einmischt, verwirrt und verfälscht sich die Hieroglyphe. Wie den Klang einer Sprache nur Der hört, welcher sie nicht versteht, weil sonst das Bezeichnete das Zeichen sogleich aus dem Bewußtseyn verdrängt; so sieht die Physiognomie eines Menschen nur Der, welcher ihm noch fremd ist, d. h. nicht durch öfteres Sehn, oder gar durch Sprechen mit ihm, sich an sein Gesicht gewöhnt hat. Demgemäß hat man den rein objektiven Eindruck eines Gesichts, und dadurch die Möglichkeit seiner Entzifferung, streng genommen, nur beim ersten Anblick. Wie Gerüche uns nur bei ihrem Eintritt affiziren und der Geschmack eines Weins eigentlich nur beim ersten Glase; so machen auch Gesichter ihren vollen Eindruck nur das erste Mal. Auf diesen soll man daher sorgfältig achten: man soll ihn sich merken, ja, bei persönlich

uns wichtigen Menſchen, ihn aufſchreiben; wenn man nämlich ſeinem eigenen phyſiognomiſchen Gefühle trauen darf. Die nachherige Bekanntſchaft, der Umgang, wird jenen Eindruck verwiſchen: aber die Folge wird ihn einſt beſtätigen.

Inzwiſchen wollen wir hier uns nicht verhehlen, daß jener erſte Anblick meiſtens höchſt unerfreulich iſt: — allein wie wenig taugen auch die Meiſten! — Mit Ausnahme der ſchönen, der gutmüthigen und der geiſtreichen Geſichter, — alſo höchſt weniger und ſeltener, — wird, glaube ich, fein fühlenden Perſonen jedes neue Geſicht meiſtens eine dem Schreck verwandte Empfindung erregen, indem es, in neuer und überraſchender Kombination, das Unerfreuliche darbietet. Wirklich iſt es, in der Regel, ein trübſäliger Anblick (a sorry sight). Einzelne giebt es ſogar, auf deren Geſicht eine ſo naive Gemeinheit und Niedrigkeit der Sinnesart, dazu ſo thieriſche Beſchränktheit des Verſtandes ausgeprägt iſt, daß man ſich wundert, wie ſie nur mit einem ſolchen Geſichte noch ausgehn mögen und nicht lieber eine Maske tragen. Ja, es giebt Geſichter, durch deren bloßen Anblick man ſich verunreinigt fühlt. Man kann es daher Solchen, denen ihre bevorzugte Lage es geſtattet, nicht verdenken, wenn ſie ſich ſo zurückziehn und umgeben, daß ſie der peinlichen Empfindung, „neue Geſichter zu ſehn", gänzlich entzogen bleiben. — Bei der metaphyſiſchen Erklärung dieſer Sache kommt zur Erwägung, daß die Individualität eines Jeden gerade Das iſt, wovon er, durch ſeine Exiſtenz ſelbſt, zurückgebracht, korrigirt werden ſoll. Will man hingegen mit der pſychologiſchen Erklärung ſich begnügen; ſo frage man ſich, was für Phyſiognomien denn wohl zu erwarten ſtehn bei Denen, in deren Innerem, ein langes Leben hindurch, höchſt ſelten etwas Anderes aufgeſtiegen iſt, als kleinliche, niedrige, miſerable Gedanken, und gemeine, eigennützige, neidiſche, ſchlechte und boshafte Wünſche. Jedes von Dieſen hat, auf die Dauer ſeiner Gegenwart, dem Geſichte ſeinen Ausdruck aufgeſetzt: alle dieſe Spuren haben ſich, durch die viele Wiederholung, mit der Zeit, tief eingefurcht und ſind, wie man ſagt, recht ausgefahren. Daher alſo ſehn die meiſten Menſchen ſo aus, daß man beim erſten Anblick erſchrickt und nur allmälig ihr Geſicht gewohnt wird, d. h. gegen deſſen Eindruck ſich ſo abſtumpft, daß er nicht mehr wirkt.

Aber eben jener langsame Bildungsproceß des bleibenden Gesichtsausdrucks durch unzählige vorübergehende charakteristische Anspannungen der Züge ist auch der Grund, warum die geistreichen Gesichter es erst allmälig werden und sogar erst im Alter ihren hohen Ausdruck erlangen; während die Porträtts aus ihrer Jugendzeit nur die ersten Spuren davon zeigen. Hingegen stimmt das so eben über den ersten Schreck Gesagte zu der obigen Bemerkung, daß ein Gesicht nur das erste Mal seinen richtigen und vollen Eindruck macht. Um nämlich diesen rein objektiv und unverfälscht zu empfangen, müssen wir noch in keinerlei Beziehung zur Person stehn, ja, wo möglich, mit derselben noch nicht geredet haben. Schon jedes Gespräch nämlich befreundet einigermaaßen und führt einen gewissen rapport, eine wechselseitige, subjektive Beziehung ein, bei der die Objektivität der Auffassung sogleich leidet. Da zudem Jeder bemüht ist, sich Hochachtung oder Freundschaft zu erwerben; so wird auch der zu Beobachtende sogleich allerlei, ihm schon geläufige Verstellungskünste anwenden, wird, mit seinen Mienen, heucheln, schmeicheln, und dadurch uns so bestechen, daß wir bald nicht mehr sehn was doch der erste Blick uns deutlich gezeigt hatte. Danach heißt es dann, daß „die meisten Menschen bei näherer Bekanntschaft gewinnen", sollte jedoch heißen „uns bethören". Wenn nun aber späterhin die schlimmen Gelegenheiten sich einfinden, da erhält meistens das Urtheil des ersten Blicks seine Rechtfertigung und macht sie oft höhnend geltend. Ist hingegen die „nähere Bekanntschaft" sogleich eine feindsälige; so wird man ebenfalls nicht finden, daß durch sie die Leute gewönnen. Eine andere Ursache des angeblichen Gewinnens bei näherer Bekanntschaft ist, daß der Mensch, dessen erster Anblick uns vor ihm warnte, sobald wir mit ihm konversiren, nicht mehr bloß sein eigenes Wesen und Charakter zeigt, sondern auch seine Bildung, d. h. nicht bloß was er wirklich und von der Natur ist, sondern auch was er sich vom Gemeingut der ganzen Menschheit angeeignet hat: drei Viertel von dem, was er sagt, gehört nicht ihm, sondern ist von außen hineingekommen: dann wundern wir uns oft, einen solchen Minotaur so menschlich reden zu hören. Aber man komme nur von der „näheren Bekanntschaft" zur noch näheren: da wird bald „die Bestialität", welche sein Gesicht verhieß, „sich gar herr-

lich offenbaren." — Wer also mit physiognomischem Scharfblick begabt ist, hat die, aller näheren Bekanntschaft vorher gegangenen und daher unverfälschten Aussprüche desselben wohl zu beachten. Denn das Gesicht eines Menschen sagt gerade aus, was er ist; und täuscht es uns, so ist dies nicht seine, sondern unsre Schuld. Die Worte eines Menschen hingegen sagen bloß was er denkt, öfter nur was er gelernt hat, oder gar was er zu denken bloß vorgiebt. Dazu kommt noch, daß wenn wir mit ihm reden, ja, ihn nur zu Andern reden hören, wir von seiner eigentlichen Physiognomie abstrahiren, indem wir sie als das Substrat, das schlechthin Gegebene, bei Seite setzen und bloß auf das Pathognomische derselben, sein Mienenspiel beim Reden, achten: dieses aber richtet er so ein, daß er die gute Seite nach außen kehrt.

Wenn nun aber Sokrates zu einem Jünglinge, der ihm, damit er dessen Fähigkeiten prüfe, vorgestellt wurde, gesagt hat: „sprich, damit ich dich sehe"; so hatte er (angenommen, daß er unter dem Sehn nicht das bloße Hören verstand) zwar in sofern Recht, als erst beim Reden die Züge, besonders die Augen, des Menschen sich beleben und seine geistigen Mittel und Fähigkeiten dem Mienenspiel ihren Stempel aufdrücken, wodurch wir alsdann den Grad und die Kapacität seiner Intelligenz vorläufig abzuschätzen im Stande sind; welches eben hier der Zweck des Sokrates war. Sonst aber ist dagegen geltend zu machen, erstlich, daß Dieses sich nicht auf die moralischen Eigenschaften des Menschen erstreckt, als welche tiefer liegen, und zweitens, daß was wir, beim Reden des Menschen, an der deutlicheren Entwickelung seiner Gesichtszüge durch sein Mienenspiel, objective gewinnen, wir wieder subjective verlieren, durch die persönliche Beziehung, in welche er zu uns sogleich tritt, und welche eine leise Fascination herbeiführt, die uns nicht unbefangen läßt; wie oben ausgeführt worden. Daher möchte, von diesem letzteren Gesichtspunkte aus, es richtiger seyn, zu sagen: „sprich nicht; damit ich dich sehe."

Denn um die wahre Physiognomie eines Menschen rein und tief zu erfassen, muß man ihn beobachten, wann er allein und sich selbst überlassen dasitzt. Schon jede Gesellschaft und sein Gespräch mit einem Andern wirft einen fremden Reflex auf ihn, meistens zu seinem Vortheil, indem er durch die Aktion und

Reaktion in Thätigkeit gesetzt und dadurch gehoben wird. Hingegen allein und sich selber überlassen, in der Brühe seiner eigenen Gedanken und Empfindungen schwimmend, — nur da ist er ganz und gar er selbst. Da kann ein tief eindringender physiognomischer Blick sein ganzes Wesen, im Allgemeinen, auf Ein Mal erfassen. Denn auf seinem Gesichte, an und für sich, ist der Grundton aller seiner Gedanken und Bestrebungen ausgeprägt, der arrêt irrévocable Dessen, was er zu seyn hat und als was er sich nur dann ganz empfindet, wann er allein ist.

Schon deshalb nun ist Physiognomik ein Hauptmittel zur Kenntniß der Menschen, weil die Physiognomie, im engern Sinne, das Einzige ist, wohin ihre Verstellungskünste nicht reichen; da im Bereiche dieser bloß das Pathognomische, das Mimische, liegt. Daher eben empfehle ich, Jeden dann aufzufassen, wann er allein, sich selber hingegeben ist, und ehe man mit ihm geredet hat; theils weil man nur dann das Physiognomische rein und unvermischt vor sich hat, indem im Gespräche sogleich das Pathognomische einfließt und er dann seine eingelernten Verstellungskünste anwendet; theils weil jedes, auch das flüchtigste, persönliche Verhältniß uns befangen macht und dadurch unser Urtheil subjektiv verunreinigt.

Noch habe ich zu bemerken, daß, auf dem physiognomischen Wege überhaupt, es viel leichter ist, die intellektuellen Fähigkeiten eines Menschen, als seinen moralischen Charakter, zu entdecken. Jene nämlich schlagen viel mehr nach außen. Sie haben ihren Ausdruck nicht nur am Gesicht und Mienenspiel, sondern auch am Gange, ja, an jeder Bewegung, so klein sie auch sei. Man könnte vielleicht einen Dummkopf, einen Narren und einen Mann von Geist schon von hinten unterscheiden. Den Dummkopf bezeichnet die bleierne Schwerfälligkeit aller Bewegungen; die Narrheit drückt ihren Stempel jedem Gestus auf; das Gleiche thut Geist und Nachdenken. Darauf beruht die Bemerkung des Labruyère: il n'y a rien de si délié, de si simple, et de si imperceptible, où il n'y entrent des manières, qui nous décèlent: un sot ni n'entre, ni ne sort, ni ne s'assied, ni ne se lève, ni ne se tait, ni n'est sur ses jambes, comme un homme d'esprit. Hieraus erklärt sich, beiläufig gesagt, jener instinct sûr et prompt, den, nach Helvetius, die Alltags-

köpfe haben, um die Leute von Geist zu erkennen und zu fliehen. Die Sache selbst aber beruht zunächst darauf, daß je größer und entwickelter das Gehirn und je dünner, im Verhältniß zu ihm, das Rückenmark und die Nerven sind, desto größer nicht nur die Intelligenz, sondern zugleich auch die Mobilität und Folgsamkeit aller Glieder ist; weil diese dann unmittelbarer und entschiedener vom Gehirn beherrscht werden, folglich Alles mehr an Einem Faden gezogen wird, wodurch in jeder Bewegung sich ihre Absicht genau ausprägt. Die ganze Sache ist aber Dem analog, ja hängt damit zusammen, daß, je höher ein Thier auf der Stufenleiter der Wesen steht, desto leichter es durch Verletzung einer einzigen Stelle getödtet werden kann. Man nehme z. B. die Batrachier: wie sie, in ihren Bewegungen, schwerfällig, träge und langsam sind, so sind sie auch unintelligent und dabei von äußerst zähem Leben; welches Alles sich daraus erklärt, daß sie, bei gar wenigem Gehirn, sehr dickes Rückenmark und Nerven haben. Ueberhaupt aber ist der Gang und die Armbewegung hauptsächlich eine Gehirnfunktion; weil die äußern Glieder, mittelst der Rückenmarksnerven, vom Gehirn aus ihre Bewegung und jede, auch die kleinste, Modifikation derselben erhalten; wie denn auch eben dieserhalb die willkürlichen Bewegungen uns ermüden; welche Ermüdung, eben wie der Schmerz, ihren Sitz im Gehirn, nicht, wie wir wähnen, in den Gliedern hat, daher sie den Schlaf befördert; hingegen die nicht vom Gehirn aus erregten, also unwillkürlichen Bewegungen des organischen Lebens, des Herzens, der Lunge u. s. w. unermüdlich fortgehn. Da nun demselben Gehirn sowohl das Denken, als die Lenkung der Glieder obliegt; so prägt der Charakter seiner Thätigkeit sich im einen, wie im andern aus, je nach Beschaffenheit des Individuums: dumme Menschen bewegen sich wie Gliedermänner; an geistreichen spricht jedes Gelenk. — Viel besser jedoch, als aus den Gesten und Bewegungen, sind die geistigen Eigenschaften aus dem Gesichte zu erkennen, aus der Gestalt und Größe der Stirn, der Anspannung und Beweglichkeit der Gesichtszüge und vor Allem aus dem Auge, — vom kleinen, trüben, mattblickenden Schweinsauge an, durch alle Zwischenstufen, bis zum strahlenden und blitzenden Auge des Genies hinauf. — Der Blick der Klugheit, selbst der feinsten, ist von dem der Genialität dadurch verschieden, daß er das Gepräge

des Willensdienstes trägt; der andere hingegen davon frei ist. (Vergl. oben S. 77 dieses Bandes das über den Gesichtsausdruck des Genie's Gesagte.) — Demnach ist die Anekdote durchaus glaublich, welche Squarzafichi, in seinem Leben Petrarka's, dem diesem gleichzeitigen Joseph Brivius nacherzählt, daß nämlich einst, am Hofe der Visconti, als unter vielen Herren und Edelen auch Petrarka dastand, Galeazzo Visconti, seinem damals noch im Knabenalter stehenden Sohne, nachmaligem ersten Herzoge von Mailand, aufgab, unter den Anwesenden den weisesten herauszusuchen: der Knabe sah sie alle eine Weile an: dann aber ergriff er die Hand des Petrarka und führte ihn dem Vater zu, unter großer Bewunderung aller Anwesenden. Denn so deutlich drückt die Natur den Bevorzugten der Menschheit den Stempel ihrer Würde auf, daß ein Kind es erkennt. Daher möchte ich meinen scharfsinnigen Landsleuten rathen, daß, wenn sie ein Mal wieder Belieben tragen, einen Alltagskopf, 30 Jahre lang, als großen Geist auszuposaunen, sie doch nicht eine solche Bierwirthsphysiognomie dazu wählen mögen, wie Hegel hatte, auf dessen Gesicht die Natur, mit ihrer leserlichsten Handschrift, das ihr so geläufige „Alltagsmensch" geschrieben hatte.

Anders nun aber, als mit dem Intellektuellen, verhält es sich mit dem Moralischen, dem Charakter des Menschen: dieser ist viel schwerer physiognomisch zu erkennen; weil er, als ein Metaphysisches, ungleich tiefer liegt und mit der Korporisation, dem Organismus, zwar auch zusammenhängt, jedoch nicht so unmittelbar und nicht an einen bestimmten Theil und System desselben geknüpft ist, wie der Intellekt. Dazu kommt, daß während Jeder seinen Verstand, als mit welchem er durchgängig sehr zufrieden ist, offen zur Schau trägt und bei jeder Gelegenheit ihn zu zeigen sich bemüht, das Moralische selten ganz frei an den Tag gelegt, ja meistens absichtlich versteckt wird; worin dann die lange Uebung große Meisterschaft verleiht. Inzwischen drücken, wie oben ausgeführt, die schlechten Gedanken und nichtswürdigen Bestrebungen allmälig dem Gesichte ihre Spuren ein, zumal dem Auge. Demnach steht es so, daß wir, physiognomisch urtheilend, uns leicht für einen Menschen dahin verbürgen können, daß er nie ein unsterbliches Werk hervorbringen; aber nicht wohl, daß er nie ein großes Verbrechen begehn werde.

Kapitel XXX.

Ueber Lerm und Geräuſch.

§. 391.

Kant hat eine Abhandlung über die lebendigen Kräfte geſchrieben: ich aber möchte eine Nänie und Threnodie über dieſelben ſchreiben; weil ihr ſo überaus häufiger Gebrauch, im Klopfen, Hämmern und Rammeln, mir mein Leben hindurch, zur täglichen Pein gereicht hat. Allerdings giebt es Leute, ja, recht viele, die hierüber lächeln; weil ſie unempfindlich gegen Geräuſch ſind: es ſind jedoch eben die, welche auch unempfindlich gegen Gründe, gegen Gedanken, gegen Dichtungen und Kunſtwerke, kurz, gegen geiſtige Eindrücke jeder Art ſind: denn es liegt an der zähen Beſchaffenheit und handfeſten Textur ihrer Gehirnmaſſe. Hingegen finde ich Klagen über die Pein, welche denkenden Menſchen der Lerm verurſacht, in den Biographien, oder ſonſtigen Berichten perſönlicher Aeußerungen faſt aller großen Schriftſteller, z. B. Kant's, Goethe's, Lichtenberg's,*) Jean Paul's; ja, wenn ſolche bei irgend Einem fehlen ſollten, ſo iſt es bloß, weil der Kontext nicht darauf geführt hat. Ich lege mir die Sache ſo aus: wie ein großer Diamant, in Stücke zerſchnitten, an Werth nur noch eben ſo vielen kleinen gleich kommt; oder wie ein Heer, wenn es zerſprengt, d. h. in kleine Haufen aufgelöſt iſt, nichts mehr vermag; ſo vermag auch ein großer Geiſt nicht mehr, als ein gewöhnlicher, ſobald er unterbrochen, geſtört, zerſtreut, abgelenkt wird; weil ſeine Ueberlegenheit dadurch be-

*) Lichtenberg ſagt in den „Nachrichten und Bemerkungen von und über ſich ſelbſt": „Ich bin außerordentlich empfindlich gegen alles Getöſe, allein es verliert ganz ſeinen widrigen Eindruck, ſobald es mit einem vernünftigen Zwecke verbunden iſt." (S. Lichtenbergs vermiſchte Schriften, Göttingen 1800, Bd. I, S. 43; in der neuen Ausg. von 1844, Bd. I, S. 23.)

Der Herausg.

dingt ist, daß er alle seine Kräfte, wie ein Hohlspiegel alle seine Strahlen, auf einen Punkt und Gegenstand koncentrirt; und hieran eben verhindert ihn die lermende Unterbrechung. Darum also sind die eminenten Geister stets jeder Störung, Unterbrechung und Ablenkung, vor Allem aber der gewaltsamen durch Lerm, so höchst abhold gewesen; während die übrigen dergleichen nicht sonderlich ansieht. Die verständigste und geistreichste aller europäischen Nationen hat sogar die Regel never interrupt, — „du sollst niemals unterbrechen," — das elfte Gebot genannt. Der Lerm aber ist die impertinenteste aller Unterbrechungen, da er sogar unsere eigenen Gedanken unterbricht, ja, zerbricht. Wo jedoch nichts zu unterbrechen ist, da wird er freilich nicht sonderlich empfunden werden. — Bisweilen quält und stört ein mäßiges und stätiges Geräusch mich eine Weile, ehe ich seiner mir deutlich bewußt werde, indem ich es bloß als eine konstante Erschwerung meines Denkens, wie einen Block am Fuße, empfinde, bis ich inne werde, was es sei. —

Nunmehr aber, vom genus auf die species übergehend, habe ich, als den unverantwortlichsten und schändlichsten Lerm, das wahrhaft infernale Peitschenklatschen, in den hallenden Gassen der Städte, zu denunciren, welches dem Leben alle Ruhe und alle Sinnigkeit benimmt. Nichts giebt mir von dem Stumpfsinn und der Gedankenlosigkeit der Menschen einen so deutlichen Begriff, wie das Erlaubtseyn des Peitschenklatschens. Dieser plötzliche, scharfe, hirnlähmende, alle Besinnung zerschneidende und gedankenmörderische Knall muß von Jedem, der nur irgend etwas, einem Gedanken Aehnliches im Kopfe herumträgt, schmerzlich empfunden werden; jeder solcher Knall muß daher Hunderte in ihrer geistigen Thätigkeit, so niedriger Gattung sie auch immer seyn mag, stören: dem Denker aber fährt er durch seine Meditationen so schmerzlich und verderblich, wie das Richtschwerdt zwischen Kopf und Rumpf. Kein Ton durchschneidet so scharf das Gehirn, wie dieses vermaledeite Peitschenklatschen: man fühlt geradezu die Spitze der Peitschenschnur im Gehirn, und es wirkt auf dieses wie die Berührung auf die mimosa pudica; auch eben so nachhaltig. Bei allem Respekt vor der hochheiligen Nützlichkeit sehe ich doch nicht ein, daß ein Kerl, der eine Fuhr Sand oder Mist von der Stelle schafft, dadurch das Privilegium

erlangen ſoll, jeden etwan aufſteigenden Gedanken, in ſucceſſive zehn Tauſend Köpfen (eine halbe Stunde Stadtweg) im Keime zu erſticken. Hammerſchläge, Hundegebell und Kindergeſchrei ſind entſetzlich: aber der rechte Gedankenmörder iſt allein der Peitſchenknall. Jeden guten, ſinnigen Augenblick, den etwan hier und da irgend Einer hat, zu zermalmen iſt ſeine Beſtimmung. Nur wenn, um Zugthiere anzutreiben, kein anderes Mittel vorhanden wäre, als dieſer abſcheulichſte aller Klänge, würde er zu entſchuldigen ſeyn. Aber ganz im Gegentheil: dieſes vermaledeite Peitſchenklatſchen iſt nicht nur unnöthig, ſondern ſogar unnütz. Die durch daſſelbe beabſichtigte pſychiſche Wirkung auf die Pferde nämlich iſt durch die Gewohnheit, welche der unabläßige Mißbrauch der Sache herbeigeführt hat, ganz abgeſtumpft und bleibt aus: ſie beſchleunigen ihren Schritt nicht danach: wie beſonders an leeren und Kunden ſuchenden Fiakern, die, im langſamſten Schritte fahrend, unaufhörlich klatſchen, zu erſehn iſt: die leiſeſte Berührung mit der Peitſche wirkt mehr. Angenommen aber, daß es unumgänglich nöthig wäre, die Pferde durch den Schall beſtändig an die Gegenwart der Peitſche zu erinnern, ſo würde dazu ein hundert Mal ſchwächerer Schall ausreichen; da bekanntlich die Thiere ſogar auf die leiſeſten, ja auf kaum merkliche Zeichen, hörbare wie ſichtbare, achten; wovon abgerichtete Hunde und Kanarienvögel ſtaunenerregende Beiſpiele liefern. Die Sache ſtellt demnach ſich eben dar als reiner Muthwille, ja, als ein frecher Hohn des mit den Armen arbeitenden Theiles der Geſellſchaft gegen den mit dem Kopfe arbeitenden. Daß eine ſolche Infamie in Städten geduldet wird iſt eine große Barbarei und eine Ungerechtigkeit; um ſo mehr, als es gar leicht zu beſeitigen wäre, durch polizeiliche Verordnung eines Knotens am Ende jeder Peitſchenſchnur. Es kann nicht ſchaden, daß man die Proletarier auf die Kopfarbeit der über ihnen ſtehenden Klaſſen aufmerkſam mache: denn ſie haben vor aller Kopfarbeit eine unbändige Angſt. Daß nun aber ein Kerl, der mit ledigen Poſtpferden, oder auf einem loſen Karrengaul, die engen Gaſſen einer volkreichen Stadt durchreitend, mit einer klafterlangen Peitſche aus Leibeskräften unaufhörlich klatſcht, nicht verdiene, ſogleich abzuſitzen, um fünf aufrichtig gemeinte Stockprügel zu empfangen, Das werden mir alle Philanthropen

der Welt, nebſt den legislativen, ſämmtliche Leibesſtrafen, aus guten Gründen, abſchaffenden Verſammlungen, nicht einreden. Aber etwas noch Stärkeres, als Jenes, kann man oft genug ſehen, nämlich ſo einen Fuhrknecht, der allein und ohne Pferde, durch die Straßen gehend, unaufhörlich klatſcht: ſo ſehr iſt dieſem Menſchen der Peitſchenklatſch zur Gewohnheit geworden, in Folge unverantwortlicher Nachſicht. Soll denn, bei der ſo allgemeinen Zärtlichkeit für den Leib und alle ſeine Befriedigungen, der denkende Geiſt das Einzige ſeyn, was nie die geringſte Berückſichtigung, noch Schutz, geſchweige Reſpekt erfährt? Fuhrknechte, Sackträger, Eckenſteher u. dgl. ſind die Laſtthiere der menſchlichen Geſellſchaft; ſie ſollen durchaus human, mit Gerechtigkeit, Billigkeit, Nachſicht und Vorſorge behandelt werden; aber ihnen darf nicht geſtattet ſeyn, durch muthwilligen Lerm den höhern Beſtrebungen des Menſchengeſchlechts hinderlich zu werden. Ich möchte wiſſen, wie viel große und ſchöne Gedanken dieſe Peitſchen ſchon aus der Welt geknallt haben. Hätte ich zu befehlen, ſo ſollte in den Köpfen der Fuhrknechte ein unzerreißbarer nexus idearum zwiſchen Peitſchenklatſchen und Prügelkriegen erzeugt werden. — Wir wollen hoffen, daß die intelligenteren und feiner fühlenden Nationen auch hierin den Anfang machen und dann, auf dem Wege des Beiſpiels, die Deutſchen ebenfalls dahin werden gebracht werden.*) Von dieſen ſagt inzwiſchen Thomas Hood (up the Rhine) for a musical people, they are the most noisy I ever met with (für eine muſikaliſche Nation, ſind ſie die lermendeſte, welche mir je vorgekommen). Daß ſie dies ſind, liegt aber nicht daran, daß ſie mehr als Andere zum Lermen geneigt wären, ſondern an der aus Stumpfheit entſpringenden Unempfindlichkeit Derer, die es anzuhören haben, als welche dadurch in keinem Denken oder Leſen geſtört werden, weil ſie eben nicht denken, ſondern bloß rauchen, als welches ihr Surrogat für Gedanken iſt. Die allgemeine Toleranz gegen unnöthigen Lerm, z. B. gegen das ſo höchſt ungezogene und gemeine Thürenwerfen, iſt geradezu ein Zeichen der allgemeinen Stumpfheit und Gedankenleere der Köpfe. In Deutſchland iſt

*) Nach einer „Bekanntmachung des Münchener Thierſchutzvereins" vom Dezember 1858 iſt in Nürnberg das überflüſſige Peitſchen und Knallen ſtrengſtens verboten.

es, als ob es ordentlich darauf angelegt wäre, daß, vor Lerm, Niemand zur Beſinnung kommen ſolle: z. B. das zweckloſe Trommeln.

Was nun endlich die Litteratur des in dieſem Kapitel abgehandelten Gegenſtandes betrifft; ſo habe ich nur ein Werk, aber ein ſchönes, zu empfehlen, nämlich eine poetiſche Epiſtel in Terzinen, von dem berühmten Maler Bronzino, betitelt de' romori, a Messer Luca Martini: hier wird nämlich die Pein, die man von dem mannigfaltigen Lerm einer italiäniſchen Stadt auszuſtehn hat, in tragikomiſcher Weiſe, ausführlich und ſehr launig geſchildert. Man findet dieſe Epiſtel S. 258 des zweiten Bandes der Opere burlesche del Berni, Aretino ed. altri, angeblich erſchienen in Utrecht, 1771.

Kapitel XXXI.

Gleichniſſe, Parabeln und Fabeln.

---

§. 392.

Den Hohlſpiegel kann man zu mannigfaltigen Gleichniſſen benutzen, z. B., wie oben beiläufig geſchehn, ihn mit dem Genie vergleichen, ſofern auch dieſes ſeine Kraft auf Eine Stelle koncentrirt, um, wie er, ein täuſchendes, aber verſchönertes Bild der Dinge nach außen zu werfen, oder überhaupt Licht und Wärme zu erſtaunlichen Wirkungen anzuhäufen. Der elegante Polyhiſtor hingegen gleicht dem konvexen Zerſtreuungsſpiegel, als welcher, nur wenig unter ſeiner Oberfläche, alle Gegenſtände zugleich und ein verkleinertes Bild der Sonne dazu ſehn läßt, und ſolche, nach allen Richtungen, Jedem entgegen wirft; während der Hohlſpiegel nur nach Einer wirkt und eine beſtimmte Stellung des Beſchauers fordert.

Zweitens läßt auch jedes ächte Kunſtwerk ſich dem Hohlſpiegel vergleichen, ſofern was es eigentlich mittheilt nicht ſein eigenes, taſtbares Selbſt, ſein empiriſcher Inhalt iſt, ſondern außer ihm liegt, nicht mit Händen zu greifen, vielmehr nur von der Phantaſie verfolgt wird, als der eigentliche, ſchwer zu haſchende Geiſt der Sache. Man ſehe hierüber in meinem Hauptwerke Kap. 34, S. 406 (3. Aufl. 464) des zweiten Bandes.

Endlich kann auch noch ein hoffnungslos Liebender ſeine grauſame Schöne dem Hohlſpiegel epigrammatiſch vergleichen, als welcher, wie dieſe glänzt, entzündet und verzehrt, dabei aber ſelbſt kalt bleibt.

§. 393.

Die Schweiz gleicht einem Genie: ſchön und erhaben, jedoch wenig geeignet, nahrhafte Frucht zu tragen. Dagegen iſt

Pommern und das holſteiniſche Marſchland überaus fruchtbar und nahrhaft, aber platt und langweilig, wie der nützliche Philiſter.

§. 394.

Ich ſtand vor einer, von rückſichtsloſem Fuß getretenen Lücke im reifenden Kornfeld. Da ſah ich zwiſchen den zahlloſen einander ganz gleichen, ſchnurgeraden, die volle ſchwere Aehre tragenden Halmen eine Mannigfaltigkeit blauer, rother und violetter Blumen, die, in ihrer Natürlichkeit, mit ihrem Blätterwerk, gar ſchön anzuſehn waren. Aber, dacht ich, ſie ſind unnütz, unfruchtbar und eigentlich bloßes Unkraut, das hier nur geduldet wird, weil man es nicht los werden kann. Dennoch ſind ſie es allein, die dieſem Anblick Schönheit und Reiz verleihen. So iſt denn, in jeder Hinſicht, ihre Rolle die ſelbe, welche die Poeſie und die ſchönen Künſte im ernſten, nützlichen und fruchtbringenden bürgerlichen Leben ſpielen; daher ſie als Sinnbild dieſer betrachtet werden können.

§. 395.

Es giebt auf der Erde wirklich ſehr ſchöne Landſchaften: aber mit der Staffage iſt es überall ſchlecht beſtellt; daher man bei dieſer ſich nicht aufhalten muß.

§. 396.

Eine Stadt mit architektoniſchen Verzierungen, Monumenten, Obelisken, Zierbrunnen u. dgl., und dazu mit dem elenden Straßenpflaſter, wie in Deutſchland gewöhnlich, gleicht einer Frau, die mit Gold und Juwelen geſchmückt iſt, aber ein ſchmutziges, zerlumptes Kleid dazu trägt. Wollt ihr eure Städte verzieren, wie die Italiäniſchen, ſo pflaſtert ſie erſt wie die Italiäniſchen. Und beiläufig, ſetzt nicht Statuen auf häuſerhohe Grundgeſtelle, ſondern wie die Italiäner.

§. 397.

Zum Symbol der Unverſchämtheit und Dummdreiſtigkeit ſollte man die Fliege nehmen. Denn während alle Thiere den Menſchen über Alles ſcheuen und ſchon von ferne vor ihm fliehen, ſetzt ſie ſich ihm auf die Naſe.

§. 398.

Zwei Chineſen in Europa waren zum erſten Mal im Theater. Der eine beſchäftigte ſich damit, den Mechanismus der Maſchinerien zu begreifen; welches ihm auch gelang. Der andere ſuchte, trotz ſeiner Unkunde der Sprache, den Sinn des Stückes zu enträthſeln. — Jenem gleicht der Aſtronom, dieſem der Philoſoph.

§. 399.

Ich ſtand an der Queckſilberwanne des pneumatiſchen Apparats und mit einem eiſernen Löffel ſchöpfte ich einige Tropfen, warf ſie in die Höhe und fing ſie wieder, mit dem Löffel: mißlang es, ſo fielen ſie in die Wanne zurück, und nichts ging verloren, als nur ihre augenblickliche Form; daher Gelingen und Mißlingen mich ziemlich gleichgültig ließ. — So verhält ſich die natura naturans, oder das innere Weſen aller Dinge, zum Leben und Sterben der Individuen.

§. 400.

Die Weisheit, welche in einem Menſchen bloß theoretiſch da iſt, ohne praktiſch zu werden, gleicht der gefüllten Roſe, welche, durch Farbe und Geruch, Andere ergötzt, aber abfällt, ohne Frucht angeſetzt zu haben.

Keine Roſe ohne Dornen. — Aber manche Dornen ohne Roſen.

§. 401.

Der Hund iſt, mit Recht, das Symbol der Treue: unter den Pflanzen aber ſollte es die Tanne ſeyn. Denn ſie allein harrt mit uns aus, zur ſchlimmen, wie zur guten Zeit, und verläßt uns nicht mit der Gunſt der Sonne, wie alle andern Bäume, Pflanzen, Inſekten und Vögel, — um wiederzukehren, wann der Himmel uns wieder lacht.

§. 402.

Hinter einem in ſeiner vollen Blüthenpracht ausgebreiteten Apfelbaum erhob eine gerade Tanne ihren ſpitzen dunkeln Gipfel. Zu dieſer ſprach jener: „Siehe die Tauſende meiner ſchönen muntern Blüthen, die mich ganz bedecken! Was haſt du dagegen aufzuweiſen? Schwarzgrüne Nadeln.“ — „Wohl wahr,“ erwiderte die Tanne: „aber wann der Winter kommt, wirſt du entlaubt daſtehn; ich aber werde ſeyn was ich jetzt bin.“

§. 403.

Als ich einſt unter einer Eiche botaniſirte, fand ich, zwiſchen den übrigen Kräutern und von gleicher Größe mit ihnen, eine Pflanze von dunkler Farbe, mit zuſammengezogenen Blättern und geradem, ſtraffen Stiel. Als ich ſie berührte, ſagte ſie mit feſter Stimme: „mich laſſ' ſtehn! Ich bin kein Kraut für dein Herbarium, wie jene andern, denen die Natur ein einjähriges Leben beſtimmt hat. Mein Leben wird nach Jahrhunderten gemeſſen: ich bin eine kleine Eiche.“ — So ſteht Der, deſſen Wirkung ſich auf Jahrhunderte erſtrecken ſoll, als Kind, als Jüngling, oft noch als Mann, ja, überhaupt als Lebender, ſcheinbar den Uebrigen gleich und wie ſie unbedeutend. Aber laßt nur die Zeit kommen und mit ihr die Kenner! Er ſtirbt nicht wie die Uebrigen.

§. 404.

Ich fand eine Feldblume, bewunderte ihre Schönheit, ihre Vollendung in allen Theilen, und rief aus: „aber alles Dieſes, in ihr und Tauſenden ihres Gleichen, prangt und verblüht, von niemandem betrachtet, ja, oft von keinem Auge auch nur geſehn.“ — Sie aber antwortete: „du Thor! meinſt du, ich blühe, um geſehn zu werden? Meiner und nicht der Andern wegen blühe ich, blühe, weil's mir gefällt: darin, daß ich blühe und bin, beſteht meine Freude und meine Luſt.“

§. 405.

Zu der Zeit, als die Erdoberfläche noch aus einer gleichförmigen, ebenen Granitrinde beſtand und zur Entſtehung irgend eines Lebendigen noch keine Anlage da war, ging eines Morgens die Sonne auf. Die Götterbotin Iris, welche eben, im Auftrage der Juno, dahergeflogen kam, rief, im Vorübereilen, der Sonne zu: „was giebſt du dir die Mühe aufzugehn? iſt doch kein Auge da, dich wahrzunehmen, und keine Memnonsſäule, zu erklingen!“ Die Antwort war: „ich aber bin die Sonne, und gehe auf, weil ich es bin: ſehe mich wer kann!“

§. 406.

Eine ſchöne, grünende und blühende Oaſis ſah um ſich und erblickte nichts, als die Wüſte rings umher: vergebens ſuchte ſie ihres Gleichen gewahr zu werden. Da brach ſie in Klagen

aus: „ich unglückliche, vereinſamte Oaſis! allein muß ich bleiben! nirgends meines Gleichen! ja, nirgends auch nur ein Auge, das mich ſähe und Freude hätte an meinen Wieſen, Quellen, Palmbäumen und Geſträuchen! Nichts, als die traurige, ſandige, felſige, lebloſe Wüſte umgiebt mich. Was helfen mir alle meine Vorzüge, Schönheiten und Reichthümer in dieſer Verlaſſenheit!“

Da ſprach die alte, graue Mutter Wüſte: „mein Kind, wenn Dem anders wäre, wenn ich nicht die traurige, dürre Wüſte wäre, ſondern blühend, grün und belebt, dann wärſt du keine Oaſe, kein begünſtigter Fleck, von dem, noch in der Ferne, der Wanderer rühmend erzählt; ſondern wärſt eben ein kleiner Theil von mir und als ſolcher verſchwindend und unbemerkt. Darum alſo ertrage in Geduld was die Bedingung deiner Auszeichnung und deines Ruhmes iſt.“

§. 407.

Wer im Luftballon aufſteigt ſieht nicht ſich ſich erheben, ſondern die Erde herabſinken, tiefer und immer tiefer. — Was ſoll das? Ein Myſterium, welches nur die Beipflichtenden verſtehn.

§. 408.

In Hinſicht auf die Schätzung der Größe eines Menſchen gilt für die geiſtige das umgekehrte Geſetz der phyſiſchen: dieſe wird durch die Ferne verkleinert, jene vergrößert.

§. 409.

Wie den zarten, angehauchten Thau über blaue Pflaumen, hat die Natur über alle Dinge den Firniß der Schönheit gezogen. Dieſen abzuſtreifen, um ihn dann aufgehäuft zum bequemen Genuß uns darzubringen, ſind Maler und Dichter eifrig bemüht. Dann ſchlürfen wir, ſchon vor unſerm Eintritt ins wirkliche Leben, ihn gierig ein. Wann wir aber nachher in dieſes treten, dann iſt es natürlich, daß wir nunmehr die Dinge von jenem Firniß der Schönheit, den die Natur darüber gezogen hatte, entblößt erblicken: denn die Künſtler haben ihn gänzlich verbraucht und wir ihn vorgenoſſen. Demzufolge erſcheinen uns jetzt die Dinge meiſtens unfreundlich und reizlos, ja, widern oft uns an. Demnach würde es wohl beſſer ſeyn, jenen Firniß darauf zu laſſen, damit wir ihn ſelbſt fänden: zwar würden wir dann ihn nicht in ſo großen Doſen, aufgehäuft und auf ein Mal

in Form ganzer Gemälde, oder Gedichte, genießen; dafür aber alle Dinge in jenem heitern und erfreulichen Lichte erblicken, in welchem jetzt nur noch dann und wann ein Naturmenſch ſie ſieht, der nicht, mittelſt der ſchönen Künſte, ſeine äſthetiſchen Freuden und den Reiz des Lebens vorweg genoſſen hat.

§. 410.

Der Dom in Mainz, von um und an ihn gebauten Häuſern ſo verdeckt, daß man nirgends ihn ganz ſehn kann, iſt mir ein Sinnbild alles Großen und Schönen auf der Welt, als welches nur ſeiner ſelbſt wegen daſeyn ſollte, aber bald mißbraucht wird vom Bedürfniß, welches von allen Seiten herankommt, um daran ſich zu lehnen, ſich zu ſtützen, und damit es verdeckt und verdirbt. Das iſt freilich kein befremdender Hergang, in dieſer Welt der Noth und des Bedürfniſſes, welchen ja überall Alles fröhnen muß, und die Alles an ſich reißen, um ihre Werkzeuge daraus zu machen; ſelbſt Das nicht ausgenommen, was nur bei ihrer augenblicklichen Abweſenheit hatte erzeugt werden können: das Schöne und das ſeiner ſelbſt wegen geſuchte Wahre.

Wir finden Dies beſonders erläutert und beſtätigt, wenn wir die Anſtalten, große und kleine, reiche und dürftige, betrachten, die in irgend einem Zeitalter und Lande, zur Erhaltung und Förderung des menſchlichen Wiſſens und überhaupt der intellektuellen Beſtrebungen, welche unſer Geſchlecht adeln, gegründet ſind. Ueberall dauert es nicht lange, ſo kommt das rohe, thieriſche Bedürfniß herangeſchlichen, um ſich, unter dem Schein, jenen Zwecken dienen zu wollen, der dazu ausgeſetzten Emolumente zu bemächtigen. Dies iſt der Urſprung der Scharlatanerie, wie ſie in allen Fächern häufig zu finden iſt und, ſo verſchieden auch ihre Geſtalten ſind, ihr Weſen darin hat, daß man, unbekümmert um die Sache ſelbſt, bloß nach dem Schein derſelben trachtet, zum Behuf ſeiner eigenen perſönlichen, egoiſtiſchen, materiellen Zwecke.

§. 411.

Jeder Heros iſt ein Samſon: der Starke erliegt den Ränken der Schwachen und Vielen: verliert er endlich die Geduld, ſo erdrückt er ſie und ſich; oder er iſt bloß ein Gulliver unter den Liliputanern, deren übergroße Anzahl ihn zuletzt doch überwältigt.

§. 412.

Eine Mutter hatte ihren Kindern, zu ihrer Bildung und Besserung, Aesop's Fabeln zu lesen gegeben. Aber sehr bald brachten sie ihr das Buch zurück, wobei der älteste sich, gar altklug, also vernehmen ließ: „Das ist kein Buch für uns! ist viel zu kindisch und zu dumm. Daß Füchse, Wölfe und Raben reden könnten, lassen wir uns nicht mehr aufbinden: über solche Possen sind wir längst hinaus!" — Wer erkennt nicht in diesen hoffnungsvollen Knaben die künftigen erleuchteten Rationalisten?

§. 413.

Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich, an einem kalten Wintertage, recht nahe zusammen, um, durch die gegenseitige Wärme, sich vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln; welches sie dann wieder von einander entfernte. Wann nun das Bedürfniß der Erwärmung sie wieder näher zusammen brachte, wiederholte sich jenes zweite Uebel; so daß sie zwischen beiden Leiden hin und hergeworfen wurden, bis sie eine mäßige Entfernung von einander herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten. — So treibt das Bedürfniß der Gesellschaft, aus der Leere und Monotonie des eigenen Innern entsprungen, die Menschen zu einander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stoßen sie wieder von einander ab. Die mittlere Entfernung, die sie endlich herausfinden, und bei welcher ein Beisammenseyn bestehn kann, ist die Höflichkeit und feine Sitte. Dem, der sich nicht in dieser Entfernung hält, ruft man in England zu: keep your distance! — Vermöge derselben wird zwar des Bedürfniß gegenseitiger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber der Stich der Stacheln nicht empfunden. — Wer jedoch viel eigene, innere Wärme hat bleibt lieber aus der Gesellschaft weg, um keine Beschwerde zu geben, noch zu empfangen.

Einige Verse.

Ich bin mir eines Aktes der Selbstverleugnung bewußt, indem ich dem Publiko Verse vorlege, die auf poetischen Werth keinen Anspruch zu machen haben; schon weil man nicht Dichter und Philosoph zugleich seyn kann. Auch geschieht es einzig und allein zu Gunsten Derer, die dereinst, im Laufe der Zeit, an meiner Philosophie einen so lebhaften Antheil nehmen werden, daß sie sogar irgend eine Art von persönlicher Bekanntschaft mit dem Urheber derselben wünschen werden, die dann aber nicht mehr zu machen seyn wird. Da nun in Gedichten, unter der Hülle des Metrums und Reims, der Mensch sein subjektives Inneres freier zu zeigen wagt, als in der Prosa, und sich überhaupt auf eine mehr rein menschliche, mehr persönliche, jedenfalls ganz anderartige Weise mittheilt, als in Philosophemen, und eben dadurch einigermaaßen näher an den Leser herantritt; so bringe ich jenen Theilnehmenden späterer Zeit das Opfer, einige, meistens aus der Jugendzeit stammende, poetische Versuche hieher zu setzen, in der Erwartung, daß sie mir es Dank wissen werden; wobei ich denn die Uebrigen bitte, Dies als eine Privatsache zwischen uns zu betrachten, die hier zufällig öffentlich vorgeht. Verse drucken lassen ist in der Litteratur was in der Gesellschaft das Singen eines Einzelnen ist, nämlich ein Akt persönlicher Hingebung; — zu welchem ganz allein die besagte Rücksicht mich hat vermögen können.

Weimar, 1808.

Sonnet.

Die lange Winternacht will nimmer enden;
Als käm' sie nimmermehr, die Sonne weilet;
Der Sturm mit Eulen um die Wette heulet;
Die Waffen klirren, an den morschen Wänden.

Und off'ne Gräber ihre Geister senden:
Sie wollen, um mich her im Kreis vertheilet,
Die Seele schrecken, daß sie nimmer heilet; —
Doch will ich nicht auf sie die Blicke wenden.

Den Tag, den Tag, ich will ihn laut verkünden!
Nacht und Gespenster werden vor ihm fliehen:
Gemeldet ist er schon vom Morgensterne.

Bald wird es licht, auch in den tiefsten Gründen:
Die Welt wird Glanz und Farbe überziehen,
Ein tiefes Blau die unbegränzte Ferne.

Rudolstadt, 1813.

Die Felsen im Thale bei Schwarzburg.

Als ich, am sonnigen Tage, im Thale der waldigen Berge
Einsam ging, hatt' ich Acht auf die zackigen Glieder der Felsen,
Die sich so grau dem Gewühle der Kinder des Waldes entwinden.
Siehe, da hab' ichs gehört, durch's Rauschen des schäumenden Waldbachs,
Wie ein gar mächtiger Fels die andern also begrüßte:
„Freut euch, Brüder, mit mir, ihr ältesten Söhne der Schöpfung,
Daß auch heute das Licht der erquickenden Sonn' uns umspielet,
Eben so warm und so hold, als da sie zum ersten Mal aufging
Und, an dem Kindestage der Welt, auf uns, ja auf uns schien.
Gab seitdem gleich mancher der langsam ziehenden Winter
Mütze von Schnee unserm Haupt und Bart aus Zapfen des Eises,

Sind seitdem gleich viele von unsern mächtigen Brüdern
Von dem gemeinsamen Feinde, dem wuchernden Volke der Pflanzen,
— Flüchtigen Söhnen der Zeit, doch ach! stets neu sich gebärend, —
Tief überdeckt und begraben und leider auf immer entzogen
Diesem erfreulichen Lichte, das mit uns sie ja gesehen,
Tausend und tausend Jahr', eh' aus Fäulniß einst jene Brut ward,
Die schon uns, o ihr Brüder, auch uns ja den Untergang drohet,
An uns heran so fest von allen Seiten sich drängend, —
O stehet fest, meine Brüder, und haltet kräftig zusammen,
Hebet vereinet die Häupter zur Sonne, daß lang sie euch scheine!"

Sonnenstrahl durch Wolken, im Sturme.

O wie ruhst du im Sturme, der Alles beugt und zerstreuet,
Fest, unerschüttert und still, du Strahl der erheiternden Sonne!
Lächelnd wie du, wie du mild, wie du fest und in ewiger Klarheit,
Ruhet der Weise im Sturm des jammer- und angstvollen Lebens.

Morgen im Harz.

Von Dünsten schwer, von Wolken schwarz,
Sah' düster drein der ganze Harz:
Und die Welt, die war trübe.
Da kam hervor der Sonnenschein,
Der lachte drein,
Ward Alles Freudigkeit und Liebe.

Er legt sich an des Berges Hang,
Da ruht er still, da ruht er lang,
In tiefer, seel'ger Wonne.
Zu Berges Gipfel er dann ging,
Den ganzen Gipfel er umfing:
Wie liebt der Berg die Sonne!

Dresden, 1815.

Auf die Sistinische Madonna.

Sie trägt zur Welt ihn: und er schaut entsetzt
In ihrer Gräu'l chaotische Verwirrung,
In ihres Tobens wilde Raserei,
In ihres Treibens nie geheilte Thorheit,
In ihrer Quaalen nie gestillten Schmerz, —
Entsetzt: doch strahlet Ruh' und Zuversicht
Und Siegesglanz sein Aug', verkündigend
Schon der Erlösung ewige Gewißheit.

1819.

Unverschämte Verse,

(gedichtet auf der Reise von Neapel nach Rom im April 1819. Mein Hauptwerk war im November 1818 erschienen.)

Aus langgehegten, tiefgefühlten Schmerzen
Wand sich's empor aus meinem innern Herzen.
Es festzuhalten hab' ich lang' gerungen:
Doch weiß ich, daß zuletzt es mir gelungen.
Mögt euch drum immer wie ihr wollt gebärden·
Des Werkes Leben könnt ihr nicht gefährden.
Aufhalten könnt ihr's, nimmermehr vernichten:
Ein Denkmal wird die Nachwelt mir errichten

1820.

An Kant.*)

Ich sah Dir nach in Deinen blauen Himmel,
Im blauen Himmel dort verschwand Dein Flug.
Ich blieb allein zurück in dem Gewimmel,
Zum Troste mir Dein Wort, zum Trost Dein Buch. —

*) „Der Tag, an welchem Kant verschieden, war so klar und wolkenlos, wie es bei uns nur wenige giebt: nur ein kleines, leichtes Wölkchen im Zenith schwebte am azurblauen Himmel. Man erzählte, ein Soldat habe auf der Schmiedebrücke die Umstehenden darauf aufmerksam gemacht mit den Worten: Sehet das ist die Seele Kants, die gen Himmel fliegt." (C. F. Reusch, Kant und seine Tischgenossen, S. 11.)

Da ſuch' ich mir die Oede zu beleben
Durch Deiner Worte geiſterfüllten Klang:
Sie ſind mir alle fremd, die mich umgeben,
Die Welt iſt öde und das Leben lang.

(Unvollendet.)

Berlin, 1829.

Räthſel der Turandot.

Ein Kobold iſt's zu unſerm Dienſt geworben,
Uns beizuſtehn, in unſ'rer vielen Noth.
Im Elend wären Alle wir geſtorben,
Ständ' er uns nicht tagtäglich zu Gebot.

Doch ſtrenger Zucht bedarf's, ihn zu regieren
Daß ſtets gefeſſelt bleibe ſeine Macht;
Man darf ihn aus den Augen nicht verlieren,
Ihn keine Stunde laſſen außer Acht.

Denn ſeine Art iſt Teufelsliſt und Tücke:
Er brütet Unheil, ſinnet auf Verrath;
Er ſtellet unſerm Leben nach und Glücke,
Bereitet langſam grauſenvolle That.

Gelingt es ihm, die Feſſeln zu zerbrechen,
Und wird des lang beſeufzten Zwangs er los;
So eilt er, für die Knechtſchaft ſich zu rächen,
Und ſeine Wuth iſt, wie ſein Jubel, groß.

Er iſt nun Herr, und wir ſind ſeine Knechte:
Umſonſt iſt jeglicher Verſuch fortan,
Zurückzubringen unſre alten Rechte:
Der Zwang iſt aus, gebrochen iſt der Bann.

Des Sklaven wilde Wuth iſt losgebunden,
Sie füllet Alles jetzt mit Tod und Graus:
In kurzer Friſt, in wenig Schreckenſtunden,
Verſchlinget ſie den Herren und ſein Haus.

1830.

Der lydische Stein,

eine Fabel.

Auf einen schwarzen Stein war Gold gerieben;
Ein gelber Strich jedoch war nicht geblieben:
„Dies ist nicht ächtes Gold!“ so riefen Alle.
Man warf es hin, zu schlechterem Metalle.

Es fand sich spät, daß jener Stein, obzwar
Von Farbe schwarz, doch kein Probierstein war.
Hervorgesucht kam jetzt das Gold zu Ehren:
Nur ächter Stein kann ächtes Gold bewähren.

1831.

Die Blumenvase.

„Sieh, wie nur wenige Tage, nur wenige Stunden wir blühen,“
Rief eine prangende Schaar farbiger Blumen mir zu,
„Dennoch schreckt sie uns nicht, diese Nähe des finsteren Orkus:
Allezeit sind wir ja da; leben ja ewig, wie Du“.

Frankfurt a. M., 1837.

In ein Exemplar des Trauerspiels Numancia von Cervantes, welches mir in einer Auktion zugefallen war, hatte der frühere Besitzer nachstehendes Sonnet von A. W. von Schlegel eingeschrieben. Nachdem ich das Trauerspiel gelesen hatte, schrieb ich die Stanze daneben, welche ich mit „Bruststimme“, wie Ersteres mit „Kopfstimme“, bezeichnet habe.

Kopfstimme.

Roms Heeren, die von langem Kampf erschlaffen,
Numancia frei und kühn entgegenstunde.
Da naht des unabwendbar'n Schicksals Stunde,
Als Scipio neu der Krieger Zucht erschaffen.

Umbollwerkt nun, verschmachtend, helfen Waffen
Den Tapfern nicht; sie weihn im Todesbunde
Sich, Weiber, Kinder, Einer Flamme Schlunde,
Um dem Triumph die Beute zu entraffen.

So triumphirt, erliegend noch, Hispania:
Stolz wandeln ihre Heldenblutverströmer
Zur Unterwelt, auf würdigem Kothurne.

Wen Libyen nicht erzeugte, noch Hyrkania,
Der weint: es weinten wohl die letzten Römer
Hier an des letzten Numantiners Urne.

A. W. v. Schlegel.

Bruststimme.

Den Selbstmord einer ganzen Stadt
Cervantes hier geschildert hat.
Wenn Alles bricht, so bleibt uns nur
Rückkehr zum Urquell der Natur.

1845.

Antistrophe zum 73sten Venetianischen Epigramme.

Wundern darf es mich nicht, daß Manche die Hunde verläumden:
Denn es beschämet zu oft leider den Menschen der Hund.

1857.

Anziehungskraft.

Gedanken und Witze willst Du verschwenden,
Den Anhang der Menschen Dir zuzuwenden?!
Gieb ihnen was Gutes zu fressen, zu saufen:
Sie kommen in Schaaren Dir zugelaufen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berichtigungen.

Erſter Band.

Seite 129, Zeile 14 v. u., ſtatt: de, lies: the
» 167, » 8 v. o., ſt.: πατα, l.: κατα
» 197, » 11 v. o., ſt.: profeſſer, l.: profeſſor
» 211, » 11 v. o., ſt.: meiter, l.: weiter
» 215, » 8 v. u., ſt.: poſitive, l.: poſitiven
» 311, » 7 v. u., ſt.: wirkende, l.: wirkenden
» 435, » 18 v. o., ſt.: summo, l.: summos

Zweiter Band.

Seite 52, Zeile 1 v. o., ſtatt: chniebo, lies: doch ein
» 61, » 1 v. u., ſt.: cene, l.: ſcene
» 139, » 5 v. o., ſt.: kleine, l.: kleinſte
» 203, » 13 v. u., ſt.: die am brechbarſten, l.: die am meiſten brechbaren
» 204, » 1 v. o., ſt.: Stunde, l.: Stande
» 242, » 11 v. u., ſt.: dennoch, l.: demnach
» 244, » 1 v. o., nach édition l.: de
» 286, » 14 v. o., ſt.: das, l.: daß
» 383, » 3 v. u., ſt.: manifes, l.: manifest
» 475, » 14 v. u., ſt.: noch, l.: doch
» 476, » 2 v. u., ſt.: Mit, l.: Mir

GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY

B000361381

This volume preserved
with funding from the
National Endowment for
the Humanities, 1990.